image not available

26267.13

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

SAMUEL SHAPLEIGH

CLASS OF 1789

LIBRARIAN OF HARVARD COLLEGE
1793–1800

Digitized by Google

Deutsche Alpensagen.

Gesammelt und herausgegeben

von

Johann Nepomuk Ritter von Alpenburg.

Wien 1861.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hofbuchhändler.

Digitized by Google

1861, Nov. 15.
$ 1.65
Shapl. Fund.

Digitized by Google

Als der Herausgeber dieses Buches seine „Mythen und Sagen Tirols, gesammelt und herausgegeben von Johann Nepomuk Ritter von Alpenburg. Mit einem einleitenden Vorwort von Ludwig Bechstein. Zürich, Verlag von Meyer und Zeller 1857." erscheinen ließ, ahnte er noch nicht ganz den Reichthum einer stets nachquellenden Sagenfülle aus seinen heimathlichen Thälern und Bergen, die ihm aller Orten entgegenströmte — und einmal innig eingelebt in die Zauberkreise der heimischen Sagenwelt — zog es ihn unwiderstehlich dazu hin, weiter zu sammeln. Frucht dieser Mühe ist die vorliegende neue Sammlung; möge sie mit der gleichen Liebe aufgenommen werden, die der ersten zu Theil ward! Möge auch sie deutsche Mythographen als Wegweiser zu manch ungeahnten Fundorten, zu neuen Entdeckungen leiten! In Folge dieses Wunsches wurde ihr mit Bedacht und Absicht eine andere Form, wie die nach mythischen Gebieten, eben die wegweisende, landdurchwandernde gegeben, dabei jedoch die vollste Rücksicht auf Volksthümlichkeit genommen und wobei die Einfachheit der Volksüberlieferung beibehalten blieb.

Indem auf solche Weise nach wohlerwogenem Plane Thal auf Thal und Höhenzug um Höhenzug durch- und überwandert wird, und die Sagen in ununterbrochener Reihe auf einander folgen, ergeben sich doch mehrere große und bedeutende, zum Theil in sich abgeschlossene Gruppen, die sich dem Auge des Lesers auf der Landkarte also darstellen:

A. Sage 1 bis 32. Salzburger **Grenzland** gegen Tirol zu; dann Strubthal, Großachenthal, Pinzgau und Kaisergebirge.

B. Sage 33 bis 132. **Unterinnthal** mit seinen Seitenthälern,

Alpbachthal, Zillerthal, Achenthal, Wattenthal, bis zur Landeshauptstadt Innsbruck und deren Umgegend.

C. Sage 133 bis 223. **Oberinnthal**, zunächst mit einer Abzweigung des Zuges nach Lermos, Ehrenberg und Reutte nebst Umgegend bis zur bairischen Grenze; Lechthal nebst Hochtennen. Uebergang nach Imst, Silz, Oetzthal. Nun Stanzerthal, Paznaunerthal, **Vorarlberg**. In Bezug auf letzteres wurde nicht ausführlich alles vorhandene Material aufgenommen, um das verdienstliche Sagenwerk von Vonbun über dieses Gebiet nicht zu beeinträchtigen.

D. Sage 224 bis 296. Eigentliches Oberinnthal von Landeck und Umgegend aus über Nauders, mit Abschweif in das anstoßende Grenzthal des Engadin. Daran schließen sich Vintschgau, das Etschthal, und mit Berücksichtigung der Seitenthäler, z. B. des Passeierthales, die Thalstrecke bis Meran und Botzen.

E. Sage 297 bis 401 bilden eine abgesonderte Wanderung, nämlich die von Innsbruck aus durch das Wippthal mit seinen Seitenthälern, das Pusterthal, und über Kaltern wieder in das Etschthal herab nach Wälschtirol.

So schließt sich ein bedeutender Kreis größtentheils noch niemals im Druck veröffentlichter und ganz selbstständig bearbeiteter Gebirgssagen ab, der den Kundigen erfreuen und den großen deutschen Sagenschatz wesentlich bereichern wird. Auch dieses Buch gehört, wie alles was ich sinne, thue und denke, dem theuern Vaterlande.

Büchsenhausen im Wonnemonat 1860.

Alpenburg.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Alphabetisch geordnetes Sachregister.

(Die Ziffern weisen auf die Seiten.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

1.

Maria Elend.

In der Rauris, einem Seitenthale der Salzach mit gleichnamigem Hauptorte, nahe beim Dorfe Embach, verlor sich einst ein Kind. Lange suchten es im ganzen Gebirge die bekümmerten Aeltern und ließen es suchen. Endlich wurde es schlummernd unter einem alten vergessenen Marienbilde, das in öder Wildniß verlassen stand, gefunden, und die hocherfreuten Aeltern gelobten und erbauten aus Dankbarkeit eine Kapelle, in welcher jenes Bild aufgestellt wurde. Bald geschahen vor demselben und durch dasselbe Wunder, und Erzbischof Hieronymus von Salzburg ließ eine neue stattliche Wallfahrtskirche an jener Stelle aufführen, mit einem sehr hohen Kirchenthurme, und in dieser nun das alte Bild aufstellen.

Der Name solcher Kirchen, an die sich die Sage von der Hilfe der göttlichen Jungfrau im Elende der Menschen knüpft, begegnet uns öfter. Bekannt ist die Wallfahrtskirche „Maria Elend" im Drauthale. Auch auf dem Harze findet sich derselbe Name in Verbindung mit einer sehr schönen poesievollen Sage *).

2.

Die entrische Kirche.

Nicht fern am Wasserfalle der Gasteinerache und der schauerlichen Klamm bei Innsbruck zeigt sich hoch oben an der Kalkfelsenwand eine Höhle, welche die Umwohner die entrische Kirche nennen, was ohngefähr so viel als Riesenkirche besagt. Mächtige Riesen

*) L. Bechstein's deutsches Sagenbuch 399.

und wilde Männer, wie sie auch auf dem Salzburger Untersberge heimisch waren, hausten dort droben, besaßen furchtbare Stärke, warfen eiserne Pflugschaaren über das ganze Thal hinweg, neckten aber auch die drunten ziehenden Wanderer, und warfen diese mit Aepfeln, die sie von den Bäumen nahmen, welche vor ihrer Felshöhle wuchsen. Bisweilen überraschten die wilden Männer auch die Thalbewohner durch unverhoffte Geschenke von Milch und Butter, die sie ihnen in alterthümlich geformten Schüsseln vor die Thüren stellten.

Die Sage liebt es, Bergeshöhlen nicht selten Kirchen zu nennen, und sie mit Riesen und Heiden in Verbindung zu bringen. So ist hoch über dem Kapruntthale am Wiesbacherhorn auch eine Heidenkirche, und wie die Sage gern ihre wilden Männer und Riesen als Heiden bezeichnet, so begegnet es in Schwaben, daß auch Zwergwichtlein Heiden genannt werden.

3.

Wie der Teufel nimmer in die Hölle wollte.

Zu einer Zeit hat jeder, der bei Nacht durch den Wald zwischen Hallein und Kuchl zu gehen hatte, einen kräftigen Segen gesprochen; es hielt sich nämlich in diesem Walde der leibhaftige Teufel auf. Er hatte zwar nicht Gewalt, jemand ein Leid zuzufügen, sondern sprang nur immerfort jauchzend über den Weg hin und her und spie dabei Flammen aus. Dieses war jedoch gar fürchterlich anzusehen, so daß mancher vor Schrecken daheim erkrankte. Auf das Bitten der Leute versuchte bisweilen ein Geistlicher den Gottseibeiuns zu bannen, aber keiner hatte Macht über ihn, ja, er lachte sie nur aus, und deckte spottweise ihre eigenen geheimen Schwächen auf, und trieb sein Unwesen weiter. Endlich kam ein Priester, der durch sein frommes Leben fast ein Heiliger geworden; dem konnte der Teufel nicht das Geringste vorwerfen, ausgenommen ein paar Studentenstreiche. Als der Beschwörer dem Teufel befahl von hinnen zu weichen, da wurde er traurig und bat, ob er statt in die Hölle zurück zu gehen, sich nicht in einem Grashalm verbergen dürfte? Der Priester bewilligte es nicht, daher flehte der Teufel, daß er doch auf einer Höhe oder Bergspitze weilen dürfe — auf einer so abgelegenen

und unzugänglichen, wohin niemals eine lebende Seele kommen würde. Als ihm auch dieses abgeschlagen wurde, flehte er endlich um die Erlaubniß in die Tiefe einer schmutzigen Lache zu fahren, die nebenan lag. Aber auch diese Bitte war umsonst, der Böse mußte heulend in den Abgrund der Hölle zurück. Diese Sage wird von Andern etwas verändert erzählt: es habe der Priester den Teufel in die Mitte des Tännengebirges hinein verbannt, allwo selbiger noch rumore und gräulich umherspuke, aber niemand schaden können soll; vielmehr jauchzt und juheit er nach wie vor, macht Bocksspründe die Kreuz und Quere und ist so recht, was man sagt: „verteufelt lustig."

4.

Maria Brunneck.

Am Fuße des Tännengebirges zieht die Gebirgsstraße durch den weit berühmten Paß Lueg und kommt zu einer Kapelle, von welcher eine legendenhafte Sage geht. Einst wandelte die heilige Jungfrau Maria, die Mutter Gottes, durch dieses Bergland, war sehr erschöpft und durstig, und ließ sich zur Ruhe in der Ecke einer Felsenwand nieder. Da entsprang alsbald ein frischer Quellbrunnen dem Schooße der Erde, um die Dürstenden zu laben, wie er noch heute thut, und dann wurde der geheiligte Ort geweihet, Maria Brunneck benannt, und die Kapelle dort erbaut.

Es ist ein noch unerforschter und unergründeter Zug in der deutschen Sage, daß die heiligsten Persönlichkeiten der christlichen Kirche, Christus und Maria, mitten in unwegsamen und unwirthbaren deutschen Gegenden aufgetreten sind, und allda Spuren ihres Daseins zurückgelassen haben sollen, so z. B. im Thüringerwalde bei Liebenstein, auf der Schwäbischen Alp, im Fichtelgebirge u. a. m.

5.

Der Schneider von Unken *).

Im Loferthale, unweit der bayrischen Grenze, liegt der weitschichtig gebaute Ort Unken, eingeschlossen von einer erhabenen

*) L. Bechsteins deutsches Sagenbuch S. 983. — Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols. S. 189.

Bergwelt. Dort lebte einst ein Schneider; der war ein gewaltiger Jäger, aber nur heimlich, denn offen durfte er seinem Gelüste nicht nachgehen, gleichwohl hielt er sich einen großen Fanghund, trotz einem Fürsten. Am Tage saß er fleißig bei der Arbeit und warf manchen guten Lappen in die Hölle, Abends aber warf er sich in die Joppe, setzte den spitzen Hut mit dem Gamsbart auf, hing den Stutzen über die Schulter und ging bürschen. Eines Abends hatte selbiger Schneider ein absonderliches Abenteuer.

Er war schon auf dem Heimweg sammt seinem Hunde, da geht plötzlich ein großer langer Mann schweigend neben ihm her, bietet keinen Abend *), und es weht von ihm aus den Schneider eiskalt an.

Leise, zitternd, ruft dieser den Fanghund; der aber klemmt den Schwanz zwischen die Beine, graunzt und gibt Fersengeld, voraus nach Unken zu. Dem Schneider ward bang und bänger; ganz in der Stille langt er nach seinem Messer und Gabelbesteck in der Hosentasche, theilt's, nimmt in die eine Hand das Messer, in die andere die Gabel, um nöthigenfalls eine Wehre zur Hand zu haben gegen den Schwarzen.

Dieser aber achtet gar nicht des Schneiders, er begleitet ihn nur bis unter den Wendberg und bis zur Säumerbrücke unter'm Mitterberg. Dort stand der Schwarze still, bog sich über das Wasser, machte sich immer länger, und auf einmal schnappte er hinunter und war weg. Der Schneider kam mehr todt als lebendig nach Unken heim, prügelte den Fanghund fast todt vor Zorn, zerschlug sein Gewehr, zerzauste den Gamsbart, und ist nachher mit keinem Tritt wieder bürschen gegangen.

6.

Das wilde Gejaid.

Im Dorfe Liefering bei Salzburg war ein lustiger Junggeselle, der nie ein „Gatterl" auf seinen Wegen aufmachte, sondern allzeit wie eine Gams drüber weg sprang, er mochte auch nicht gern irgend einen „Ländler" oder „Bäurischen" versäumen, und nicht wegbleiben, wo es lustig war, und „ein blaues Rachl" aufging. Wie

*) Abend (Morgen) bieten — soviel als grüßen.

er einmal nach Mitternacht von den Spielleuten und fleißig begrüßter Weinflasche aus Salzburg nach seinem Heim ging und noch die Geigen und Klarinetten nachsummen hörte, daß er fast in Versuchung gerieth, auf offener Strasse zu tanzen, da wurde er plötzlich durch einen Höllenlärm, welcher immer näher heran kam, aus seinem Rausch aufgeschreckt, und ward nüchtern, als ob er nur Wasser getrunken hätte. Holla Bua! sprach der Lieferinger zu sich selber, das geht einmal nicht natürlich her: da ist gewiß das wilde Gejaid im Anzuge. Und kaum hatte er dahin geschaut, woher der Lärm gekommen, so überzeugte er sich alsbald, daß er sich nicht geirrt habe. Er streckte sich sogleich auf den Boden hin, und legte Hände und Füße kreuzweis übereinander, und das wilde Gejaid fuhr ganz knapp über ihn vorbei mit erschrecklich verworrenem Geheul, Hundegebelle, Katzengeschrei, Roßgewieher, Raubvogelgekrächze und Natterngezisch. Zum Glück stürmte alles rasch vorüber, und ist ihm weiter nichts geschehen.

7.

Verwandelte Kohlen.

Eine Bäuerin auf einem zwischen der Stadt Salzburg und Berchtesgaden gelegenen Hofe begab sich einst spät am Abend in den Keller, Milch zu holen, um für ihr kleines Kind noch einen Brei zu kochen.

Da erblickte sie in einer Ecke desselben ein Häuflein Kohlen, worüber sie sich wunderte, denn sie hatte keine dahin gelegt, auch nie welche gesehen. Doch nahm sie einige Stücke mit sich hinauf in die Küche, weil sie einen gar wundersamen Glanz verbreiteten und legte sie auf den Küchentisch.

Am andern Morgen lagen eben so viele blanke Thaler an der gleichen Stelle, wohin sie die Kohlen gelegt hatte; aber als sie um die andern Kohlen in den Keller hinab stieg, waren alle verschwunden; sie hat halt auch die Zeit zu benützen nicht verstanden, wie so viele andere Menschen.

der Benennung „Kundlkraut“ hoch gehalten ist. Das Kraut ist der heiligen Jungfrau Maria zu eigen und geheiligt und daher ein wahres Heilkraut. Die heilige Jungfrau machte sich nämlich bei ihrer Vermählung mit dem heiligen Joseph ein blühendes Kränzlein aus diesem bescheidenen Kraute, daher hat dasselbe so große Kraft, und noch immer brauchen es die Jungfrauen im Unterlande und im daran stossenden Salzburgerlande zu Kränzen, oder stellen es, zum Schutz gegen den Bösen, in die Fenster ihrer Schlafkammern; denn nicht selten schon ist der Böse in Gestalt eines grünen Jägers zu den Dirnen fensterln gegangen, hat angeklopft, und die, welche ihm aufthat, durch die Lüfte auf und davon geführt. Fast gleich heilsame Wirkung hat auch nach dem Volksglauben nicht nur in benannten beiden Ländern, sondern auch im übrigen Deutschland der „goldene Widertod“ gewöhnlich „Widerton“ (Polytrichum commune), den man volksmündlich „Widritat“ nennt.

Einmal lebte an der Salzburgergränze in einem der neun einsamen Bauernhöfe bei Strub eine Näherin, die war über die Maßen eitel und hoffärtig, kein Kleid war ihr zu gut und prachtvoll genug; am liebsten wäre sie in Silber und Goldstoff einhergerauscht, wie eine Prinzessin; dafür aber war die Näherin auch in der That so schön wie eine stolze Tulipane, und es bewarben sich viele Buben von nah und ferne um ihre Liebe. Allein sie wies alle mit Hochmuth zurück, denn keiner von allen schien ihr vornehm genug gekleidet zu sein. Da kam von weit her ein fremder Bursche, der trat für den Sommer bei einem Bauern in der Nachbarschaft als Knecht in den Dienst. Er übertraf durch seine schmucke Gestalt alle Buben, so viel auch der Näherin unter die Augen gekommen waren, und sein G'wand (Kleidung) war verschwenderisch genug: die Jacke vom feinsten Tuch mit großen Silberknöpfen, und um den Hut die goldene Schnur. Das funkelte der eiteln Näherin so tief in's Herz, daß der fremde Bub am Morgen ihr erster und Nachts ihr letzter Gedanke war, und sie kamen auch bald überein, mit-

sammen fortzuwandern in die weite Welt, wo sie unbelästigt von ordentlichen Bauersleuten und den Vorwürfen ihrer Mutter, welche mit ihr die Stube theilte, in Saus und Braus und Lustbarkeiten — sie nannten es „für ihre Liebe“ — leben könnten, und die Nacht wurde bestimmt, in welcher der schmucke Knecht die schöne Dirne abholen sollte. Aber der Mutter war dieser Mensch von jeher zuwider gewesen, seine schwarzen glühenden Augen und das Unheimliche an ihm machten sie immer erbeben, wenn sie seiner ansichtig wurde. Doch wenn sie ihr Bedenken der Tochter mittheilte, lachte diese darüber nur oder wendete sich unwillig weg. Da also nichts fruchtete, so befestigte die Alte vor dem Fenster ihrer Wohnung frisches Kundlkraut und Widritat, und dachte sich dabei: Nützt's nicht, so schadet's nicht, und die Alten waren auch keine Narren, und der liebe Gott und die heilige Jungfrau haben das Vertrauen nie zu Schanden werden lassen. Und wie der Knecht um Mitternacht seine Näherin abzuholen kam, blieb er in einiger Entfernung stehen — und fuhr flammend durch die Luft und schrie:

Kundlkraut und Widritat
Hab'n mi um d'Nahd'rin braht!

Das hat ein Mann gehört und gesehen, der die Nacht durch botenweise gehen mußte, und so ists offenbar geworden. Dieselbe Sage geht auch wörtlich, so wie hier steht, im Zillerthale volksthümlich um, nur mit der kleinen Abweichung, daß die Mutter der Näherin selbst den Bösen gesehen und gehört hat.

9.

Das Loferer Fräulein.

(1. Sage.)

Bei Lofer, an der Gränze zwischen Tirol und Salzburg, ist im Gebirge eine Höhle, in welcher ein Fräulein wohnt, welches reiche Schätze besitzt und zu erlösen wäre, aber nur wenige gelangten in ihre Nähe; gewöhnlich erblickten die Eintretenden ein unheimliches Wasser, in dessen tiefen Schlünden sie untersinken müßten und mit Leib und Seele verloren wären. Da war im Dorfe ein armes Ehepaar, welches zwei Kinder hatte, die in Gesellschaft eines alten Bettlers in der Nachbarschaft herum gehen mußten, zu betteln.

Wasser sehe. Die Kinder, welche noch rein und ganz unschuldig waren, gingen trockenen Fußes durch den Felsengang, und gelangten zu einem grünen Platz, auf welchem ein paar prächtige Häuser standen. Vor dem einen Hause stand eine schöne Jungfrau, welche die Kinder baten, sie möchte ihnen für ihre armen Aeltern daheim etwas schenken. Die schöne Jungfrau blickte sie freundlich an, führte sie in's Haus und in ein fürstlich eingerichtetes Zimmer, gab ihnen zu essen und zu trinken und sprach: Mehr kann ich euch für heute nicht geben, aber bleibet bei mir über Nacht, dann sollt ihr morgen so viel bekommen, als ihr zu tragen im Stande seid, und womit euern Aeltern und euch für viele Jahre geholfen sein wird. Eins aber merkt euch, setzte die Jungfrau hinzu, nicht fürchten dürft ihr euch, wenn ihr während der Nacht außerordentlich schaurige Erscheinungen sehen solltet, denn ihr steht in Gottes Hand, und der Schutzengel ist an eurer Seite — euch wird nichts geschehen, und ihr könnt mich sogar erlösen, und dann werdet ihr glücklicher als der Kaiser. Die armen Kinder gelobten, sich nicht zu fürchten und gingen in das Schlafzimmer der Jungfrau, welche nahe zu ihrem schönen Bette auch Betten für die kleinen Gäste hinstellen ließ, wo sie dann bald entschlummerten. Aber um Mitternacht erweckte sie Flammengeprassel, sie sprangen empor und sahen das Bette der Jungfrau lichterloh brennen, und sahen, wie sie sich in den Flammen wälzte, die von fürchterlichen Geistergestalten neu angefacht wurden, wenn sie zu verlöschen schienen, und sahen des Schrecklichen mehr und mehr, und so viel, daß sie von ihren Betten hinaussprangen und ohnmächtig zu Boden sanken. Der goldene Morgenstrahl fiel schon lange in's Zimmer, als die zwei Kinder aufwachten, und das schöne Bett wie eh und vor, und alles im Zimmer so rein und ohne Brandzeichen fanden, daß sie gar nicht wußten, wie ihnen geschah. Und als die neben ihnen stehende Jungfrau in der gleichen Schönheit und Milde mit ihnen sprach, da hätten sie alles für einen bösen Traum gehalten, wenn sie dieselbe nicht belehrt hätte, daß sie in jeder Nacht eine solche Pein leiden

Almosen zu geben: nur dem Manne, dem alten Bettler, der sie begleitet habe, und ein großer Bösewicht sei, dem sollten sie keinen Pfennig davon mittheilen — so befahl die Jungfrau. Ihr dürft auch nicht beim Eingang hinaus, wo ihr herein gekommen seid — sagte sie — der böse Bettler paßt dort und würde euch das Gold abnehmen und euch tödten. Folgt meinem Befehl, und kommt in dreimal sieben Tagen wieder her, dann wollen wir über das Erlösungswerk mehr sprechen. Sprach's und führte die Kinder durch einen verborgenen Gang vor die Höhle hinaus, und diese liefen eilend nach der Heimat. — Im Bettlerhause war nun alles anders geworden. Die Zimmer neu eingerichtet, Speck im Rauchfang und Schmalz in der Küche genug und Freude überall. Auch die Armen wurden gut bedacht, nur der böse Bettler nicht. Der wußte aber so bitterlich zu weinen ob dem Undank, da er den Kindern die Glücksquelle gezeigt, daß die Kinder gerührt wurden, und die Aeltern nicht minder, und ihm eine ansehnliche Summe vom Golde der Jungfrau schenkten. Nach dreimal sieben Tagen gingen die Kinder in die Höhle; doch wie sie einige Schritte vorwärts schlichen, fanden sie alles voll Wasser; und eine höllische Lache erscholl vom bösen Bettler, der beim Eingang stand, der etwas mehr wußte, als andere Leute, und der sagte, daß es mit der Erlösung nun alle sei, weil sie dem ersten Schritte dazu, „dem Gehorsam", nicht entsprochen, und gegen den Auftrag der Geberin ihm ihr Gold geschenkt hätten.

10.

Das Loferer Fräulein.

(2. Sage.)

In Lofer lebte eine arme Witwe mit einem einzigen Kinde, einem Mädchen; ihre ganze Nahrungsquelle war eine Kuh, und diese stürzte von einem Felsen und kam um. In ihrem Jammer um ihr letztes, ihr entrissenes Gut, gedachte die Witwe an das Loferer Fräulein, von dem die Rede ging, daß es allen wahrhaft bedürftigen, aber auch wahrhaft guten Menschen sich hilfreich erzeige, und faßte

den Entschluß, die Hilfe dieses wunderbaren, in eine nahe Berg-höhle verwunschenen Fräuleins auch in Anspruch zu nehmen. Sie theilte diesen Entschluß ihrem Seelsorger mit, der denselben miß-billigte und ihr die Gefahren vormalte, welche dort drohten: der Wildbach, der feurige Hund, die Tücke aller Dämonen. Aber die Witwe wollte sich nicht abwendig machen lassen, und so gab ihr denn der Pfarrer den Rath, daß sie sich durch den Empfang der heiligen Sakramente reinigen und läutern, ihr Kind mitnehmen und in Gottes Namen gehen solle.

Sie kam mit ihrem Kinde, welches nur erst zwei Jahre zählte, fand den reißenden Wildbach, über den ein Steg aus dem feinsten Sand gelegt war, der beim Darauftreten zu brechen drohte, aber doch nicht brach, als ihn die Witwe beschritt. Als der Steg überschritten war, gelangte die Witwe an einen Felsen, auf diesem saß das Fräulein, und neben ihr der Hund, der laut bellte, aber angekettet lag. Nur den, der mit einer Todsünde auf dem Gewissen sich zu nahen wagte, durfte der Hund zerreißen.

Die Frau grüßte mit demuthsvoller Verneigung das Fräulein und dieses fragte: Was Guts? Die Witwe hob ihr Kind empor, das seine Händchen faltete und sprach: J thät recht schön um etwas bitten! So komm herein in mein Haus! entgegnete die Jungfrau, schlug mit einem ehernen Stabe, der von edlem Roste grün schimmerte, an den Felsen, drehte sich selbst dreimal um, wo-bei sie immer größer zu wachsen schien, und schritt dann der Witwe durch eine Oeffnung in dem Felsen, die sich alsbald gebildet hatte, voran. Innen lag ein schönes Schloß auf einer grünen Wiese, die mit ungewöhnlichen Blumen und Bäumen bewachsen und auch durchflossen war von einem silberhellen Bache. Das Schloß hatte sieben Thürme und auf jedem derselben strahlte ein großer Kar-funkel, so daß die Umgebung hell beleuchtet war, und der Glanz blendete fast die verwunderte Witwe, welche von dem Fräulein jetzt gefragt wurde, was sie wünsche und wie viel sie wolle? Die Witwe begehrte nicht mehr als nur so viel, daß sie sich wieder ein Kühlein anschaffen könne, und das Fräulein belobte diese Bescheidenheit, machte aber noch zur Bedingung, daß die Witwe ihr auf drei Jahre ihr Kind überlasse. Es solle diesem ganz gut ergehen. Das war freilich ein harter Punkt, doch willigte endlich die Frau ein, ging

Jahre herum waren, konnte sie kaum die Zeit erwarten, ihr Kind wieder zu holen. Die Witwe empfing, wie früher, die heiligen Sakramente, fand alles wie beim Erstenmale, und da das Fräulein fragte, was sie wolle? so antwortete sie: Gar nichts, als mein Kind. Mit trauriger Miene gab das Fräulein das Kind zurück, das nun fünf Jahre alt und sehr schön geworden war, und zugleich so viel Geld, daß beide genug zu leben hatten. Das Kind wuchs zu einem schönen Mädchen heran, blieb aber stets still und verschlossen, hat nie Tänze besucht und sich nie verheirathet. Am liebsten war es allein, und es war, als läge ein Schleier über sein Leben gebreitet.

11.

Das Loferer Loch.

Auf einer Höhe, unweit Lofer, geht ein Gang in die Erde, welcher sehr lang sein soll. Wer sich hinein wagt, gelangt nach vielem Steigen über Kies und Stein zu einem kleinen See, welchen man den „Loferer-See" nennt, und der stark mit Schilf durchwachsen ist. In der Mitte sitzt eine schöne weiße Jungfrau auf einem Felsen, in welchem ein kostbarer Schatz in einer Truhe bewahrt wird, welchen die weiße Gestalt hütet. Woher und warum alles so gekommen ist, erzählt die Volkssage auf folgende Weise:

Vor vielen Jahren stand auf diesem Platze eine königlich geschmückte Grafenburg. Der Graf war aber ein wilder, schlechter, stolzer Mann, ein Scheusal mit einem Worte. Er schwelgte und verbrausete Tausende wegen seiner Gelüste; wenn aber ein Armer kam, um nur die Brosamen zu erbitten, die vom Grafentische fielen, so wurde der Arme mit Hunden zum Schlosse hinaus und durch den Garten gehetzt, worüber der Graf jedesmal herzlich lachen, und sich weidlich ergötzen konnte. Abends vor einem heiligen Frauentag war beim Grafen bis tief in die Nacht hinein ein großartiges Fest-, eigentlich Saufgelage, und der Jäger des Grafen wollte sich auch gütlich thun, und schlich mit einer Kerze in der Hand in den

Keller hinab. Und wie er bei der Pulverkammer vorbei ging, die in der Nähe war, dachte er nicht daran und schneuzte das Licht mit den Fingern, warf den glühenden „Lichtputzn“ (die glühende Schnuppe) weg, und der Zugwind führte ihn gerade durch ein unverglastes Gitterfenster in deren Thüre und auf ein offenes Pulverfäßchen. In diesem Augenblick erdröhnte ein entsetzliches Krachen, und das ganze Schloß flog in die Luft, alle Bewohner und Gäste wurden unter seinen Trümmern begraben, und der böse Graf fuhr in den Abgrund hinunter und soll zu einem Höllenhund verwunschen sein, um die vielen Schätze zu hüten, von denen er einen so übeln Gebrauch gemacht hatte. Wer aber die weiße Gestalt mit der Truhe sein soll, das hat noch kein Mensch bisher erfahren können.

12.

Die Riesenkanne *).

Aus dem Loferthale erhebt sich mit andern ein stattlicher Bergkopf, benannt das Pechhorn. Auf diesem steht der Sage nach eine silberne Riesenkanne, und diese ist voll geschmolzenen Goldes, welches bisweilen überfließt. Schade, daß sie sammt ihrem Ueberfluß unsichtbar ist. Nur in heiligen Nächten und namentlich in der Sankt Johannisnacht ist es Sonntagskindern vergönnt, diese Kanne zu erblicken; ihrer jedoch habhaft zu werden, dazu gehören ganz besondere Begabungen und wundersame Constellationen. Noch niemals hat man vernommen, daß irgend ein Sterblicher so glücklich gewesen sei, aus jener Kanne auch nur einen Becher voll des rinnenden Goldes zu gewinnen.

13.

In Gottes Namen **).

Im Volke lebt der Glaube, daß, wenn jemand im Handel und Wandel betrogen wird und, ohne dieß zu wissen, beim Ab-

---

*) Vergl. Alpenburgs Myth. u. Sag. Tir. S. 189.

**) Variante der Sage „die Geldmesserinnen.“ Vergl. M. u. S. Tir. S. 188.

schlusse des Geschäftes spricht: „In Gottes Namen!“ Gott den Betrüger strafe, und zwar sehr bald, weil er sich der Sache so annehme, als sei er selbst betrogen worden. Das wird auch erzählt von jener Jungfrau zu Lofer, welche ihre blinde Schwester beim Messen des ererbten Geldes schändlich hinterging, sich das Staar oder das Gemäß stets voll füllte, und es bei der blinden Schwester stets umkehrte. Bald genug erfuhr die getäuschte Blinde durch Zuträger, was ihr widerfahren war, aber sie erhob keinen Streit, denn es war nun nichts mehr zu ändern, und sprach nur sanft und ergeben: „In Gottes Namen!“ Bald darauf erkrankte sie und starb und nun hatte die untreue Schwester Alles, und ärgerte sich, daß es jetzt keine vollen Schüsseln mit Geld zu erben gab. Auch half ihr der schlimme Trug nichts, den sie verübt hatte, denn sie erkrankte ebenfalls, starb zwar nicht, fiel aber in einen Zauberschlaf, von dem sie noch immer befallen ist.

Man sagt, ihr Haus stehe zu Lofer, und im Zimmer, das sie bewohnte, liege sie, es werde auch immer offen gelassen, damit sie Erlösung finde. Die Schlafende wie die Geldtruhe bewacht jedoch ein schwarzer Hund, und wer nicht die Bedingungen zur Erlösung ganz zu erfüllen vermag, kann nicht in die Truhe langen.

14.

Silbertraum.

Die drei Bauern von Reiterbühel, Michael Rainer, Christian Gasteiger und Georg Prugger kehrten im Jahre 1539 vom Kirchweihfeste zu Going am Sankt Michaelitag fröhlich nach Hause zurück, und ruhten vor Ermüdung unter einem Kirschbaume aus, der just am Wege stand. Sie schliefen ein, und jedem träumte von einem uralten Bergmännlein, dessen weißer Bart bis zur Erde reichte, in den Boden eingeführt zu werden, auf dem sie schliefen, wo Silber und Kupfer weit herum strahlten, sie mochten schauen und maulaufreißen so lange sie wollten. Und weil sie stets mehr und mehr sahen, sprangen sie vor Freude auf und — erwachten.

Erstaunt über den gleichen Traum scharrten sie am Boden, und siehe! sogleich blickte ihnen das blanke edle Erz entgegen.

Dieß war der Anfang des berühmten Silber- und Kupfer-

der Meeresfläche *).

15.

Die Höhlenjungfrau.

Hart an der bayrischen Gränze am Nordrande Tirols ohnweit Kössen liegt im Bereiche des Großachenthales die Wallfahrtskapelle Klobenstein, zu welcher man durch eine schauerliche Klamm, den Gränzpaß gleichen Namens, gelangt. Oben zieht sich über eine Brücke ein schmaler Weg zur Höhe und drunten in der Tiefe hat sich die brausende und tobende Ache ihr Bett gewühlt.

Diese Tiefe heißt das Entenloch, und nahe demselben geht eine Höhlenkluft in den Felsen hinein, in welcher eine Schatzhüterin wohnt, deren Schatz in einer Kiste verschlossen ruht, auf welcher ein feuriger Hund liegt. Diesen Hund konnte nach einem alten Bannspruch ein sündenloser Mensch herunter jagen und schlagen, ohne daß ihm ein Leides geschehe, und dann aus der Kiste so viel Gold nehmen, als er nur immer von dannen zu tragen vermochte. Nun waren einmal dort herum zwei Brüder, von denen der eine blödsinnig war, der andere aber wohl bei Verstand, nur daß er sich dem Trunke ergeben hatte. Der letztere hörte von der Jungfrau, dem Hunde und dem Schatze, und vermochte seinen blödsinnigen Bruder, sein Glück, versteht sich für ihn mit, zu versuchen, in die Höhle einzudringen und Gold heraus zu holen. Er dachte: bringt der Trottl ein Gold, so ists gut, so nehm ichs, und kommt er drinnen um, so ists kein Schad'.

Der Blödsinnige bewaffnete sich mit einem großen Knittel und tappte in die Felsenhöhle hinein. Da lag der feurige Hund und graunzte ihn an; der Trottl war nicht faul, sondern schlug auf den Hund los, und alsbald sprang dieser vom Kasten, den nun die Jungfrau aufschloß, worauf sich jener mit schwerem Golde belud. Neben der Kiste stand das Bett der Jungfrau, das war weich und weiß wie Schnee. Da sagte der Blöde gar nicht blöde: Firnaill, du

*) Vergl Alpenburgs Myth. u. Sag. Tir. S. 124.

sinnige hinaus, denn ein gebranntes Kind scheut das Feuer, doch da zeigte die Jungfrau in einen entgegengesetzten Höhlengang und sagte: Dort gehe hinaus, denn draußen am Entenloch wartet schon dein Bruder, will dich todtschlagen, dir das Geld nehmen, und dich in den Tobl werfen.

So war es in der That. Der schlechte Bruder wartete bereits, und als ihm der Trottl zu lange ausblieb, betrat er keck die Höhle. In diesem Augenblicke entstand ein Donnergekrach, erscholl ein Todesschrei und prasselten die Felsen brechend nieder auf den, der so Frevelhaftes im Schilde führte — jener hörte es noch mit Schrecken, tappte sich lange, lange im dunkeln Gange fort, und kam erst in den entgegengesetzten einsamen und öden Engen an einer überhängenden Felswand nach Anit oder Anöd (Einöde) im Winkel zu, wieder an das Licht des Tages. Und ob Anit oder Anöt geschrieben werden soll, woaß i a nit.

16.

Der Vaterschläger.

Zu Kößen steht ein Haus, in welchem ein mißrathener Sohn seinen alten Vater geschlagen hat, welcher stille leidend bald gestorben ist. Und als der Jahrestag dieses himmelschreienden Frevels kam, brannte dem bösen Sohne das Haus über den Kopf zusammen. Er baute es bald darnach größer und schöner auf, und abermal brannte es ab am Jahrestage der Unthat. Da zog der von Gotteshand verfolgte vom Orte, und man weiß nicht, wie es ihm ferner erging. Er hatte aber gewiß seinen Theil!

17.

Wie die Sennin mit dem Teufel tanzte.

Nahe dem Dorfe Kößen liegt die Egger-Alpe; auf dieser war eine junge Sennin, ein schönes lebenslustiges Madl, die tanzte für ihr Leben gern, und nichts ging ihr über's Tanzen.

Das wußten die Senner in der Nachbarschaft, kamen oft auf die Eggeralpe, brachten auch Madlen mit, Musik fand sich auch, denn wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen, und eine Violine, eine Schwögl oder ein paar Alpenzithern finden sich überall, und da tollte und tanzte das junge Volk oft bis nach Mitternacht. Eines Abends aber war die tanzlustige Sennin mit ihrer Kameradin ganz allein, und sehnte sich, von Langeweile geplagt, sehr nach dem Tanz. Alle Augenblicke sprach sie: Ach, wenn heut nur einer käme! Und da keiner kam, so rief sie im Unmuth: Tanzen muß i heut noch und sollt's mit dem Teufel selber sein! — Ihre Kameradin verwies ihr die Lästerrede, aber indem diese noch sprach, jodelte es über die Alpe her, helllaut und immer heller und gellender. — Hörst du's? Jetzt kommt Aner und gwiß a lustiger! Sakara, wie der jodln kann! Wie aner jod'lt, so tanzt er! — Und da trat ein Jäger in die Sennerhütte und fragte die Sennin gleich um's Tanzen, und sie sagte auch gleich freudig ja, denn alle Pulse schlugen ihr schon nach dem Vergnügen, und nun begann der Tanz; erst langsam, dann schnell und immer schneller, und der Tänzer hörte nicht auf, und die Tänzerin wurde bleich und athemlos, aber fort und fort riß ihr Tänzer sie herum im tollen Wirbel, und in der Stubenecke stand grinsend der Tod und geigte mit einem Knochen. Die Zuschauerin in Todesangst lief hinab und holte einen Priester — dieser kam eilend, und brachte mit harter Mühe den Jäger zum weichen, die Tänzerin aber fiel aus seinen Armen hin, steif und kalt, wie ein Holzblock. Sie war todt — der Jäger hatte ihre Seele mitgenommen.

18.

Der Name des Klobenstein.

Gern knüpft die Sage örtliche Namen an wunderbare Ereignisse, und prägt sie durch solche am tiefsten der Erinnerung der Bevölkerung ein.

Von der Wallfahrtskapelle „beim Klobenstein" geht die Sage, sie habe früher auf der andern Seite des Baches gestanden, sei aber von Engeln an die Stelle hinüber getragen worden, wo sie jetzt steht. Dort sperrte ursprünglich ein mächtiger Felsblock den

Pfad, und die frommen Waller, die aus Bayern über die Gränze herüber kamen, um in der Wallfahrt zu beten, mußten einen langen und beschwerlichen Umweg machen, um zu dem Gnadenorte zu gelangen. Da kam auch einst ein altes Mütterlein, das war weit von ferne hergewallt und konnte vor Müdigkeit kaum weiter, und erseufzte, als es den Felsenblock sah, und gedachte, daß noch ein großer Umweg zu der gleichwohl so nahen Kapelle zu überschreiten sei. Ach du Hochgebenedeite! rief das Mütterlein, wäre ich doch schon bei Dir in Deiner Kapelle, meine armen Füße tragen mich ja nicht mehr! Siehe, da schwebte mit einemmale die hochheilige Mutter aller Gnaden über den Felsblock, im himmelblauen Gewande mit silbernem Schleier und strahlend in überirdischer Schönheit. Und wie des Schleiers Saum den Fels berührte, theilte er sich zu beiden Seiten auseinander — der Felsen hatte sich „gekloben" nach tirolischem Sprachgebrauch, wo man klieben und gekloben statt spalten und gespalten sagt — und das alte Mütterlein konnte nun durch den Riß des Felsens schreiten und alsbald zur Kapelle gelangen. Sobald sie das Wunder kund gethan, nannte das Volk die Wallfahrtkapelle selbst „beim Klobenstein", wegen der geklobenen (gespalteten) und offen gebliebenen Felsenspalte.

19.

Die Kälberzähne.

Zu Kitzbühel lebte einst ein Ehepaar, dem die dürre Noth und das bleiche Elend durch jede Spalte seines armseligen Häusleins guckte. Eines Sonntags ging die Frau durch den Wald hinauf zur Einsiedelei Kniepaß, um dort vor dem lieben Herrgott ihr bekümmertes Herz einmal recht auszuschütten. Lange und inbrünstig betete das arme Weib und stieg erleichtert wieder zu Thale nieder. Der Weg führte sie am Ehrenbach vorbei, der oft gar wild ist, jetzt aber, es war im heißen Sommer, schier wasserlos sich zeigte und dessen Bette zum größten Theile ausgetrocknet war. Da glänzte neben Kieseln, Kalkstein und Grauwackengerölle etwas Weißes, und wie die Frau darauf, sich bückend, hinsah, gewahrte sie, daß es ein Häuflein Kälberzähne war, die ganz rein und weiß erschienen. Sie griff hin und schob eine Handvoll in ihren Sack, in der Meinung,

die Kinder könnten damit spielen, die immer etwas mitgebracht haben wollten, und gleich jedesmal, wenn die Mutter von einem Gange heimkehrte, an Händen und Kleidern zupften und fragten: Mutter, hast Du uns gar nichts bracht? — Nun waren aber die Kleinen just bei einem Nachbar, die Frau zog ihr Sonntagsgewand aus, hing es in den Kasten und dachte nicht mehr an die Zähne. Am nächsten Feiertag, als die Frau ihr einziges Festkleidungsstück wieder anlegte, klingelte etwas in dessen Tasche, wie Geld. Aber Geld — und meine Tasche — wie sollten die zusammen kommen? dachte das arme Weiblein, griff ganz verwundert hinein und brachte noch verwunderter eine Handvoll funkelnagelneuer Zwanziger heraus. Das war eine Freude! Erst Zähne eingesackt, und nun Geld, und auch für die eigenen Zähne etwas zum beißen zu kaufen! Flugs machte sich die Frau auf den Weg, lief am Ehrenbach hinauf, denn es hatten dort noch gar viel Kälberzähne gelegen. Aber o weh, jetzt waren sie alle weg, wie weggeblasen! Doch dankte die Frau mit ihrem Manne fromm und gerührt dem Helfer in der Höhe, der ihnen diesen schönen Schatz bescheert.

20.

Der versunkene Wald.

An mehrern Orten Tirols begegnet man der Sage von versunkenen Wäldern *), so bei Kitzbühel am Schwarzensee, am Lansersee, und unter andern auch bei Reit und Bschütt am Jochberge. Dieses Reit ist ein Weiler von sechs Höfen und liegt über dem Weiler Bschütt, eine Viertelstunde von der Pfarrgemeinde Jochberg, am rechten Ufer der Jochberger-Ache. In der Nähe befindet sich ein kleiner See, und so weit sich dieser erstreckt, so weit stand einst dort ein Wald. Zu dessen Eigenthümer kam ein Mann, der sagte, der Wald sei sein, er habe alte Dokumente aufgefunden, welche das bewiesen. Da jener seinen Besitz behauptete, so kam es zu einer Klage vor Gericht, und der Streit zog sich in die längste Länge, denn die Advokaten denken und sagen: „Wozu Eile in Rechtssachen? Wenn der Prozeß vorbei ist, steht die Kuh trocken.“ Nun durfte der bis-

---

*) Vergl. Alpenburgs Myth. u. Sag. Tir. S. 236.

beide Gegner einander im Walde, und da sprach der Besitzer, indem er sein Haupt entblößte und die Hand gen Himmel hob: Ich rufe Gott den Allmächtigen und Allwissenden zum Zeugen an. Gehört dieser Wald mein, so soll er in Jahresfrist zum See werden, gehört er aber Dein, so soll er fortgrünen und Dein bleiben! Selbes ist mir schon recht! werd' ihn wohl behalten, denk ich — antwortete höhnisch der Gegner. Aber ehe das Jahr verstrich, kam ein Orkan und ein Erdbeben und ein Wolkenbruch, der Wald brach und versank, und dunkle Wellen bedeckten ihn, aus dem Walde ward ein stiller schauriger Weiher, auf dessen Boden man noch bisweilen die übereinander gestürzten Stämme liegen sieht.

21.

Die drei Könige von Pinzgau und die wilde Frau.

Zur Rechten der Salzach mündet das bedeutende Stubachthal in das Hauptthal aus, und im ersteren liegen drei umfangreiche Bauerngüter, deren Besitzern fast das ganze Thal gehört. Diese reichbegüterten Grundbesitzer nennt das Volk, auch wenn die wirklichen Namen im Laufe der Zeiten sich ändern, den Enzinger, den Widrechtshäuser und den Bollerer, alle drei zusammen aber die drei Könige von Pinzgau. Vormals war der Reichthum noch größer, davon zeugen noch immer die stattlichen Wohnungen mit altgetäfelten schmuckreichen Prunkzimmern, wie man sie heutzutage nicht mehr bei Bauern findet. Auf dem Gutshofe Widrechtshausen wohnte ein stattlicher Mann, der die Gunst einer wilden Frau genoß, welche ihren Wohnsitz unweit seines Gehöftes in einer unzugänglichen Höhle hoch oben an der Felswand hatte. Tief unten im Thale lag ein Stein, auf welchem bisweilen die Wildfrau sitzend und spinnend erblickt wurde, sonach gehörte sie jedenfalls nicht zu den ungethümen Fanggen, sondern zu den seligen Fräulein. Dort hatte sie auch der Widrechthäuser erblickt, und war schon selig durch ihren Anblick geworden. Noch seliger machte es ihn, als sich für ihn ein Zugang zu der Felsenhöhle zeigte, auf

dem er jeden Samstag die wilde Frau besuchte, die gegen ihn nichts weniger als wild war. Die Frau des Widrechtshäuser merkte Unrath, schlich dem Manne nach, fand ihn in den Armen der wilden Frau schlafend, schnitt ihr rasch eine Haarlocke ab, und enteilte. Von da an verstattete die wilde Frau ihrem Liebling keine fernere Zusammenkunft, beschenkte ihn aber, indem sie auf jenen Felsen im Thale einen Garnknäuel und ein Hemd neben den Garnknäuel legte, und mit dem Fuße gegen den Felsen trat. Von diesen drei Wahrzeichen blieben die Eindrücke zurück. Der Faden des Knäuels sollte nie abnehmen, eben so wenig das Glück des Hauses, so lange die Besitzer ihre Wäsche auf dem Felsen trocknen würden, und wachsen solle das Glück, je tiefer die Fußtrittspur werde. Leider verschwieg des Widrechtshäusers Frau das Geheimniß des Garnknäuels nicht, und er verschwand. Der Fußtritt nahm nicht zu an Tiefe, und die Wäsche, die man wie Wölkchen über dem Felsen bisweilen flattern sieht, scheint auch mehr den Fainen, als der bauerlichen heutigen Widrechtshäuserin anzugehören. Doch ist das Gut im besten Stande.

Diese Sage scheint einigermaßen ausgeschmückt überliefert worden zu sein; dieselbe hat nahe Verwandtschaft mit der von der wilden Frau am Untersberge, die einen Bauer aus Anif liebte, dessen Frau dann auch kam, und der wilden Frau zurief: Behüte Gott deine schönen Haare! *)

22.

Der Kropfalm-Geist.

Im Dorfe Kaprun im Pinzgau und in dessen Nachbarschaft erzählen die Leute:

Auf der Kropfalm war es einstmals gar nicht auszuhalten. Bei dem besten Gesundheitszustand und bei der gesegnetsten Almzeit ging fast alle Tage ein Stück Vieh zu Grunde, und das war gewöhnlich die schönste und beste Milchkuh. Sie fielen plötzlich todt nieder, und dann fand man jedes Stück mit einem kohlschwarzen Eisenring um den Hals, der es erstickt hatte, und die Melcher und

*) L. Bechsteins deutsches Sagenbuch S. 991.

kaner vom Boten den Hergang der Sache genau erfahren hatte, nahm er ihn mit sich in die Kirche und betete, nahm ein Buch und mancherlei „gweichts Zoig" (geweihte Dinge) und begab sich mit dem Boten auf die Alm, befahl aber diesem, auf dem ganzen Wege kein Wort zu reden, was jener auch that, und beide gingen stumm neben einander. Auf der Alm droben mußten ebenfalls die Almleute stumm verbleiben, und der Pater machte auf einem lichten Platze einen weiten Kreis, stellte sich mit den Melchern und Hütern hinein, las aus dem mitgebrachten Buche, welches sehr groß war, und — — auf einmal rauschte, krachte und polterte es im nahen Berge, und eine große schwarze Kugel rollte holpernd durch den Wald heraus zu Thal, und fiel unten hinab über das sogenannte „Wändgschröf." Seit jenem Tage ist wieder Ruhe auf der Alm, und dankbar gedenken die Besitzer derselben des Franziskaners, der auch schon lange todt ist.

23.

Die Goldhöhle im Kaiser.

Ein breiter, kahler, zackig und zerrissen aufragender Gebirgsstock an der Gränze Tirols gegen Bayern, rechts über Kufstein aufragend, heißt der Kaiser, der in den Treffauer-Kaiser und Hinter- oder wilden Kaiser abgetheilt, in mehreren bedeutenden Spitzen — Kaiserspitz, Hochkaiser, Scheffauspitz — weit sichtbar ist. In diesem Gebirge ist nach Sagen, die hauptsächlich im Leukenthal leben, eine große Höhle voll gewachsenen Goldes, welches jedoch von einem großen furchtbaren Hunde bewacht wird. Wer aber rechten Muth hat, kann schon wagen, etwas von jenem Schatze zu gewinnen. Er muß freilich den Weg nach der Höhle wissen oder erfahren, den nicht jeder weiß, und der nicht auf der Landkarte steht. Ist er aber auf dem richtigen Wege, so gelangt er zwischen Felsenwänden an eine breite und tiefe Lache, und diese muß übersprungen werden,

denn zur Seite geht kein Pfad, weder zur rechten noch zur linken, und rückwärts kann keiner gehen, der einmal so weit gegangen ist, daß er an die Lache gelangt, weil der schlimme Wächterhund plötzlich im Rücken steht, und nicht wie bei andern Schatzhöhlen auf dem Golde liegt. Glückt der Sprung, so kann der kühne Schatzsucher ein unermeßliches Gut davon tragen, denn dann ist der Rückweg frei, die Lache ist verschwunden. Mißglückt der Sprung, so versinkt der Schatzsucher in eine grausenvolle Tiefe und kommt nie wieder an das Tageslicht herauf. Wer aber vor der Lache stehen bleibt und sich nicht traut zu springen, den beißt der Hund in die Waden, und Geister umschwärmen ihn, bis er den Sprung wagt, oder sich den Kopf an den Felsen zerschellt.

24.

Die Teufelskanzel bei Kufstein.

Eine halbe Stunde unterhalb der berühmten Bergfeste Kufstein, am Kaiserberge, rechts vom Inn, starrt ein hoher Felsvorsprung über dem Ufer, auf welchem Vorsprunge eine oder zwei Personen stehen können. Dieser Vorsprung heißt die Teufelskanzel. Darauf soll, so will die Sage, vor Zeiten der Teufel geprediget haben. Drunten am Boden, an der schönen breiten Straße, die nach Ebs führt, gewahrt man zu beiden Seiten derselben viele hundert kleine Erdhügelchen von nur ½ bis 1½ Schuh Durchmesser, deren Ursprung unerklärt ist, und die schon Mancher mit Verwunderung sah.

Das waren einst die Zuhörer des Teufels, welche zur Strafe, daß sie dessen Predigt hörten und keine bessere, die Erde stehend verschlang, und nur über den Köpfen ein kleines Merkmal — oder die Köpfe selbst — zurück ließ.

25.

Der Nachtschwärmer bei Thierberg.

Ein loser Nachtschwärmer ging einmal gegen das Schloß Thierberg bei Kufstein hinauf, wollte fensterln gehen, oder hatte vielleicht noch Schlimmeres im Sinne. Wie er nun über das Feld

aufwärts nach dem Walde zu gelangte, und über das „Stiegele“ (Zaun zu beiden Seiten, ein Stein oder Brett, um leichter hinüber steigen zu können) steigen wollte, vertrat ihm eine feurige Gestalt den Weg, und winkte ihn zurück. Der beherzte Bursche fürchtete sich aber vor keinem Feuermann, ja nicht einmal vor dem Teufel selbst, fluchte und schlug nach der Erscheinung — und da war es um ihn geschehen. Die Feuer-Erscheinung war just so ein Nachtschwärmer gewesen, wie jener, war verdammt an dieser Stelle zu geisten und zu glühen, und fand nun ihre Erlösung, jener aber mußte alsbald an ihrer Stelle glühen und büßen, bis auch ihm — wer weiß wann? Erlösung wird. Seitdem ist von der Burg Thierberg vieles in Trümmer zerfallen, aber das Stiegele ist noch immer ein verrufener Ort, und wer nicht muß, meidet es des Nachts zu übersteigen.

26.

Verdächtige Windstöße.

Ganz nahe bei Kufstein steht der einsame Bauernhof „zu den Ainifen“ (Eilfen) zubenannt, an welchem blutige Erinnerungen haften. Als Kaiser Maximilian im Jahre 1504 die Festung Kufstein belagerte, und dessen Kommandant Hanns Pienzenauer zum Spotte mit einem Besen die Festungsmauern abkehrte, verdroß es den Kaiser so sehr, daß er der ganzen Besatzung den Tod schwur, und dem eine Maulschelle zu geben drohte, der dafür bitten würde. Die Festung wurde genommen, und Pienzenauer und seine Mannschaft hinausgeführt zum Tode. Pienzenauer und zehn seiner Gefährten waren schon enthauptet, da bat der anwesende Herzog Erich von Braunschweig um Gnade für die andern. Dieser eine Liebling des Kaisers erhielt einen Backenstreich, doch die übrigen waren gerettet. Die Eilfe wurden hier eingegraben, eine am Hause angebrachte Tafel enthält jene Exekution in Erinnerung. Aber, wenngleich die armen Gerichteten lange schon zu Staub und Erde zerfallen sind, so wagt sich um Mitternacht nicht leicht ein Wanderer über die Flur; denn dann weht ein Gisperwind stoßweise auf den Menschen, daß er ob dem verdächtigen Gebaren eiligst

27.

Pilatus in Tirol.

Die Verwandlung eines menschlichen Uebelthäters in einen Spukgeist in Thiergestalt, ist ein tiefmythischer und Tirol vorzugsweise eigener Sagenzug. Bekannt ist die Schweizersage, daß der Geist des Landpflegers Pilatus, nachdem er im Exil verstorben, in den See des nach ihm benannten schroffen und zackigen Pilatusberges gebannt worden sei, in welchen er sich als Selbstmörder gestürzt haben soll *). Aber die Sage von einer Stierverwandlung desselben begegnet uns in der Schweiz nicht. Anders in Tirol. In der Gegend bei Kufstein, im Thale Thiersee, das vom Thierberg gegen Westen in drei Bezirke abgetheilt, sich hinzieht, wo ein wirklicher See dieses Namens liegt, der auch den Namen Schreckensee führt, (wie eigenthümlich klingen schon diese Namen an) ist die Pilatussage seit uralter Zeit ebenfalls heimisch, aber sie lautet ganz örtlich, daß der römische Landpfleger nach seinem jämmerlichen Tode nicht alsbald zur Hölle gefahren, weil er Christum kreuzigen ließ, sondern in schrecklicher Stiergestalt wild brüllend umher wandeln müsse. In jede Gegend, wohin er früher gekommen war, brachte er, dem grausamen Vieh-Schelm gleich **), eine große „Sterb“ mit, und brüllte Tag und Nacht in einem fort. Namentlich aber habe er im Unterinnthal und gegen Bayern hinaus, sich zum öftern sehen und hören lassen und Menschen und Thiere gefährdet. Noch jetzt sieht man den nun neugebauten „Schreckenhof“ in der Nähe am Schreckensee, der zu jener Zeit freiwillig verlassen wurde, bis er zur Ruine fiel. Denn hier vorbei vom See den Mühlbach hinauf wüthete der Schrecken-Stier am längsten: bis ihn endlich ein frommer Franziskaner in den Schreckensee bannte, wo er nun bis zum jüngsten Tag bleiben muß.

---

*) Vergl. Alpenburgs Myth. u. Sag. Tir. S. 47.

**) Vergl. Alpenburgs Myth. u. Sag. Tir. S. 62.

Die im Thal Thiersee zunächst gegen Audorf in Bayern liegenden Grenzhöfe heißen Augustin, Sixt, Teigl und Einfang. Dieselben waren einst während der großen Sterb von Thiersee abgesperrt gewesen, und nach Audorf kirchpflichtig. Seitdem geht noch jetzt der alte Spruch von diesen vier Häusern:

„Augustin! siehst du den Teigl (Teufel) in Einfang?“ —

29.

Der Bettlerin Fluch.

Zu dem großen reichen Einödehof Schwendt im Thiersee kam eine Bettlerin Almosen sammeln. Die geizige Bäuerin, welche gerade in guter Hoffnung des Leibes war, wies die Bettlerin von dannen. Diese aber stellte sich vor das Haus und schrie:

„Bis auf den neunten Stum (Stamm)
Lahm und krumm“,

und die Verwünschung ging von Geschlecht zu Geschlecht in Erfüllung bis auf den heutigen Tag, wo der neunte Abkömmling, obgleich er nicht mehr auf dem fluchbeladenen Hofe wohnt, wirklich noch hinkt.

30.

Das Teufelchen von Mariastein.

Nahe der Wallfahrtkirche Mariastein steht auf niederm Felskegel ein alter Trümmerthurm, den das Volk umher das Teuflsthürml nennt. Vor langer Zeit hat in demselben ein kleines Schnitzbild gestanden, das war graulich anzusehen, und kein Mensch vergriff sich an demselben. Da kam einmal eine Witschnauerin (Wildschönauerin) von der Wallfahrt nach Mariastein zurück und dort vorbei, sah das Teufelchen stehen, und dachte, das gibt ein Spielzeug und einen Kinderschreck daheim, wenn die Kinder nicht gut thun und kein'n Fried geben. Und sie nahm das Teufelchen

hergnumma hoscht." Das war der Witschnauerin doch zu weit, den Rückweg zu machen, sie wurde ärgerlich und warf das Teufelchen in den Inn. Kaum war das Schnitzbild im Wasser, so wurde es lebendig wie ein Kobold, buddelte, schlug Purzelbäume, und schwamm munter wie ein Frosch den Inn hinunter.

Anderen Tages stand das Teufelchen wieder an seiner alten Stelle im Thurme, der, als die Mär laut geworden war, noch mehr verrufen wurde, als er ehedem schon gewesen *).

31.

Die Räuber auf der hohen Salve **).

Die hohe und kleine Salve sind die Häupter eines fast isolirten Gebirgsstockes zwischen dem Brixenthale, dem Leukenthale und dem Sölland, und ein herrlicher Aussichtspunkt. Im Brixenthale lebte vor gar langer Zeit die Witwe eines Bauers, Gertrud geheißen, welche einen einzigen Sohn hatte, Johann. Dieser Sohn artete ganz und gar aus, führte ein lasterhaftes Leben, fiel von einem Verbrechen in das andere, und wurde endlich Räuber und Mörder. Er sammelte eine Bande von sieben gleich lüderlichen Burschen, und machte sich mit ihnen einen gefürchteten Namen. Die Mutter Johann's weinte Tag und Nacht über ihren Sohn, der sich mit seinen Raubgenossen in den Wäldern der hohen Salve herumtrieb, in denen sie sichere Schlupfwinkel hatten. Endlich gab ihr Gott den Gedanken ein, den entarteten Sohn aufzusuchen, und ihn mit Bitten zu bestürmen, sein verruchtes Leben aufzugeben.

---

*) Wer über dieses Teufelchen mehr wissen will, lese in Wolfs Zeitschrift für Mythologie I. Band. 1853, S. 464 von Dr. V. J. Zingerle.

**) Vergl Alpenpurgs Myth. u. Sag. Tir. S. 215 und 216. Obiges ist eine etwas erweiterte Variante der dort bereits mitgetheilten Sage.

niederzustoßen. Dieses thaten jene aber nicht, sie führten die Mutter ihres Hauptmanns nur abwärts, und verloren sich dann in ihre Waldesdickichte. Frau Gertrud aber fiel auf der Stelle, wohin man sie gebracht hatte, auf ihre Knie nieder, und weinte und betete die ganze Nacht zu Gott und dem heiligen Johannes, dem Namenspatrone ihres Sohnes, während dieser auf dem Gipfel der Salve mit seinen Kameraden schlief. Da kam ein Traum über ihn, in welchem er seine und seiner sieben Genossen Häupter abgeschlagen, blutig, schwarz und verbrannt am Boden liegen sah, und es gingen Feuer und Flammen aus den Häuptern, gleichwie aus denen der zur Hölle Verdammten. In den Wolken aber über ihnen schwebte des heiligen Johannes des Täufers hehres, blutiges Haupt, von diesem träufelten Thränen nieder auf die Häupter der Räuber und löschten deren Flammen. Das wendete das Herz des Räubers, er ging nach dem Erwachen alsbald vom Berge herab, suchte seine Mutter auf, nachdem er ihre Rettung erfahren, bat sie um Verzeihung und überlieferte sich und seine Genossen dem Gerichte. Sie wurden alle enthauptet, die Mutter aber erbat sich die acht Häupter der Gerichteten, trug sie hinauf zum Gipfel der hohen Salve und begrub sie droben. Dann verkaufte sie all ihr Hab und Gut im Brixenthale, und erbaute davon das kleine Gotteshaus zu St. Johann auf der hohen Salve.

32.

Der schwarze Stier.

Aus dem Brixenthale, das von der hohen Salve überragt wird, zweigt sich die Windau oder das Winnacherthal ab. An dem linken Gehänge desselben liegt die Reinkahrer-Alpe mit einem kleinen Hochsee, der von ihr den Namen trägt. Auf dieser Alpe war einst ein Senne, der den Bauer, welchem er diente, tödtlich haßte, und durch Nachlässigkeiten und Treulosigkeiten aller Art dessen Alpenwirthschaft fast auf nichts herunterbrachte, doch gelang es ihm, sein Unwesen eine Reihe von Jahren hintereinander fort zu treiben,

und die Verluste anderweitigen Ursachen zuzuschreiben. Ganze Ströme von Milch hatte dieser treulose Senne verschüttet — und endlich war er ohne Reue und Leid gestorben. Da traf ihn die gerechte Strafe. Er mußte als Almputz in Gestalt eines wilden schwarzen Stieres büßen, und in solcher versprengte er die Kühe, und machte die Alpe ganz verrufen, obschon dieselbe fett und ergiebig war. Endlich wurde dem Eigenthümer der Reinkahrer-Alpe gerathen, doch den bösen Geist bannen zu lassen, und so bewog dieser zwei fromme Mönche, mit ihm hinauf zu steigen. Als der Abend kam, hörten alle drei ein dumpfes Murren im Walde, und gingen muthig auf den Wald zu. Die Mönche hatten die Absicht, den Stierputz in den Reinkahrersee zu bannen, und der Geist merkte alsbald ihr Vorhaben und brüllte mit schrecklicher Stimme:

Bannt ihr mich in den See,
Dan Wehe Windau, Weh!
Den See dann laß ich aus,
Und ihr seht nimmermeh
Die Spitz von einem Haus!

Aber diese gefährliche Drohung schreckte nicht die beiden kühnen Beschwörer. Sie ließen den schwarzen Stier toben, brüllen und wüthen, so sehr er wollte, lasen ihren Exorcismus, sprachen ihre Bannformeln, und unter furchtbarem Gebrülle stürzte sich der schwarze Stier in das schwarze Gewässer. Leute von Brixen, Kitzbühel, Sankt Johann und aus den Thälern, wollen oft noch den Stier brüllen gehört haben, heraus aber kommt er nicht, nur mit den Augen lugt er bisweilen ganz teuflisch herauf.

33.

Der Teufel im Keller.

Zu Wörgl ist ein verrufenes Haus, in dessen Keller ein Teufel sitzt, der manchmal verteufelt rumort und schreit, so daß sich niemand hinunter wagt. Ein Mann vom Reiterberge lachte über die Dummheit der Leute, und kaufte den Hof um ein Spottgeld. Aber dem Reiterberger ging bald ein Licht auf, denn der leibhafte Teufel rumorte noch wüthender, ja er trieb den Hausherrn beim Loch aus.

Nun möchte der Reiterberger den Teufelshof noch billiger an Mann bringen, aber kein Mensch mag ihn geschenkt.

34.

Die arme Seele.

In einem Walde des Dorfes Lahnthal, ohnweit Wörgl, wo das kurze Lahnthal in das Unterinnthal heraustritt, war einst ein armer Holzhauer beschäftiget, der eben so fromm, als heitern Sinnes war. Jedermann bot er mit fröhlicher Miene den frommen Weggruß: „Gelobt sei Jesus Christus!" und that das zum Heile der armen Seelen; wenn ihm aber ein Wanderer darauf nicht antwortete, so rief der Holzhauer wohl manchmal spottend aus: „Wo willst du hin, verlorene Seel'? bist du vielleicht ein Ju — hu — hud?" Bei seiner Arbeit pfiff und sang der Holzhauer, daß es gar lustig durch den Wald hin schallte. Es kam die Mittagsstunde, der Mann ließ die Axt ruhen, sprach einen Segen, und begann sein schlichtes Mahl zu verzehren, das aus einem Stück trockenen Brotes bestand, welches er mit dem kühlen Naß einer nahen Quelle befeuchtete, aus der er mit hohler Hand schöpfend, seinen Durst löschte. Da vernahm er nahe bei sich ein tiefes Seufzen. Er horchte auf — es seufzte noch einmal. „Gelobt sei Jesus Christus!" rief der Holzhauer — und „In Ewigkeit!" klang es in einem schauervollen Ton zurück — und zugleich wurde jener einer uralten, verschrumpften zitternden Menschengestalt ansichtig, die so grau war, wie ein bemooster Baumstamm — und seufzend sprach: „Ewigkeit! Ewigkeit!" — „Wer bist Du, was willst Du?" fragte der Holzhauer — und die Gestalt seufzte: „Oh, oh! Du konntest mich erlösen, und hast es nicht gethan. Du hast mich nicht richtig besprochen. Siehe nur — diese Tanne hier am Boden, gefällt von Deiner Hand — wie sie Zapfen trägt! Aus einem dieser Zapfen muß ein Samenkorn fallen, Wurzel schlagen, Baum werden, stark werden, gefällt werden, Wiege daraus gezimmert werden — und erst das Kind, das in dieser Wiege gewiegt wird — erst das kann mich erlösen. So lange muß ich Pein leiden — so lange noch, oh so lange — oh Ewigkeit!" Mit diesen Worten verschwand die Gestalt, und den Holzhacker schauerte es. Er pfiff und sang lange nicht wieder, aber er sprach

jeden Tag mehr als ein Vaterunser zum Heile der armen Seelen, und dadurch zu seinem eigenen Seelenheile.

35.

Die schöne Kundelburgerin.

Es ist gar nicht lange her, da gingen zwei Bauern von Kundel im Morgengrauen rüstig in den Wald Holz zu fällen; als sie in die Nähe der Ruinen kamen, wo einst die Kundelburg gestanden, hörten sie eine wunderliebliche Stimme, worüber sie anfangs erschracken; nachdem sie sich aber ermuthigt hatten, und nach der Richtung des Gesanges vorgingen, erblickten sie alsbald ein schönes Fräulein, das Kundelburgerfräulein, am Felsen stehen, an welchem sich dießmal eine große Eingangspforte zeigte, die sie früher nie gesehen hatten, obgleich sie viel hundertmal da vorbei gegangen waren. Das Fräulein war jung und wunderschön anzuschauen, trug glänzend reiche Kleider, hielt in der Hand einen Bund Schlüssel und winkte. Die zwei Bauern aber liefen davon, waren Hasenfüße, wurden brav ausgelacht, und hatten das Glück von sich gestoßen: denn das schöne Fräulein war die Schatzhüterin des reichen Goldhortes, der unter der Kundelburg verborgen liegt, und hätten sie die Schlüssel in Empfang genommen, wären sie reich, und das Fräulein erlöst worden. Andere wollen an dieser Stelle manchmal eine gar liebliche Musik vernommen haben, aber gesehen haben sie nichts.

36.

Gemeinde-Alm-Putz bei Breitenbach.

Ueber Breitenbach liegt eine Gemeindealm des Ortes, auf welcher jeder Nachbar seine bestimmte Anzahl Vieh des Sommers über weiden läßt. Ein armes Bäuerlein, weil es kein Geld hatte, versprach dem Sennen die Hälfte des Ertrages von jedem Stück seines Viehes, welches aus irgend einer Ursache geschlachtet werden müßte, machte aber demselben die sorglichste Ueberwachung seines Viehes zur strengsten Pflicht. Diese gelobte der Senn auch an, dachte aber in seinem Sinn, daß der Bauer das Pulver nicht erfunden habe, sonst hätte er einen solchen Vertrag nicht abge-

schlossen. Im Sommer ereigneten sich nun auch einige Fälle, wo durch Absturz oder Verwundung ein Stück Vieh geschlachtet werden mußte, und das freu'te den Senn in seine Seele und nächstdem in seine Tasche hinein, nur kamen ihm diese Fälle, die für ihn Glücksfälle waren, zu selten, daher unterstützte er das Glück, jagte bald dieses bald jenes Haupt der Heerde in einen Abgrund, und ließ dann dem Bäuerlein durch den Kuhbuben melden, das Vieh sei abgestürzt. Das trieb er mehr als einen Sommer so fort, auf einmal aber stürzte er selbst ab und brach den Hals, und alsbald mußte er als Putz auf der Breitenbacher Gemeindealm spuken. Er mußte vorerst geistweise auf allen Klippen und Schürfen, über die er Vieh gejagt, Blut und Fleisch abfegen, das ihn wie glühende Lava brannte, hernach schwere Felsenblöcke hinauf wälzen, die immer wieder abrollten, und immer wieder empor gewälzt werden mußten. Oft hat man ihn gräßlich jammern hören, und dann mußte er nicht minder gräßlich lachen, wie er einst gelacht, wenn das arme Vieh über die Felsen kugelte (abrollte) und sich zu Tode fiel.

37.

Der starke Schmalzträger.

Auf einem Bergübergang in der Nähe des Markbachjochs in der Wildschönau liegt ein großer Stein mit einer klaffenden Spalte. Vor Zeiten pflegte ein riesengroßer Schmalzträger (Buttenträger), wenn er mit schwerbeladener Kraxe von den Almen kam, auf jenem Steine zu rasten. Einmal wollte ihm seine Kraxe gar nicht mehr fest stehen. Da war er nicht faul, und machte mit seinen Händen jenen Riß hinein, um die Last bequemer aufsetzen zu können.

Diese Mär deutet nach den im Wildschönauer- und Alpbacherthale noch ganz lebendigen Riesensagen hin *).

38.

Das lustige Geigerlein.

In der Wildschönau ging einst ein lustiges Geigerlein in der heiligen Christnacht zur Mette. Bei einer Brechelstube, an der ihn der

*) Vergl. Alpenburgs Myth. u. Sag. Tir. S. 36—39 und 42.

den Kaison nit spar'n!"

Und kaum hatte er den Spaß gesprochen gehabt, da flog die Brechl mit ihm hoch auf durch die Luft, und auf und davon, und brachte ihn an einen Ort, wo viel lustiges Volk bei Tanz und Zecherei versammelt war. Der Geiger! der Geiger! schrien die Gäste, als sie denselben erblickten, und der arme Musikant wurde genöthigt, Walzer um Walzer aufzuspielen. Dem Geiger wurde aber schier unheimlich im Herzen; er sah mancherlei, wobei er sich dachte, daß das alles nichts Gewöhnliches wäre, daher spielte er statt des Walzers die Arie eines frommen Kirchenliedes, und wie er am besten im geigen war, verschwand in einem Nu Gesellschaft, Tanz und Fraß, aber das Geigerlein saß mutterseelenallein hoch oben auf einer verrufenen Felsenspitze im grausigen Sturm, Hagel und bösen Wetter, welches ihm die Hexen über den Kopf zauberten, weit weg von seiner Heimat im Innthal draußen. Erst nach zwei Tagen kam er heim, und die Hexenfahrt lag ihm lange genug in allen Gliedern.

39.

Das Mühlrinnen-Mandl.

In die sagenreiche Wildschönau, ja weiter aufwärts über den Schatzberg hinüber in's Alpbachthal, ist die Sage von einem mythischen Wesen gedrungen, das von elbischer Natur ist, und die Eigenheit hat, sich am hellen lichten Tage auf Mühlrinnen zu setzen, und sich in solcher Weise erblicken zu lassen. Da sitzt es, still in sich gekauert, dickleibig, grau oder grün gekleidet, und hat den großen Kopf mit einem breitkrämpigen Hut bedeckt. Das Andenken an diese seltsame gespenstige Erscheinung wird fortlebend erhalten in einem durch das ganze Unterinnthal und bis in das Salzburgische verbreiteten und üblichen Kinderspiele. Dasselbe ist ein Fangespiel mit abzählen. Sämmtliche an demselben Theil nehmende Kinder

schließen einen Kreis, fassen sich mit den Händen an, und ein Kind steht in der Mitte, hält ein Stäbchen, womit es bei jeder Silbe auf einen der Mitspieler abzählend deutet, und spricht jede Silbe betonend, im Tacte:

„Jetzt lost (hört) nur wer da will:
Hockt ein Mandl auf der Mühl,
Das hat a gscheibigs Hütl auf,
Um — a — d — um voll Federn drauf,
Geh spring davon
Daß's di nit erwisch'n kann!
Oans — zwoa — drei
Du fangscht's ei!" (fängst es ein.)

Dasjenige, auf welches das letzte Wort „ei" gefallen, ist das Mühlrinnenmandl, das muß die nun blitzschnell nach allen Seiten auseinander stäubenden Kinder alle oder eine bestimmte Anzahl wiederum einfangen, je nachdem es anfangs verabredet worden. Dazu werden auch die Gränzen genau bestimmt, bis wohin zu laufen gestattet ist. So flüchtet sich die alte Sage in die Kinderkreise mit ihrer Erinnerung und ihrem Nachhall, wenn die Alten, Neugescheidten ihrer nicht mehr achten oder sie verspotten.

40.

Der Kugelgeist in der Wildschönau.

Vor Zeiten hat sich in der Wildschönauer Gegend und in der nach dem Orte benannten Thalrinne ein seltsamlicher Geist blicken lassen, dessen sichtliche Erscheinung an den im Enneberg gefürchteten Spukgeist Orko erinnert *). Wanderer erblickten Erstern in einem Winkel des Thales als ein winzig kleines kugeliches Ding, das sich vorwärts rollte, neben dem Wanderer herlief, dann aber aufschwoll, immer größer und größer wurde, furchtbare Riesengestalt annahm, zuletzt mit dem Kopfe in die Wolken hineinragte, und dann plötzlich verschwand. Ob dieser wunderliche Kugelgeist bei seinem Verschwinden auch, wie der Orko gestunken hat, haben die Erzähler zu merken und zu melden vergessen.

*) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 71—74.

draußen im Innthal am Sankt Margarethenmarkt eine Kuh zu kaufen, und wie er stille dahinzog, erblickte er ein Häuflein schönen Waitzens mitten auf der Straße liegen. Die gute Gottesgabe reuete ihn, die von den Wägen zerfahren oder von dem Marktvieh und den Leuten zertreten werden mußte, daher füllte er mit so viel Waitzenkörnern seine Taschen, als er unterbringen konnte, und als er bei dem Marktplatze ankam, da wurden die Waitzenkörner schwer und schwerer und endlich so schwer, als ob er Blei drinnen hätte. Er griff daher hinein und fand, daß sich jedes Waitzenkorn in eine Silbermünze verwandelt hatte. Mit dieser freudigen Ueberraschung vergaß er auf den ganzen Kuhhandel und lief was er laufen konnte zurück zu dem Waitzenhäuflein, um auch die andern Körner zu versorgen; allein die waren verschwunden, nicht ein einziges lag mehr an der Stelle.

42.

Der Geist des Gerichteten.

Es ist in Tirol, und namentlich im Ober- und Unterinnthal, ein allgemeiner alter Volksglaube, daß jeder Geist eines Hingerichteten am andern Tage dem Geistlichen, der ihn zum Tode begleitet und vorbereitet habe, erscheine, und ihm andeute, wie es ihm im Jenseits ergehe. Ja selbst ohne ein wirkliches Erscheinen des Geistes, nähme der Geistliche den größern oder geringern Grad der Seligkeit wahr, den der Gerichtete genieße, indem, wenn der Priester zum Seelenheile des Hingerichteten das heilige Meßopfer verrichte, der Kelch leicht sei, wenn jenes Zustand ein seliger, aber schwer und immer schwerer werde, je unseliger der Geist sich befinde.

Mit diesem Glauben steht ein anderer im Zusammenhange, nämlich der, daß Seele und Geist des Menschen ihren Wohnsitz im Kopfe haben, dem Sitze des Denkvermögens.

malige Besitzer des Schlosses Büchsenhausen ob Innsbruck, durch Verrath und Schlechtigkeit seiner Feinde im Jahre 1651, am 17. Juli Vormittags um 10 Uhr, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht wurde; zunächst dessen abgeschlagener Kopf am Boden eine furchtbar ernste und schreckliche Miene gemacht habe, daß manche der Zuschauer ganz entsetzt enteilten — sodann daß der Geist des Hingerichteten dem Priester, der am andern Morgen für Letzteren das heilige Meßopfer vollzog, erschien und ihm auftrug, vor Gericht zu sagen, er (Biener) sei unschuldig gestorben. Und noch Eines habe der Geist zu dem Priester gesagt: Künde den Männern des Rechtes und der Gerechtigkeit, daß es übergrausam sei, den Kopf eines Enthaupteten, statt ihn ruhig und sanft hinzustellen, auf die Erde zu werfen oder fallen zu lassen, denn das verursache den fürchterlichsten Schmerz, weil im Kopfe noch auf eine Zeitlang der Geist oder die Seele mit vollem Bewußtsein lebe und im erhöhten Maaße empfinde.

Auf den Grund dieses alten Tiroler Volksglaubens, daß der Kopf des Menschen wesentlichster Theil sei, und es genüge, wenn auch nur dieser, und nicht der übrige Körper, in geweihter Erde ruhe, begrub jene Witwe die Köpfe ihres enthaupteten Sohnes und seiner Raub- und Mordgenossen auf der hohen Salve, begruben in neuerer Zeit die Wildschützen von Lieberwier das Haupt ihres erschossenen Kameraden.

43.

Das Weihnachtsgeläute.

Im Brandenbergerthale arbeiteten mehrere Leute eifrig an den Eis- und Kälterinsen, eine gar harte und beschwerliche Mühe. Eisrinsen sind gewöhnliche Holzrinsen, Rinnen von Baumstämmen), welche man tüchtig einschneien läßt, und wenn es recht kalt gefriert — die Holzleute sagen „wenn G r i a eintritt“ — dann läßt man die Hölzer nacheinander hinabfahren; daher eilt man und schafft fleißig Tag und Nacht fort, weil Thauwetter, vor dem man nie ganz sicher ist, diese mühevolle Arbeit ins Stocken bringen würde.

Arbeit, daß sie es kaum mehr auszuhalten vermochten, und sich viele nur durch Tabakrauchen und Tabakschnupfen wach erhalten konnten, ja sogar auf die Tage, und selbst auf die Weihnachtfeiertage vergaßen. Als die Stunde der heiligen Christnacht-Mette kam, hörten die Arbeiter ein wunderbares Glockengeläute, und noch dazu das volle liebe Geläute von ihrer Pfarrkirche von Brandenberg, obgleich sie gute sieben Stunden davon entfernt im beschneiten Wald waren. Die Holzleute stutzten und staunten, denn sie konnten sich das Wunder nicht erklären, und als die bekannten Glockentöne stets lieblicher und heller klangen, sagte einer: Weiß Gott ist heunt g'wiß schon die heilige Nacht und s' Christkindl nahet uns. Das leuchtete allen ein, sie eilten daher alsbald heimwärts dem Dorfe Brandenberg zu, wo sie um 8 Uhr Morgens am heil. Christtag ankamen und dem feierlichen Gottesdienste beiwohnen konnten, der wie bekannt um diese Stunde, acht Uhr, beginnt. Dieses geschah, als der große Wald zu „Baierach" an der baierischen Gränze, abgestockt wurde, der gegenwärtig wieder neu und groß aufgewachsen ist, und die rauhe Felsennatur ziert, in welcher diese fromme Sage von Mund zu Mund überliefert wird.

44.

Das tanzende Beil.

Als eines Tages in Brixlegg mehrere Zimmerleute beschäftiget waren, in einem neu erbauten Hause den Boden zu legen, wollte einem sein Beil gar nicht taugen; denn bald hieb er sich über die Schnur, bald fehlte er den Laden und hieb ins Schurzfell, daß er endlich, als die Mittag-Essenzeit angekommen war, das Beil zornig in eine Ecke des Zimmers warf und schrie: „Wenn dieß verdammte Beil nur der Teufel holen thät!" Hierauf setzte er sich zu seinen Kameraden das Mittagmahl zu verzehren, welches freilich nur in kalter Küche bestand, und wie er zu essen anfangen wollte, sprang auf einmal das Beil aus der Ecke hervor und hüpfte und

tanzte im Zimmer immer schneller und schneller, und machte endlich solche Sprünge, daß allen Arbeitern, die beisammen waren, die Haare zu Berge standen, und sie durch Thüre und Fenster entsprangen.

Der Inhaber des Beiles aber wurde fast wahnsinnig vor Schrecken, denn das Beil schien es auf ihn abgesehen zu haben, es gab ihm sogar einige arge Puffer und schien sich in ihm einhacken zu wollen: daher hatten die Kameraden, als sie draußen im Freien gerettet waren, gar viel zu thun, um den Erschreckten zur Vernunft zu bringen, der sein übereiltes Fluchen im vollen Ernste bereute. Ein alter frommer Zimmermann nahm endlich das Wort, und rieth — weil das Beil drinnen noch immer herumsprang und wild rumorte — es mit Weihwasser zu besprengen, und das wurde auch gethan, und das Beil ward augenblicklich zur Ruhe gebracht; dafür aber verbreitete sich im Zimmer ein sehr bestialischer Gestank, wie ihn nur der Teufel von sich geben kann. Die Leute wußten daher alsbald, woran sie waren, und der Besitzer des Beiles wollte nichts mehr davon wissen und sagte: Wer das Beil aufheben will, mag es behalten! Ein dummdreister Mensch, welcher Lehrbub bei den Zimmerleuten war, nahm es auf, und alle bedauerten den Unglücklichen, aber es zeigte sich jetzt des Beiles Kraft ganz anders. Der Lehrbub verfehlte nie die Schnur, er brauchte das Beil niemals zu schleifen, es war ein Wunderbeil. Als nach vielen Jahren der Besitzer zu sterben kam, paßten die Erben gierig auf diesen Schatz, allein mit seinem Tode war auch das Beil verschwunden, und ist nicht mehr gefunden worden.

45.

Der Kalbsfuß.

Ueber dem Dorfe Brixlegg steht auf einer Felsenhöhe das Mariahilfkirchlein „Mariahilf im Grünwald“ genannt mit einer stillen Einsiedelei. Von da aus wird auf einem südlich ziehenden Pfade die „Hochkapelle“ erreicht, welche, wie die Sage geht, an der Stelle einer ehemaligen Burg (Mehrenstein) aus dem grauesten Alterthume erbaut worden sein soll. Die Ritter dieser Burg waren sehr reich, und haben auf der Höhe ihren Schatz vergraben. An

Sonnabenden und Sonntagen wollen Viele flimmernde Lichtlein dort herum schweben gesehen haben. Einst war ein Einwohner von Brixlegg so sehr herabgekommen, daß bereits sein Eigenthum auf den öffentlichen Verkauf stand, und er mit seinem Weibe die nächste Aussicht auf den Bettelstab hatte. Voll Trübsinn nahm er einen Strick und ging auf den Berg hinauf, sich aufzuknüpfen. Da kam er in die Trümmerreste der alten Burg, er wußte nicht wie, und stolperte über einen alten Klotz, der ihm im Wege stand. Unwillig darüber, ergriff er den Klotz, um ihn aus dem Wege zu schleudern, siehe, da hatte er einen Kalbsfuß in der Hand. Der Fuß war aber ganz ungewöhnlich schwer, und wie der Finder denselben näher untersuchte, so fand er, daß das Innere des Fußes ein gelbes Metall war — am Ende Gold. Die neue Hoffnung verscheuchte nun in dem Armen die Hängegedanken, und er eilte nach Hause und zeigte seinen Fund. Und es war wirklich Gold! Der glückliche Finder konnte nicht nur davon seine Schulden sammt und sonders bezahlen, sondern er behielt noch viel übrig und hat nachmals aus Dankbarkeit gegen Gott die große Glocke zu Brixlegg gießen lassen. Später sind andere heimlich hinauf zur Hochkapelle gegangen, welche dachten: wo ein goldener Kalbfuß gelegen hat, kann wohl auch ein ganzes goldenes Kalb liegen; das hätten sie gern gehabt, und es wäre ihnen auch nicht darauf angekommen, es zu umtanzen und anzubeten, wie die Juden in der Wüste den kleinen Apis — sie haben aber nichts gefunden. Uebrigens erzählen die Anwohner, daß unter der Thürschwelle der Hochkapelle eine unterirdische Stiege in die Tiefe unheimlicher Gänge und Gewölbe leite, die aber schon ziemlich verfallen seien.

46.

Wer nicht betet, den schreibt der Teufel auf.

Es ist ein alter Volksspruch und Glaube in Tirol: „Wer nix bet't, den schreibt der Toifl au!“, nämlich wer nicht in der Kirche betet. Freilich darf der Schwarze nicht in die Kirchenbetstühle, sondern er kauert immer in einem Winkel oder sitzt auf einem Pfeiler oder in einem Fenster. Vor mehreren 100 Jahren, als das Pfarrdorf Reit ob Brixlegg noch Road oder Ruite hieß,

soll sich folgendes dort zugetragen haben: In der Reiter Pfarrkirche war ein feierliches Hochamt und sehr zahlreich besucht; auf einmal kam der Teufel daher mit einer großen Ochsenhaut in der Hand, setzte sich auf das offene Fenster hinauf und schrieb Namen darauf. Und weil der Gottesdienst länger als lange dauerte, so schrieb er so viele Leute auf die Haut, daß sie ihm zu klein wurde und er keine Namen mehr darauf bringen konnte. Nachdem aber noch viel geschwätzt statt gebetet wurde, so begann der Teufel die dehnbare Haut durch Strecken zu vergrößern; er schnitt deßhalb ein Loch an dem einen Ende in die Haut, fuhr mit dem Fuß in dasselbe, nahm das andere Ende in die Hände und zog und reckte mit unbändiger Gewalt daran, um für die vielen Unandächtigen und Schwätzer und Schlafenden, deren es während der Predigt nur zu Viele gab, genug Raum zu bekommen. Aber mit dem oftmaligen Strecken riß endlich die Haut — gratsch — entzwei und der Teufel, der dieses gar nicht vermuthete, fiel beim Fenster rückling herab, fing ein jämmerliches Zetergeschrei an und lief davon. Er schämte sich. Dießmal gings gut ab, denn es bleibt nicht beim Aufschreiben, allein es kommt später noch was Gröberes nach, drum merkt Euchs, Kinder:

„Wer nix bet't, den schreibt der Toifl au!"

47.

Der gefrorene Wolfgang.

Links ob der Alpacher-Achn am Eingang in das segenreiche Alpachthal auf sonniger Ebene des Mittelgebirges liegt das Dorf Steit und eine halbe Stunde davon der Weiler Higna (Gignau) und noch eine halbe Stunde weiter ein und aufwärts liegen noch drei andere Höfe neben einander. Einer derselben gehörte einem Manne, dessen Vornamen Wolfgang war und dessen Zuname hier ungenannt bleiben soll. Dieser Wolfgang lebte vor ungefähr 240 Jahren und war in vieler Weise merkwürdig und seltsam. Er war als Bauerndoktor weit und breit berufen, half oftmal noch, wenn es andern Doktoren nicht mehr glücken und schicken wollte, und war im Besitz von mancherlei geheimen Künsten. So auch verstand er die Kunst des „sich gefror'n (fest, unverwundbar) machens"

aus dem Grunde. Dabei war er von riesenhafter Gestalt und großer Körperkraft. Sonst war er ganz brav und dabei reich und angesehen in der Gemeinde, nur mit dem Pfarrer stand er sich nicht zum Besten, der aber war ein fester, unerschrockener Mann. Da kam, es mag 1612 gewesen sein, ein „großer Sterb" ins untere Innthal, der raffte viele Leute dahin, und da wurde auf des Pfarrers Antrag von der Regierung angeordnet, daß die an der Pest Verstorbenen wegen der Nähe der Kirche und Wohnhäuser, nicht auf den gewöhnlichen Kirchhof, sondern abseits ins freie Feld begraben werden sollten.

So vernünftig aus Gesundheitsrücksichten diese Maßregel war, so erregte sie doch Mißstimmung bei den Bewohnern des ganzen Alpachthales, und es war, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, des Schwätzens, Tadelns und Aufbegehrens, in den Wirthshäusern zumal, kein Ende und der Wolfgang war der erste Wortführer und Sprecher. Er war aber kein bloßer Sprecher und Maulheld, wie deren jede bewegte Zeit so häufig gebiert, wie eine Sumpflache schwarze Qualstern, sondern er that, was er glaubte verantworten zu können vor Gott und seinem Gewissen; er begrub, ein zweiter Tobias, die Verstorbenen heimlich bei der Nacht in den gewöhnlichen Kirchhof, damit sie, wie er sagte, nicht der geweihten Erde entbehrten. Das konnte nicht lange geheim bleiben, der Herr Pfarrer zu Steit zitirte den Wolfgang in den Widdum (Pfarrhaus) und hielt ihm einen sehr ernsten Strafsermon, wobei sich die beiden Männer fast bis zum Prügeln zankten und einander mit nicht Geringerem als Todtschießen drohten; und weil der Streit sich nicht auf die Stube beschränkte, sondern Wolfgang noch draußen auf der Pfarrhofflur schalt, schimpfte und drohte, so zeigte ihm der Pfarrer seinen Jagdstutzen zum Fenster hinaus und drohte Feuer zu geben, wenn Jener nicht Ruhe gäbe. Schieß du Schelm! Schieß in Teufels Namen! schrie der Wolfgang, darob erschrack der gereizte Pfarrer so sehr, daß er blindlings abdrückte, den wilden Mann zu verscheuchen, aber die Kugel fuhr Jenem gerade auf die Brust, Wolfgang schlug eine helle Lache auf, fing die Kugel, die von der Brust abprallte, flugs mit der Hand auf und warf sie dem Pfarrer an den Kopf, der nun seinerseits entsetzt vom Fenster wegsprang. Der Wolfgang aber ging von Steit hinweg auf sein Gehöft und kam fortan nicht mehr

herab in die Pfarrkirche zu St. Peter in Steit, sondern er ging nach dem entfernten Alpach in die St. Oswaldkirche, denn er war wie schon bemerkt, ein guter Christ, wenn er sich auch durch die Weißkunst mitunter g'fror'n machte. Der Pfarrer zu Steit aber verketzerte und verfolgte den Wolfgang, wo er konnte und vornehmlich, da er nun überzeugt davon war, daß sein Feind sich g'fror'n machen konnte, was er, der von der Weißkunst nichts wissen wollte, für eine Teufelskunst erklärte. Und da ist nach einer Weile noch der starke Wolfgang dem Pfarrer von Steit erlegen — wie? darüber verwirren sich die Sagen. Einige sprechen, Wolfgang sei an Gift gestorben, Andere: der Pfarrer habe ihn todt gebetet, welches auch eine vom gottlosen Aberglauben für möglich gehaltene und geübte Kunst war; aber das wollen die Meisten wissen, daß der Pfarrer den Wolfgang also verwünscht habe, daß sein Leib nimmer in der Erde ruhen solle, weil er unberufene und verbotene Todtengräberei getrieben habe und ein Teufelsbündner gewesen sei. Aus gleichem Grunde setzte es der Pfarrer durch, daß Wolfgang auf dem geweihten Steiterkirchhof nicht begraben ward, sondern auf einem der ihm gehörigen Felder verscharrt wurde. Sieben Jahre vergingen, da lag Wolfgangs Leiche noch völlig so beschaffen, wie bei seiner Einsenkung und unverwest mitten im freien Felde und man sah mit Schauder, daß Wolfgang auch gegen die Verwesung gefroren sei. Er wurde wiederum eingescharrt und war nach abermals 7 Jahren wieder da. Man grub ihn noch tiefer ein und immer tiefer und er kam immer wieder regelmäßig alle 7 Jahre zum Vorschein. Da wurde viel gebetet, exorcirt und Segen gesprochen und das half mindestens so viel, daß der gefrorne Wolfgang längere Pausen seines Wiedererscheinens machte. Das Feld, in welches Wolfgang verscharrt war, gehört zum Dummahof und bei jedem dritten Besitzer dieses Hofes läßt sich der Wolfgang auspflügen. Ein wohlbekannter Oekonomiepächter hat für gewiß und wahrhaftig erzählt, daß er als Knabe von 10 Jahren Anno 1819 den Wolfgang gesehen und bei seiner Wiedereingrabung, die kein kleines Aufsehen im Thale gemacht habe, zugegen gewesen sei. Man deckte damals große Steine auf Wolfgangs Grab, aber siehe da, Anno 1853 — pflügte ihn der jetzige Besitzer des Dummahofes unvermuthet abermals aus, grub ihn jedoch, um kein Aufsehen zu

erregen und dem dritten Besitzer des Hofes nach ihm auch etwas vergönnend, in aller Stille und so bald als möglich so tief wieder ein, als er nur immer konnte. Jener zornige Pfarrer soll aber, wie einige Thalbewohner erzählen, auch jähen Todes verstorben sein. Nach deren Aussage, hätte derselbe Wolfgangs Tod gar nicht erlebt, sondern habe, als Wolfgang die Wirkung des ihm durch seine Tücke beigebrachten Giftes empfunden, einen Krötenstein verschluckt, und dadurch alsobald alles Gift im Leib an sich gezogen. Darauf aber habe der Wolfgang über seiner Hausthüre neben magischen Sprüchen den vollen Namen des Pfarrers geschrieben, und habe mit einer gläsernen Zauberkugel nach ihm geschossen und in dem Augenblicke des Schusses, der im Oaslahofe fiel, welchen Wolfgang zu eigen hatte, stürzte der Pfarrer in Steit entseelt zu Boden.

48.

Die Heidin.

In der uralten St. Oswaldkirche des weit zerstreuten Dorfes Alpach hängt eine uralte Glocke, welche die Heidin heißt. Die hat schon geklungen zur Zeit der Einführung des Christenthums in diese Gebirgsthäler und zu den Versammlungen der neuen Christengemeinde gerufen, als noch Heiden im Gebiet dieser Berge hausten, vornehmlich in den Felsgeklüften des Thierberges. Ihre Auffindung erzählt die Sage gar merkwürdig also:

Es stieg einmal ein Hüterbub am Thierberg herum von Geschröf zu Geschröf, da hörte er plötzlich ganz in seiner Nähe ein Klingen, wie Glockengeläute. Er ging dem Schalle nach und war noch gar nicht weit gegangen, als er vor einer Felsgrotte stand, in der er 3 Glocken erblickte. Er ging hinein, faßte sich einen frischen Muth und wälzte, obschon mit vieler Mühe und Anstrengung die kleinere dieser Glocken vor den Eingang zu der Grotte. Weiter wußte er die Glocke nun nicht zu bringen und lief eilends herab nach Alpach, um Leute zu holen, welche ihm hülfreich wären. Als ihm dieß gelungen war, ging die Gesellschaft am Berg hinauf, da zeigte sich aber die Felswand glatt und geschlossen; die herausgewälzte Glocke lag außen vor derselben und von der zweiten noch größeren Glocke war nichts mehr zu sehen. Indeß freute man sich

sammte Thalgemeinde schätzt sie höher als alle andern Glocken, weil man ihr die meiste Kraft gegen gefahrvolle Hochwetter so wie auch gegen böse Hexereien zuschreibt. Vor ein Paar Menschenaltern erst herrschte noch der Brauch im Alpach, daß bei Gewittern der Geistliche aus der Kirche ging und vom Friedhof weg mit dem hochwürdigen Gut gegen die Wetterseite hin den Segen gab. Dazu wurde mit allen Glocken geläutet, wie noch heut zu Tage geschieht und Wetterläuten heißt. Einmal sagte der Vikar zum Meßner, er solle ihm mit dem rechten Fuß gleichfalls auf den rechten Fuß treten und dabei an den Kirchthurm hinauf blicken. Der Meßner that so und sah, wie eine Hexe mit fliegenden Haaren sich erschrecklich plagte und abmühte, den Klöpfel der Heidin aufzuhalten und das Anschlagen zu verhindern, denn nur diese war ihrem verderblichen Vorhaben am meisten hinderlich.

49.

Der Hellseher im Alpachthale.

Zu Maierhofen bei Reith, am Eingang ins Alpachthal lebte in den dürftigsten Verhältnissen ein armer Blödsinniger, der „Stöger Jakail" (Jakob Stöger). Aus Mitleid gaben die Bauern der Umgegend ihm einfache Taglohnarbeit. Obschon der Jakail blödsinnig war, so war er doch stets munter, sang auf seine Weise manch lustiges Liedl, und trug seine Armuth ohne Klage, weil er einen bessern Zustand nicht kannte. Zu gleicher Zeit lebte in Fügen, im nachbarlichen Zillerthal, ein Richter vom schlimmsten Ruf und Leumund, der aber klug war, und Vieles in die Zukunft hinein berechnen konnte: nur um seine eigene Zukunft konnte oder wollte er sich nicht bekümmern. Und als der Richter gestorben war, erkannten die Fügner alsogleich, daß ihm Sankt Petrus die Himmelspforte nicht geöffnet habe, denn bald genug verbreitete sich nach dessen Tode durchs Ziller- und Alpachthal die allgemeine Sage, daß des Richters Seele zur Strafe seiner Uebelthaten verurtheilt worden sei,

seltsames schußweises Aufspringen zur Erscheinung kam. Also wurde auf einmal der Stöger Jakail frisch, sprang und schwang seinen Hut, erzählte den Leuten tief hinten im Thale, was eben jetzt weit weg geschah, wovon man weder Etwas sehen noch hören konnte, und es war jedesmal wirklich so, wie er sagte. Aber jodeln und singen, das er früher so gerne geübt, das war von nun an bei ihm wie fortgeblasen. Von seinem Hellsehen werden viele unglaublich lautende Stücklein erzählt; unter andern hatten einst die Söhne und Knechte vom „Schönerhof" nach dem Umackern die Steine in einen Korb gesammelt, welche Jakail zu einem Gatterl oder Stiegele beim Zaun zu tragen und auf einen Haufen zu werfen hatte. Da erfaßte ihn auf einmal der seltsame Zustand mit Hüpfen: er riß sich das Hütlein vom Kopfe, und hielt es mit beiden Händen rückwärts hinab, und rief: O Je! Z' Hall in der Faßergassen brinnt's! Darauf arbeitete er fort, und die Umstehenden lachten ihn aus. Aber es brannte wirklich in der Faßergasse zur gleichen Stunde.

Ein anderesmal hatten einige Bauern zu Mairhofen „Holz vergraselt", das ist im Winter auf einem Bergschlitten, den man die Goas (Geise) nennt, Holz zu Thal geführt. Während dieser Zeit schlich ein Knecht ins Haus, stahl ein Stück Butter und aß den Butter später vor den Andern, denen er weiß machte, daß er ihn geschenkt erhalten habe. Allein der Jakail bekam seine Zustände und rief: „He! iazt gait (gibt) a nuia Doip (Dieb) Seg'n mit an Stuckh Buttar!" Der Butterdieb wurde feuerroth im Gesicht, und wich dem Jakail später aus, wo er ihm begegnete. Einmal schrie der Jakail auf: „Jazt hots d' z' Silberbergs Roß g'fuhlt und an Ascht'rkrisn hots d'rwusch'n! (Jetzt hat des Silberbergers Roß gefühlet, welches einen Osternstern bekommen hat). Und wirklich hatte die Stute jenseits im Thale im sogenannten Silberbergerhofe, welcher zwei Stunden entfernt lag, ein junges Pferd gefohlt, das einen schönen weißen Stern auf der Stirne hatte.

ehemals erzreiche Thierberg (nicht zu verwechseln mit dem Schloß und der Gemeinde Thierberg bei Kufstein), von dem man weit hinab ins untere Innthal und in die bayrischen Ebenen, bis hinauf nach Innsbruck blickt und der berühmt ist durch seinen vormaligen Silberreichthum — hier lebt auch die Schatz und Erz-Hüter-Sage, wie auf so vielen Höhen Tirols *).

Im Alpach läuft einige Büchsenschüsse weit, unterhalb der Kirche von Thierberg ein Thälchen, das sich zur Sohle des Alpachthales herabsenkt und wegen seiner sonnigen Lage das Heißenthal genannt wird. Dort war einmal ein Holzhauer beschäftigt, der sah plötzlich eine Schaar Männer das Thälchen herabschreiten, die waren alle von riesiger Größe und trugen schwarze Harnische. Ihre Mienen waren kalt und ernst, und sie wandelten lautlos vorüber. Der Holzhacker war aber keiner von den Furchthasen, wie es deren Viele gibt, denen beim Wehen eines Lüftleins das Herz im Leibe zittert und so fragte er ganz beherzt den letzten dieser Männer, wer sie seien und wohin ihr Weg sie führe? Darauf sprach der Gefragte mit hohler Stimme:

„Des Erzes im Thierberg
Haben wir gehütet;
Erz ging zu Ende,
Wollen nun wandern
Der reichen Felder
Felsenverschlossene
Schätze zu schirmen!"

Sprach's und folgte seinen Gefährten, und der Holzhauer stand und blickte ihnen mit offenem Maul stumm und staunend nach.

---

*) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 144 „Schatzhüter".

51.

Der Hort in den reichen Feldern.

Auf dem Mittelgebirge stand auf seiner Hutmatte ein Hüterbub, und schaute empor; da erblickt er auf einem Felsenvorsprung eine Bergfaine, die war wunderschön. Sie trug ein blaues Gewand von der Farbe der Leinblüthe und strählte ihr goldgelbes, reiches Haar. Und wie der Hirte so voller Verwunderung zu ihr hinaufschaute, nickte sie herab und rief ihm freundlich zu: „Stülpe deinen Hut auf!“ — Der Bube gehorchte und stülpte die Krämpe seines Hutes um, und sah wieder empor, da war der ganze Berg ein klarer Krystall, schöner als alle gläsernen Berge, von denen die Kindermärchen erzählen, und durch die durchsichtige Klarheit strahlte der Goldhort in Form hellschimmernder Bäume und Gesträuche. Lange gaffte der Hirte so hin, mittlerweile sank die aufgestülpte Hutkrämpe wieder in ihre vorige Lage zurück und da schwand auch der Hort und aus dem Krystall wurde wieder undurchsichtiges Gestein und die schöne Bergesfaine war verschwunden. Die gute Stunde war vorbei — weder die herrliche Jungfrau noch der helle Hort zeigten sich dem Hirten jemals wieder, er mochte seine Hutkrämpe noch so vielmal aufstülpen.

Das Fräulein mochte wohl eine Schatzhüterin gewesen sein.

52.

Das Eschenreis.

Ein Mädchen aus dem Alpachthale gebürtig stieg im Frühjahr auf die Alm; da fand es auf seinem Pfade ein Eschenreis, das hatte wunderseltsame Knoten und Auswüchse, weßhalb das Mädchen dasselbe aufhob und mitnahm. Nach einer Stunde Weges kam die Dirne an eine kleine Grube, in der noch Schneewasser vom Winter her stand und in der Lache schwamm junge, schwarze Brut von Fröschen und Wegnarren (Salamander). Da schlug das Mädchen mit dem Eschenreis in die Lache, und im Augenblick stieg ringsum schwarzes Gewölk auf, der Himmel verfinsterte sich mehr und mehr, es begann zu hageln, daß die Alm wie überschneit war.

53.

Das Goldbächlein.

Von den reichen Feldern sind gar viele Sagen in ihrer Gegend umgängig und zwar vornehmlich solche von Bergschätzen.

Allgemeiner Volksglaube ist, „daß das jenseits gelegene Zeller-Goldbergwerk im Zillerthale seine Goldadern bis in die Höhen zur Linken des Alpachthales hinüberstrecke.“

Viele verfallene Stollen und Schachte sind noch immer beredte Zeugen des alten, aufgelassenen Bergbaues auf edle Metalle. Die „reichen Felder“ sind eine Gruppe schöner, blumiger Alpentriften, welche erreicht wird, wenn man an das grüne Alpachthal hinter dem Dorfe Alpach hinaufwandert, hinauf dem Greitergraben zu, der in's Fornkahr, Greitalpergraben und Moserbaumgarten ausgeht. Hier liegen die Alpen: Radingeralpl, drei Stettaureralm, Farbenkahr, Greit, Moserbaumgarten mit den „reichen Feldern.“

Hier grünt und blüht und sproßt es voll gewürziger Milchkräuter bis zu höchst auf die Berge, von welchen der Goltenberg, Breitfeld, Tristkopf, die Reichenfelder Berge, Bachfilzen und Widdersberghorn (gewöhnlich der Horn genannt), malerisch emporragen. Das Horn wird der schönen Fernsicht wegen häufig bestiegen, dafür labt ein besonders gutes, kaltes Quellwasser „das Enzianbründl“, welches oben entspringt, den Wanderer.

Zu alten Zeiten sind alljährlich zwei Venediger auf die reichen Felder gekommen, und haben Gold genug ausgeführt. Sie hatten einen Eingang in das Innere der Berge, der befand sich bei den Greitalpenköpfen an der Azwand, da gingen sie hinein, arbeiteten und schleppten schwere Lasten klaren Goldsandes heraus. Als sie nicht mehr kamen, weil sie entweder genug hatten, oder verstorben waren, hat sich von jenem Eingang jede Spur verloren. Aber da war — so erzählte es gerne der alte Pröglerwirth Andre Maier zu Alpbach, ein redlicher und erfahrener, sagenkundiger Siebziger, der die Alpe „Bangorscht“ (Baumgart) besaß — ein Thalbauer an der Linden, Peter Wörgler, aber kurzweg der Lindpeter geheißen,

der hatte durch seinen Vater etwas los von den Venedigermandeln, machte sich hinter den reichen Feldern ein Tröglein zurecht und ließ ein Quellbrünnlein, das aus dem Berge kam, darüberlaufen und seinen Sand darin absetzen; davon wurde das Tröglein in jedem Jahre zwei Mal voll, und trug dann den Sand in eine Schmelze, wo er ihn so gut bezahlt bekam, daß er sich bald genug selbst ein Hüttenwerk ankaufen konnte. Selbiger Lindpeter ist erst 1845 gestorben.

54.

Des Nörggleins Klage.

Bei Münster, einem Pfarrdorfe im Unterinnthale unweit Rattenberg, breitet sich als eine weite Fläche im heitern Flußthale die Egerer-Wiese aus. Dort herum hauste ein uraltes Nörgglein, das kauerte Nachts am Achenrain, blickte nach der hohen Bergspitze des Tristkopfes im Zillerthale, und weinte und schrie gar oft ganz kläglich durch Nacht und Nebel:

„O mein Gott, wie bin i so alt!
Denk die Egererwies' 9 Mol Wies' und 9 Mol Wald
Und den Tristkopf
Kloan wia a Kitzkopf!
O mein Gott, wia bin i so alt!

Es ist ein eigener Zug in der Tiroler Volkssage, daß solche Nörggelein- und Wichtleinsklagen an so vielen weit von einander entlegenen Orten in verwandter Weise sich wiederholen *).

55.

Stein nach der Kuh.

Im Norden von Münster im Unterinnthale, bildet sich ein Bollwerk von Riesenbergen, von denen das Sonnenwendjoch die herrlichste Krone ist, denn nicht nur, daß es im Sommer mit dem üppigsten Grün zur gesegneten Almweide bedeckt ist, auch in dessen Innern hält es noch reichere Erzlager edeln Metalles verborgen.

---

*) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 90, 121, 128.

Maler geboten hätte, nämlich Rattenberg mit den ehrwürdigen Ruinen der Feste, Brixlegg mit seiner amphitheatralischen Umgebung, mit den rauchenden Schmelzöfen, der ehrwürdige Thurm des alten Masciacum, mit der großartigen grauschwarzen Prachtruine Kropfsberg. Ob der Hüterbue von dieser Landschaftspracht so entzückt war, wie der Erzähler dieser Sage, oder ob er nicht vielmehr an ganz andere Dinge, oder ob er alleweil gar nichts dachte, — darüber weiß man nichts G'wisses; er fuhr auf einmal sehr unwirsch auf aus seiner Betrachtung und verfolgte ein Rind, das sich aus seinem Bereich entfernte, und warf ihm einen großen Stein nach. Da hörte er ein Aechzen, und vor ihm stand ein Männlein mit magerm Gesichte und dünnen Haarlocken, beinahe ganz in schwarzen Sammt gekleidet, mit einem sonderbaren Schnitt. Dieses Männlein sprach zum Hirten: O du Thor! Mit welchem Steine wirfst du nach deiner Kuh! Such ihn, such ihn, er ist mehr werth als jene! — Damit ging das Mandl hinweg, und der Hirte suchte den Stein und fand ihn auch glücklich wieder. Der Stein bestand aus zwei Drittheilen Goldes. Nun schleppte der Hüterbue fast einen halben Berg Steine ins Thal herunter — war aber in allen übrigen kein Körnlein Gold enthalten.

56.

Der Polterer.

In einem Bauernhofe bei Münster ließ sich unter dem Dache oftmals ein polternder Geist hören, und öfter als den Hausleuten und Nachbarn lieb war. Aber noch öfter schritt er mit einem gewichtigen Holzstecken in der Hand durch die Gassen von Dorf und Fluren, und schlug mit besonderer Vorliebe auf die Gartenthüren, so heftig, als ob er zornig wäre, und seinen Zorn an den unschuldigen Gatterln auslassen wollte. Da man ihn vom Hause und der nächsten Umgebung seines Spukes nicht fortbannen konnte, so ging man ihm natürlich von weitem aus dem Weg, und die Buben verkrochen sich Abends gerne im Bette. Uebrigens

war, daß ihr der Polterer erschien und sie bat ihm nachzufolgen, wohin er sie führen werde. Aber die Dirne ging nicht mit ihm, denn es überkam sie Schauer und Entsetzen, und als der Polterer endlich zum dritten Male vergebens bat, versank er vor ihr in die Tiefe, und es war als ob mit ihm klingendes Geld in voller Kiste versänke. Seitdem ist Ruhe im Hause. Von einem andern Polterer in einem Bauernhof zu Volderberg wird eine ähnliche Sage erzählt. Ob sie sich aber in Groß- oder Kleinvolderberg zugetragen haben soll, weiß man nicht. Kleinvolderberg liegt rechts, Großvolderberg liegt links der Thalwand, und so wird es wohl am letzten Orte gewesen sein, da die meisten Polterer insgemein sehr links sind.

57.

Die wilde Fahrt bei Münster.

'S Wildgfahr oder die wilde Fahrt ist in vielen Gegenden Tirols bekannt und gefürchtet *). Einst ging eine Frau aus Wiesing nach Mitternacht von Rattenberg aus heimzu, und ihr Weg führte sie über die große flache Wiese bei Münster. Da hörte sie plötzlich hinter sich her ein Geräusch wie von einem Sturmwind. Wie sie umschaute, sah sie einen Wagen hinter sich herfahren, pfeilgeschwind, auf dem Vögel saßen, so schwarz wie Kohlraben, aber so groß wie Geier, die schlugen heftig mit ihren Flügeln und kreischten ganz entsetzlich, so daß ihr Geschrei noch das Gerassel der Wagenräder übergellte. Plötzlich erscholl das Frühgeläute in Wiesing, und mit einemmale war bei dessen Schall der böse Nachtspuk hinweg. Glockenklang und Hahnschrei kann die Dämonenwelt nicht vertragen, und Gebet hat immer genützt, wie es einst zu Wildschönau geschehen. Da hat die wilde Fahrt ein nicht

*) Vergleiche Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 53 u. s. w. S 69 u. s. w.

sein. Das noch ungewaschene Kind spielte unbefangen vor dem Hause, da stürmte 's Wildgfahr daher und führte es fort, die Mutter aber jagte ihm durch Gebet das Kind wieder ab.

58.

Der Goldschlamm.

Ueber das mächtige Kalkgebirge, das Sonnenwendjoch, führt ein Jochpfad, der den Wanderer auch zu dem Zierein-Hochalpensee mit seinen Goldforellen leitet *). Das Joch ist verrufen, Geister bevölkern dasselbe, und die Sage breitet über seine Schrofen und Höhlen ihre Schleier. Vor Jahren gingen zwei Männer aus dem Dorfe Kramsach durch die Voldepp aufwärts über Mariathal und folgten dann dem Pfade. Als sie an den Jochsee gelangten, sahen sie eine Gestalt daran sitzen und eifrig Schlamm aus dem See fischen. Es war ein Venediger-Mandl. Wie dasselbe die näher kommenden Wanderer gewahrte, wurde es sehr unwillig, brummte und packte sein ganzes Geräth und Gezeug zusammen, indem es damit enteilte, ohne sich nach den beiden Männern umzusehen; es verlor aber im eiligen Gehen ein wenig von seinem Schlamm, der seltsam gleißte. Die Männer hoben den verlorenen Schlamm auf, machten sich aber auch zugleich selbst ans Werk und fischten Schlamm an dem Jochsee, soviel sie nur immer konnten. Endlich gingen sie über und über beschlammt nach Hause, und vermeinten, sie müßten wie eitel Gold gleißen, war aber nicht so. Nun wurde der Fund verkündet und untersucht, und siehe da, der wenige Schlamm, den das Venediger-Mandl verloren, enthielt Gold, und der, den die Männer selbst gefischt hatten, war Dreck. Da wurden sie greulich ausgelacht und ihnen der Rath gegeben, sich für das bischen Gold, da es just dazu langen werde, einen Waschschwamm zu kaufen, dieweil sich Schwamm auf Schlamm gut passe und reime.

---

*) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 98 und 237.

Roßzähnefund.

Zwischen Maurach und Rothholz im untern Innthale ruht auf grüner obstbaumreicher Gebirgsneige gegen Osten der stattliche aus alter Zeit herstammende Edelsitz Rettenstein — gegenwärtig ein Meierhof, an welchem nichts Schloßartiges, sondern nur mehr eine freundliche Kapelle zu sehen ist. In neuester Zeit wurde etwas höher an dem Hügel hinauf ein kleines Lustgebäude aufgebaut, dessen Erker eine herrliche Aussicht gewährt und Rettenstein, auch Neurettenstein getauft ist, Alles zusammen Eigenthum der uralten Tirolerfamilie, der Grafen von Taxis. Eine Sage läßt einen Bauer in tiefer Nacht bei Rettenstein vorbeireiten, der sieht zur Rechten einen Bottich stehen, der ziemlich erleuchtet ist, daher steigt er vom Roß und schaut neugierig, was denn darinnen sei. Er findet nichts als eitel Roßzähne und weiß nicht, ob er sich ärgern oder ob er lachen soll. Wart, dachte er sich, ich will mit meiner Alten daheim einen Spaß machen und ihr ein Paar mitnehmen, damit sie sich, weil sie zahnlucket (Zahnlücken hatte), dieselben einsetzen lassen kann. Der Bauer steckt also richtig ein Paar von den Zähnen ein und als er nach Hause kam, ließ er seinen Jux los. „Do hoscht a mol an Morktkram, an recht'n, Alti! sprach er: nui Zähnd, dö konscht d'r einsötz'n loßn und — und — und —" der Bauer konnte nicht mehr weiter scherzen, denn er sah, daß die Zähne, welche er seiner Frau vorzeigte, von reinem, gediegenem Golde waren. Er schlug sich vor die Stirn, weil er deren nicht mehrere eingesteckt hatte, und ritt zurück zur Stelle, wo der Bottich gestanden; aber vergebens suchte er, Alles war verschwunden. So gehts halt, pflegte er oft zu sagen, wer nicht zum Glück geboren ist —, hat keins — ist aber jetzt Alles gleich; denn das Bäuerl und sein Weibl sind schon lang im Grabe und im Himmel droben braucht man kein Gold und auch keine Zähn, die sind nur in der Höll' nöthig, wo eitel Heulen und Zähneklappern — sagte der Erzähler.

Zillerthales in das Unterinnthal liegt links am Wege nach Fügen ein Gebirgsvorsprung mit dem hochragenden, aussichtreichen Kellerjoch, worauf eine, dem Erlöser geweihte Kapelle steht. Der in das Thal gedrängt vorspringende, düstere, zerklüftete und nur spärlich mit Fichten bewachsene Hügel heißt der Jaudenstein, in dortiger Gegend dialektisch „Augnschtoan" und an ihm haftet eine unheimliche Sage.

Drunten an der Thalstraße liegt der Weiler Gagering, bestehend aus fünf größeren Bauernhöfen und zwei Kleinhäuslein. Eines der letztern steht vorderwärts am Waldsaume, der Fußpfad nach Fügen führt nahebei vorüber. In diesem „Waldhäusl," so wird es insgemein genannt, lebte vor vielen Jahren ein fleißiger Bergknappe mit einer braven, jungen Frau in zufriedener und glücklicher Ehe. Der Bergmann stand in guter Löhnung bei der Gewerkschaft des ehedem sehr silberreichen Bergwerkes Ringenwechsel und Falkenstein. An einem Herbstmorgen gab die Frau, die guter Hoffnung war, ihrem Mann das Geleite nach dem Ringenwechsel und fühlte ihr Herz von einer schweren Ahnung bedrückt, daher sie von ihrem Manne sehr schmerzlich bewegt Abschied nahm, und ihn zu fleißigem Gebet ermahnte, als sie sich am Jaudenstein, an dem der Bergpfad zur Knappei empor führte, unter Thränen von ihm trennte. Er schob ihr ungewöhnliches Bangen auf ihren Zustand und tröstete sie. Nach Hause zurückgekehrt, wurden ihre Gedanken in der That wieder heiterer, sie betete Abends ihren Rosenkranz und entschlief im Gebet für ihren Mann, den sie schon am nächsten Abend wieder zu sehen hoffte. Dieser Abend kam, aber der junge Bergmann kam nicht. Oft schaute die Frau auf den Weg hinaus und nach dem Jaudenstein, den schon aschgraues Nebelgewölk umhing und die Flöre der Dämmerung; die Luft wehte kühl und schaurig. Weinend und zagend harrte die Arme lange, lange und setzte sich endlich auf die Ofenbank; da riß ein Anklopfen sie aus ihrem Hinbrüten. Freudig fuhr sie empor, glaubend ihr Mann sei zurückgekehrt, freudig öffnete sie — o Schreck — da wars ein Anderer, ein Arbeitsgenosse,

seine Miene ernst und kummervoll. Er kündete mit theilnehmenden Worten ihr an, daß ein abstürzender Fels im Schacht ihren Mann erschlagen habe, und mit einem Schreckensschrei brach das arme Weib zusammen. Am andern Tage lag sie in Wehen und gebar unter unermeßlichen Schmerzen ein Kind. Eine Freundin pflegte treu die Unglückliche und sie erholte sich so gut es eben ging. Ihre erste Bitte an die Freundin war, nach Fügen zum Geistlichen zu gehen, daß er komme und sie „aussegne;" denn der Volksglaube will, daß dieses Aussegnen, nach welchem eine Wöchnerin wieder an ihre Geschäfte gehen darf, nicht über den 14. Tag nach der Niederkunft hinaus verschoben werde. Vom Ave-Marialäuten Abends bis zum Ave-Marienläuten am Morgen darf keine nicht aufgesegnete Wöchnerin mit ihrem Kinde oder ohne dasselbe aus dem Hause treten, sonst hat jeder finstere Zauber Gewalt über sie. Einige wagen es selbst bei Tag nicht, denn es könnte ein Unglück passiren. Aber der Wärterin begegnete eine Verhinderung und sie kam nicht zum Geistlichen; die letzte Woche ging schon zu Ende. Da bat die Wöchnerin die Hebamme hoch und theuer, den geistlichen Herrn heraufzubitten. Diese versprach es und ging und es kam der Sonntag, aber weder kam die Hebamme wieder, noch kam der Seelsorger. Da entschloß sich die Frau mit ihrem Kinde selbst nach Fügen zu gehen; sie kleidete sich und ihr Kindlein festlich an, versah sich mit allem Nöthigen, wartete aber stets noch und sah nach dem Wege, ob nicht der Ersehnte komme. Schon neigte sich der Nachmittag dem Abend zu — und Niemand kam. Jetzt segnete sie sich und ihr Kind, verschloß ihr Haus und ging. Kühl und frostig wehte der Herbstwind, ein Rabe, ein Unglücksvogel, flog über den Weg und setzte sich auf einen Zaun, an dem die Frau vorbei mußte. Sie fürchtete sich vor dem Unglückspropheten, sie machte einen weiten Umgang über einen Fußpfad, der am Jaudenstein vorbeiführt, darüber sank der Abend vollends nieder.

Dort ragte im herbstlich frühen Nebeldämmer der Kirchthurm von Fügen drüben und — jetzt erklang sein abendliches Avegeläute. Vorbei war der Segenstag! Ein Aufschrei des Schmerzens! Die Glocke schnitt der Armen durchs Herz — sie kehrte um. Da erblickte sie hinter sich die Hebamme; hieher war diese gekommen sie zur Kirche zu begleiten — sie nahte ihr — aber nein — das war ihre Wehmutter nicht — das war ein Weib mit kaltem stechenden

Blick, das lachte ihr laut und höhnisch entgegen und rief: Fliehst du vor der Glocke? Ei, so flüchte zu mir, und das Weib umfaßte die Ergrausende und ein Fels im Jaudenstein spaltete sich, und dort zog jenes höllische Weib, eine Stampa, die Unselige sammt ihrem Kinde hinein, und der Felsen schloß sich wieder und für immer.

Die Hebamme hatte treulich ihren Auftrag ausgerichtet und den Geistlichen vermocht am 14ten Tage nach Gagaring in das Waldhäuschen zu gehen, um die Witwe aufzusegnen. Er könne aber erst gegen Abend kommen, weil Sonntag sei, trug er der Hebamme auf, der Wöchnerin zu sagen. Aber da nahm eine andere Frau in Kindesnöthen Letztere in Anspruch und sie konnte ebenfalls erst gegen Abend nach Gagaring kommen. Wie der Seelsorger an das Waldhäuschen kam, fand er dasselbe verschlossen. Die Witwe hatte es bereits verlassen.

Von ferne nahte nun die Hebamme; sie sah die fremde Weibsgestalt, sie sah die Unglückliche von weitem. Ehe sie nahe kam, war Alles geschehen. Sie erschrack darob so sehr, daß sie irrsinnig wurde und blieb. Der Jaudenstein aber blieb von jener Zeit an verrufen. Man will nächtlicher Weile aus seinem Schooße bald eine liebliche Musik, bald schmerzliches Aechzen und Geheul vernommen haben.

Letzterer Umstand bestärkte einst die Meinung, daß im Jaudenstein drinnen die gefürchtete Zillerthalersche Nachtwuon wohne, die seit uralter Zeit in den hintersten Thalbezirken so viel Unheil gestiftet und auch die arme Knappenfrau und ihr Kind in ihr finsteres Reich gezogen habe.

61.

Der Höllenpförtner.

In Schlitters im Zillerthale war vor vielen vielen Jahren ein gefürchteter Robbler, bissig und wild wie ein Stier, ein rechtes Teufelsvieh. Fluchte stets gar viel und beschwor den Teufel, der aber seiner Meister ward, und bei Putz und Stingel mit ihm zur Hölle hinab fuhr. Nach langen Jahren zog ein unbekannter Zillerthaler durchs Thal, der den Leuten erzählte, wie er seit Jahren den Pförtnerdienst an der Hölle versehen mußte, und genug für sein ganzes

Leben gesehen habe. Es war der vom Teufel entführte Schlittersfer-Nobbler, der zahm wie ein Lamm geworden war, den man für überschnappt gehalten hätte, wenn er nicht in andern Dingen vernünftiger gesprochen und gehandelt hätte. Man nannte ihn den „Höllenpförtner.“ Er wurde aber endlich eingesperrt, weil er steif behauptete, daß während seiner vieljährigen Amtshandlung fast gar keine Bauernleute, sondern meistens Herrenleute und faules Bettelgesindel, auch viele Weibsleute zur Hölle fuhren.

Eine ähnliche, von der Volksmeinung abweichende Sage erzählt Spieß in seinem „Wächter an der Höllenpforte.“

62.

Die Zischkin — eine Hex.

Bei Uderns im Zillerthal erhebt sich der grüne Kupfnerberg, welcher mit acht bis neun behäbigen Bauernhäusern geziert ist. Das Häuslein zu höchst oben war einst von der „Zischkin“ bewohnt, welche als sehr mächtige Hexe allbekannt war. Von ihrem Wirken und Schaden wird mancherlei erzählt, unter andern Folgendes: Am Antlaßfest (Heil. Blutfest) tragen die jungen Mädchen und Jungfrauen bei der Prozession Kränze in den Haaren. Da war eine blühende Jungfrau in dem untern Hof, die band sich vor Freude schon sehr zeitig den Kranz um den Kopf, und ging damit in aller Früh hinauf auf den Berg ihre Kühe zu melken. Da begegnete sie der Zischkin, die sah das schöne Mädchen neidisch an und sagte: Du wirst auch nicht so lustig vom Berg herab geh'n. Und wie das Mädchen die Kühe gemolken hatte und herab kam, ward es krank und kam alsbald zum Sterben. Das Mädchen erzählte die Worte der Hexe. Daher ging der Vater desselben zur Zischkin hinauf und bat sie, den Bann von der Tochter zu nehmen, allein vergebens. Man trug sogar die sterbende Tochter hinauf, allein die Hexe sagte, daß sie nicht mehr helfen könnte, wenn sie auch wollte, weil sie die Sachen ins Wasser geworfen hätte.

63.

Ein Zillerthaler betrügt den Teufel.

Die Zillerthaler sind, wie bekannt, gar lustige, aufgeweckte Leute, und klug sind sie und singen und jodeln, daß 's schon eine Freude ist; aber wie der Bauer und Hofbesitzer „zu Häusling" den Teufel geprellt hat, das geht noch über Alles! Häusling liegt auf dem Brandberg hinter Maierhofen im Zillergrund und der Häuslingbauer saß gerne in den Brennhütten, auf den dortigen Alpen herum, oder weiter im Thal drunten beim Wirth, nur am seltensten war er daheim zu finden, daher kam seine eigene Wirthschaft herab, ja es kam schon so weit, daß die Gläubiger dem Häuslinger alles Korn nahmen, als er just seine Felder bestellen wollte, daher wußte er nicht, wie und was er nun aussäen sollte. Es war ihm recht langweilig zu Muthe; daher setzte er sich an den Branntweintisch und trank so viel Enzianbranntwein, bis er einen ehrlichen Dusel bekam, und im Dusel warf er hin, daß er ewig dankbar sein würde, wenn ihm Jemand helfen thäte, und wenn es auch der Teufel wäre. Wie er das redet, da geht die Thüre auf und der leibhaftige „Gottseibeiuns" tritt ein, und setzt sich ihm zur Seite, klopft ihm dann zutraulich auf die Schulter und sie hoangartn und hoangarten mit einander so fein, als ob sie alte Schulkameraden wären. Endlich kamen sie übereins, daß ihm der Teufel Geld „grad gnuagalat" verschaffen wolle, um Samenkorn einkaufen zu können, jedoch gegen dem, daß der Häuslinger dem Teufel die Hälfte von der Ernte überlassen müsse. Hierauf tranken sie mitsammen den Leihkauf, der Teufel übergab dem Bauer das Geld und ging hohnlachend davon, denn er gedachte den guten Freund nach und nach in die Schlinge zu bringen, welcher noch während der ganzen Nacht „Nikal, Nakal no a Frakal" fortmachte. Nach einigen Tagen bestellte der Häuslinger seine Felder und Aecker und war froher Dinge. Als die Erntezeit kam, zog er mit Knecht und Magd aufs Feld und befahl ihnen den Waizen just in der Mitte mit der Sichel abzuschneiden und fuhr dann mit dem Obertheil, mit den Aehren heim. „Hier ist deine Hälfte", sagte er zum Teufel, der um seinen Antheil gekommen war, und wies auf die langen Stoppeln, „laß geschwind ernten, Freund, sonst kommen die Spatzen (Sperlinge)

gelten lassen wolle? „Ja“! sagte dieser; „'s nächste Jahr nehme ich die obere Hälfte und du nimmst die untere“. „Es gilt schon,“ antwortete der Bauer und sie schieden. Als der Frühling gekommen war, pflügte der Häuslinger die Aecker, bepflanzte sie aber mit Erdäpfeln und Rüben, und nahm im Herbste, wie festgestellt worden war, die untere Hälfte für sich und der Teufel hatte nichts als das Kraut und Blätter und wurde so zum zweiten Male geprellt. Da fuhr er mit Gestank ab und will mit keinem Zillerthaler mehr etwas anfangen, und seither nennt man die Leute, welche sich überlisten lassen, dumme Teufel. Auch ist ein Sprüchlein in den zwei Nachbarthälern, dem Ziller- und Alpbach-Thale im Gang, welches vermuthlich seit diesem Vorfalle datirt und heißt:

„Derwei die Alpböcker (Alpacher) 'n Tuifl oanmal anschmian, derwei hot'n a Zillarschthola schon zwoamal betrog'n!“

64.

Eine Vorweilung.

Im Zillerthale haben sie ein etwas derbes Sprichwort. Wenn einer gestorben ist, sagen sie „der hot a Tosch'n aufn A... (Hintern) kriagt;“ der Ursprung desselben aber wurzelt in einer Sage. Zu Fügen im Zillerthale wohnten zwei elternlose Schwestern, die einander recht lieb hatten, aber von einander scheiden mußten, weil die eine, Urschl geheißen, in ein Kloster ging und die andere, Moidl, in einen Dienst trat. Beim Abschiede verabredeten Beide mit einander, wenn eine von ihnen sterbe, solle sie dieß der Ueberlebenden durch eine Tosch'n (Ohrfeige), aber nicht ans Ohr, sondern auf einen andern Körpertheil als Vorweilung anzeigen. Es vergingen Jahre, und die Moidl dachte vielleicht gar nicht mehr an jenes Versprechen, als sie in einer Nacht plötzlich einen gewaltigen Schlag an jener Stelle empfing. Erschreckt sprang sie vom Lager auf und dachte nun in einem fort an die Schwester Urschel, sie konnte nicht mehr schlafen, kleidete sich an und reisete ins Kloster. Als sie es erreichte, bimmelte schon das Seelenglöcklein, das den

Tod einer Nonne anzeigt. Schwester Urschl war in derselben Stunde verschieden, in welcher sie ihrer Schwester Moidl die Vorweilung hatte — spüren lassen.

65.

Die Butter-Alpe.

Unweit dem Dorfe Finkenberg, das halb dem Zillerthale und halb dem Durerthale zugewendet ist und nahe an 10000 Morgen Alpenweiden besitzt, liegt die sogenannte Butteralpe, eine der größten und schönsten dieser Alpen, welche vor Zeiten hochberühmt war wegen ihrer Ergiebigkeit an Futterkräutern und dem Reichthum den sie durch den Ertrag an Butter und Käse ihren Besitzern lieferte. Die Butteralpe breitet sich über ein Joch aus, das von unten gesehen sich äußerst lieblich und grün darstellt; von oben aber gesehen, erscheint dasselbe rauh und felsig. Das war ehedem nicht so. Alles war eine herrliche Matte, auf welcher die Sonne den ganzen Tag lag, und nur durch Menschenfrevel ist dieß anders geworden. Eines Tages, als die Senner auf der Butteralpe ihre sämmtliche Arbeit verrichtet hatten und nicht wußten, wie sie den Tag zubringen sollten, sprach einer von ihnen: Ich wüßte ein Spiel, das noch nie gespielt worden, ein Kegelspiel nach der neuesten Mode. Mit Butterkugeln wollen wir zielen und sehen, wer am meisten Kegeln umwerfen kann. Gleich brachten die Senner Butterkugeln aus ihren Hütten heraus, und das Spiel begann; aber siehe da! es erhob sich alsbald ein fürchterliches Ungewitter. Links und rechts krachen die Felsen, vom Donner gleichsam erschüttert, und wild fliegt der Nebel von einer Bergspitze zur andern, Blitze durchkreuzen die Luft und ein schreckliches Hagel- und Schneegestöber folget dem Unwetter. Wohl verließen die Senner das frevelhafte Spiel und eilten den aufgescheuchten Kühen und der Heerde nach, um sie aus dem Sturm zu retten, allein Alles war vergebens, das meiste vom Alpenvieh sprengte an den nahen Gründen herum und mehr als die Hälfte war — in einen sehr tiefen Abgrund gefallen. Und als die Sennen auch hier nach Möglichkeit zu helfen versuchten, da wurden sie gleichsam mit einer unsichtbaren Gewalt ringend in den nämlichen Abgrund hinabgeschleudert, wo sie noch heute begraben

liegen. Auf diese Weise wurden die übermüthigen Spieler bestraft, und ein Fluch scheint sich zugleich auf die Alpe gelegt zu haben, denn sie ist seitdem fast immer mit Schnee und Eis bedeckt. Und Wandersleute, welche in der Nähe jenes Abgrundes, wo die Frevler begraben liegen, ausruhen, wollen ihre Gestalten gesehen und „huschen“ (husch! husch! rufen) gehört haben — ein Zeichen, daß sie an der kalten Pein leiden.

66.

Die Pfarrköchin.

Es lebte einmal ein armer Landpfarrer in einer Gemeinde des Zillerthales, der am liebsten gestöckelte (gestockte) Milch aß, welche er aber bei seinen Bauern selten bekommen konnte. Desto willkommener war ihm die Rede der Köchin, die ihm eines Nachmittags erzählte, daß sie nun ein Bäuerlein gefunden habe, bei dem sie zu jeder Stunde seine Lieblingsspeise haben könne. Und wirklich war es so, der geistliche Herr durfte nur wünschen, so stellte ihm die Köchin nach einer Viertelstunde die gestöckelte Milch auf den Tisch.

Nach mehreren Wochen fiel es dem Pfarrer denn doch auf, daß die Köchin in so kurzer Zeit ihn bediene, und er wollte sich selbst überzeugen wie das zugehe. Er begehrte daher an einem heißen Nachmittag solche Milch und schlich ihr heimlich nach und fand, daß sie, statt zum Bäuerlein zu gehen, nur einen kleinen Umweg machte und durch die Hinterthür zurück in die Küche ging, welche sie sodann inwendig mit einem Riegel absperrte. Aber sie hatte vergessen das Schlüsselloch zu verstopfen und durch selbiges konnte der Beobachter hineinsehen, und er sah — Schrecken über Schrecken! daß sich die Köchin das Strumpfband löste, es an den Dreifuß anknüpfte, einige unverständliche Worte dazu murmelte — und die schönste Milch aus dem Strumpfand in die Schüssel molk. Er hatte genug gesehen und im Voraus auch genug gegessen, es grauste ihm über und über.

Der Pfarrer ging auf sein Zimmer und die Köchin kam auch bald mit der Milch daher, erschrack aber nicht wenig, als der Pfarrer sie fragte, von wem sie das Melken am Strumpfbande

gelernt habe. Sie wollte anfangs leugnen, allein es lag alles zu klar am Tage, so daß sie endlich zitternd und bebend eingestand, sie habe sich dem Teufel ergeben und von demselben diesen Zauber und noch andere Kunststücke erlernt, und daß sie die Formel den Teufel zu rufen von der Bäuerin W. zu F. erlernt habe, welche als Hexe wohl bekannt gewesen, und wie sie nach und nach mit dem Teufel sich vergangen und des Teufels geworden.

Die Sage erzählt weiter, daß der Pfarrer alsbald, noch dieselbe Stunde in einen finstern Wald ging, wo ein verrufener Teufelsgraben war, und den Fürsten der Finsterniß beschwor, der auch sogleich mit einem großen Buche erschien und den Geweihten um sein Begehren fragte, weil er ihm sonst nichts anhaben konnte. Der Pfarrer sagte, er wolle im Buch nachsehen, wer da eingeschrieben sei und ein wenig die Künste und Wissenschaften nachlesen; allein dazu willigte der Teufel nur unter der Bedingung ein: daß der Priester mit eigenem Blute vorerst sich ins Buch hineinschreibe. Das will ich gerne thun, sprach der Pfarrer, machte sich einen Ritz in die Haut und schrieb ins Buch nicht seinen Namen, sondern den süßen Namen Jesus, und als das geschehen war, reichte er dem Teufel das Buch, aber der schrie und zappelte und konnte das Buch nicht anrühren und stürmte stampfend und heulend durch den Teufelsgraben, daß hin und her die Felstrümmer herabkugelten.

Wie nun der Pfarrer in dem Buche herumblätterte, fand er in demselben nicht nur seiner Köchin Namen, sondern auch die von vielen andern bekannten Personen. In den Widdum zurückgekehrt, suchte er seine Köchin auf, allein diese fand sich hinterm Hause an einem Baume erhenkt; und noch an demselben Abend erfuhr er, daß der Teufel zwei Weibern, die in der Nähe auf den umliegenden, zerstreuten Höfen wohnten und auch Zauber trieben, die Hälse umgedreht und mit sich durch die Luft davon getragen habe. So hat sich der betrogene Teufel an den Seinen gerächt, und ist also auch mit dem Teufel nicht gut Kirschen essen!

67.

Der Teufelssteg bei Finkenberg.

Gegenüber der Gemeinde Finkenberg springt über den tiefen Abgrund des Durer-Baches ein Steg, der im Gegensatz zum „Hohen-Steg“ oder „Hochsteg“, am Eingang des Zemmgrundes, der „höchste Steg“ heißt, aber zugleich auch der Teufelssteg benannt wird. Ein Bursche aus Finkenberg hatte einer Dirne Hoffnungen gemacht, die er zu erfüllen keine Neigung hatte, und wollte das zum Vorschein gekommene arme Würmlein nicht als sein Kind anerkennen, obgleich viele seinen vertrauten Umgang mit der Dirne kannten. Er legte sich auf das hartnäckigste Läugnen, und da er gerade nahe dem höchsten Steg war und von mehreren seiner alten Bekannten umgeben war, die ihm zuredeten, sich des Kindes und der durch ihn gefallenen Dirne anzunehmen, so vermaß er sich hoch und theuer, indem er auf eine Steinplatte am Wege trat: „So wahr dieser Stein, auf dem ich stehe, so hart ist, daß meine Schuhnägel ihn nicht eindrücken, so wahr bin ich nicht Vater von dem Kinde.“ Kaum war dieser Meineid gesprochen, so war der Teufel da, zerrte den falschen Schwörer über den Steg und warf ihn dann in den hundert Klafter tiefen Abgrund und in den brausenden Bergbach. Seitdem heißt dieser Steg der Teufelssteg und in der Platte erblickt man tief eingedrückt noch alle Nägelspuren von des Meineidigen Alpenschuhen.

68.

Die Schindalm im Stillupp.

Im hintern Zillerthale ist eine Alpe, welche oft ganz eingeschneit bleibt, so daß sie manchen Sommer gar nicht befahren werden kann. Diese Alpe, im Stillupp gelegen, war einst ein schöner, grüner Kuhhimmel; da haben aber der Senn und die zwei Hirten einen lustigen Feiertag einmal gefeiert, aber leider keinen christlichen, sondern einen heidnischen, weßhalb die Strafe nicht lange auf sich warten ließ. Erst haben sie unter einander recht gesoffen und sich mit Speisen übermäßig überladen und dann wollten sie auch noch eine

gute Unterhaltung und kamen von Spiel auf Spiel und am Ende zu einem gar sonderbaren.

Der Senn in seinem heidnischen Uebermuthe hatte den Einfall einen Götzen zu schnitzen, um mit demselben unzeitige Späße zu machen, welches auch die zwei Hirten billigten. Sie nahmen den Stamm eines Zirmbaumes (Zirbelbaum), dessen Holz sehr weich ist, und sich leicht schneiden läßt, und bald bekam dieser menschliche Gestalt, wenn auch roh und ungestaltig. Hernach brachte der Senn die beste Butter her und strich unter Zoten und wildem Gelächter seinem Götzen den Mund voll. Weil aber der Götze nicht essen wollte, schlug der Senn denselben über den Haufen, und allgemeines Gelächter begleitete diese Possen. Die Holzfratze wurde wieder aufgerichtet und ihr neuerdings Butter in den Mund gestrichen, und als sie wieder nichts aß, schlug sie einer von den Hirten zu Boden. Dem dritten Hirten gefiel dieses Frevelspiel nicht gar so sehr, vielmehr weigerte er sich daran Theil zu nehmen; er machte nur den stillen Zuschauer und lachte zuweilen über das muthwillige Treiben der Andern.

Wie der Senn und die Hirten noch etliche Male den Kauz herumgeschlagen hatten, fängt er plötzlich an, sein Maul weit aufzusperren, während seine Augen wie Feuer funkeln, und er frißt jetzt Alles auf, was da ist, und Senn und Hirten ließen ihr loses Spiel und sprangen entsetzt ins Weite.

Nachdem es Nacht geworden, legen sich die drei Aelpler zusammen in die Schlemm, (Liegerstatt). Aber keiner will am äußersten Ende liegen, bis sich endlich jener Hirte dazu herbei läßt, welcher nicht mitgefrevelt hatte, und der Senn, welcher den Götzen geschnitzt, blieb zuhinterst. Wie es Mitternacht wird, kommt etwas herein zur Liegerstatt — es ist der Götz — und sagt rauh und barsch:

„Den Erscht'n find i!“

sieht ihn an, thut ihm aber nichts zu Leide, dann brummt der Götz wieder:

„Den Zweit'n schind' i!“

Kaum ausgesprochen packt er den Hirten, zieht ihm die Haut vom Leib und nagelt sie an die Wand.

„Den Dritten wirf i übers Dach!“

raunt er zum letzten Male, ergreift den Senn und schleift ihn bei der Kaserthür hinaus in's Freie und wirft ihn einige Male über das Hüttendach hin und her, als ob er Ball spielen wollte, und der Senn schrie fürchterlich, denn mit dem Hin- und Herwerfen brach Bein um Bein, endlich das Genick und erst dann, als der Senn zerfetzt am Boden lag, hing ihn der Putz ans Dach hinauf zu Schreck und Warnung Anderer. Der Götz ging bald von dannen und sprach zum Hirten: Sag den Besitzern der Alm, sie sollen dieselbe von jetzt an „Schindalm" heißen, sobald sie aber nicht folgen und ihr einen andern Namen geben, komme ich zurück und schind die Ungehorsamen.

Diese Sage findet ihren treuen Wiederhall auf der Schinderalpe im Stubeithal, so wie auf einer Alpe in der wilden Gerlos.

69.

Die Pfannhexen.

Der Paul Simon in Windg'saß zu innerst im Schwendberg, mit seinem eigentlichen Namen Simon Daum geheißen, weiß Vieles zu erzählen von einer noch unbekannten Art geheimnißvoller, mythischer Wesen. Sein Wohnort liegt freilich tief hinten im Gebirgsschooße, und wer hin will muß von Zell, droben im Zillerthal, nach Hippach gehen und von da noch 2½ Stunden bis zum Weiler Grün, und wenn er dort ist, so ist er noch lange nicht im Windg'saß (im Sitz des Windes). Es gibt halt Pfannhexen, sagt der Paul Simon, er glaubt es, und noch viele Andere mit ihm. Selbige sind sehr böse; sie schleichen am Tage und bei nächtlicher Weile herum, wie die Katzen, sie können sich klein und groß, schwarz und weiß machen. Man würde sie kaum gewahr werden, aber zum Glück pfeift und tanzt, und dreht immer am Tage ein Windgisperl (kleiner Wirbelwind) vor ihnen her, der ihre Anwesenheit verräth. Man heißt sie Pfannhexen, weil sie nichts liebers thun als Muß und sonstige Speisen in den Pfannen zu verderben. Eine Köchin darf nur eine Pfanne voll Muß allein stehen lassen und davon weggehen oder sie vor die Thüre zur Abkühlung stellen, wie es bei

den Bauern üblich ist, gleich ist eine Pfannhexe da und wirft Mist und Unrath und Teufelsdreck hinein, daß allen der Appetit vergeht, die davon essen wollen. Ebenso stellen sie den Hennen nach, wenn sie in den Hühnerstall gelangen können und drehen diesen die Hälse um, den Hähnen aber thun sie nichts. Es gibt aber auch Abwehr- und Rachemittel gegen die Pfannhexen. Z. B. macht man eine Pfanne über dem Feuer ganz glühend, in welcher ein solches Mistvieh die Speisen verdorben hat, und scharrt dann mit einem Messer heftig drinnen herum, daß man das Geräusch recht weit hört; das sengt und brennt dann der Pfannhexe die Haare vom Kopf und nun ist sie Jedermann kenntlich.

70.

Alpe Schönach.

Der wilden Kriml gegenüber, im Alpengebiete der Gerlos, blickt man in das Schönachthal, dessen gebirgiger Hintergrund bis ins Thal herab weithin übereist erscheint.

Da hat vor Zeiten ein herrliches Alpenland gelegen, das eine Sennin und ein Hirte bewirthschafteten, welche gottlos waren und beseelt von frechem Frevelmuthe; die Sennin wollte stets eine glatte, blanke und geschmeidige Haut haben und wusch daher alltäglich sich Gesicht und Hände mit Milch. Und da ihr Milch auch viel besser schmeckte als Wasser, so trank sie davon auch so viel als möglich.

Zum Zeitvertreibe schnitzelte der Hirte statt aus Holz, aus Käse ein Kegelspiel, darnach schoben dann er und die Sennin täglich mit Butterkugeln. Solches trieben beide eine geraume Zeit und noch mehr andere Frevel, wie sich denken läßt, bis der Himmel es nicht mehr ansehen konnte; und da kamen Sturmorkane, Hirt und Sennin ereilte der Tod und die Alpe wurde mit Eis bedeckt, und wie man sie früher schön genannt, so konnte man sie nun nicht mehr nennen, ohne zu seufzen: Schön — ach! Und daher kam ihr nun der heutige Name.

71.

Der Pfaffenstein.

Auf dem Wege von Zell im Zillerthale nach Gerlos steht knapp am Pfade bei den Gerloser-Gütern im Walde ein Stein mit einem Eindruck, als habe ein Mensch in ihm gelegen, fast so wie der Herrgottstein im Egergrunde im Reich draußen, nur daß dieser hier kein Herrgottsstein ist.

Die Sage gibt demselben einen andern Ursprung. Ein junger Geistlicher aus Salzburg, der durch das Pinzgau herauf und über den Gerlosberg gewandert, fiel, als er einer schönen Dirne begegnete, in eine sehr heftige Versuchung und sagte zu der sich sträubenden Dirne, was er von ihr begehre, sei so wenig Sünde als der Stein am Wege Schnee sei. Aber wie er jene zum Steine drängte, gab dieser nach, wurde so weich wie Schnee, nahm ihre Gestalt auf, und erschrocken bebte jener zurück und die Dirne entsprang. Sichtbar erschüttert von dem Wunder, das vor seinen Augen sich gezeigt, ging der Verirrte in sich und büßte hart und schwer und lange in einem strengen Kloster den Fehl jener Versuchung ab *).

72.

Die Schatzhüter der Reichenspitze.

Geheimnißvoll webt die vaterländische Sage ihre Duftschleier über die reiche Spitze oder den Reichenspitz, der mit seinen Fernerzacken und Eishörnern die Grenzscheide zwischen dem Zillerthal und dem Pinzgau majestätisch beherrscht. Tief unter dem blauen Aether, der sich über die Ferne ausspannt und hoch über der grünen Erde liegen seit undenklichen Zeiten in den fast unzugänglichen Gufeln, nahe unter dem Scheitel des Gebirgsstockes Schätze, welche ein anderes vorzeitliches Geschlecht im geheimen Bunde mit der Naturkraft dort wachsen ließ und verbarg. Es sind Gold- und Silberadern, die dort zu Tage stehen, die der erlan-

*) Aehnliches vom Pfaffenstein „im Egergrunde" erzählt L. Bechstein im deutschen Sagenbuch S. 695.

gen kann, der Muth und Unerschrockenheit besitzt. Aber sie segnen nicht, diese Schätze, sie sind noch keinem Sterblichen zum wahren Heile gediehen und nur selten, vielleicht alle Jahrhunderte einmal, findet sich ein Sterblicher, der so viel kecken Muth, so viel Verwegenheit besitzt, dort hinauf zu klimmen in die ewig starre Eisregion, dann in die Schätzegufeln niederzusteigen und wieder hinauf, und dann hinab mit den dem Eise und dem Gestein mühsam abgerungenen Schätzen, deren noch dazu keiner zu viel hinwegtragen wollen darf, weil ihn sonst die Last nimmermehr hinauf läßt. Was einer droben sieht und hört, das hat noch keiner verrathen, aber es ist des Schrecklichen sicher mehr, als des Schönen: denn dort droben wohnen in ihrer grimmen kalten Pein, die sie andauernd erleiden müssen, sieben Schatzhüter, welche als Wächter bestellt sind über die Gold- und Silberadern in den Schründen und Schrosen des Eisgebirges. Gleichwohl sind sie nicht ohne Hoffnung auf endliche Erlösung, denn sie haben ein gewisses Recht; so oft es einem Menschen gelang, von dem Schatze etwas von dannen zu tragen, wodurch sich dann sein irdisches Besitzthum schnell und wundersam mehrt, und er stirbt, so muß er alsbald hinaufwandern zum Reichenspitz in das Reich der spitzen kalten Pein, und jener Hüter, der von den Sieben am längsten droben weilte, darf eingehen in das Reich des ewigen Friedens; davon gehen im Zillerthale wie in der Dux verschiedene Sagen.

Einst waren, so wird in Piesendorf erzählt, zu gleicher Zeit drei Herren unter der Zahl der unseligen Schatzhüter; diese trugen lange schwarze Talare und Schnabelschuhe mit großen glitzernden Silberschnallen und spitze Hüte. Sie meisterten die Uebrigen und man sah sie nicht selten zur Winterszeit in Sennhütten und Gehöfte eintreten, um sich zu wärmen, denn die menschlich getrennte irdische Natur war noch nicht von ihnen genommen, daher konnten sie noch frieren, und furchtbar zu frieren war ja eben ihre Strafe und Verdammniß. Und obwohl jene Halbgeister die Schätze der Eiswelt zu hüten hatten, lockten sie doch auch wieder Menschen an sich an, durch jener Verderben der eigenen Erlösung nahe zu kommen, just wie die Greinerhüter.

Einmal hatte ein Bauer aus dem Dorfe Stumm, jenseits des Zillerthales, einen weiten und wichtigen Gang zu thun,

zu dem er die Nacht verwenden mußte. Als er heimkehrte, brach schon der Tag an, und die Vögel begannen zu singen.

Schon wurde es Tag, da kam er zu einem schmalen Gangsteig, der durch grüne Matten führte und schaute vergnügt auf seine Wiesen und Gründe. Es war um Johanni, der Himmel war klar und der Tag versprach heiß zu werden. Heut gilts! sprach zu sich der Bauer: Heut heißt's Sensen dengeln, was mein Arm aushalt, denn es wird ein Tag, an dem's mit einer Sonne rauschdürres Heu gibt, Vormittag wirds niedergemäht, Abends wird heimgefahren. Da kam auf einmal ein Mann vom andern Ende des Gangsteigs dem Wanderer entgegen; den erkennt Jener, es ist ein Nachbar, aber in völligem Winteranzug, im Lodengewand mit dicken Pelz-Fäustlingen an den Händen und versehen mit einem starken Bergstock. Ueber diesen Anzug lacht der Bauer laut auf und fragt: „Ja wohin willst d' denn"? Uebern Tauern? Schaust mein Dad grod aus wia r' a Eismandl. Der Angeredete grüßt nicht, dankt nicht, er geht an dem Nachbar kalt vorüber, ja wohl kalt im eigentlichsten Sinne des Wortes; denn es geht eine Kälte von ihm aus, daß es den Bauer überrieselt und nur das spricht jener mit tiefer Stimme: Auf d' Reich'nspitz! Gold hüten! Kaum tritt der Bauer ins Haus, als ihm sein Weib die Neuigkeit entgegenruft, der Nachbar sei in der Nacht todeskrank geworden, und werde es wahrscheinlich überstanden haben. Nun ging dem Bauer ein Licht auf. Es hatte aber mit selbigem Nachbar diese Bewandtniß: Vor Jahren war er in seinem Hauswesen so merklich herabgekommen, daß um ein Haar er vergantet worden wäre und Haus und Hof mit dem Rücken hätte ansehen müssen. Da war er einige Tage lang fort gewesen und dann vergnügt wieder gekommen, worauf sich sein Wesen schnell gebessert. Auswärtige Freunde, sagte er, haben ihm geholfen. Ja — sehr auswärtig! — droben die Schatzhüter auf der Reichenspitz hatten das gethan. So erzählten auch die Leute zu Piesendorf, daß einst daselbst ein grundreicher Mann auf dem Sterbebette gelegen. Bei ihm standen seine beiden Brüder mit traurigen Mienen und bekümmerten Gedanken, unter Seufzen entrang sich die Seele des Todkranken ihrer irdischen Hülle. In diesem Augenblicke ging draußen ein Mann vorbei, der trug einen langen festen Stecken in der Hand, ein warmes Jägerkleid, wie man es

Winters trägt, am Leibe und zeigte überaus kummervolle traurige Miene. Dieser Mann sah leibhaftig so aus, wie der Verstorbene, und wie die beiden Brüder ihn wandeln sahen, überlief sie ein eiskalter Schauer. „Gott tröste ihn!“ sprachen sie vor sich hin. „O weh, o weh! der muß hinauf zur Reichenspitz! Und da faßten die Brüder den Entschluß, ihren verstorbenen Bruder von seiner Pein zu erlösen. Rasch machten sie sich reisefertig und durchwanderten aufwärts das Pinzgau und eilig und muthig am steilen Gelände hinan höher und immer höher. Als die Wanderer endlich am Ende des schroffen Bergsteges angelangt sind, bildet sich Nebel rings um sie her, der wird dichter und dichter und aus dem Nebel wird Nacht, und sie können ihre Füße nicht mehr sehen, geschweige den Boden, so finster wirds und zugleich beginnt es greulich zu blitzen und zu donnern. Aber die beiden Brüder sprachen ihr Gebet, rufen einander bisweilen zu und kraxeln langsam vorwärts. Endlich hört das Donnergekrach und das Blitzen auf, die Brüder stehen auf dem Scheitel der Reichenspitz und der Nebel schwindet plötzlich weg und über ihnen lacht der blaue Aether in voller Klarheit, und so steht mit einem Male ihr Bruder bei ihnen, ganz so wie sie ihn hatten wandeln gesehen und sagt: „dank euerer Lieb und Treue, ihr habt mein Loos gewendet zur Erlösung — und es wurde sein Jägergewand umgewandelt in ein Lichtgewand und er schwand vor ihren Augen hinweg wie Morgennebel. Und sie gingen heim und begruben den Verstorbenen.

73.

Reichenspitzler.

Von Zell im Pinzgau mußte ein Mann spät in der Nacht in die Glemm hinein gehen; der sah alsbald auf einem Gras- und Getreideboden, durch welchen ihn der Weg führte, eine große Anzahl Vieh weiden und die Aehren zertreten. Weil er glaubte, daß das Vieh zufällig hineingekommen sei und Schaden anrichte, so fing er an, dasselbe hinauszutreiben. Er schlug aber vergebens auf die Kühe, denn die Hiebe gingen durch, und als er mit der Hand darauf tappte, ergriff er nichts, und er eilte von Grausen erfaßt, eiligst davon. Aber ein Männlein begegnete ihm später

am Wege und sagte zu dem Erschreckten: Guter Freund, fürchte dich nicht vor mir, ich bin nur ein Reichenspitzler, und muß um 12 Uhr zur Mitternacht droben sein, und ist schon 11 Uhr, muß daher eilen. Ist dir nicht Vieh begegnet? Ja, sagte der Mann, ich wollte es aus dem Felde treiben, konnte aber nicht, 's'war lauter Luft. Da lachte das Männlein und sprach: Glaub's gern, das waren alles Geister von der Reichenspitz, die mit mir hinauf müssen; wird dir noch mancherlei begegnen, Rosse, Ochsen, Stiere und Kühe; sie werden sich bäumen und aufspringen, merk dir aber — weich nicht aus, denn wie du das thust, bist du des Todes! Damit ging das Männlein fort, und der Mann auch. Dem begegnete richtig bald das Vieh; aus Furcht, weil die Rosse gar so wild thaten, wich er ein klein wenig mit einem Fuße auf die Seite, da war schon ein Glied von seinem kleinen Finger weg. Daran hatte er genug, wich nicht mehr aus, und kam unbeschädigt weiter.

Auch wird von den drei Geistern auf der Reichenspitze erzählt, daß einer davon immer zu Hause bleiben mußte, während die andern zwei auf den Almen herum gingen. Einmal luden die Hirten die zwei Reichenspitzler zum Essen ein, als sie just vorbei gingen, und die Geister nahmen die Einladung an. Unter dem Essen wurde das Muß ganz schwarz, nach und nach verlor es die schwarze Farbe wieder und wurde weiß wie frisch gefallener Schnee, worüber sich die Hirten nicht genug verwundern konnten. Als hernach das Muß aufgegessen war, sagten die zwei Geister: Wir danken recht schön, wir sind nun erlöset; wir mußten warten, bis uns Jemand zum Essen einlade, wir mußten zur Strafe so lange warten, weil wir in unserm Leben mit den Speisen grob umgingen, und doch niemand etwas gönnten. Die zwei hatten freilich leicht zu danken, aber der dritte nicht, der sitzt vermuthlich noch immer auf der Reichenspitze und hat das Nachschauen.

74.

Kasermandl auf der Nassendurer-Alm.

Wenn man von Lanersbach in Dur über die große Alpe Hoch-Lizum ins Wattenthal hinabsteigen will, so kommt man gar leicht

in 3 Stunden dahin. Von Lanersbach gehts zuerst aufwärts übers „nasse Dux“ und man kommt in 1½ Stunden bei der Nassenduxer-Alm an, welche dem Lanersbacher, dem Christler und dem Geislerbauern gehört, die zusammen gegen 300 Stück Kühe auftreiben.

Von hier führt ein anderer Weg weiter empor links zum „Thor,“ einer malerischen Felsenwandgruppe, in deren Nähe ein bedeutend langer herrlicher Hochsee liegt und der „blaue See“ genannt wird, von welchem der Eingang durchs Langgrübel nach Hochlizum hinüberleitet. Rechts vom Thore führt ein Steig nach der Lahnalm ins Wattenthal. — Auf der Nassenduxeralm nun treibt auch ein Kasermandl sein absonderliches Wesen, meist in solcher Weise wie es den Kasermandln eigen ist *). Es hängt Kühe schier unlösbar zusammen, es ruft, es klingelt, es schlegelt und wirft, es lacht und pleart (heult) und treibt oft solchen Spuck, daß keinem Wanderer oder Jäger zu rathen ist, sich der Almhütte zu nahen, in der es haust, obgleich seit vielen Jahren nichts mehr Ungleiches weder gehört, noch gesehen worden ist.

75.

Das Hilpoltmandl.

Um den Bergkopf, der Hilpolt oder Hilpoltkofel genannt, der sich zwischen dem Watten- und Duxerthal aus den Alpenregionen Fallruck, Außer- und Inner-Lahn und Grafens erhebt, weben und schweben mannigfaltige Sagen. In diesem Hilpoltkofel soll sich ein Schatzloch befinden, unermeßlich und unerschöpfbar, dasselbe wird bewacht vom Geislerbauern, der einst ein ordentlicher Mann gewesen, das Geheimniß des Findens besaß, auch viel Gold gefunden hat, und als er unendlich reich geworden, dem Stolze und Geize sich ergab. Der Bauernhof, in welchem er wohnte und welcher der „Geislerhof“ genannt wird, steht bei zwei Stunden weit drunten im Dux, am Wege von Wattenthal nach Lanersbach im Duxerthale. Als der Geisler älter geworden war, vergrub er seine Schätze in den Hilpolt und als er starb, mußte er, gekleidet, wie er sonst

*) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 140. u. f.

war, hinauf zum Hilpolt, Schatzhüter werden und die kalte Pein leiden. Daher bedingte sich der Geisler vor dem Sterben, man möge ihn warm anlegen, damit er nicht gar zu sehr friere. Seine Hinterlassenen entsprachen auch vollkommen seinem Wunsche, und nachdem er in warmer Winterkleidung zur Erde bestattet worden war und die Leute im Wirthshause den gewöhnlichen „Todtentrunk“ verzehrten und heimgingen, da haben sie den armen „reichen Geisler“ über den Anger gehen gesehen, in der nämlichen Kleidung, in der er verscharrt worden war. Langsam schritt er vorwärts und legte frierend die Hände vor den Mund, hauchte hinein und stöhnte husch! husch! Er trug eine graue Joppe und einen Durerhut, hatte einen Stock in der Hand und sah entsetzlich aus, daß es alle gruselte, welche ihn sahen.

Es ist nicht lange her daß der Tröglpeter spät Abends über das Joch ging, als ihm der Geisler am Hilpolt — das Hilpoltmandl nennt man ihn jetzt — begegnete, was auch andern Hirten manchmal geschehen ist. Wohin so eilig? fragte der Geisler. Der Trögl Peter kannte ihn nicht und erwiderte, daß er wegen des Geislers so sehr eile, welchen er zwar nicht fürchte, weil er Niemanden Etwas zu Leid thue, und den er gern erlösen möchte, wenn es möglich wäre, aber doch eile er vorbei, weil es immer unheimlich sei, in der Nähe eines Schatzhüters zu verweilen. Hierauf sagte der Geisler: Kannst und willst du mich befreien, Peter? Ich bins selbst und kriegst mehr Geld, als 's ganze Dur da drunten werth ist. Aber Peter erschrack, er nahm sein Wort zurück, denn ihm fiel zur rechten Zeit ein, daß, wenn er sich in das Erlösungswerk einließe, er selber für den Andern Schatzhüter werden und frieren müßte. Darauf ist das Mandl verschwunden und Peter ist eilig auf der Fallrucker-Seite in's Hinterdur hinabgestiegen. Wohl haben viele Leute seit Jahren nach den Schätzen und Goldadern nachgegraben, welche im Hilpolt verborgen sein sollen, sogar von Augsburg kamen einmal zwei Schatzgräber, die viel Geld verbauten; sie fanden aber nichts.

troffen, die knieten beim Unterläger auf dem Boden und lispelten fort und fort unverständliche Worte. Dieses wahrnehmend stieg der Peter heimlich, ohne jene zu stören, auf den Schafstall und belauschte sie unbemerkt. Nach einer Weile hörten diese auf mit ihrem Gelispel und Geflüster, gingen aufs Oberläger, breiteten droben ein feuerrothes Tuch aus und begannen abermals aus einem Buche vereint und halblaut zu lesen.

Das waren Schatzheberinnen, welche aber diesmal ihre Mühe vergeblich anwendeten, denn es zeigte sich weder ein Schatz noch das Hilpoltmandl sichtlich — unsichtbar mochte es aber vielleicht zugegen sein, denn mit einem Male wehte es kalt und schaurig wie Fernerluft und Eishauch des Todes auf die Weiber und den lauschenden Peter, und die Weiber erhoben sich fast schon steif gefroren und verließen den Platz, was denn gleich darauf auch der Peter that, und es war auch hohe Zeit dazu, denn er hatte bereits die Finger, die Ohrläppchen und die Nase erfroren.

77.

Der betrogene Melcher.

Vor vielen Jahren ist der Melcher von der Hochlizumer-Alpe auf den Hilpolt gestiegen, um verlorene Schafe zu suchen. Und wie er so herum schaut, sieht er mit Staunen das Schatzloch offen. Er guckt und guckt, sieht daß das Geislermanndl, der Schatzhüter, nicht drinnen ist; daher geht er geschwind hinein, füllt sich die Taschen mit Gold und Geld, das in ungeheurer Menge da aufgehäuft liegt, bindet von der Joppe noch beide Hemdermel an einer Seite zu, füllt auch noch diese mit Gold und eilt dann flugs davon in die Almhütte zurück, wo er die Schätze ungesehen hinterm Milchkasten versteckt, der hinter der Thüre war. Dann nimmt er den Milchsechter (Milchschaff) auf, lauft damit wie besessen vom Geldteufel nochmal ins Schatzloch und füllt auch diesen mit den Metallschätzen;

allein — hui Bua, d' Hand von der Butt'n, — hieß es, denn justament, wie der Hochlizumer-Melcher mit dem Sechter voll Gold hinausgehen will, steht das Mandl fuchsteufelwild vor ihm und brummt mit harter Stimme: „Gleich ausleeren den Sechter, gleich Alles zurückbringen, was hinter der Thür im Milchkasten versteckt ist, sonst gleich zerrissen werden zu — — —", doch der Melcher ließ den Geisler gar nicht ausreden, er hatte schon alles Gold ausgeschüttet, lief, was er konnte zur Alm und brachte binnen einer halben Stunde alles Gold und Geld zurück. Daß er wohl stark gelaufen sein muß, kann man sich denken, denn sonst braucht man wenigstens seine guten Fünfviertelstunden von Hochlizum bis zum Schatzloche, wenn es offen ist, was aber selten vorkommt. Ist auch ein besonderes Glück für den Melcher gewesen, daß er den geraubten Schatz nicht angesehen, oder etwas davon benützt oder ihn gezählt hat, dann hätte er zuletzt auch ein Schatzhüter werden müssen.

78.

Der Venediger im Hilpolt.

Zur Zeit als die Senner auf der Schneeflucht *) waren, ist ein fremder Mann mit einem Ranzerl über den Rücken beim Walcher, einem kleinen Alpenwirthshäusl im Wattenthal, angekommen. Nachts war es und die Wirthsleute spielten gerade Karten. Der Fremde wollte über Nacht bleiben und am nächsten Morgen über das Joch steigen. Er trank ein Glas Enzian und schaute dem Spiele zu. Die Wirthsleute luden ihn zum Mitspielen ein, er aber schüttelte den Kopf und sagte: „Abspielen thu ich euch ohnehin alles, daher ist es mir nicht viel daran gelegen am kleinen Kartenspiele." Aber die Spielenden brachten es endlich doch dahin, daß er mit ihnen „hoppſ'te" **). Nun sahen sie aber bald ein, daß der Mann ein

---

*) „Die Aelpler fahren in die Schneeflucht", sagt man, wenn wildes Schneewetter einfällt und das Alpenvieh dann weit hinab ins Thal oder in die tiefer liegenden Wälder getrieben werden muß, wo es Schutz findet.

**) Das „Hoppſn" ist ein gewöhnliches, nationales Kartenspiel in Nordtirol.

Schwarzkünstler sei, denn er stach immer die andern Karten, hatte gewöhnlich zwei Säue in der Hand und gewann Alles. Dann legte er sich schlafen, worüber die Wirthsleute froh waren, und ist in aller Frühe aufgestanden. Ehevor er ging, hatte er sich in der Küche auf offenem Knie d. h. auf der bloßen Haut den Tabak fein geschnitten, das Pfeifchen gestopft, angezündet und ist hernach gegen den Hilpolt hinauf gegangen, wo er bald verschwunden war. Es soll ein Venediger gewesen sein, der im Hilpolt Gold sammelte; Andere meinten, daß er den Geisler zu erlösen versucht habe, doch man weiß es bis heute noch nicht, wer recht hatte. Jedenfalls ist der fremde Mann zu seinem Ziele gelangt, denn solche Leute verstehen es.

79.

Klingende Steine.

Ueberall um den Hilpolt findet man zu gewissen Zeiten klingende Steine, namentlich um den rothen Kofel, im Bezirk des Berges, wo dergleichen Steine im rothen Sande brechen. Sie geben beim Fallen, oder wenn sie angeschlagen werden, einen Ton wie Silbergeld von sich, und manche meinen, das Schatzgeld des Geislers sei in solche Steine verwandelt und verzaubert worden. Am Wege über eine dort liegende rothe Lahn, die von dieser Farbe den Namen Scharlagg führt, liegen auch dergleichen Steine, die klingen wie Zwanziger, aber noch kein Chemiker hat vermocht, das edle Metall aus diesem Steine zu scheiden; diese Kunst verstehen allein die Venedigermandeln.

80.

Die Verblendung.

Auf der Alpe Pletzen, eigentlich Pletza oder Pletzach genannt, ohnweit der Pertisau im Achenthale war ein junger Mann, insgemein der „Gruababua“ geheißen, dessen Vater die Alpe gehörte — ein Senner, der als kühner und verwegener Robler weit und breit bekannt war. Nun gehen die Senner der dort herumgelegenen Alpen an

Sonn- und Feiertagen gerne nach der nahen Wallfahrtskirche Eben zur h. Rothburga in die h. Messe; so that auch der Pletznersohn, aber er ging auch nachher in das Wirthshaus und versaß sich da bis in die Nacht hinein, robelte, fluchte und trank und wurde überlustig, so daß der Ebnerwirth ihn warnte und zu ihm sprach: Hansail, Hansail! Schau, daß dir am Hoamweg koan Unglück passirt; solch Saufen, Raufen und Fluchen, wie du es an dir hast, thut Niemand Glück bringen. Es ist schon finstre Nacht, drum mach dich hoam und hob guati Gedank'n!"

Darauf lachte der Gruababua so wiehernd, wie ein junges, unbändiges Roß, trank noch einmal, fluchte noch ein Paar Male und ging.

Lustig allegro schritt der Bub bei Maurach am Achensee, links vom Ufer gegen Pertisau — und mit einem Male stand er im See und wußte nicht wie. Das Wasser schwoll und stieg ihm herauf bis zur Leibesmitte. Wäre er betrunken gewesen, so würde er alsbald zur Besinnung gekommen sein, zum Glück aber war er bei voller Besinnung, nur die Lustigkeit verging ihm, er watete zum Ufer zurück, aber da wurde es immer tiefer und tiefer und er mußte froh sein, die Stelle wieder zu erlangen, wo er gestanden hatte. Und da stand er nun und schrie sich heiser um Hilfe, aber Niemand hörte ihn. Die Nacht verging; 6 Stunden von 10 Uhr Nachts bis Morgens 4 Uhr stand der Bub im Wasser, wie gefroren, fror auch, obschon es Jakobi war; da läutete in Pertisau das helle Aveglöcklein im kleinen Kirchlein — und weg war alles Wasser, weit ab lag der See, der Hansail stand im Trockenen und rieb sich die Stirne und konnte nun hingehen, wohin er wollte. Von da an hat der Bub das allzuviele Fluchen und Saufen gemieden.

81.

Nochmal eine Verblendung.

Ein junger Bauer von der Pertisau am Achensee ging um Mitternacht von der schönen großen Alpe Pletza vom Fensterln heimwärts. Es war zu jener Zeit auf benannter Alm eine gar saubere Sennin, die dem Bauernburschen nur zu wohl gefiel und die zwei werden mitsammen auch keinen Rosenkranz gebetet haben,

sonst wäre ihm nicht ein solcher Hexenspuck passirt, welcher beweiset, wie mächtig die Hexen verblenden können.

Der Bursch geht also munter und rüstig vorwärts, als mit einem Male sich ein unheimlicher Dämmerschein auf die Berge breitet, während ein Brausen und Wogen so dicht neben und um ihn entsteht, daß er staunend um sich blickt, und auf ein Mal steht er statt auf grüner Wiese mitten im See bis an den Hals. Und wie er herumguckt, erblickt er zu seinem Erstaunen ringsum an einer langen Tafel eine Menge Hexen sitzen, welche voll Appetit ein Mahl hielten. Vor Kälte und Angst erbebend, weiß er sich nicht zu helfen, denn mit jedem Schritt fühlt er eine solche Tiefe, daß das Wasser über ihn zusammenschlagen würde. Daher bleibt er lange unbeweglich stehen, endlich fällt ihm ein, daß er ein geweihtes Skapulier bei sich habe. Er zieht das Skapulier hervor und ruft Maria, die seligste Jungfrau um Hilfe an und — verschwunden ist der See, an einem langen glänzenden Streifen zieht sich die ganze Hexensippschaft dahin, während er selbst, bis an den Hals durchnäßt, vor seiner Hausthüre steht und nicht weiß, wie er in den See hinein, wie er heraus und wie er vor sein Haus gekommen.

82.

Berggeist Schmuck.

Mitten in der Riß, einem von mächtigen, an Gemsen reichen Gebirgsstöcken umstarrten Alpenthale, ragt die Lariderer-Wand schauerlich hoch empor wie die Martinswand bei Innsbruck, man sagt 2000 Fuß, und an ihrem Fuße ruht die Alpe Lariders. Zur Zeit als um Schwaz und Brixlegg noch der Bergsegen blühte, war im letztern Bergwerke ein Knappe, Namens Schmuck, als Hutmann (Obersteiger) angestellt, dessen Seele vom Geiz besessen war. Er ließ jeden Knappen nach der Feierstunde noch zwei Trücherln (Mulden) voll Erz für sich ausführen, und gewann dadurch, da die Knappenschaft viele hundert Köpfe zählte, im Laufe eines Jahres bedeutende Tagschichten. Die Knappen durften sich nicht mucksen (murren) und nicht klagen, sonst kamen sie ums Brod, bis endlich ein ob harter Bedrückung und durch Schmuck zu Grunde gerichteter armer Familienvater ihn sterbend verfluchte und vor Gottes Gericht forderte.

Da starb der Hutmann Schmuck unverhofft eines jähen Todes, ohne die letzte Wegzehrung der Kirche, und sein Leichnam wurde alsbald über und über schwarz und mußte eilig verscharrt werden. Keine Seele schickt dem Verstorbenen einen guten Wunsch nach und Niemand betete ihm nach: „das ewige Licht leuchte ihm!“

Bald nach Schmucks Tode aber ward er als Gespenst erblickt und zwar nicht nur da, wo er gestorben war, sondern bald da und bald dort in der frühern Leibesgestalt herumwandelnd, hauptsächlich auf dem Stanerjoch ob Maria Stein bei Stans und am Stanerbach. Er rauschte und brauste und heulte wie die Klamm-Pütze, oder die Klamm- und Kluppa-Männer, warf harmlosen Wanderern Steine nach, und führte sich greulich und ungezogen auf. Da hat der fromme Prälat von Fiecht den unruhigen Geist endlich auf die Lariderer-Wand hinauf gebannt, von der er unausgesetzt die Steine trüchel- oder muldenweise herabschüttet. Manchesmal nimmt der böse Berggeist auch etwas mehr als ein Trüchel und es kommt ihm auf ein Paar Steine mehr oder weniger nicht an, und nach und nach überschüttet er die ganze Alpe Lariders, die früher eine weite, grüne Matte war, jetzt aber voller Reisen (Steinhaufen) liegt. Vor mehreren Jahren waren einmal an einem Sonntag neun Hirten auf der Alpe im Heimgart beisammen. Sie hatten von dem Geiste gehört, wollten aber nicht an ihn glauben, vielmehr machten sie sich lustig über ihn und schrieen gegen die Lariderer-Wand: Schmuck! Schmuck! No a Trüchal, da hörte man gleich darauf immer näher kommendes Donnergerolle und dann prasselte eine Unmasse Gestein und Felsbrocken die Wand herab, daß die Alpe erbebte. Nahezu wären die vorwitzigen Hirten von den Steinen erschlagen worden, die ihnen über die Matte nachflogen, wenn sie nicht eilenden Laufes sich gerettet hätten. Seitdem wird vom Almmeister alljährlich den Hirten auf der Laridereralpe ernstlich geboten, bei sofortiger Entlassung aus dem Dienst sich allen Schreiens, Rufens und Schießens, sogar des Jodelns zu enthalten und keiner wagt mehr den Ruf Schmuck! Schmuck! No a Trüchal!

Eine der ältesten Tiroler Burgen war **Rottenburg**, welche jetzt nur noch in Trümmern die Gegend schmückt. Sie war die Wiege und der Stammsitz eines diese Gegend weithin beherrschenden Dynastengeschlechtes, das seinen Ursprung bis in das 8te Jahrhundert hinauf leitete. Ein Schutzengel war im 14ten Jahrhundert dem Hause zu Theil geworden, und zwar in einer frommen Jungfrau, des Namens **Nothburga**, welche Heinrich I. von Rottenburg und Ottilie seiner Gemalin als Magd diente, und zwar mit der aufopferndsten Treue. Aber auch gegen die Armen war Nothburga die Milde selbst, und das war der kargen Herrin Ottilie nicht recht; sie wollte nicht einmal dulden, daß die Dienerin die Speisen an Arme gebe, die sie sich selbst am Munde absparte, und es ereigneten sich auf Rottenburg Scenen, wie bei der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, indem sich milde Gaben in Rosen verwandelten u. dgl. Ottilie ließ sich durch nichts bewegen, der guten Jungfrau Nothburga anders, als herrisch und feindselig zu begegnen, ja sie trieb die Arme endlich aus ihrem Schlosse. Nothburga suchte und fand bei einem Bauer Zuflucht, der sie aufnahm, in dessen Haus ihr Walten Segen und Fülle brachte, obgleich die fromme Jungfrau mehr betete als arbeitete. Einst galt es Gras zu schneiden, aber ehe die Arbeit vollendet war, erklang die Feierabendglocke, indem die letzten Strahlen der sinkenden Sonne die Gegend vergoldeten. Alsbald endete Nothburga die Arbeit, und darüber wurde der Bauer etwas unmuthig und sagte: es muß heute zu Ende geschnitten werden. Aber Nothburga antwortete nur das eine Wort: „Feierabend!“ warf ihre Sichel hoch in die Luft, und siehe, die Sichel blieb hangen auf dem letzten Sonnenstrahl und glänzte hell wie der silberne Mond. Jemehr bei dem Bauer der Segen wuchs, um so mehr nahm er ab beim Dynasten von Rottenburg; endlich starb Heinrich I., und Herrin Ottilie sank auch auf das Sterbelager. Da gab ihr Gott zum Glücke den Gedanken ein, Nothburga zurückzurufen und ihre Verzeihung zu erbitten. Die Jungfrau kam, und bald blühte auch auf Rottenburg alles wieder

im besten Wohlstand, und eine Reihe von Jahren war Rothburga des Hauses wohlthuender und segnender Genius. Als aber auch sie ihr Ende herannahen fühlte (nach dessen Eintreten Engel ihre Seele sichtbarlich in den Himmel trugen) ordnete sie an, daß ihre Leiche auf einen mit zwei Stieren bespannten Wagen gelegt werden sollte, und wo jene — ohne Lenker — sie hinfahren würden, da solle man sie bestatten. Die Thiere fuhren den Leichnam über den Inn, zu einer Kapelle des heiligen Rupprecht, in welcher in früherer Zeit Rothburga oft gebetet hatte; dort begrub man sie nun, und da an ihrem Grabe Wunder geschahen, so wurde sie vom Volke als eine Heilige verehrt, und ihr zu Ehren später eine herrliche Kirche erbaut und geweiht, die nun eine besuchte Wallfahrtskirche ist, und zu Eben ob Jenbach steht.

In diesem letzten Zuge der Sage von der Tiroler Rothburga klingt ersterer zusammen mit der gleichnamigen Heiligen, die man in Schwaben verehrt, als eine Tochter des Frankenkönigs Dagobert nennt, und ihr im Dörfchen Hochhausen eine Kapelle errichtete. Auch vom Begräbniß des h. Sebaldus und der h. Stilla gehen gleiche Sagen *).

84.

Schatzträume.

Zu Jenbach, einem ansehnlichen Dorfe am linken Ufer des Inns, zwischen Schwaz und Münster, lebte ein Bauer, dessen Haus der „Kachelhof" hieß. Nun träumte einmal dem Kachelhofer er solle nach München gehen, dort auf die Isarbrücke treten, und dann werde er etwas Neues erfahren. Der Bauer achtete nicht darauf, aber derselbe Traum kommt ihm dreimal hintereinander, und so greift er eines Morgens zum Wanderstabe, und macht nach München den weiten Weg. In der Frühe des zweiten Tages kommt er dort an, durchwandert die Vorstadt Au und begrüßt mit Freuden die Isarbrücke, auf der er sich alsbald aufstellt, wie ein Wachtposten. In die eigentliche Stadt München geht er gar nicht hinein. Anfangs beachtet ihn Niemand, allmälig werden die Obst- und

*) L. Bechstein: Deutsches Sagenbuch S. 891. 845.

Kastanienhändlerinnen und die Tandlerinnen, welche bei der Brücke feil haben, aufmerksam auf den Tiroler, der immer und immer dort steht, als habe er St. Johann von Nepomuk ein Gelübde gethan, und er wird Gegenstand des ärgsten Spottes, was ihn aber nicht im Mindesten ansicht. Gegen Abend kommt ein Soldat vorbei, der an der bayerischen Gränze im Achenthale daheim ist, und spricht: „Grüaß Gott Landsmann! Auf wen wartscht denn do?" Der Tiroler wird zutraulich und erzählt seinen Traum. Der Soldat lacht: O du orma Heita! sagte er! Wir konntscht denn so viel Zeit verrennen wöge an'n Tram? Träum san Schäum'! da hätt ich müaßn in's Tirol aincht übas Ochnthol durchan und owi nach Jenbach, denn miar hot tramt, dort ischt a Bauer dahoam, der soll Kachelhofer hoaßn, und der hat unta sein Kuchelheard drei Kößl' voll Gold und Süwa. O mei Gott, für mi war a holwa schon gnüagalad — „Schau! Schau! antwortete der Kachelhofer-Bauer nachdenklich; „dos ischt wos nuis! I donk da Komerad. Hoscht Zeit, so geah mit eini, dort sich i krod a Weinhäusl, da wollmea oans zum Bschoad trink'n". Der Kachelhofer gab sich dem Soldaten nicht zu erkennen, aber er schrieb sich dessen Namen auf und hing ihm einen Zopf an. Andern Tags in aller Frühe brach der Kachelhofer auf und eilte was er konnte nach Hause — reißt den Herd ein, daß seine Frau vermeinte, er sei übergeschnappt; aber er fand richtig den Schatz und bedachte davon sehr reichlich den Soldaten.

Diese Sagen von Schatzträumen begegnen sehr häufig; immer aber sind Brücken der Ort, an dem die Aufklärung und Erzählung des zweiten richtigen Traumes erfolgt. Es liegt ein geheimnißvoller Sinn darin, daß der durch solche Träume Begabte erst eine weite Strecke wandern muß, um dann den Schatz im eigenen Hause zu haben.

Von Fremden muß er erfahren, welches Glück und wo es ihm blüht. Es ist dieß eine tiefwurzelnde Moral, die im Volksbewußtsein ausblüht. Viele suchen in der Ferne das Glück, das ihnen doch in reicher Fülle am heimischen Herde entgegenblüht, wenn sie nur die Einsicht erlangen dasselbe zu finden.

Die ganz gleiche Sage ist auch im Zillerthal heimisch. Dort hatte ein sehr armer Bauer den Traum von der Zirler-Brücke. Als er seinem Weibel den Traum erzählte, lachte es ihn aus und

sagte, er solle lieber in's Holz gehen, als nach Zirl und nicht so den ganzen Tag verschleudern. Noch einmal träumte der Mann und noch einmal hielt ihn die Frau ab. Als er zum dritten Male dasselbe geträumt, ließ er sich nicht mehr abhalten, sondern ging nach Zirl, und nun läßt die Sage Alles so geschehen, wie bei dem Jenbacher, nur daß kein Soldat auf der Zirlerbrücke zu ihm kam, sondern der Ziegenhirte des Dorfes.

85.

Die Lindenjungfrau.

Hoch über dem Stallenthale in der Nähe von Stans unmittelbar unter dem Vomperloch erhebt sich die Wallfahrtskirche St. Georgenberg, ein Benediktiner-Priorat. Auch dieses ist von Legenden und Sagen umklungen. Zu Aibling in Baiern lebte ein Ritter, Namens Rathold, den ein frommer Hang zur Einsamkeit unwiderstehlich zog. Er verließ heimlich die Seinen und gründete über dem Stallenthale eine Einsiedelei, da er zu solcher den geeigneten Ort in einer natürlichen Felsenhöhle fand, vor welcher eine starke Linde schattete. Der Ort gefiel ihm so wohl, daß er gedachte, eine Kapelle zu errichten; er zog wieder aus, besuchte viele Wallfahrtsorte und erwarb ein schönes Bildniß der heiligen Jungfrau, welches er, zurückgekehrt, unter seiner Linde zur Verehrung aufstellte. Rathold hatte einen Bruder, welcher Ubald hieß; der war gleichen Sinnes mit ihm und da er einst im Gebirge jagte und seinen Bruder fand, beschloß auch er, sich dem Einsiedlerleben zu ergeben, und beide Brüder unternahmen nun den Bau einer Kapelle oder einer klösterlichen Einsiedelei. Zu diesem Behufe suchten sie eine geräumige Stelle ober Stans auf; aber alles Baumaterial, das dort hingeschafft wurde, verschwand, und bald gewahrten die Brüder, daß Vögel kamen, die sogar die Spähne forttrugen. Die Brüder folgten ihnen nach und entdeckten, daß die Vögel die Spähne hinauf auf jene schauerlich schroffe Felsenhöhe getragen hatten, die der berühmte Georgenberg geworden ist. Hierher wurde nun das Kirchlein und ein Klösterlein erbaut, die heilige Jungfrau von der Linde dahin übergetragen, und nach dem Wunsch des Stifters zu Ehren des heiligen Ritters Georg einge-

weiht, weil dieser auch der Patron der Pfarrkirche von Aibling, der Heimat Ratholds, war und hochverehrt wird. Einst las ein Priester zu St. Georgenberg die heilige Messe, da überkam ihn plötzlich während der Wandlung ein Zweifel, ob der Wein im Kelche wirklich das wahre Blut Christi sei; darauf erglühte alsbald der Kelch in seiner Hand, und das heilige Blut wallte wie siedend auf. Dieses ist dann, nachdem der Priester seine sündigen Gedanken gebeichtet, gebüßt und Entsühnung empfangen hatte, in einem Krystallglase heilig aufbewahrt worden, und wird noch als ein Wunderzeichen vom gläubigen Volke verehrt. Nicht minder ist die nicht selten an Kranken Wunder wirkende h. Jungfrau von der Linde unter dem Namen der Lindenfrau weit und breit bekannt. Die Baulichkeiten wurden nach und nach vergrößert und für die Unterkunft der Wallfahrer ist nun bestens gesorgt, und als eine der schönsten Zierden der Gegend blickt St. Georgenberg durch das Stallenthal hernieder auf das Innthal, und jedem Besucher wird der erhabene Eindruck unvergeßlich bleiben.

86.

Der Marchegger bei Stans.

Auf den Wiesen bei Stans, zwischen Schwaz und Jenbach, am linken Innufer, wandelte früher zur Nachtzeit ein ruheloser Marchegger ächzend auf und ab, der einen großen schweren Grenzstein auf seiner Schulter trug, und immerfort stöhnend ausrief: „Wo soll ich ihn hinthun? Wo soll ich ihn hinthun“? denn er hatte den Stein bei seinen Lebzeiten heimlich ausgegraben und weitergetragen, um ihn zu verrücken, war aber der Last des Steines erlegen und unter der untreuen That gestorben. Nun mußte er also büßend wandern und war schon lange so gewandert. Da kam eines Abends ein Mann aus Stans, der war zu Bier und Schnapps gewesen, und hatte seinen Namenstag gefeiert, und zu Ehren desselben Vormittags durch Beicht und Buße sein Gewissen gereiniget und Nachmittags seinen Kopf ein wenig illuminirt — da begegnete ihm der klagende und fragende Geist, und da rief er in glücklicher Laune: „Z'ritter Kerl, wia mogscht du so loppad frogn? Wod'n' hergnumma hoscht, da lögscht'n wida hi!“. — — Darauf

verschwand alsbald der Geist — jener aber torkelte weiter und kam an einen Bach und wäre um ein Haar in denselben hineingetorkelt, aber drüben saß eine weiße Gestalt, die rief den Mann an: „du geah nöt weita! do ischt koa Wög, da ischt Wossa. I muaß d'r schon donk'n, weil d' mi host derlest! Geah auffi, dort ischt die Bruck'n!"

So rettete der dankbare Geist dem das Leben, der ihm das erlösende Wort, an das noch keiner gedacht, dem er mit seiner Last erschienen war, zugerufen hatte.

87.

Der mähende Geist.

In den Wiesen bei Stans wurde zu einer Zeit eine Frau erblickt, welche verstorben war, und die jetzt mit einer Sense erschien, mit welcher sie fort und fort auf der Wiese ihres Nachbars, welche an die ihr einst eigen gewesene Wiese grenzte, Gras mähte. Einige Nachbarsleute sahen die Frau, erkannten sie und sagten es dem Nachbarn an, dem die Wiese gehörte. Er ging nun selbst mit hinaus, sah die gespenstige Mäherin mit eigenen Augen, und rief ihr zu: „Hör auf z' mah'n! i schenk d'rs'!" Aber sie mähte immer und immer fort. Nun gingen die Nachbarn nach Hause und zeigten diese Mäherin-Erscheinung dem geistlichen Herrn an, und dieser begab sich, da er in dieser Sache nicht allein vorschreiten wollte, zum nahen Benediktinerstift Fiecht hinauf und berichtete dem hochwürdigen Abte daselbst die Erscheinung. Dieser verfügte sich nun selbst an Ort und Stelle, um einen Versuch der Erlösung zu machen und besprach den Geist in Gegenwart des Geistlichen und der beiden Kinder, welche jene Frau, eine Witwe, zurückgelassen hatte, und des Wiesennachbars. Da begann der Geist zu reden, und sagte: „So viele Jahre lang, als ich heimlich auf meines Nachbars Wiese gemäht habe, so viele Jahre lang soll er auf meinem Gute mähen. Die Tochter der Witwe fiel in Ohnmacht und mußte von hinnen getragen werden, der Sohn aber sprach zum Nachbar: „Hat unsere Mutter Unrecht gethan, so hat sie es aus unrechter Liebe zu uns, ihren Kindern, gethan. Nehmt und behaltet ihr diese Wiese ganz, so wird ihr Wille erfüllt, das Unrecht gut gemacht und der arme Geist erlöset sein. „Amen! so

88.

Das Bergklöpferl.

In den Bergwerken klopft und hammerlt es bald nahe bald fern in dem Felsen drinnen, so erzählen die alten Knappen bei Schwaz und Rattenberg, ja auch anderswo im Lande. Und wenn die Grubenleute ein solches Bergklöpferl hören, dann halten sie es für ein gutes Zeichen zum baldigen Fündigwerden werthvoller Erze.

Das Bergklöpferl ist ein altes, graubärtiges Männlein, welches höchst selten gesehen wird; es weicht den Menschen aus und mag mit ihnen nicht viel zu schaffen haben. Zu jener Zeit als Tausende von Arbeitern in dem Silber- und Kupferbergbau am *Ringenwechsel* beschäftigt waren, hatte man eine Tragbahre im Eingangsstollen stehen, auf welcher Verunglückte oder Todte zur Kirche hinabgetragen wurden. Auf dieser Tragbahre sah man das Bergklöpferl manchmal sitzen, aber leider geschah dann meist am nämlichen Tage noch ein Unglück.

Dieser Klopfglaube hat sich bis in die neueste Zeit erhalten; es hat nämlich Bartlme Hechenblaickner im Alpbachthal unterm Stolzenhof am Bach eine Alaunfabrik gebaut, und den Geschäftsführer Gerhard Wigold aus Saarbrücken im Jahre 1857 angestellt. Derselbe gräbt nun mit Andern in dem Felsen auf alaunhaltigen Schieferstein, welcher mit Quarz und Eisenkies bricht, und in der Richtung liegt, wo einst die reichen Silberbergwerke anstanden. In diesem Jahre hörte Hechenblaickner so wohl, als auch Wigold und andere Neugierige im Schachte das merkwürdige Klopfen; zwar nicht alle Tage, sondern nur zu gewissen Zeiten, oft näher oft ferner, und ward um Neujahr 1858 wieder gehört. Wassertröpfeln kann es unmöglich sein, wie sich mehrere Beobachter überzeugt haben — es muß das Bergklöpferl sein, meinen die Leute und hoffen einen baldigen Fund reicher Gold- und Silberadern.

berg, das Stammschloß eines Heldengeschlechtes, aus dem Georg und Caspar von Freundsberg, ein mannliches Brüderpaar im 16. Jahrhundert, hervorgingen. Die Sage läßt das frühere Schloß 200 Jahre vor Christi Geburt bereits erbaut werden und als Römerkastell die Gegend beherrschen. Jetzt steht nur noch ein alter Thurm und neben ihm eine Kapelle zu den 14 Nothhelfern. Dieser Thurm gewährt einen der herrlichsten Aussichtpuncte im ganzen Unterinnthale. Von diesem Thurm der Freundsberger soll ein unterirdischer Gang nach dem gegenüberliegenden Schlosse Sigmundsluft, über Vomp, führen, aber die Stiege zu diesem Gang ist längst verfallen. Als man noch hinuntergelangen konnte, wagten sich einmal zwei Männer in den Gang, da stießen sie plötzlich auf die Steingestalt eines Ritters, die sie so ernst und drohend anschaute, wie der alte Freundsberg seine Feinde, so daß sie scheu zurückwichen und froh waren wieder an das Tageslicht zu kommen. Hätten sie, weniger von Furcht beseelt, die Steinplatte muthig angegriffen und in die Felskluft zurückgeschoben, denn es war nur eine Art von Thüre, so würden sie weiter vorgedrungen und in Besitz eines großen Schatzes gelangt sein. — Es ist noch mancherlei Sehenswerthes in dem alten Burgthurme; eine Kerkerkammer mit etwas Rüstungen und Gewaffen; droben im Saal ein Steintisch und geschnitzte Wappenschilder. Ueber Freundsberg wird noch des weitern erzählt, daß ein frommer Pater vom Stifte Fiecht einem glaubwürdigen Manne anvertraut habe, daß am Allerseelentag in der Mitternachtsstunde sich in benannter Kapelle eine verschlossene Pforte öffne, oder geöffnet habe, aus der ein Zug schwarz gekleideter Ritter und Edelfrauen paarweise sich bewege, in den Betstühlen niederkniee und dann auf ein Zeichen mit einem weißen Sacktuche, das einer der Ritter gebe, sich wieder zurückziehe und sammt der Thüre verschwinde. Von dem jenseits des Inn liegenden Schlosse Sigmundsluft, welches mit der Freundsberger Sage durch den unterirdischen Gang hier in Verbindung gebracht wurde, wird auch gar viel erzählt vom:

stecken“ gespielt und ist in ein Ofenloch gekrochen um sich im Ofen zu verbergen. Nach einer Weile hörte er ein erschreckliches Getöse, das Ofenthürl welches er von innen zugemacht hatte, sprang auf, und ein häßlicher, zottiger Hund sprang durchs Ofenloch hinaus, ohne daß der Bub denselben früher bemerkt hatte. Seitdem wagt niemand in diesem Zimmer zu verweilen und man hat zur bessern Vorsicht vor das Ofenthürl einen Kasten gestellt. Weiters wird auch beigesetzt, daß vor mehr denn 20 Jahren unter diesem Ofen ein großer Theil des Schatzes gehoben worden sei, weßhalb der Hund nicht mehr so sehr gefürchtet werde.

90.

Das Christusbild und die Kröte.

Wie in mehreren Kapellen Tirols befindet sich auch im St. Michaelskirchlein zu Schwaz ein Christus im Elend (ein Ecce Homo-Bildniß), welchem der Bart wachsen soll, und welches eifrig besucht wird. Man sah vor Zeiten an gewissen Tagen, gewöhnlich an den Vorabenden hoher Festtage, eine große Kröte zum Altare kriechen, wo sie sich auf den Hinterfüßen aufrichtete und die Vorderfüße so zusammenhielt und in die Höhe hob, als ob sie dieselben zum Gebete gefaltet hätte.

Diese Kröte war nach dem Volksglauben eine arme Seele und dieser Glaube wurzelt noch tief im Volke. Ueberhaupt spielt die Kröte noch jetzt eine bedeutende Rolle im Dreißing oder Dreißgen d. i. von Maria Himmelfahrt bis Maria Geburt. Man fängt während dieser Zeit eine Kröte, bindet sie an einem Hinterfuße an (oder spießt sie an einen Pfahl oder Stock) und hängt sie an einen Baum unter freiem Himmel auf, bis sie verhungert und ausgedörrt wird. Dann hängt man sie innerhalb der Stallthüre auf und läßt sie das ganze Jahr hindurch hangen, bis eine andere sie ablöst. Man heißt sie Dreißing- oder Dreißgenkröte; sie sollen Seuchen, Verwünschungen und Hexereien vom Vieh abhalten, nur gegen

Seefeld ob Zirl, das Sautnerkreuz bei Sautens im Oetzthale u. a. m.

91.

Die verkrötete Kindsmörderin.

Ein wohlhabender Bauerssohn aus dem Unterinnthale verließ sein Mädchen, welches die Folgen unerlaubten Umgangs fühlte. Die Verlassene entzog sich den Augen seiner Bekannten, ermordete das Kind, dessen sie genesen war und kam wieder zum Vorschein, ohne daß Jemand ihr Verbrechen ahnte. Jahre vergingen und nach Schicksalen mannigfacher Art kam der Spruch zur Geltung: „Alte Liebe rostet nicht.“ Denn der wohlhabende Bauerssohn, dessen Eltern mittlerweile gestorben waren, heiratete das nämliche Mädchen, das er so sehr gekränkt hatte, und welches seither mit den Qualen eines folternden Gewissens umhergezogen war.

Zwei Jahre lebten beide fleißig schaffend auf Hof und Feld. Daß die Frau so still und düster in sich gekehrt war, hielt der Bauer für Gewohnheit. Als aber ihre Ehe mit einem lieblichen gesunden Knaben gesegnet wurde, und die Mutter, so oft sie das Knäblein ans Herz legte, bitterlich weinte, konnte er sich das nicht erklären, es that ihm weh. Ja, es that ihm so weh, daß er mit guten und mit harten Worten nach der Ursache forschte. Die arme Frau bekannte mit Beben und Thränen in den Augen, wie sie vor Jahren Kindesmörderin geworden, und wie dieses Knäblein dem Gemordeten auf ein Haar ähnlich sehe, und daß sie fast verzweifeln müsse, weil sie vergeblich einen Beichtvater um Absolution angesprochen habe, indem solche Verbrechen nur der Bischof zu lösen die Macht habe. Zum Bischof zu reisen, der weit entfernt wohnte, hatte sie nicht Gelegenheit und getraute sich auch nicht vor seinen Augen zu erscheinen, deßhalb wurde Beichte und Buße verschoben. Als ihr Mann dieses Bekenntniß hörte, erbleichte er und war wie

---

*) Vergl. Alpenburgs Myth. u. Sag. Tir. S. 388.

müssen den Himmel versöhnen, da es so weit gekommen ist, und sollte auch unser Leben und Gut daran! — Im Gebirge am Vorsprunge des linken Thalzuges, der vom Zillerthale ins Unterinnthal vorsteigt, lebte ein Klausner nicht weit von einem Bergkirchlein, die Brettfall genannt. Der Klausner lebte im Ruf der Heiligkeit und das mit Recht, denn er war eifrig bei Tage und bei Nacht im Fasten und Beten für die verirrten Menschen, die nicht zu ihm kamen, und denen, welche ihn besuchten, war er ein weiser Rathgeber in den Bedrängnissen der Seele und ein getreuer Helfer. Also geschah es, daß die beiden Eheleute zu ihm gingen und ihm ihren Kummer anvertrauten. Der Klausner, ein echter Nachfolger Christi, hörte sie liebevoll an, blickte zum Himmel auf und sprach: „dem Sünder, welcher wahre Reue fühlt, ist der heilige Gnadenborn niemals verschlossen.“ Die zwei Eheleute übergaben bald darauf auf den Rath des frommen Mannes ihr großes Anwesen vertrauten Leuten und pilgerten in Büßerkleidung gen Rom zum heil. Vater. Dort beichteten sie ihre Schuld, worauf der Mann, nachdem ihm eine Buße auferlegt wurde, den Auftrag erhielt, nach seinem Heim zu ziehen, und zwar allein, denn seine Frau dürfe erst nach 7 Jahren ihrer schweren Bußezeit folgen; mehr erfuhr er nicht, und hörte und sah auch nichts mehr von seiner Frau. Diese ward vom Papst verurtheilt, so schwer, wie ihre Sünde. In eine Schildkröte verwandelt mußte sie 7 Jahre, nicht selten in Todesgefahren schwebend, auf der Erde rastlos herum wandeln, und die steilsten, auf glatten Felsenspitzen erbauten Wallfahrtskirchen erklimmen und beten. Mit christlicher Geduld und Demuth ertrug sie Alles; denn nicht nur, daß sie beim Hinanklettern über die steilen Felsen wegen der unbeholfenen Bauart ihres plumpen Körpers zu hundertmalen abglitt, und von den Felsen in die Abgründe stürzte und sich schmerzlich verwundete; sondern man warf sie auch gewöhnlich aus jedem Kirchlein hinaus und hinab über die rauhen Felsenwände, wenn man sie gewahrte.

Da sie im letzten Jahre der Buße ins Tirol der Boznerstraße entlang über den Brenner kroch, erblickte sie ein „schwerer

Fuhrmann," das will sagen, ein Fuhrmann, der mit einem schwerbeladenen Weinwagen dahin fuhr. Dem Fuhrmann gefiel die langsam krabelnde Schildkröte und er trieb seine Kurzweil mit ihr. Endlich kam ihm der Gedanke, zu versuchen, ob über dieselbe ein schwerbeladener Frachtwagen fahren könne ohne ihr zu schaden, weil er davon einmal erzählen hörte. Er schob die Kröte unter eines der vordern Räder und fuhr über sie hin, daß ihr fast der Schild zersprang, doch kam sie noch lebend davon, und der grausame Fuhrmann schnellte sie dann mit seinem umgekehrten Peitschenstiele so gewaltig aus dem Wege, daß die verkrötete Bäuerin in eine Dornhecke flog und drinnen niederfiel, aus welcher sie einige Tage nicht herauskommen konnte und sich fast verblutete. Nachdem sie endlich herausgekommen war, kroch sie nach ihrer Heimat, mußte aber, weil das siebente Jahr noch nicht völlig um war, nach der Weisung zu Rom, in ein wildes Seitenthal, und dort in eine uralte kleine Todtenkapelle wandern, um darin zu beten, allwo sie dann ihr ferneres Schicksal erfahren sollte. Sie mußte auf dieser Wanderung neue Todesgefahren überwältigen, denn sie wurde von abrollenden Steinmuhren überschüttet, und als sie sich durch einige Wochen angestrengter Arbeit herausgegraben hatte, fiel sie in den angeschwollenen Wildbach, der dicht unter ihrer Grube vorbei brauste. Der Wildbach riß sie mit sich, schnellte sie an die großen Steine des Rinnsales, und nach tausendfachen Schlägen, und fast zerschmettert, wurde sie mehrere Stunden weit hinaus getragen, ganz entfernt vom nahen Ziele. Doch geduldig kroch sie wieder einwärts zu dem ihr vorgezeichneten Friedhofkirchlein, und kam endlich glücklich dort an. Aber am Kirchenpförtchen standen zwei Wächter, welche die Kröte nicht eintreten ließen, sondern sie jedesmal, wenn sie fast zum Ziele gelangt war, zurückwarfen; ja, die zwei Wächter geberdeten sich als die feindlichsten Widersacher. Endlich hatte sie nach langen und vielen Mühen das Glück, in das Kirchlein schlüpfen und ihr Gebet verrichten zu können. Aber das Kirchlein war übervoll von unbekannten geisterhaften Gestalten, welche alle auf die Eingedrungene losstürzten, und ein schauriges Rachegeschrei erhoben; zugleich wurde ihr geoffenbart, daß sie mit dem Leben ihres Kindleins, welches sie getödtet, das Leben aller dieser Wesen verhindert, eigentlich ausgelöscht habe; denn die

Gestalten, welche sie sah, waren die Bilder der Nachkommen, welche von Gott bestimmt gewesen auf Erden zu wandeln, und von denen das gemordete Kind der Stammvater geworden wäre. Die Kröte hörte geduldig die wohlverdienten Vorwürfe an, betete andächtig, und — plötzlich verschwanden die Gestalten, und verwandelt stand die Schildkröte in Menschengestalt vor dem Kirchlein; es war die Bäuerin, nun gesühnt und erlöset, und sie zog heim zu ihrem Mann und lebte nun glücklich bis an ihr Ende.

Diese sehr eigenthümliche, und zugleich sehr weit ausgesponnene Sage, welche der Angabe einer Oertlichkeit entbehrt, hat einen wunderbaren Zug — Geister, welche hätten körperlich entstehen können (demnach vorgeschaffen), wäre nicht der Kindesmord erfolgt, erscheinen zu lassen, fast wie in Shakespeares Macbeth; so wie auch jene Selbstmördergeister, welche die durch eigene Hand gegen Gottes Willen gekürzten Lebensjahre noch in Pein und Buße verbringen müssen.

92.

Die Wetterglocken.

Zu den allwärts in Tirol verbreiteten Sagen und Sprüchen von Glocken, die aus dem Volksglauben hervorgegangen sind, daß durch den Klang geweihter Glocken die Gewitter vertrieben, oder doch unschädlich gemacht würden, gehören auch deren im untern Innthale, die sich absonderlich auf drei verschiedene Glocken beziehen, welche man für besonders mächtige und kräftige Wetterglocken hält, deren Schall den Hexenzauber bricht, durch den die Gewitter nach der Logik des Aberglaubens entstehen sollen. Diese sind die große Glocke im Pfarrkirchthurm zu Schwaz, die große Glocke im Pfarrkirchthurm zu Brixen im Brixenthale, und das kleine Glöcklein in dem Kirchlein auf der hohen Salve. Einst soll, so wird im Unterinnthale wie im Brixenthale allgemein erzählt, eine Hexe ausgerufen haben wie jene zu Manereck *):

Wann der Schwazer Besen kehrt
Und der Brixnerstier bleart,

*) Vergl. Alpenburgs Myth. u. Sag. Tir. S. 300 u. 301.

Und das Salverhündl kollt' (bellt),
So haben wir nimmer Gwolt!

Von der Schwazer großen Glocke geht noch eine besondere Sage:

Das Glockenwunder.

Als dieselbe neu war, ihre feierliche Taufe empfangen hatte, und nun in den Glockenstuhl emporgezogen werden sollte, war sie so schwer, daß alle Arbeiter sie nicht zu erheben vermochten; die Taue rissen und die Glocke blieb am Boden. Plötzlich erfüllte heller Glanz Thurm und Kirche, die heilige Jungfrau erschien, knüpfte ein rosenfarbes Band an die Glocke und zog sie hinauf in den Glockenstuhl.

93.

Die zwei Edelleute bei der Steinwand.

Eine halbe Stunde über Pill (bei Schwaz) am Niederberg führt ein Bergpfad an der„ Stoanwand" (Steinwand) vorbei. Das ist eine gewaltige hohe Felsenwand, welche bis hinab in den Bach reicht, der durch das Bergthal heraus in den Inn fällt.

Vor Zeiten wurden bei dieser Wand zwei Edelleute umgebracht, und ihre Geister hat man oft gesehen und sieht sie noch. Der Bauer Gretz von Weerberg, ein bekannter braver und nüchterner Mann, hat sie im Jahre 1857 ganz deutlich und genau alldort unterm Weg gesehen; er hat sich schleunig davon gemacht.

94.

Die Vomperloch-Lichtlein.

Das Vomperloch ist eine schaurige Bergschlucht, eigentlich ein stundenlanger, felsenreicher Waldgraben — der in einer Stunde von Schwaz in östlicher Richtung ins Gebirge leitet. Der nächtliche Wanderer erblickt nicht selten viele kleine Lichtlein, wie Schlangen geformt, welche sich immerfort hin und herbewegen, nur ein großes

darunter ist stillstehend. Viele kecke Bauernburschen wagten sich dahin, sie zu untersuchen, sind aber nie mehr zurückgekommen. Ein baumstarker Bauernbub, welchen man den „z'ritten Hansl'" nannte, ging vor beiläufig 20 Jahren in der Nacht mit seiner Heerde Schafe durch diese Gegend, und sah viele solcher kleinen Flammen, bald links, bald rechts, bald vor sich, bald hinter sich, und das Ding kam ihm fast g'spassig vor; daher ging er einem solchen Lichtlein nach, während er seine Heerde zurückließ. Das Lichtlein hüpfte so heiter und lockend vor ihm her, daß er weit ins Loch hinein kam, als er plötzlich vor einem großen Steine stand, auf welchem das große Licht bewegungslos aber wunderschön brannte. Und wie der Hansl hinschaute, und ihm das Licht wie eine große Schlange vorkam, lief es ihm ganz kalt über den Rücken, er wollte davon laufen, fühlte sich aber von unsichtbarer Hand festgehalten. Und da sah er zugleich vor sich einen großen Schatz liegen, und der blendete ihn, und er griff hastig darnach, allein er griff stets in Wind und Staub, und als er zum dritten Male darnach haschte — war Alles verschwunden. Aber der Hansl befand sich auf dem Fleck bei seinen Schafen, von welchem er ausgegangen war. Der arme Bub erzählte die Geschichte weiter, worüber er von Vielen ausgelacht wurde, andere aber meinten, wenn er etwas Geweihtes z. B. seinen Rosenkranz auf den Stein geworfen hätte, so würde er jetzt ein reicher Mann sein — der sich einen schönen Bauernhof — und die schönste Dirn im Thal hätte anschaffen können.

Und solche Reden machten den Hansl nachdenkend, grübelnd, sinnenverwirrt, und ist auch derselbe noch jetzt unter dem Namen „der z'ritte Hansl'" im Unterinnthal wohlbekannt.

95.

Der Geist an der Larch-Kapelle.

Nordwärts vom Dorfe Weer, zwischen Wattens und Schwaz steht auf dem Weererberg, am Scheidewege von diesem nach dem Kolsaßerberg, eine Kapelle im Walde, und unweit davon liegen noch die Trümmer des alten Schlosses Rettenberg, das ein Ritter mit seinem Sohne inne hatte. Letzterer verirrte sich während eines Unwetters auf der Jagd und fand den Weg zum Schlosse nicht

mehr, weil die Nacht eingebrochen war. Dagegen kam er an ein kleines Haus, das ein Bauer mit seiner Frau bewohnte. Er klopfte an und bat um ein Obdach für die Nacht, und es wurde ihm auch willig aufgethan. Des Jünglings reiche Tracht und schöne Waffen erweckten in dem Bauer unlautere, habsüchtige Gedanken; er verabredete mit seinem Weibe den Gast zu ermorden, sein Geschmeide und seine Wehr an sich zu nehmen, und die Leiche im Walde zu verscharren. Gott fügte es aber anders; der Jüngling hörte den Bauer eintreten, sprang rasch vom Lager, ergriff sein Schwert, und da es mondhell war und die Axt in der Hand des Bauers die böse Absicht verrieth, so versetzte jener diesem einen Schwertschlag, daß er alsbald zu Boden taumelte, und enteilte. In Kurzem war das Haus umzingelt: Mann und Weib wurden gefangen und hingerichtet. Der Ritter ließ zum Danke für die Rettung seines einzigen Sohnes die noch stehende Larch-Kapelle erbauen. Jenes verrätherische Paar aber wandelt noch immer in deren Nähe umher, sie erscheinen ganz dunkel und sind sehr gefürchtet, denn das Volk sagt, daß, wer sie erblicke, alsbald todt zu Boden sinke. Vor 30—40 Jahren soll sie eine Frau vom Weerberg zum letzten Male gesehen haben.

96.

Der öde Meierhof.

Ober der Larchkapelle am Weerberg, etwa 50 Schritte drüber, liegt ein öder zerfallener Bauerhof, in welchem zur Noth ein armes Männlein Unterkunft findet. Das war einst ein prächtiger reicher Meierhof und gehörte zum Schloß Rettenberg und wird noch der „Meierhof" genannt. Daß er so herabgekommen und wie mit einem Fluche belastet ist, erzählt die Sage auf folgende Weise: Auf dem Meierhofe lebte einst ein reicher Bauer, welcher die Gewohnheit hatte, beim zweiten Worte den Teufel zu nennen. „Was Teufel? Geh zum Teufel! pfui Teufel! i glabs beim Teufel, Juhui Teufel! Hilf Teufel!" so ging's den ganzen Tag, und trotz der Ermahnungen des Seelsorgers und frommer Nachbarn ließ er's nicht. Da kam endlich wirklich der Teufel ins Haus und war nicht mehr fortzubringen, der Bauer verfiel bald darauf vor Furcht und Schrecken in eine Krankheit und starb, worauf der Teufel dann auch das Haus

verließ. Aber seit dieser Zeit sah man oftmals eine schwarze Gestalt vor der Thüre des Meierhofs sitzen, welche weder durch Gebet, noch durch Segnungen zu vertreiben war. Nach einigen Wochen, nach dem Tode des Bauern sah man den schönen Hof in Flammen aufgehen, und auch die schwarze Gestalt war verschwunden. Die Versuche den Hof wieder aufzubauen, mißglückten; denn es ist kein Segen dabei, drum liegt er öde und verlassen.

97.

Die Armeseelenmügelen.

In Tirol ist es Landesbrauch, am Allerseelentag den schaarenweise herumziehenden Bettlern kleine Brödchen aus den Fenstern zu reichen, die man Armeseelenmügelen nennt, auf daß sie für die Armenseelen beten sollen. Da ist es einmal in mehreren Bauernhöfen halb am Berg droben über Wattens am Vögelsberg geschehen, daß man dort, weil Bauern und Bäuerinnen geizig waren, nur ganz kleine Brödchen buck, und auch diese so spärlich austheilte, daß nicht einmal auf jeden Mund ein ganzes kam. Darüber haben viele Bettler gottjämmerlich gerehrt, (geweint), und als die Nacht einbrach, kam noch ein ganz zerlumptes Weibl mit zwei halbnackten Fratzen baarfuß beim Halbeismarterl vorbei nach Wattens gelaufen und schrie mit heiserer Stimme, daß sich hätten die Stein erbarmen mögen:

Beim Bipfl, beim Buggl, beim Halbeis, beim Stoan
Machens die Seelenmügelen alle zu kloan.

Und die Kinder schrie'n es ihr nach. Und die Namen, die das Weibl rief, waren lauter Hofbauern. Alle Leute fuhren an die Fenster und gruselten sich vor dem Zetergeschrei und nahmen sichs zur Warnung, und bucken und gaben künftig lauter große Armeseelenmügelen; aber Zweien, die nicht der Warnungsstimme folgten, kam s' Unglück über Hof und Feld. Das Bettelweibel mit seinen zwei halbnackten Fratzen ist seitdem nicht mehr gesehen worden. Der Glaube von den armen Seelen ist etwas ganz besonderes. Es ist meist eine nicht schwere Sünde, die zum Herumwandeln nach dem Tode als „arme Seele", welche vom Gebet der Lebenden

die Versündiger an der lieben Gottesgabe drunten in der Hölle das glühende Laibl anbeißen — aber der Seppl hat nicht geglaubt; endlich fand man ihn eines Morgens todt im Bette, und er hatte ein glühheißes Höllenzeltl im Maule, und war ringsum Alles schwarz gebrannt. Nur am Allerseelentage dürfen die armen Seelen auf die Oberwelt und ihre Erlöser suchen, die für sie beten, oder sie besprechen, oder ihnen tröstliche Worte sagen. Finden sie Niemand, der das thut, so müssen sie gleich beim Abendgebetläuten wieder in die schaurige Nacht ihres Zwischenreiches hinab, darum Schmuck und Opferlichter auf den Gräbern, darum Thränen, Gebet und Fürbitten, darum Seelenmessen, und darum auch Austheilung milder Gaben und Armeseelenmügelen, sogar zum Theil schon am Vorabende an arme Leute, damit sie an deren Festtage viele Vaterunser, „Bitt für sie!“ sprechen.

98.

Der erlöste Stiergeist.

In einer Almhütte auf Hoch-Lizum im Wattenthale lebte ein Senn, der weit und breit durch seine Stärke, wie durch seine Furchtlosigkeit bekannt war. Einst stand er am Hilpolt, einem Berge in der Nähe von Hoch-Lizum zu hinterst im Wattenthale, und überzählte seine Heerde, Stück für Stück; da sah er drunten in dem tiefern Grund einen ihm unbekannten rothen Stier, der wild um sich schaute. Der Senn schleuderte alsbald einen Stein nach dem Stier, um ihn zu vertreiben, damit er seiner Heerde nicht zu nahe komme und sie etwa versprenge. Da kam alsbald der Stier herauf und brüllte wüthend. Der muthige Senn erwartete ihn indeß auf der sichern Stelle, wo er stand, mit hoch gehobenem Stock und dachte: komm nur her! Immer stärker brüllte der Stier, der nun nahe gekommen war, und wühlte mit den kurzen dicken Hörnern die Erde auf. Nun warte! rief der Senne, warf den Stecken weg, stürzte auf den Stier zu und packte ihn bei den Hörnern eisenfest.

Es gab ein heftiges Ringen, der Stier brüllte, stampfte, aber der Senn ließ ihn nicht los, so sehr er sich schüttelte, und endlich drängte er ihn an einen Felsenrand über einer tiefen Schlucht, noch ein kräftiger Ruck und der Stier lag drunten und zerschellte. Aber wie der Senn noch zitternd von dem allgewaltigen Kampfe stand, hob sich aus dem Abgrund die geisterhafte Gestalt eines andern Sennen, der rief: Hab Dank, daß du mich erlöset hast. Aus Rache und Frevel habe ich einst hier den Stier eines andern Bauern in den Abgrund geworfen und habe nun so lange in Stiergestalt auf der Alpe herumgeistern müssen, bis mir ein Anderer das Nämliche thue, was ich gethan. Mit diesen Worten verschwand er.

99.

Der Schatz unter der Brücke.

Unter der Volderserbrücke neben dem Servitenkloster, die einst so heiße Kämpfe sah, lag vor Zeiten ein reicher großer Schatz. Da kam ein Venedigermandl des Weges daher und fand den Schatz in seinem Versteck, denn es war ein arger Schwarzkünstler, wie die Venediger alle. Er hatte sich aber schon an andern Orten für dießmal so viele Schätze aufgeladen, daß er unmöglich noch mehr auf seinen Schultern fortschleppen konnte. Er versenkte daher den Schatz noch tiefer mit folgendem Bannspruch:

„Wer da diesen Schatz will heben,
Muß sich einen Geisbock kaufen,
Sieben Jahr ihm Hafer geben,
Mit ihm übern Schatz dann laufen."

Das hörten 3 Handwerksburschen, Schneiderlein ihres Zeichens, die im Schatten eines grünen Gebüsches ihre müden Glieder ausgestreckt hatten. Die 3 Gesellen kauften sich nach einiger Zeit einen dürren Geisbock, fütterten ihn durch 7 Jahre auf gemeinsame Kosten mit Hafer, und sprangen dann mit dem gemästeten Bock über die Stelle, wo der gebannte Schatz lag. In demselben Augenblicke wurde dieser auch wirklich von seinem Zauber befreit und lag offen zu Tag. Nun theilten ihn endlich die 3 Schneiderlein unter sich und eilten voll Jubel in die große, weite Welt, die ihnen nun noch schöner vorkam.

Wand eine große Glocke gemalt ist, weshalb es auch der Glockenhof heißt. In diesem Walde hauste einst eine Räuber- und Mörderbande, welche 32 Köpfe stark war und von der jedes Mitglied einen Namen aus der 32blättrigen deutschen Spielkarte führte. Der Führer dieser Bande wurde der Herz-König genannt, und war ein Glockengießer seines Gewerbes, das er in einem einsamen Waldhause betrieb, welches durch seine abgeschiedene Lage ganz dazu geeignet war, zum Versammlungsort seiner schelmischen Spießgesellen zu dienen. Er war in seiner Kunst geschickt und hatte unter andern schönen Glocken auch die zu Mils bei Hall gegossen. Aus letzterem Orte ging eine Näherin einmal sehr früh des Morgens in dem Volder-Walde auf die Stehr (in Lohnarbeit), sie hatte sich aber gar sehr verfrüht, denn als sie vom Mondschein geweckt wegging, glaubte sie, es gehe schon gegen Morgen, da doch kaum erst die Mitternacht vorüber war. Später hörte sie ferne Glocken schlagen, fürchtete sich nun und trat in einen Bauernhof ein, darin sie noch Licht sah. Es war die Stube des Glockengießers; sie stand offen und war leer; die Dirne machte sich in aller Stille hinter den Ofen, um den Tagesanbruch dort zu erwarten. Bald erschien der Herz-König mit einem Theile seiner Gefährten; sie ahnten keinen Lauscher, zählten Geld, plauderten von ihren Gaunereien und Menschenschlächtereien, wie manche ihrer Opfer geschrieen und sich gewehrt, und zechten; dann suchten sie Rast auf dem Heuboden. Nun der Knecht machte Miene sich hinter den Ofen auf die Bank zu legen, aber der Meister rief ihm zu: Geh in's Bett, sonst thun dir morgen Früh alle Knochen weh! So ging denn auch dieser hinweg, der Meister schob den Holzriegel vor die Hausthüre und ging in seine Kammer. Jetzt war die Näherin von ihrer Angst erlöst; eilend schlüpfte sie aus dem Hause, ging zum Gericht und zeigte an, was sie gehört. Darauf wurde Mannschaft aufgeboten, der Hof umstellt und das Nest ausgenommen. Zum Geständniß war die Raubrotte bald gebracht, und die Rädelführer, absonderlich

der Meister und Herz-König wurden zum Tode verurtheilt. Da bat der letztere noch um die Gnade, daß das Gericht ihm vergönnen möge, die große Glocke für die Pfarrkirche von Mils fertig zu machen, und daß man ihm dieselbe letzte Glocke auf seinem letzten Gange noch läuten wolle. Diese Bitte wurde gewährt und unter den Klängen der großen Glocke von Mils erlitt der Sünder bußfertig die verdiente Todesstrafe.

Zum Gedächtnisse dieses Ereignisses steht noch beim Glockenhof im Voldererwalde ein Marterl, auf welchem die Hinrichtung des Glockengießers durch das Schwert gemalt ist, und herzbrechende Verse geschrieben stehen. Das ist geschehen im Anfang des 17. Jahrhunderts und ist sein Hab und Gut fiscalisch verkauft worden am 1. Juli 1634 an Hieronymus Kern, Bürger in Hall. Diese Glocke von Mils war berühmt wegen dem herrlichen Ton, den sie gehabt, ist aber bei dem großen Brande vom 22. August 1791, welcher auch Kirche und Thurm zerstörte, zu Grunde gegangen. Eine ausführliche Beschreibung dieser Geschichte ist im Tiroler Nationalmuseum, nebst einer Abbildung des Glockenhofes von der Hand des Schullehrers von Volders, Franz Praxmarer geschrieben, aufbewahrt. Die alte Schrift trifft genau mit der mündlichen Volkssage zusammen, wie hier beschrieben, nur mit der Näherin ist es anders. Dort heißt es, nachdem die Gräuel und Laster des Herz-Königs beschrieben: „Da nun das Maaß und die Zahl der Missethaten dieses Glockengießers erfüllt waren, hat es sich begeben, daß etliche Näherinnen auf eine Zeit, das weiße Leingewand aufzuarbeiten, in sein Haus bestellt worden sind; wie nun diese gemeinglich spät in die Nacht hinein zu arbeiten und zu nähen im Gebrauch haben, hatten sie eines Tags mit Entsetzen wahrgenommen, daß dieser Glockengießer nebst seinen Gesellen mit blutigen Händen nach Mitternacht nach Haus gekommen ist, worauf die Näherinnen voller Furcht und Schrecken zu arbeiten aufgehört und sich mit Angst und Sorgen zur Ruhe begeben, dabei aber bemerkt, daß viel Geld gezählt und ausgetheilet worden. Nach vollendeter und ausgemachter Arbeit haben diese Näherinnen der Obrigkeit angezeigt, was sie gesehen und gehört haben“ ꝛc. ꝛc. ꝛc.

zu höchst am Volderberg, war versprochen mit der einzigen Tochter des Mitterlechenbauern auf dem kleinen Volderberg. Fällt ihm einmal ein zu Nacht zu ihr auf's Fensterln zu gehen — und geht richtig hin, lehnt ein Leiterl an, steigt hinauf und will beim Fenster klopfen, aber da hört er weinen drunten an der Leiter. Er steigt hinab, sieht nichts — und hört nichts mehr. Denkt, daß es ihm nur so vorgekommen und steigt wieder hinauf. Aber noch bitterlicher weint es drunten und wieder steigt er hinab und wieder sieht er nichts und ist Alles mäuschenstill. Beim sokkera, denkt der Seapp, wos ist dos? Er steigt noch einmal hinauf, jetzt aber rüttelt es seine Leiter so tüchtig, daß er einsah, daß unten wohl ein starker Knochen sein muß. Er war selbst ein starker Kerl und steigt gleich hinab, sieht ein kleines Mandl, welches die Gassen hinunter läuft, er springt nach und wenn er meint, er hats, so war es entwischt und so kamen sie weit fort vom Hof, endlich verschwand es gar. Es war so weit abseits, daß er nicht mehr Zeit hatte, zurückzugehn, sondern ging seiner Arbeit nach. Seapp erzählte es seinen Kameraden, da sagten sie ihm: das sei gewiß ein „Pitzl" gewesen, was scheine daß es ihn gewarnt habe, und riethen ihm von Lieb und Heirath zu lassen, es würde gewiß nicht gut ausgehen. Doch Seapp schlug alles in den Wind; nach zwei Jahren erhielt der Schatz den Mitterlechenhof, und nun heiratheten auch beide frischweg, beneidet in der Umgegend. Aber schon nach einem Jahre starb sein Weib — nach einem zweiten brannte ihm Hof und Stall und die eingebrachte Ackerfrucht sammt dem Heuvorrath nieder und bald war er ärmer als früher. Da fiel ihm wohl oft die Warnung vom Pitzl ein, doch war es zu spät!

Jetzt suchte der Seapp wieder Dienste, fand auch einen Platz als Senn auf der Hochlizum-Alpe, begann aber zu kränkeln mußte sich im Herbst legen und nach 3 Tagen war er todt.

102.

Pitzl mit altem Kopf.

Am Volderberg, Wattenberg, Weererberg, durch die Thäler hinein, leben Sagen von kleinen, neckischen Hausgeistern, welche in Zwerggestalt ihre Possen treiben, „Pitzl“ genannt werden und nichts anderes als die oberinnthalischen Wichtel sind.

Der höchste Bauernhof auf dem Volderberg „beim Walder“ genannt, beherbergte bis vor 50 Jahren ein Pitzl, das akkurat wie ein kleines sechsjähriges Kind aussah, aber einen alten Kopf hatte und selten von alten Leuten, häufig von Kindern gesehen wurde, mit denen es sich am liebsten unterhielt und ihnen allerlei Spielsachen brachte.

Aeltere jedoch neckte es, wo es konnte. Besonders gern stellte es große Milchschüsseln mit Juten *) (Molken) angefüllt zu Haus- und Stallthüren, so daß die Knechte mitten drein patschten und wenn sie dann sich dersauten (beschmutzten) oder stolperten, ein langes, kicherndes Gelächter aufschlug. Auch verzog **) es gern das Muß, welches die Bäuerin zum Abkühlen an die Luft stellte; jene Heubüschel, welche der Fütterer zu Nacht richtete um sie morgens den Kühen zu vertheilen, löste es wieder auf und trug alles zerzupft auf einen Haufen zusammen; überlegte vom nahen Holzstoß die Thür mit so viel Scheitern, daß die Leute zum Fenster hinausschliefen mußten, kurz, was nur Gabiches vorkam, hatte das Pitzl gethan.

Einmal lief das Kind vom Walderbauer in die Stube hinein und schrie: Mutter, draußen ist a Kindl mit dem Muß davon grennt (gelaufen), und wirklich war das Muß verzogen. Das Pitzl hatte es gethan.

103.

Eine Schimmelreiterin.

Im Damenstifte zu Hall lebte vor vielen Jahren eine Aebtissin, welche gegen Arme äußerst karg und hartherzig war, und ihr

*) Juten: Käsewasser, wird zur Schweinefütterung verwendet.
**) verzog: verschleppte.

Geiz erstreckte sich auch auf die Stiftsalpe im Volderthale, welche noch heutigen Tages so heißt, wenngleich das Damenstift längst schon aufgehoben ist. Besagte Aebtissin hatte den Sennen und Senninen schärfstens untersagt, einem Bettler oder einer Bettlerin auch nur das Mindeste zu verabreichen, weder Milch noch Butter, noch Käse; ehe sie diesem Bettelvolk etwas gäben, sollten es lieber die Schweine haben. Diese geizige Aebtissin starb und ließ sich dann bald nach ihrem Abschied aus dieser Zeitlichkeit auf der Stiftsalpe in einem weißen Gewande und auf einem Schimmel reitend sehen, und so oft diese Schimmelreiterin erblickt wurde, so oft starb eine Stiftsdame oder es widerfuhr dem Stifte sonst ein Unheil. Zur Zeit, als das Damenstift zu Hall aufgehoben werden sollte, zeigte sich die gespenstige Reiterin auf ihrem Schimmel in jeder Nacht, oft sogar am hellen Tage. Nach der Aufhebung wurde sie nicht mehr erblickt.

104.

Die bösen Bergknappen.

Eine ähnliche Sage wie von den gottlosen Silbertäufern am Bergfallbergwerk bei Hötting *), geht auch von den Knappen im Silberbergwerke, welches am Salzberge zu Hall gewesen sein soll. Die Ergiebigkeit dieses Bergwerks soll so groß gewesen sein, daß nicht selten Stufen von mehreren Pfunden gediegenen Silbers zu Tage gefördert wurden. Die Knappen, welche darin arbeiteten, waren aus Schwaz und gingen jeden Samstag nach ihrem Heimatsorte zurück, und kehrten am Sonntag Abends wieder. Da sie nun sehr guten Lohn erhielten, so wurden sie gar übermüthig und trieben allerlei verruchte Possen und Ungebühr. Eines Sonntag Abends kamen sie von Schwaz bereits bezecht und rauschig durch Hall, hatten statt der Federn Bratwürste auf den Hüten, jauchzten und tanzten endlich um eine Martersäule herum, die am Wege stand, verhöhnten das Bild, — und, als ein Ochse daherkam, warfen sie sich über ihn her, schindeten ihn lebendig, indem sie ihm die Haut abzogen, die sie dem Marterbilde als rothen

*) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 191.

Mantel umhingen. Die Einwohner von Hall konnten diesem Frevel nicht steuern, denn die Knappenschaft war zahlreich, hatte ihre Hauen und sonstiges Gezeug bei sich und war noch dazu betrunken. Endlich zogen sie singend und schreiend gegen Morgen den Berg hinauf und fuhren ein. Dort aber fielen die erzürnten Berggeister, die allen Frevel hassen, über sie her, erwürgten sie langsam Einen nach dem Andern und Keiner kam wieder ans Tageslicht. Aus dem Schachte aber ergoß sich ein blutgefärbter Wasserstrom, der noch heute als ein Bächlein dem Bergesschooß entfließt, in welchem das ganze Werk, an welchem jene Knappen arbeiteten, ersäuft liegt, und von Stund an nicht fortgebaut werden konnte.

105.

Das beste Wetter.

In der Gemeinde Wald bei Hall lebte einst ein braver Bauer Namens Seppl. Er war ein Mann voll Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe und sagte nie eine Lüge und nie eine Schmeichelei, sprach nie anders als er dachte, machte es dabei aber doch nicht wie gewisse Leute, welche denken, es stehe fein und sei auch Wahrheitsliebe, wenn sie Jedermann Grobheiten ins Gesicht sagen und ihre Wahrheiten auskramen, ehe noch Jemand ist der sie zu vernehmen Lust hat.

So hatte sich der Seppl gewöhnt, wenn einer oder der andere Nachbar über das Wetter murrte und murmelte: Dos ischt a Sauwötta, a Hundswötta, a Tuifelswötta u. s. w., nur wenig zu erwiedern, sondern er sagte blos kurz und rund: Es ist das beste Wetter, und er hatte auch völlig recht, denn das Wetter machte Gott und was Gott thut, das ist wohlgethan. Nach einem langen, einfachen, oft mühevollen Leben legte sich der Seppel endlich auch zur ewigen Ruhe nieder und verstarb sanft und selig. Seine Angehörigen betrauerten ihn aufrichtig, legten ihn auf das Rechbret und Abends kamen die Nachbarn, für ihn und zu seinem Seelenheile einen heiligen Rosenkranz zu beten, ja Einige erboten sich, bei der Leiche zu wachen, wobei es Branntwein und Zelten gab.

Die Wächter vertrieben sich die Zeit und wurden zuletzt viel

heiterer als für ihr damaliges Amt ziemend war, und der Lustigste unter Allen sagte: Ich möchte eigentlich wohl wissen, was unser guter Seppl, der bei Lebzeiten immer das Wetter so lobte und stets mit jedem zufrieden war, jetzt für ein Wetter hat? Kaum war das Wort gesprochen und wurde noch gelacht, so richtete sich der Todte von seinem Brette mit halbem Leibe kerzengerade auf und sprach: Das beste Wetter! Und darauf sank er sanft in die vorige Lage wieder zurück. Entsetzt eilten die Wächter aus der Leichenkammer, wollten auch um keinen Preis wieder hinein, bis der Pfarrer, dem sie das Erlebte anzeigten, sie wieder zurückführte und ihnen zeigte, daß der Seppl in der That jetzt das beste Wetter habe: den ungetrübten Himmel der ewigen Seligkeit.

106.

Der Teufelsbanner in Hall.

S' Probirn' ischt über's schtudir'n, dachten einmal drei Bürger zu Hall und gingen eines Abends vor Mitternacht im hellen Mondschein zum Thor hinaus, abwärts nach Mils zu aufs dortige Galgenfeld, und wollten das Teufelsbannen probiren. Sie zogen Kreise, drei ineinander, wie es Brauch ist, gegen Sonnenaufgang eine handbreite Oeffnung und schrieben dazwischen viele heilige Namen und Kreuze hinein, damit Ein- und Ausgang geschützt sei, und sie selbst stellten sich fest und muthig in die Mitte. Einer von ihnen, der älteste, schlug das Zauberbüchlein auf und las darinnen so lange, bis ein Jäger jauchzend daher kam, mit einem großen gefüllten Sack auf dem Rücken. Diesen warf er neben den Kreis hin, daß der Boden erbebte, hierauf setzte er sich nieder und fragte, was ihr Begehren sei. Geld wollen wir, sprach der Eine, welcher im Büchlein las, und der Teufel nahm eine Handvoll funkelnder Silbermünzen aus seinem Sack, und fragte, ob ihm diese Sorte recht sei. Der Alte betrachtete die Münzen, wußte aber nicht, was es für eine Gattung wäre und verlangte der Teufel sollte flugs ein anderes Geld bringen, welches hier zu Lande kursire. Der Teufel aber sagte, er habe jetzt kein anderes und könne keins bringen und blieb auf seinem Sacke sitzen. Den Dreien im Kreis fing nun an ihr Muth etwas kühler

zu werden und der Alte wollte den Bösen wieder fortbannen, aber da schaute auf einmal eine ungeheure Kröte in das Buch hinein, die hatte feurige Augen, wie ein Teller so groß, und der Teufelsbanner wurde dabei so verwirrt, daß er nicht mehr im Stande war eine Zeile weiter zu lesen. Nun hörten sie von Mils her ein Schnalzen und es rasselten Kutschen daher, schneller als der Wind und gerade auf sie zu und die Kutscher schrieen: Aus der Bahn! aus der Bahn! die drei Haller ließen sich aber nicht irre machen, sie blieben ruhig im Kreise stehen und die Kutschen sauseten dicht vorbei, ohne ihnen zu schaden. Bald darauf hörten sie ein Sausen über das Feld herab und es wogten erschreckliche Wasserwellen daher und voran liefen Leute, welche um Hilfe schrieen und fürchterlich jammerten; aber die drei Haller ließen sich nicht aus dem Kreis heraus jagen, sie standen fest, und das Wasser schadete ihnen nichts. Jetzt aber kamen große Feuerbrände, ja Feuerberge muß man sagen, von Hall herwärs und drohten sie zu vernichten. Dabei schrieen unsichtbare Stimmen: Flieht, Flieht! sonst seid ihr verloren! Aber die drei Haller blieben bergfest im Kreis stehen, und die Feuerberge verschwanden bald wieder und sie merkten nicht einmal eine Wärme.

Nun sahen sie plötzlich einen ungeheuren Mühlstein über ihren Häuptern an einer Schnur hängen und daneben schwebte Einer in der Luft, der mit einem Messer die Schnur abzuschneiden drohte. Auf dieses hin wollte der Jüngste aus dem Kreis herausspringen, doch der Alte packte ihn fest und zog ihn zurück, aber im nämlichen Augenblicke verlor er selbst die Besinnung und sah nur noch wie der Teufel Einen bis an die Schultern in den Boden hineindrückte.

Beim Morgengebetläuten kam er wieder zu sich, war jedoch nicht mehr am Platz, wo der Kreis war, sondern hinter dem Milserthore in einem engen Winkel. Er eilte hinaus, zu sehen wie es mit den andern Zweien stehe, diese schliefen noch immer und waren mit einem Nebelwölklein umhüllt. Er weckte sie auf dann gingen sie mitsammen heim, so arm als sie ausgegangen waren und sagten: wer mit dem Teufel anfangt, der muß auch mit dem Teufel aufhören, und wird gewiß tüchtig bei der Nase genommen.

die sie nachschleiften und heulten dabei ganz fürchterlich und zwar vornemlich in der Charwoche. Das waren die Geister landesfürstlicher Beamten und Salzmeier, die beim Salzverkauf den Landesherrn betrogen, das Geld in ihre Taschen geschoben und die armen Sudknechte bis aufs Blut geschunden haben. Man hat von Einigen genau Tauf- und Schreibnamen gewußt, aber jetzt sind sie fast vergessen, da sie vermuthlich anderswo brennen müssen oder vielleicht ihre Erlösung gefunden haben — in Hall sind sie einmal nicht mehr zu sehen. —

108.

Goldkäferfund im Amtwalde.

Am rechten Ufer des Inn bei der Salinenstadt Hall schmückt ein herrlicher Föhrenwald die Höhen des Mittelgebirges; derselbe gehört zum k. k. Salinenamte und heißt deßhalb Amtwald.

In diesem Walde nun sammelte einst ein armes altes Weiblein Moos und Tannennadeln zur Streu für seine Lämmlein, und raufte auch wohl mit den Händen das Moos vom Boden los. Da gewahrte das Weiblein mit einem Male einen Topf, der war nicht klein und bis zum Rande mit sehr schönen, aber todten Goldkäfern gefüllt. Der Topf war noch ganz und gut und das Weiblein grub ihn aus und dünkte ihr derselbige ein werther Fund für das Haus, — denn große Töpfe sind theuer — und der Topf ließ sich auch ganz gut aus der lockern Walderde heben. Gott, was soll ich mit all' den Käfern thun? dachte das Weiblein. Wenn es noch Krebs' wären, die trüg ich nach Sbruck, aber Käfer ißt Niemand — nun ein Paar will ich zum Spaß für die Kinder im Topf lassen, die grünen Flügel glänzen gar so schön! Gedacht, gethan; die Käfer wurden ausgeschüttet, der Topf in Moos gebettet und nun ging es mit schwerem Mooskorbe heim nach Hall. Zu Hause wurde die Mutter gleich von den Kindern umringt, der

Topf wurde ausgepackt — da klingelte etwas darin — Ach! Ach! schrie'n die Kinder, ach die schönen Zehner! — Alle Goldkäfer waren in blanke Silberstücke verwandelt. Herr Gott! wie rannte das Weiblein auf und davon zum Hause hinaus, durch Hall, über die Innbrücke, hinauf in den Amtwald, dort vor den Platz, wo sie den Topf gefunden und die Käfer ausgeschüttet, sie kannte ihn an der zerwühlten Moosdecke — aber Käfer gab es nicht mehr, wie sie auch suchte, nur Waldspinnen und Holzläuse. Und so gehts auch vielen andern Leuten, die es nicht verstehen, sie nehmen die Scherben statt des Goldes.

109.

Der Quatemberhund.

In Hall wissen die Leute Vieles von einem spuckenden Hunde zu sagen, der sich bloß in den Quatembernächten sehen läßt, der groß und schwarz von Gestalt und Farbe ist, und an dem linken Fuße hinkt. Es sei, so wird erzählt, vor 100 Jahren ein Metzgergeselle in Hall gewesen, der lieber getrunken als gebetet hat. Die Frühmesse verschlief er, weil er mit seiner Kameradschaft bis tief in die Nacht zechte und Karten spielte. Einst hatte dieser Geselle an einem Frauentage im August (allwo die „fürnehmen Dreißgen" Anfang nehmen), all sein Geld vertrunken und verspielt, kam vor Wuth fast sinnlos nach Hause, ergriff ein Schlächterbeil und schlug einem Bilde des Gekreuzigten, das im Vorhause in einer Ecke hing, den Kopf ab. In demselben Augenblick stürzte der Frevler todt zu Boden. Eine Magd hörte den Fall, schaut aus ihrer Kammer heraus und sah einen großen schwarzen Hund heulend an ihr vorbeilaufen. In diesen Hund war der Metzgergeselle zur Strafe verwandelt worden, der sich hernach in jeder Quatembernacht sehen ließ. So haben ihn viele erblickt, rastlos umherlaufend, den linken Hinterfuß nachschleifend und zum Himmel laut aufheulend, der kein Mitleid für ihn fühlt, daher soll er noch immer unentsühnt umherspucken.

Lärm und Gepolter, Kettengeklirr, Thürauf- und Zuschlagen, mit Geheul und Geschrei, erschien auch sichtbar als eine schwarze riesige Gestalt, verschwand aber jedesmal mit dem Glockenschlag Ein Uhr nach Mitternacht, worauf dann wieder Alles still blieb. Wer den Geist sah, erblickte ihn als einen Lasttragenden; ein schwerer Sack drückte ihn, so schien es, fast zu Boden, und wenn er denselben, wie er nicht selten that, niedersetzte, so erschütterte er das ganze Haus.

Da dem Bauer weder Knecht, noch Magd mehr bleiben wollte, und mit der Zeit auch ihm das Unwesen gar zu arg wurde, so ging er zu einem Jesuiten-Pater, von dem man glaubte, daß er alle Geister bannen und alle Schätze heben könne, und bat ihn sein Haus von dem polternden Plagegeist zu befreien.

Der Pater ging mit dem Bauern auf den Hof, und ließ sich in jenes Zimmer führen, wo der Geist gewöhnlich zuletzt noch war, wenn er verschwand. Hier verschloß sich der Pater fast eine volle Stunde ganz allein, und man hörte durch die Thür heraus drinnen reden, — aber nichts, als unverständliche Worte. Als der Pater endlich aus dem Zimmer getreten, sagte er zum Bauern, er solle guten Muth haben, in nächster Nacht wolle er den Geist in der Jesuitenkirche beschwören und wo möglich das Haus davon befreien. Dessen war der Bauer herzlich froh, zugleich plagte ihn die Neugierde, wie es der Pater machen werde, und da er ziemlich beherzt war, so schlich er gegen Abend in der Jesuitenkirche heimlich in einen Beichtstuhl, wo er ein sicheres Versteck hatte, dabei aber die ganze Kirche übersehen konnte, und war herzlich froh, als ihn der Meßner beim Schließen der Kirchthüre nicht bemerkte. Gegen zehn Uhr in der Nacht trat der Pater durch die Sakristeithüre in die Kirche, breitete in der Mitte vor dem Altar ein großes schwarzes mit rothen Kreuzen versehenes Tuch aus, nahm ein großes Buch zur Hand, las darinnen und segnete und betete dann ohne Unterlaß, bis die Glocke zwölf Uhr Mitternacht ver-

kündete. Nun erhob sich draußen ein Brausen und Sausen so heftig und wild, daß die Kirchthüre krachend auseinanderflog und herein trat die schwarze riesengroße Gestalt des Hausgeistes mit dem großen Sack auf der Schulter. Der Pater besprach den Geist, wovon der Bauer im Beichtstuhl abermal nichts verstand, was er sehr bedauerte. Nach einer halben Stunde warf der Geist den Sack mit Gewalt auf das schwarze Tuch, daß eine Menge Goldstücke herumsprangen, hierauf entfernte sich derselbe, die Thore fielen zu, die gleiche Todtenstille herrschte wie früher, und der Pater entfernte sich mit dem Schatz. Am andern Morgen begab sich der Bauer zum Geisterbeschwörer und wollte auch etwas Geld haben, allein er bekam nur sein Hütel vollgefüllt mit den goldenen Fuchsen; hatte wohl genug auf sein Lebtag. Was mit den andern Fuchsen geschehen ist, gründet sich nur auf Vermuthungen — die Sage berichtet nichts davon.

111.

Der Schwegler von Hall.

In Tirol führt eine flötenförmige Holzpfeife, das National- und Lieblings-Instrument des Landvolks, noch den uralten Namen Schwögel oder Schwegel von swëgele — ein Rohr. Nun war zu Hall, Andere sagen zu Rinn, einmal ein sehr schöner Bursche, der mochte sehr gerne schwögeln lernen, es hielt ihm aber gar schwer, er begriff es nicht, und bekam vom Meister, bei dem er sich in die Lehre gethan, manchen derben Ausputzer, denn Lernjahre sind überhaupt keine Herrnjahre.

Da verrieth Einer dem Lehrbuben eine Heimlichkeit, wie er gescheid und ohne Mühe schön schwögeln lernen könne, und jener befolgte den Rath. — Er ging in der heiligen Nacht auf einen Kreuzweg und blies da auf seiner Schwögel. Die Leute, die zur Mette und an ihm vorbeigingen, machten ihn aus und spotteten seiner, ob er die Katzen wolle fürchten machen, und die Mäuse vertreiben mit seiner Musik? Der Schwögler aber kehrte sich an nichts, hörte auf nichts und lugte nur immer umher, ob nicht Einer kommen und ihn schwögeln lehren werde? Mit dem Schlage 12 hörte er es von ferne jauchzen, aber so dumpf, als wie wenn Einer in einen

hohlen Hafen jauchzte, doch kams näher und tönte immer heller, und stand mit einem Male ein Jäger da, und drückte ihm die Finger auf die Schwegel, und auf den Fingern brannte es wie Feuer. Blitzschnell verschwand der Jäger wieder in Nacht und Nebel hinein. Von Stund an konnte der Bursch schwögeln, weitum am schönsten, und wer nur seine Pfeife hörte, bekam Tanzlust und Jucken in den Beinen, und wenn der Schwegler gewollt, so hätte er zwei junge Eheleute in der Brautnacht aus ihrem Nest locken können, — sie wären ihm nachgetanzt. Ueberall auch, wo es Tanz gab und lustig herging, mußte er dabei sein und aufspielen. Es kam aber zu Hall bald unter die Leute, daß der junge Schwögler seine Kunst nicht mit rechten Dingen inne habe, und man munkelte, er solle als Hexenmeister und Teufelsbündner eingezogen und dann höchst muthmaßlich verbrannt werden. Er aber dachte: Harret nur, ich will euch schon Etwas pfeifen, nahm seine Schwegel, zog fort aus Hall, und soll noch heute nicht wiedergekommen sein.

112.

Die Kartenspieler in der Kirche.

In Hall ist die Teufelssage sehr im Gang und Schwung, mehr als anderwärts. Allda waren vor sehr vielen Jahren zwei Spieler, die beherzt waren bei Herz Trumpf, florirten bei Grün oder Laub, närrisch thaten bei Schelle, und säuisch waren bei Eichel-Sau: kurz und gut, die lauter Blätter trugen, d. i. Kartenblätter und keine Früchte wie Abraham a Sancta Clara zu sagen liebte.

Um auch während des kurzen Gottesdienstes keine Zeit zu verlieren, nahmen sie ihren Bet-, will sagen Spiel-Platz auf der Stiege ein, die links zur Emporkirche hinaufführt. Sie konnten da ohne Störung karten, weil der gewöhnliche Auf- und Abstieg der Emporkirche auf der rechten Seite angebracht war. Einmal spielten sie wieder, das Glück war heute offenbar nur auf der Seite des Einen und auf der andern Seite beständig der Verlust. Der Satz wurde immer verdoppelt und der Verlust größer, und endlich so groß, daß der Verspielende mit bebender Hand und stierem Auge sein letztes Geldstück, Uhr, Kette und Alles, was er hatte, zum

Satz hingab, und auch dieser ging verloren! In wilder Raserei fing er an zu schimpfen und zu fluchen, ja so gotteslästerlich zu fluchen, daß man es durch die dicke Mauer hindurch hörte, welche die Schneckenstiege von dem Schiffe der Kirche abschließt, worüber den Andächtigen in der Kirche die Haare vor Entsetzen zu Berge standen. Auf einmal kam von unten herauf über die Stiege ein gewisser Schwefeldampf als Vorbote, und hintendrein der Teufel selbst, halb Bock, halb Mensch, der drehte dem Lästerer den Hals um und fuhr mit ihm, während ein fürchterlicher Sturmwindstoß die hohen Kirchenfenster erzittern und klirren machte, durch die kleine Lichtöffnung hinaus, welche die Schneckenstiege spärlich beleuchtete. Und als die Leute nach dem Gottesdienste die Stiege untersuchten, fanden sie den einen Spieler wie todt auf der Erde liegen, Schreck und Graus hatten ihn ohnmächtig niedergeworfen, und als er wieder zu sich kam, bekannte er reumüthig und zerknirscht den verübten Frevel, warf auch gleich alles gewonnene Geld in den Opferstock. Am kleinen Fensterlein, das ganz schmal war, erblickte man die Blutspur von dem Hinausgewürgten und noch immer zeigt sich an demselben ein rother Streifen wie im Schlosse zu Wartenberg im Niederland und am Klosterfenster zu Maulbronn in Schwaben, allwo der Teufel den Doktor Faust hindurchzerrte. *)

113.

Roßzähne im Amtwalde.

Aehnlich wie den beiden Weiblein, dem aus Hall und dem aus Kitzbühl mit ihrem Schatzfinden, erging es auch einem Jäger aus Hall, und zwar ebenfalls im Amtwalde. Er strich in der Absicht, Etwas zu schießen, mit seinem Stutzen im Walde herum, als er eine kleine Grube am Boden bemerkte, die dicht mit Roßzähnen angefüllt war. Dieselben waren ganz glatt und blendend weiß, ordentlich schön, und der Jäger hatte all sein Lebtag noch nicht schönere Roßzähne gesehen. Er vermeinte, man werde sie vielleicht zu irgend etwas gebrauchen können, wollte sich bei andern darüber befragen, steckte deßhalb eine Hand voll ein. Als er am

*) L. Bechstein: Deutsches Sagenbuch Nr. 141 und 900.

Abend bei seinen Kameraden im Wirthshause saß, wollte er ihnen die mitgebrachten Raritäten zeigen, aber er fand in seiner Tasche, die er wohl zehnmal um und um kehrte nur etliche silberne Viertelskronen, und erkannte das Wunder, daß sich die Roßzähne in Silber verwandelt hatten. Auch er lief am andern Tage zur bezeichneten Grube, allein auch er konnte nichts mehr finden.

114.

Der Judenstein.

Nahe dem Dorfe Rinn über Hall liegt auf grünem Mittelgebirge eine Wallfahrtskirche, der Judenstein genannt. Eine Bauersfrau aus Rinn hatte ein Kindlein, das gab sie in die Pflege seines Pathen, während sie im Felde arbeitete und bei der Ernte half. Unterdessen kamen Juden in den Ort und beschwätzten den Pathen, ihnen das Kind um sehr hohen Preis zu verkaufen. Jener that es, verblendet vom Satan, und die Juden nahmen das Kind und schlachteten es im Walde auf einem großen Stein (zogen ihm eigentlich das Blut ab), der wie ein Felsen emporragt, dann hingen sie den kleinen Leichnam an eine Birke; der Mutter des Kindes fielen aber mitten in der Arbeit drei warme Blutstropfen aus den Wolken herab auf die Hand. Sie erschrack bis zum Tode, eilte heim, kam durch den Wald und fand in ihm ihr grausam ermordetes Kind. Als dasselbe begraben war, entsproßten dem Grab in jedem Winter drei frische Lilien und die Birke blieb durch sieben Winter grün. Der schnukische Pathe, dessen Name Mayr war, wurde wahnsinnig und mußte im Schweinstalle gefesselt sein elendes Leben zubringen. Zwei Jahre darnach fand man ihn todt im Stalle, und er ward dann lange, lange als schwarzes Gespenst mit klirrenden Ketten im Walde und auf den Feldern erblickt, bis ihn ein frommer Jesuitenpater aus Hall auf ein einsames Joch bannte. Ein Arzt, der auch die Borromäuskirche, nahe der Voldererbrücke erbauen ließ, veranlaßte den Bau der Wallfahrtskirche auf dem Judenstein, in welche die Gebeine des kleinen Martyrers von Rinn, Andreas mit Namen, im Jahre 1671 übertragen wurden. Dieser Arzt wohnte in Hall, war aus Trient, früher Edelknabe des heil. Borromäus, und hieß Hippolytus Guarinoni.

115.

Die Kröte in der Wallfahrtskirche.

Eine Bäuerin aus Baiern, welche dicht an der tirolischen Grenze wohnte, verlobte sich nach der Wallfahrtskirche zur Mutter Gottes in Absam. Sie gelangte aber niemals dazu, zu gehen, ob aus Nachlässigkeit oder aus Mangel an Zeit, das erwähnt die Sage nicht. Dafür ist es aber der Bäuerin übel ergangen; denn als sie gestorben war, mußte sie den Weg zur Kirche nach Absam in Gestalt einer Kröte machen und hatte dabei viel zu leiden. Ein Bauer am Wege wollte sie erschlagen, ein Anderer sie zertreten, ein Dritter schleuderte sie über einen hohen Felsen, und der Meßner von Absam ließ sie nicht in die Kirche hinein. Zweimal schleuderte er sie zur Vorkirche hinaus, bis es ihr dennoch gelang, zum Gnadenbilde zu kommen, wo die Kröte die vordern Füßlein wie zum Gebete faltete, betete und dann als lichter Streifen zum Fenster hinausflog, worüber die Leute in der Kirche nicht wenig erstaunten. So ist also die arme Seele erlöset worden. Aehnliche Krötensagen wiederholen sich häufig in Tirol, so in Seefeld, auf der hohen Salve, in der Todtenkapelle zu Meran, in Schwaz u. s. w. Eine bekannte Krötenmähre, welche gern erzählt wird, lautet so: Eine Witwe wollte vor dem Sterben ihr Gut einem von ihren drei Söhnen übergeben, die sie ganz gleich liebte, so daß sie keinen bevorzugen, sondern den Zufall walten lassen wollte. Sie gab Jedem ihrer Söhne etwas Flachs und sprach: Wer von Euch das schönst gesponnene Garn zurückbringt, der soll Häuschen und Gut zu eigen bekommen. Hierauf zogen die drei Brüder in die Welt. Der jüngste derselben war aber gar traurig vom Mütterlein gegangen, und wie er in einem großen dunklen Wald sich verirrte, ward er noch trauriger; er kam an einen See, um den See ging er rundherum, um einen Ausgang zu suchen und fand den See voll Kröten, Fröschen und andern Thieren. Und eine große Kröte kroch gegen ihn her, die sprach: „Warum so traurig? Fürchte dich nicht vor mir?“ Da erzählte der junge Mann, der Hansel hieß, seine Geschichte und sein Anliegen von wegen des Flachses. Die Kröte nahm ihm den Flachs ab, hüpfte in den See hinein und

zum See zu kommen, eine goldene Ruthe, welche er neben dem See finden werde, aufzuheben, damit auf sie (die Kröte) drei Streiche zu schlagen, hernach noch dreimal in den See zu schlagen. Hierauf verschwand sie im Wasser. Hansel kam mit dem Garn zur Mutter, wo die anderen zwei Brüder lange schon seiner warteten. Er hatte weitaus das schönste Garn und erhielt Häuslein und Gut, worüber die zwei älteren Brüder gar keine Freude hatten. Aber Hansel eilte sogleich zum See, um voll Dankbarkeit dem Gebote der Kröte nachzukommen und fand dort die goldene Ruthe. Er nahm sie auf, sah die Kröte und schlug sie dreimal tüchtig übern Rücken und — aus der Kröte ward auf einmal die schönste Jungfrau mit einem prächtigen, weißen Silberkleid angethan, welches glänzte wie die Sonne, und noch schöner waren ihre Augen. Allein der Hansel sah nicht lange hinein, sondern schlug dreimal in den See und statt der dunklen Wasser stand ein ländliches Schloß mit blühenden Auen und Wiesen vor ihm, auf welchem viel hundert Schafe und Milchkühe weideten. Und das Schloß hatte viele Thürme, auf denen weißrothe und weißgrüne Fähnlein wehten, wie es bei den Schützenfesten der Brauch ist. Und als der Hansel noch immer zu träumen vermeinte und sich auf das Aufwachen fürchtete, da nahm ihn die holdselige Jungfrau bei der Hand, führte ihn ins Schloß, wo viele hundert Diener, Knechte, Jäger und Hirten ihm entgegenkamen und sich für die Erlösung bedankten. Der Hansel hatte sie Alle errettet, denn seit 300 Jahren war das reiche Besitzthum, nebst Schloß und Leuten, durch eine mächtige neidische Hexe verzaubert worden. Die Besitzerin war eine Prinzessin und versäumte nicht, ihren Erretter zu heirathen, wozu seine Mutter und Brüder eingeladen wurden. Da schenkte er ihnen die Heimat und noch viel Geld dazu, und es war Glück und Segen und Freude viel Stunden in der Umgebung. Wo diese Begebenheit Statt gefunden, wo der See gelegen hat, das weiß kein Mensch zu sagen, nur das weiß man, daß der Schauplatz Nordtirol gewesen sei.

Unter der Burgruine Thaur, die über dem gleichnamigen Dorfe unweit Hall aufragt, befinden sich im Kalkstein der Felsenwände verschiedene Höhlen und Klüfte, in deren größte der Sage nach eine verwunschene Prinzessin gebannt ist. Wer sie erlösen und dadurch den reichsten Schatz sich gewinnen will, darf nur kommen und sie aus dem Berge herausführen — gleichwohl soll sie noch bis heute unerlöst sein, weil dessen, der das Wagniß bestehen will, gar große Schrecknisse harren.

Gräuliche Würmer umkriechen ihm die Füße, eine geflügelte Schlange zischt ihm überm Haupte und speit aus weitgeöffnetem Rachen Feuer aus. Ein feuriger Hund mit einem Löwenkopfe brüllt dem Eindringling entgegen, und wer dennoch unerschrocken weiter dringt, der kommt an eine verschlossene Thüre, an welcher das Bildniß des leibhaften Teufels mit einer sinneverwirrenden Schrecklichkeit gemalt ist und ihn angrinzt. Da wagt keiner die Thüre zu öffnen, obschon dahinter die Jungfrau bitterlich weinend und wimmernd um Erlösung fleht. Jeder ist noch vor dieser Thüre umgekehrt und hat in schneller Flucht das Weite gesucht.

117.

Volksprophezeiungen in und um Innsbruck.

Die Prophezeiung geht nicht selten mit der Volkssage Hand in Hand; ist sie ja doch selbst S a g e, A u s s a g e. Es ist dieß nicht allein in Tirol, es ist auch in andern deutschen Ländern der Fall, meist ist die Wiederkehr großer Helden, das Schlagen großer Schlachten, große Volksnoth oder eine gute Zeit, eine Zeit des Ueberflusses das prophetische Element, das diese Sagen durchdringt und die Quellen derselben sind wohl nur in den bereits im Mittelalter häufig gedruckten Sybillen-Weissagungen, wie in den kalenderhaften Prognostiken zu suchen, welche gleichzeitig begannen, in die Volkskreise einzudringen. Der sagenreiche Untersberg bei Salzburg hegt, gleich dem thüringischen Kyffhäuser, den alten Barbarossa in seinen Tiefen, der einst wiederkehren und eine

8*

große Befreiungsschlacht schlagen soll, anderer Beispiele nicht zu gedenken. Gegen Feinde des deutschen Volkes, wie gegen Feinde der Christenheit richtet sich die volksthümliche Prophezeiung.

In Tirol lebt noch der Glaube an das ehemalige Vorhandensein eines alten prophetischen Buches, welches die Leute die „Willeweiß" nennen, das ist offenbar der verstümmelte Name von der Sybillenweissagung. Man hat solche Bücher, als schädlich und den Aberglauben nährend, überall, wo man ihrer habhaft werden konnte, weggenommen. Reste sybillinischer Weissagung gibt es noch manche in österreichischen und deutschen Sagen. In Böhmen stand bei Eisersdorf eine Sybillenlinde, und in Glatz ist die Rede von einer heidnischen Jungfrau, die weissagte. Solche Weissagung, und merkwürdiger Weise fast immer dieselbe, geht zumeist dahin, daß an diesem und diesem Orte der letzte Türke erschlagen werden solle. Zu Eiba bei Saalfeld, im Werrathale bei Borchfeld, in Bamberg, im Voigtland, am Rhein und in Schwaben findet diese sagenhafte Weissagung ihren Wiederhall. In Tirol leben andere Erinnerungen, theils an die Schweizerkriege zu Zeiten Maximilians I., theils an die Kämpfe einer jüngern Zeit, an die Zeit der Franzoseneinfälle in das Land, an des Tirolervolkes Erhebung, welche der Volksglaube und der Volksmund prophetisch weiter pflanzt Noch wehen die Schauer der großen Schweizerschlacht im Jahre 1499 über die Malser-Heide. Wie damals der bleiche Schrecken aus dem Vintschgau in das Innthal drang und abwärts flog, erhält der Mund der Volksprophezeiung frisch lebendig. So lautet diese unter andern: Auf der Ulfiswiese bei Innsbruck sind zu beiden Seiten der Poststraße Bäume gepflanzt; wenn dieselben einst so groß und stark gewachsen sein werden, daß man kräftige Pferde daran zu binden vermag, wird eine große Schlacht geschlagen werden und zwar gegen die Schweizer. Dieselben schweizerischen Krieger werden aber vorwärts d. h. den Inn abwärts über Hall und Volders drängen und die schöne Kirche an der Volderer brücke, in welcher der Stein des Gehorsams verehrt wird, in einen Roßstall umwandeln. Hiernach werden die Schweizer in das tiefere Innthal eindringen, erobernd, bezwingend und Alles vernichtend hin und hin: diese sind jedoch Schweizer mit gefror'nen Schuhen. In dieser bedrängten Zeit werden in St. Johann im Leukenthale die

Glocken auf beiden Thürmen im gleichen Augenblicke die Stunden schlagen. Alsdann werden die mit den gefrornen Schuhen auch in Waidring einziehen, und es wird dann weit herum nichts als Elend zu sehen und Klage zu hören sein.

Andere sagen: Einst werden die Franzosen wieder in das Land fallen und die Schweizer zwingen, mitzuziehen. Dieser Krieg wird sich durch ganz Deutschland erstrecken, und zu Köln am Rhein sein Ende gewinnen. Deutschland wird siegen, und Frankreich wird in 7 Theile zerstückelt werden.

Köln am Rhein, das alte heilige Köln, ist auch genannt in den oben erwähnten Prophezeiungen vom neuen Türkenkriege. Die Prophezeiung des Volks in Tirol malt das kommende Unheil, welches über das Gesammtvaterland hereinbrechen soll, sehr lebhaft aus, indem sie verkündet: Es wird unvermuthet eine solche Kriegsumwälzung stattfinden, daß der Bauer vom Acker mit der Pflugschar, und die Bäuerin mit dem Kiechelspitz vom Herd ins Gefecht stürzen werden. Es wird aber der blutige Kampf so schnell enden, daß der Bauer den stehen gelassenen Zugstier wieder vorwärts treiben und die Bäuerin ihre Kiechel ausbacken kann. So lautete die Prophezeiung in Alpach, Zillerthal, Pinzgau und an der salzburgischen Grenze. Und während dieses kurzen, aber entscheidendsten Kampfes genügt ein Laib Brod auf der Flucht (so in Rattenberg und Wörgl). Wer auf die Flucht will, ist sicher genug, wenn er sich nur bei der Haselstaudengrenze versteckt. Die wenigen Leute, welche übrig bleiben, sollen dann bei der Voldererbrücke unter einem Lindenbaum oder Hollunderbaum zusammenkommen: so in Volders, Voldererberg und Hall. Leider werden so viele Männer daraufgehen, daß die Weibsleute um einen Stuhl raufen werden, worauf ein Mann einst gesessen hat! (in Zillerthal) doch die Ueberlebenden werden glücklich hausen können, und es wird so billig werden, daß man um einen Laib Brod ein ordentliches Heimatl (Anwesen) bekommen wird (so in vielen Theilen Unterinnthals).

118.

Das Pechmandl.

Zu den Mythengestalten, mit denen in dem Buche „Mythen und Sagen Tirols“ die deutsche Mythologie durch den Herausgeber bereichert wurde, tritt in der Innsbruckergegend noch eine neue aber nicht klare Gestalt, welche völlig klar zu machen der künftigen Forschung vielleicht gelingen wird, vielleicht auch nicht, das ist: das „Pechmandl.“ Dasselbe scheint kaum etwas anderes zu sein als in Deutschland der Sandmann, von dem die Ammen erzählen, daß er komme und den minder schläfrigen Kindern Sand in die Augen streue. Das Pechmandl Tirols verklebt mit seinem Pech die Augenlider — aber das ist nicht genug, es trägt auch eine Schnur, zu welchem Gebrauche? ist nicht ausgesprochen, doch dürfte hier der Mythus Schlaf und Tod in einer Gestalt vereinigt haben.

Man könnte aber auch die Schnur auf das durch den Schlaf völlige Gefesseltsein der Glieder des Leibes deuten. Ein alter Tiroler sagte, daß ihm sein Vater das Pechmandl als ein gutes Mandl geschildert habe; es habe einen Strick bei sich in der einen Tasche und eine „Gspachtl“ voll Baumpech von Zirmbäumen (Gspachtl ist eine Büchse oder Schachtel, in der die Jäger und Hirten ihre Butter zum Essen aufbewahren) in der anderen Tasche gehabt. Damit sei das Pechmandl heimlich hinter die Kinder geschlichen und habe ihnen ein wenig Zirmpech über die Augen gestrichen, dann seien sogleich deren Augen zugefallen und deren Schlaf ist gekommen. Wozu das Mandl den Strick gebraucht hat? das hat ihm der Vater nicht gesagt. Die deutsche Mythenforschung hat sich überhaupt mit dem zur Kinderstube herabgestiegenen Elemente alten Volksglaubens noch viel zu wenig beschäftiget. Sie wird aber später sicher nachholen. Pechmandl und Sandmann, Roggenmuhme und Märzhackl oder Hacklmärz, Gräule und Grille u. a. mythische Phantome der Kinderwelt haben die gleiche Berechtigung wie die altbekannten Gestalten des deutschen Mythus, beachtet, gedeutet und erläutert zu werden. Es gab ein altes Pechmandllied in Tirol. Schade, daß es verloren ging, vielleicht hilft ein Glücksfall zur Wiederfindung, nur der Schlußreim blieb erhalten und lautet:

119.

Die Kirschkerne.

In der Pfarrgemeinde Mariahilf bei Innsbruck wollte vor 40 — 50 Jahren der dortige Bäcker in die Weihnachtmette gehen und erblickte vor dem Kirchgang in einem Winkel seinen großen Hafen aus Glockenspeise, den er zum Aufbewahren der Asche verwendete, voll Kirschkerne. Seine Frau schlief bereits, daher konnte er sie nicht ausgreinen von wegen dem, daß sie sich vermuthlich ein delikates Kirschen-Compot gekocht, was seine Lieblingsspeise war, und ihm nichts davon vorgesetzt habe. Um die Frau am Morgen in der Früh zu überraschen, steckte er einige Kirschkerne zu sich, wollte ihr dann einige zeigen und sie fragen, ob die Kirschen recht gut geschmeckt hätten. Also war richtig am Morgen sein Erstes die Frau zu fragen. Wie haben dir denn gestern die Kirschen geschmeckt? Doch Frau und Magd meinten, der Meister Bäck spasse, lachten, und da er die Sache ernsthaft nahm, sagten sie, daß sie weder Kirschen gesehen, noch gekocht, noch genossen hätten. Nun fuhr der Bäck zornig mit der Hand in die Tasche, um ihnen die verrätherischen Kirschkerne vorzuwerfen, aber als er diese aus dem Sacke zog, waren es nicht mehr Kirschkerne, sondern blanke, glänzende Dukaten. Nun eilte er schnell in die Backküche, um die andern Kerne zu holen, aber kein einziger war mehr im Hafen, sondern Asche — eitel Asche; und es kam die Reihe an die Frau ihren Mann auszuzanken, daß er nicht mehr Kerne eingesteckt habe. Einer von jenen Weihnachtsdukaten wurde im Bäckerhause zu Mariahilf noch vor 30 Jahren den Neugierigen gezeigt, und ihnen dabei diese Geschichte erzählt.

120.

Der Ritter auf Schneeburg.

Weit unter der Kirche zu Hötting ragt das Schloß Lichtenthurm empor, welches im sechzehnten Jahrhundert an die Freiherrn

in der Hand trug er ein langes Schwert und wandelte aus einem Gewölbe der Burg bis zu einer Grube, die sich im Hofe befand. Bisweilen lehnte er auch am Fenster dieses Gewölbes und zeigte mit dem Schwerte hinein. Von seinen starken Fußtritten erbebte das ganze Schloß. Man vermuthete allgemein, daß jener Ritter eine Art Schatzhüter sein müsse, und einige beherzte Männer verabredeten sich mit dem Schloßaufseher, nach dem Schatze zu graben, wenn einmal die Herrschaft nicht auf Schneeburg sei. Dies geschah zur Zeit der Weinlese; da reisete die Herrschaft nach Meran und auf das Schloß Rubein. Sie gingen daher mit dem Aufseher — zusammen ihrer vier — versehen mit allem zur Schatzgräberei Nöthigen, an ihr nächtliches Werk.

Nachdem sie mit vereinten Kräften und stillschweigend, nach der Hauptregel der Schatzgräber, gegraben hatten, schlug die Wünschelruthe, und bald war eine Kiste sichtbar, deren Handhaben schon klapperten und klirrten.

Da schaute plötzlich die Gestalt einer wohlbekannten, ganz in der Nachbarschaft wohnenden alten und frommen Jungfrau durch das Fenster des Gewölbes, in welchem jene beschäftiget waren, und in das der Geist des R.tters so oft mit seinem Schwerte gedeutet hatte, und fragte: habt's 'n schon? — Auf diese Frage vergaß der eine der Arbeiter das Gebot des Schweigens, und rief antwortend: Ja, iazt hab'n wir ihn! — Kling! Klirr! fährt die Kiste wieder in die Tiefe, und jene standen und starrten einander an. Sie wollten die alte Jungfrau schelten, aber diese war verschwunden.

Am andern Morgen verfügten sich Alle oder doch Einige der Schatzgräber zu der alten Jungfrau und machten ihr Vorwürfe über ihre so ganz unnöthige und nachtheilige Störung in der vorigen Nacht. Diese aber verstand lange gar nicht, was die Männer wollten. Sie sagte ihnen, daß sie um solche Zeit nicht im Schlosse herumzuwandeln pflege, sondern in ihrem Kämmerlein im Schutze Gottes und seiner lieben Heiligen ruhe, und zeigte ihnen mit höf-

wagten sich niemals wieder an das nächtliche Werk.

Der Ritter aber soll noch immer spuken, Thüren auf und zuwerfen, und mit seinen Fußtritten, wenn er über den Hof schreitet, das Schloß erschüttern.

121.

Das verfluchte Goldbergwerk beim Höttingerbild.

Im Berge neben dem Höttingerbild (so nennt man eine Waldkapelle mit einem Muttergottesbilde, welches als mirakulös verehrt wird und einen dummen Menschen, der studirte, nachdem er oft zum Bilde wallfahrtete, endlich sehr gescheid gemacht haben soll) war ein reiches Goldbergwerk, so reich, daß die männliche Einwohnerhälfte des Dorfes als Knappenschaft reichen Verdienst fand, doch vertrieben diese Knappen nur zu bald den Gottessegen durch ihr wüstes Leben. Einst hatten sie einen Festtag, kamen ober dem Dorfe Hötting mit Weib und Kindern zusammen, zechten, geigten, tanzten, tauften einen alten Berggötzen, der aus Stein gehauen aus der Heidenzeit als Alterthum dastand, und trieben allerlei gotteslästerlichen Frevel. Sie schnitten von den Stiefeln und Schuhen die Sohlen ab und hefteten Dampfnudeln darauf und sprangen so wüste um den Götzen herum, wie die Juden um das goldene Kalb. Die Bauern, welche zuschauten, gingen entsetzt davon. Dem ungeachtet wurde die Nacht völlig durchpraßt. Als aber die Knappen am andern Morgen in den Schacht stiegen, wurden sie alle verschüttet, 30 Weiber wurden Witwen. Wohl versuchte man nachzugraben, konnte jedoch nur zwei Knappen auffinden, und diese hatten Lederwerk in dem Munde, ein Zeichen, daß sie vom Hunger langsam todtgemartert wurden. Entsetzlich ist diese Geschichte und noch entsetzlicher ist der Fluch, der über diesem reichen Goldberge liegt. Man kann nichts finden, und so oft nachgegraben wurde, und nicht selten geschieht es noch, ist nichts zu finden *).

*) Vergl. Myth. u. Sag. Tirols die verwandte Sage: die Silbertäufer, S. 191.

122.

Der Achselkopf auf goldenem Fuße.

„Knappentod und Güldenfluß,
Achselkopf mit Güldenfuß"

sagt ein alter Reim, und erklärt sich durch folgende Sage:

Ein Knabe armer Leute von Hötting mußte den Tag hindurch ihre einzige Kuh oben im Berge unter dem Achselkopf hüten. Einmal ließ sich die Kuh nicht lenken, sondern sprang bald aufwärts, bald abwärts, weßhalb der Bub ihr einen Stein nachwarf, der am Wege lag. Aber der Stein klingelte wie Silber und ein kleines Männlein mit schneeweißem langen Barte stand vor ihm und rief:

Halt Bua!
Da Stoan gilt mehr als d'Kuah!

Und als der Bub fragte: zwög'n wos denn? rief das bärtige Männlein wieder:

Knappentod und Güldenfluß,
Achselkopf mit Güldenfuß.

Das Männlein war das Höttinger Bergmandl, welches schon öfter gesehen worden war, gewöhnlich am Stangensteig und bei Bergfall, Niemandem etwas zu Leide thut, vielmehr guten Buben etwas Liebes erweist. Daher rieth das Bergmandl dem Buben, er solle den Stein nach Hause tragen, den er der Kuh nachgeworfen habe, was er auch befolgte; und es zeigte sich, daß der Stein gediegenes Gold war, womit den armen Leuten geholfen war für immer. Die Worte des grauen Männleins bedeuteten die verschütteten Bergknappen im Schachte des Berges, in welchem ein Goldfluß fließe, und daß der große Berg auf purem Golde stehe, daher nicht zu wundern, daß bis auf die neueste Zeit allda Schatzgräberei betrieben wird. Die Oertlichkeit ist hier mehr als anderswo geeignet, den Glauben an verborgene Goldminen zu bestärken, denn unterm Achselkopf, den man auch Achselstein nennt, waren einst viele Bergwerke mit goldhältigen Silbererzen — Fahlerz — wie bei Schwaz; dieses bezeugen die vielen Knappenstollen und die vielen Hügel, die „Höttingerbüchl," welche nichts anderes sind, als Aufhäufungen von Schutt und taubem Gestein von den Haupt-

und Nebenwerken vom Bergfall, nun verfallen, aber doch noch immer umwebt von Knappen- und Geistersagen. Nicht nur gediegenes Gold und Silber in großen Klumpen sei drinnen, sondern sogar ein Goldfluß soll drinnen fließen, ein Fluß voll goldener Körner bis zur Größe eines Weizenkornes. Man erzählt auch in Hötting, daß daselbst beim Bärenwirth, dessen Haus das ehemalige Knappenwirthshaus war, als noch die reichen Bergwerke unterm Achselkopf im Betriebe waren, man zu Zeiten tief unten poltern höre, dann kämen Bergwichtelen herauf. Es sind kleine Männlein mit Spornstiefeln, und haben einen dreieckigen Hut auf den dicken Köpfen, die ohne Hals auf dem Rumpfe aufsitzen.

123.

Die glücklichen Mädchen.

Vor siebzig Jahren ungefähr gingen zwei arme Mädchen auf Bergfall, Erdbeeren zu suchen; sie verirrten sich und kamen in eine ganz unbekannte Gegend. Da floß ein Bach, an dessen Rande hin und hin gelbglänzender Sand aus Körnern lag. Diese Körner gefielen ihnen so sehr, daß sie sich Körbchen, Säcke und Schürzen voll aufnahmen und weiter eilten. Die Mädchen kamen auch bald wieder auf die bekannten Hügel und gingen nach Hause. Als sie ihren Aeltern den Sand zeigten, der sehr schwer war und wie Gold glänzte, trugen ihn diese zu einem Goldschmied, der ihnen sagte, daß die Körner gediegen Gold seien, und zahlte ihnen so viel, daß sie in Hötting reiche Leute wurden. Als aber später die Mädchen nochmal zum Goldbach wollten, fanden sie ihn nicht mehr, so sehr sie auch auf und ab suchten.

124.

Die Buttererhof-Hexe.

Eine der vorigen ähnliche Sage erzählen sich noch heute die Höttinger. Auf dem Buttererhof diente eine Dirne, die auch eine Liebschaft mit einem Buben (erwachsener Bursche) hatte, der fleißig zu ihr ans Fenster oder in den Heimgarten kam, und nur am Donnerstage ein für allemal nicht kommen durfte. Da ihn

das wunderte, so versteckte er sich im Ofenloch und lauerte, denn er vermuthete einen an diesem Tage begünstigten Rivalen. Nachts eilf Uhr erst kam sein Dirndel in die Küche, machte Licht, langte vom Kaminsims (d. h. vom Rauchmantelgesimse überm Herd) einen Salbentopf, bestrich sich damit und den Besen, den sie zur Hand nahm, und sagte das Sprüchlein:

„Ueberall aus und nirgends an“

und fuhr plötzlich durch den Schornstein auf und davon. Holla, dachte der Bub, das kann ich auch, ich fahr nach, bestrich sich mit der Salbe, sprach das Sprüchlein, aber nicht richtig:

Ueberall aus und überall an,

fuhr auf dem Besen von dannen, und stieß sich mit dem Kopfe und den Schultern an alle Ecken des Schornsteines. Auf dem First des Schornsteines stand ein großer Bock, der nahm ihn mit den Hörnern auf, warf ihn auf seinen Rücken, und nun sauste der Bockreiter jählings durch die Lüfte, hoch, hoch, und stets höher hinauf zur „hohen Warte“ am Solstein. Dort wurde der Hexensabbath gefeiert, und aus der Schaar der droben Versammelten trat seine Dirne auf ihn zu, und führte ihn in den tollen, wirbelnden Tanzreigen. Nach dem Tanze kam die uralte Hexenmutter, ein scheußliches, lebendes Gerippe, und wollte den Burschen in die Sippschaft aufnehmen, wobei sie ihm aus einem räucherichen Buche die Bedingnisse vorlas, die schrecklich waren. Dem Herrn Christus, ja der gesammten heiligen Dreifaltigkeit sollte er sich abschwören — da schlug er der Alten das Teufelsbuch aus der Hand, und es verschwand Alles unter Blitzen und Krachen und mit gräulichem Gestank, und der Bub stand mutterseelenallein auf der hohen Warte und hatte einen vollen Tag zu kraxeln, ehe er wieder herunter nach Hötting kam. Auf den Buttererhof ging er aber gar nimmer in den Heimgarten, wenn er auch nicht sein sauberes Schatzerl, die Teufelsbuhldirne, durch Anklage dem Scheiterhaufen überlieferte. Sie wird doch wohl ihren richtigen Lohn gefunden haben.

125.

Die Hexen zu Hötting.

Zu äußerst im Dorfe Hötting steht ein Bauernhaus, in welchem Bauer, Bäuerin und Tochter lebten. Jedermann bewunderte die Bäuerin von wegen ihrer Flinkigkeit beim Arbeiten, sie war eine solche Verrichterin, daß sie in einer halben Stunde mehr leistete, als Andere, wenn sie auch die Fleißigsten waren, in drei Stunden. Eine Eigenheit hatte sie aber an sich — und wer ist unter uns frei von Eigenheiten oder Streichen? — sie duldete Niemanden bei sich in der Küche, und niemals sah man sie etwas einkaufen, obgleich sie die besten Speisen kochte und im Ueberfluße täglich aufstellte.

Einmal war sie mit Kochen beschäftiget, als ein Mädchen heimlich beim Fenster hineinguckte, und sah, wie die Bäuerin eine Pfanne auf das Feuer stellte, mit dem Kochlöffel drinnen umrührte, obgleich sie ganz leer war, und dazu sprach:

Her wie der Wind
Und Nudeln dreht euch g'schwind!

Alsbald kamen Regenwürmer durch den Rauchfang herab, und fielen nacheinander in die Pfanne, und als die Bäuerin dieselben einigemal umrührte, waren es die schönsten Nudeln. Diese Bäuerin starb eines gähen Todes, daher mußte Susel, (Susanne) die flinke rührige Tochter, das Hauswesen führen, und führte es mit demselben Geschick, wie ihre verstorbene Mutter, weßhalb es nicht an Freiern fehlte, von welchen sie Einen als ihren Bräutigam auswählte. Der Bräutigam kam täglich gegen Abend, wenn die nothwendigen Arbeiten des Tages vorbei waren, zu seinem Mädchen in den „Hoamgart," mit Ausnahme des Donnerstages, denn an diesem Tage gestattete sie den Besuch nicht. Dem jungen Bräutigam ging das Ding schon lange im Kopfe herum, weßhalb er am Donnerstag nicht seine Braut sehen dürfe, wurde neugierig, was sie treibe, und wollte sich davon überzeugen. Er schlich am nächsten Donnerstag Abends in ihr Haus und versteckte sich in der Küche hinter dem Waschkessel. Viele lange Stunden lauschte der Bräutigam vergebens im Verstecke, aber mit dem Glockenschlag eilf Uhr

erbrausete es über dem Rauchfang wie ein Windsturm und es rief herunter: „Susel!“ und es kam die Susel herein, und die Stimme befahl die Küche gut zu schließen, was sie auch that. Hernach nahm die Susel einen Besen, setzte sich darauf und sprach:

Einen Drahler, einen Drahl
Damit über Berg und Thal,
Obenaus und nirgend an!

und flog pfeilschnell durch den Rauchfang, in welchem eine blaue Wolke war, die bei der Durchfahrt die Besenreiterin umhüllte. Der Bub hatte genug gesehen, er wollte nach Hause eilen, für immer, für ewig; allein die Thüre war verschlossen, das Küchenfenster zu klein zum Hinaussteigen, er mußte im Orte des Schreckens verweilen, und ergab sich in sein Schicksal und kroch in sein Versteck. Nach Mitternacht fuhr Susel auf gleiche Weise durch den Rauchfang in die Küche, wie sie fortgefahren war, war aber sehr erhitzt und schwer athmend, und als sie den Besen in den Winkel gestellt hatte, wollte sie die Thüre öffnen, um aus der Küche zu gehen. Aber plötzlich kehrte sie sich um, und sagte: Muß doch sehen, wer die Thüre aufzumachen probirt hat, und wollte suchen. Jetzt trat der Bursche rasch auf sie zu, und wollte ihr Vorwürfe machen, doch die Hexe bohrte ihn mit ihren bösen Augen fast nieder, und drohte: Du sollst von jetzt an deine Lebenstage kränkeln, und sobald du Jemanden etwas von dem Geheimnisse sagst, so mußt du sterben. Traurig schlich der Bräutigam nach Hause, wurde von Stunde an kränklich, denn die Hexe hatte es ihm angethan; er beichtete endlich was er gesehen und gehört. Der Beichtvater rieth ihm sehr ernst diese Sache nicht zu verheimlichen, sondern sie vor Gericht anzuzeigen. Der junge Mann folgte dem Rathe, und starb noch desselben Tages. Nun wurde die Susel eingezogen und zum Bekenntniß gebracht. Sie nannte ihre eigene Mutter als Lehrmeisterin, gab noch eine Anzahl Höttinger Frauen und Mädchen als Hexen an, mit denen sie zum öftern auf dem Solsteine gewesen sei und droben den Hexensabbath in jeder Donnerstag-Nacht gehalten habe. Denn der Donnerstag ist der Hexensabbath — das ist allbekannt. Alle Beschuldigten wurden eingezogen und mit ihr zum Feuertode verurtheilt. Auf dem Bühl hat lange ein Pfahl gestanden, wo die Hexenbrut verbrannt wurde,

lieferungen bis auf die neueste Zeit erhalten haben.

126.

Doktor Paracelsus und der Teufel.

Ueber Hötting im Gebirge, wo der „Stangensteig“ beginnt, steht der „Spitzwald,“ von welchem ein Theil, der zum Schutz gegen abbröckelndes Gestein nicht gefällt werden darf, der „alte Bannwald“ heißt. Ueber diesen Bannwald erzählt eine alte Höttingersage Folgendes: Zu jener Zeit, da der Wunderdoktor Paracelsus in Innsbruck wohnte, pflegte er gerne in den Wäldern sich zu ergehen, und kam an einem frühen Sonntagsmorgen auf den Gangsteig, wo er sich alsbald beim Namen Paracelsus! Paracelsus! rufen hörte. Der Doktor schaute um sich und merkte erst nach langem Schauen, daß die Stimme aus einer nahen Tanne komme, an welcher sich rechts am Stamme ein Loch befand, das mit einem Zäpflein von Holz verstopft war, auf welchem drei Kreuze eingeschnitten waren. Hinter diesen Zäpflein ließ sich die Stimme vernehmen, und nach kurzer Unterhandlung ergab sich, daß drinnen Niemand anderer, als der Teufel selbst stecke, welchen ein kundiger Banner aus Innsbruck in den Baum gezwungen hatte. Was gibst du mir, wenn ich dich heraus lasse? fragte Paracelsus. Was willst du? antwortete die Stimme aus dem Baume. Gib mir — herrschte Paracelsus — pro primo eine Arzenei, durch welche alle Krankheiten zu heilen, pro secundo eine Tinktur, durch welche Alles in Gold zu verwandeln ist, und pro tertio........... Halt! rief die Stimme, drei Dinge sind mir verhaßt und lähmen meine Kunst, aber die zwei begehrten kann ich dir geben. Paracelsus begnügte sich daher mit Arznei und Tinktur, zog das Zäpflein aus dem Loche des Stammes, und alsbald kroch eine schwarze Spinne heraus, herab auf das Moos, und verschwand bei Berührung der Erde; aber im Augenblick stieg ein hagerer Mann mit glühenden Augen und verschiedenen Merkmalen, daß er kein Heiliger sei, doch sehr

höflich und geschmeidig, gleichsam aus der Erde, und sprach in wohlgesetzten Worten seinen Dank für die Befreiung aus, sodann brach er eine Haselstaude ab, schlug auf den nahen Felsen, der sich krachend spaltete, und ging durch die Kluft hinein. Bald kam er wieder mit zwei durchsichtigen Gefäßen heraus, die oben zugebunden waren, und die er dem Doktor überreichte. Das Gelbe hier, sagte er, ist die Goldtinktur, das Weiße die Arznei. Hierauf schloß sich der Spalt im Felsen, das Geschäft war abgethan.

Nun will ich Rache üben an dem lumpigen Geisterbanner in Innsbruck, sprach der Teufel und wandte sich zum Gehen, allein dem Paracelsus fuhren ganz eigene Gedanken durch den Kopf, er wollte den Schwarzkünstler retten, war dieser doch sein Collega, und nebstbei wollte er dem rachegierigen Teufel die Nase drehen.

Der Doktor sagte daher: Da thut ihr wohl daran — aber der Banner muß doch ein gewaltig mächtiger Mann sein, daß er euch in ein so kleines Loch gebracht — euch so sehr zusammengepreßt und in eine Spinne verwandelt hat, in eine Spinne in welche sich selbst der Teufel nicht verwandeln kann. A! paperlapa! hohnlachte der Teufel. In eine Spinne verwandeln kann sich jeder ordentliche Teufel, und kriechen ist keine Kunst, das haben wir von gewissen Leuten auf der Erde erlernt: zu alldem braucht es keinen Geisterbanner, und......... Geh plausch' nit so in d' Welt hinein, mich führtst' d' nit an! entgegnete Paracelsus. Habe mein Lebtag von Teufelsspuck gehört, und gesehn, wie ihr euch in d' Habergeis oder in d' Wegnarrn (Salamander) und dergleichen Ungeziefer verwandeln könnt, aber in eine so kleine Spinne sich verwandeln — da gehört mehr dazu. Der Teufel lachte und sagte: Hast nicht gesehen, wie ich aus dem Loch als Spinne gekrochen bin? O, das war Blendwerk, sagte der Doktor, du bist ein Lügenbeutel und ein Prahlhans, euch Teufeln hat ein größerer Herr schon lange das Handwerk g'legt: ja ich wollte sogleich meine zwei Wunderflascheln wieder verwetten, wenn du mich überzeugen könntest. Topp! es gilt! rief der dumme Teufel und verwandelte sich wirklich wieder in eine Spinne, kroch in das Loch der Tanne und rief: Nun schau! die Flaschel sind mein! Glaubs nicht recht, schrie Paracelsus ins Loch hinab, und steckte das Zäpflein, welches er in der Hand verborgen hielt, schnell auf das Loch, schlug es fest hinein, schnitt

Paracelsus ging bald darauf heim, fand die Fläschlein über alle Erwartung wirksam, und ward von da an der berühmteste und reichste Mann. Aber der Teufel steckt noch immer im Bannwald, und die alten Spinnstuben-Erzähler behaupten, daß man ihn sprechen gehört und gesehen habe, wie er den Baum schüttelt, und daß der Wald wegen diesem Teufelsbann der Bannwald heiße, und daß man seit jener Zeit auch jene Wälder, die man nicht abholzen darf, Bannwälder heiße. Umgekehrt ist auch gefahren! *)

127.

Doktor Seraphikus.

Es ist eigen, daß fast alle Wunderdinge, welche im Alpachthale und dessen Umgegend vom Doktor Theophrastus, (freilich auch unter arg verstümmelten Namen) und seinem Haselwurm, seinen Wunderkuren und seinem Tode erzählt werden, und auch in Hall Innsbruck und Umgegend bekannt sind, in den letztern Orten einem Doktor Seraphikus zugeschrieben werden, welcher in Innsbruck gelebt haben soll. Es ist aber dieser Seraphikus mit Theophrastus Eine und dieselbe Person, und es können und sollen daher solche Sagen, die bereits ausführlich über ihn mitgetheilt wurden **), hier nicht wiederholt werden. Die Namensverwechselung hat einen leicht erklärlichen Grund. Den etwas schweren Namen Theophrastus behielt das Volk nicht leicht, und vernahm ihn wohl auch ziemlich selten, weit öfter dagegen den Beinamen des heil. Franz von Assisi, den Stifter des Franziskanerordens, der von einer Verzückung, in welcher er einen Seraph (Lichtengel) gekreuzigt erblickte, den Namen Seraphikus empfing, und so verwechselte das Volk nicht die Personen, aber die Namen des ungleich ältern und ge-

*) Vergleiche die Theophrast- oder Parazelsussagen in „Mythen und Sagen Tirols" von Alpenburg.

**) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 302 u. f. f.

128.

Der Roßsprung.

(Geschichtssage.)

Auf einem Amraserfelde am Wege von Herrn von Eggers Landhaus in Pradl gegen den Amrasersee zu, sind nahe an der Straße zwei große Denksteine eingesetzt, und die Wiesen, auf welchen sie stehen, heißen die Roßsprungwiesen, welche Herrn Gärbermeister Nußbaumer in der Kohlstadt eigen sind. Der Raum von dem einem bis zu dem andern Stein mißt 6 Klafter 2 Schuh; so weit ist ein reitender Bote mit seinem Pferd in Einem Satz gesprungen. Der zweite Stein, gegen die Stadt Innsbruck zu, hat nach der Straße eine fast unleserliche Inschrift, und rückwärts ist ein Kreuz eingehauen, zum Zeichen daß hier ein Mensch verunglückte.

Als Erzherzog Ferdinands schöne Gemahlin, Philippine, im Schlosse Amras einen Prinzen gebar, da wurden zwei Edelknaben zu Pferd mit dieser erfreulichen Nachricht nach Innsbruck gesendet. Jeder der edlen Boten wollte der schnellere sein, daher sprengten sie in Sturmeseile hinab vom Schloß, und weil damals an jener Stelle, wo die beschriebenen Steine stehen, ein großer Kanal durchging, welcher das Wasser vom Amrasersee weiter leitete und mit einer Brücke versehen war, die ein wenig abseits lag, so sprengte der eine der Reiter direkt über den Kanal, um dem andern, der über die Brücke ritt, die Zeit abzugewinnen; er kam auch richtig hinüber, aber drüben fiel Reiter und Pferd todt zu Boden. Der Edelknabe wurde freilich feierlich beerdigt, aber todt war todt, er ist verscharrt und Niemand weiß seinen Namen; nur das Pferd ist unsterblich geblieben; denn es wurde ausgebalgt, und ist in der Schatzkammer im Schlosse Ambras ausgestellt und noch heute zu bewundern.

ger Wucherer war und in einer sehr theuern Zeit alles Getreide aufkaufte, und dem armen Volke das ohnehin schlechte Mehl noch vertheuerte. Oft machte ihm deßhalb sein gutes und frommes Weib Vorwürfe, welche jedoch nichts fruchteten. Indessen hat der allgerechte Gott gegen den schändlichen Kornwucher eine züchtigende Geißel in die Hand der Allmutter Natur gelegt — das ist der Kornwurm — und eines schönen Tages zog es aus des Müllers Bodenloch (nämlich aus dem Estrich, den er als Getreidemagazin benützte) wie Dampfwolken, und davon flog in Gestalt von Millionen kleiner Rüsselkäferchen das liebe Korn: denn des Käfers Weibchen kommt und bohrt ein Löchlein in jedes Korn, und legt ein Ei hinein, das wird darin lebendig, und dann fliegt der helle Haufen aus. Ein Weibchen legt über 6000 Eier.

Der Müller sah sich zu Grunde gerichtet und griff nach dem letzten Mittel für gottverlassene Feiglinge, nach dem Strick, und henkte sich in seiner Wohnung mit eigenen Händen auf. Fortan mußte der Müller als Kornputz geistern, und so erschien er wiederholt einem verwaisten Knaben, der erst die Schafe und Geise der Gemeinde hütete, und sich nebenbei mit Holzschnitzerei beschäftigte, dann aber von der Gemeinde zur verwitweten Müllerin in die Lehre gethan wurde. Mehrmals lief der Seppele, das war des Knaben Name, auf und davon, wenn er den Mühlputz erblickte, der in einem grauen Mantel und in einem das ganze Gesicht verdeckenden Hute erschien — endlich aber faßte Seppele sich ein Herz den Putz zu besprechen, nachdem ihn sein Beichtvater dazu ermuntert hatte, und nun sagte der Putz, Seppele könne ihn erlösen wenn er soviel Kreuzer zusammenbettelt um eine Wallfahrt nach Absam zu machen, und dort für ihn drei heilige Messen lesen lassen zu können. Von der Stunde dieser Erscheinung an wurde der Lehrbub stumm, verließ das Werk, und bettelte fast zwei Jahre, ehe er die Kreuzerzahl beisammen hatte, mit denen er alsbald nach Absam ging, die Messen lesen ließ und am Seitenaltare vor

dem wunderthätigen Muttergottesbilde daselbst kniete und inbrünstig betete. Als er die Kirche verlassen wollte, vertrat ihm der Geist den Weg, führte ihn zum Altar zurück und hieß ihn weiter beten, was er zum dritten Male wiederholte, obgleich dem armen Seppl, der noch nichts gefrühstückt hatte, dabei fast die Ohnmacht ankam. Auf einmal stand der Mühlgeist ganz weiß vor Seppl und sprach: Nun bin ich erlöst, habe Dank! Verkünd es allen Leuten, und ich will bei Gott um eine selige Sterbstunde für dich bitten. Hernach hat der Seppl ein Votivbild in die Kirche zu Absam gestiftet, darauf dargestellt ist, wie er betet und der Geist erscheint. Später mußte selbiger Seppl mit in den Krieg und kam bis nach Neapel, wo er erkrankte und selig in dem Herrn entschlief. An seinem Sterbebette erschien ihm noch einmal der Mühlputz in lichter Glorie vollbrachter Läuterung.

130.

Der graue Ritter.

Es lebte einmal ein armer Bauer zu Patsch oberhalb Innsbruck in der Nähe vom „heiligen Wasser," Namens Hippolit, der stack ganz gewaltig in Schulden, und seine Gläubiger drängten ihn sehr, weil sie begannen, ungläubig gegen seine Zahlungsfähigkeit zu werden. Es war nahe daran, daß das arme Bäuerlein sein Gut mit dem Rücken ansehen mußte, was bekanntlich der böseste Blick ist, den es geben kann. Ob der Hippolit selbst Schuld an dem Verfall seines Hauswesens war, oder nicht, das kann dabei nicht in Betracht gezogen werden, genug daß sein Unglück ihn sehr verrückte und kränkte, und ihm viele trübe Gedanken machte; Gedanken, etwa, ins Gebirge hinauf zu gehen, und sich am ersten besten Zirbelbaum aufzuknüpfen. Diese Gedanken führte der Hippolit auch richtig aus, das heißt, er ging ins Gebirge, hinauf zum Glunkezer (Berg).

Unterwegs, an düsterer Stelle in tiefer Waldeinsamkeit, begegnete dem Hippolit eine Mannesgestalt von ungewöhnlicher riesenhafter Größe und gekleidet in ganz altfränkische Rittertracht, redete ihn an und sprach mit dumpfer Stimme, in die sich aber etwas Hohn mischte: Gelt, Hippolit! Es geht Dir halt wohl schlecht! Aber schau magst d' a Geld, so will ich dir Geld und Sach'n

genug geben, brauchst nur statt meiner a bißl die kalte Pein zu leiden — heißt das, es hat damit noch lange Zeit, nicht früher als bis du todt bist, und lebst noch lang, o du lebst ja lang! Und nachher hast du weiter nichts zu thun als mich ablösen, und alleweil a bißel z'friern, und Schatz hüt'n. Es wird dir halt gar kalt sein, aber kannst dich ja warm anzieh'n.

Dem guten Hippolit fiel der bekannte Spruch ein:

Wann i a Geld hun, bin i luschti —

und da er lange nicht lustig gewesen war, so wollt er es nun sein, und dachte: Habe ich doch jetzt von wegen meiner Schulden bald die heiße, bald die kalte Pein auszustehen, bald schwitz ich für Angst und bald klappern mir die Zähn' — und da schlug er seine Hand in die eiskalte Hand des Ritters, der zu ihm sagte: Geh nur heim, wirst's schon finden. Voll Hoffnung ging der Hippolit heimwärts, da kamen ihm schon die drei Söhne entgegen und jubelten, daß sie einen Schatz gefunden, einen Sack voll Thaler. Deß war Hippolit sehr froh, zahlte seine sämmtlichen Schulden bei Heller und Pfennig ab, und befolgte fortan in guter Ruhe mit seinen Söhnen das beherzigenswerthe Sprüchlein:

Lebe, wie du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst gespeist zu haben,

denn es speist sich sehr gut mit dem stillen Bewußtsein, keinem Menschen einen Pfennig schuldig zu sein.

Uebrigens vergaß Hippolit durchaus nicht, wie so viele Reichgewordene thun, das, was er in seiner Armuth versprochen, zu halten; er ließ sich richtig eine ganze Schatzhütergarderobe anmessen, und befahl seinen Söhnen, diese ihm in den Sarg mitzugeben, sobald er gestorben sein werde. Er starb aber noch lange nicht, sondern lebte in seinem Schöpfer vergnügt und froh, und sah noch Kindeskinder. Endlich starb er doch unversehens, Alles geschah nach seiner Anordnung, und am Abende nach dem Gebetläuten schritt Hippolit in seinem lodenen warmen Winterkleid hinterm Hause durch die Gatterthür, zum Glunkezer hinauf, und hütet alldort die Schätze des grauen Ritters, wahrscheinlich noch bis auf den heutigen Tag.

131.

Der Kukuksschrei.

Es ist noch gar nicht lange her, daß der aus Amras gebürtige „lange Luis,“ welcher Almhirt auf der Fatscheralm war, sich im nahen Grinzens in die Dirne eines Einödhofes verschaute. Er war sonst ein guter Bub, der, nachdem er unter Tags die Schafe gehütet, manchmal des Nachts zur erwähnten Dirn ins Fensterln ging, welche man die „Fuchsete“ oder 's „Glockenfüchsl“ hieß, weil sie röthliche Haare hatte. Einmal geschah es, daß, als der lange Luis just am Fenster der Dirn stand, in der Nähe plötzlich der Kukuk einmal schrie, worauf das Mädchen am Fenster allsogleich zum Luis sagte: Luis geh fort, du weißt ja ohnehin das Sprüchl, wenn der Kukuk schreit, ist der Böse nit weit. Allein der Luis, ein langer baumfester Bub, fürchtete sich vor nichts, ja vor gar nichts bei Tag und Nacht, daher blieb er. Da schrie der Kukuk zum zweiten Male, und das Mädchen bat den langen Luis um so eindringlicher zu gehen, und ihm selbst kam es nun sonderbar vor mit dem Kukukschrei, und wollte sich schier zum Heimweg anschicken. Da schrie der Kukuk zum dritten Male, um viel näher — ganz nahe. Die Dirn schlug rasch ihr Fensterl zu, dem Buben war der Muth gebrochen, es wankten ihm die Knie vor Schrecken und er lief so eilend, was er konnte, der Alpe zu, wo er ermattet und verstört ankam, und seitdem krank war, abzehrte und nach drei Monden im schönsten Mannesalter starb.

132.

Geisterspuk im Mairthal.

Auf dem Mittelgebirge süd-westlich oberhalb Innsbruck liegt, unweit der Schönbergerstraße, am Wege zwischen Mutters und Götzens ein Thal, das Mairthal geheißen, in welchem es bedeutend spukt. Bald diese, bald jene Gestalt ist Wanderern schon in diesem Thale begegnet, auch soll im Mairthale ein ungerathener Sohn seine Mutter erschlagen haben, nachdem er vorerst mit Lug und Betrug, mit Diebstahl und Schlechtigkeiten mancherlei Art den Vater ins Grab gekränkt hatte, und zur Strafe zu einem Brüllgeist

und Steinwerfer geworden sein. Aber auch das arme Weibl, die ermordete Mutter, spukt dort, und Manche wollen sie gesehen haben. Am schlechtesten erging es im Mairthale einem Schmid aus Mutters. Es ist nicht lange her, daß der „Schneider Bartl," ein altes wohlerfahrenes Mandl, folgendes selbst erlebtes Abenteuer in einer Gesellschaft zu Mutters erzählte. Er habe nämlich sehr oft ein klägliches Geschrei von einem Weibsbilde im Mairthale vernommen, und bald darauf eine rauhe wilde Mannsstimme, leibhaftig die des Mörders und seines himmelschreienden Opfers. Darauf sei bald Alles still geworden. Ein andersmal habe er das Weiblein — die Bäurin, des ungerathenen Sohnes Mutter — vor sich gesehen, sie habe die Arme ausgespannt gehabt, sei ohne Kopf gewesen und habe ihm den Weg versperrt, daher habe er sogleich „umkehrt euch" gemacht, und sei zurück gegangen. Sie habe ihn vor einem Unglücke abgehalten, meinte der Schneider Bartl. Andere, welche bei der Gesellschaft zu Mutters dazumal anwesend waren, wußten auch von manchem Spuk zu reden, nur ein junger starker Mann, er war ein Schmid, der lachte dazu und sagte: Ich glaub mein Lebtag nicht an solche Narrheiten, das ist alles abergläubisches Gewäsche, ihr seid lappete Leut' und ich will es euch beweisen, daß ich durchs Mairthal zu jeder Stund' in der Nacht gehe, ohne daß mir etwas zustoßen wird. Es wurde also bestimmt, daß er gegen Zwölf in der Nacht die Probe bestehe, und er brach auch um die Geisterstunde nach dem Mairthale auf, durch das ihn ohnehin sein Weg führte, denn er war drüben von Götzens, und der gewöhnliche Weg zog ganz nahe an dem verrufenen Thale vorbei. Der junge Schmid war ein kräftiger Bursche, voller Muth und ohne alle Furcht. Aber er kam an diesem Abende doch nicht zu gewohnter Zeit nach Hause, sondern erst zwei Stunden nach Mitternacht klopfte er an die Thür und stand draußen zitternd und zähneklappernd, ohne Hut, ohne Mantel, ganz beschmutzt und verrissen, wie ein Trunkener, der im Weggraben ein Schlammbad genommen. Er erzählte seinen Hausleuten, wie er im Mairthale angekommen, keinen Pfad mehr fand, und von unsichtbarer riesenstarker Hand über einen Hügel hinabgeschleudert wurde, daß er die Gigl (Füße) aufreckte. Und nachdem er unten über und durch Gesträuch und Dorngestrüppe gepurzelt wäre, und merkte, daß Hut und Mantel

zurück geblieben, sei er wieder emporgekrefelt, (auf allen Vieren hinauf gekrochen), allein er wurde auf dieselbe Weise abermal hinabgeschleudert. Da er Hut und Mantel um keinen Preis zurücklassen wollte, und sein Muth auch nicht gesunken war, krefelte er abermal hinauf, und so ging es fünfmal, wie beim erstenmale. Endlich aber fühlte er sich matt und weh, und sah ein, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe, auch überkam ihn endlich Furcht, er ging ohne Hut und Mantel auf Umwegen nach Hause, und blieb fest dabei, daß der Mörderteufel als Höllenteufel dort umgehe.

133.

Der Drache im Seefelder-See.

Eine Poststation hoch über Zirl liegt die Hochebene von Seefeld. Einst befanden sich dort zwei Seen von ziemlichem Umfang, welche dem Orte den Namen verliehen; jetzt sind sie unbedeutender, aber immer lebt noch im Volke der Glaube, daß beide, oder doch einer derselben, von ganz unergründlicher Tiefe sei, wie denn dieser Glaube an so viele Bergseen sich anknüpft. Ein Mann aus Seefeld wollte einst den größern der Seen untersuchen, wähnte ihn nicht tief, und ritt mit einem Pferde hinein. Eine Zeitlang fand das Pferd noch Boden, aber als es gegen die Mitte kam, fand es keinen Boden mehr, und mußte mit seinem Reiter schwimmen. Gleichzeitig entstieg dem Grunde des Sees ein gräulicher Drache, der rief mit drohender Stimme, während seine Augen zornvoll funkelten:

„Wenn du willst den See ergründen
So will ich ganz Seefeld schlünden!“

wobei der Drache mit dem ungewohnten Ausdruck „schlünden“ weiter nichts sagen wollte, als daß er ganz Seefeld in den Schlund seines Rachens hinab schlingen wolle. Damit begann er zu gleicher Zeit die erste Probe zu machen, indem er Roß und Reiter verschlang, und mit ihnen wieder in die unergründliche Tiefe versank. Nach einigen Wochen fand man auf dem zweiten See den Sattel des Pferdes, auf welchem der Reiter gesessen hatte, schwimmend, den der Drache als gar zu unverdaulich nicht bei sich behalten hatte, und man ersah daraus den unterirdischen Zusammenhang beider

Seen. Seitdem ist es Keinem wieder eingefallen, die Tiefe des Sees messen zu wollen.

Daß sich die Seen nicht gerne ergründen lassen, lehren auch Sagen in andern deutschen Ländern.

134.

Das Mörderloch.

Unweit Telfs bildet die Straße ins Vorarlberg einen Hohlweg, der wird das Mörderloch genannt. Vor Zeiten führte hier kein Weg vorbei, sondern er zog über den sogenannten Kopf, ziemlich steil und unbequem durch den Wald, welcher „Zimmerberg" heißt. In diesem Walde hielt sich eine Bande Raubmörder auf, welche zur Nachtzeit die Reisenden beraubten, und häufig auch ermordeten, und deren Leichname in eine Vertiefung am Berge der Niederung zu warfen. Dieses war das sogenannte Mörderloch. Gottes Gericht machte endlich dem Frevel ein Ende; während eines Unwetters ging die Hütte des Räubers, die sich unweit des jetzigen Bauerngehöftes „zum Gerhart" befand, mit der ganzen darinnen versammelten Bande unter. Erst nach langen Jahren, als die neue Straße gebaut wurde, entdeckte man die Mördergrube voll moderndere Gebeine der Erschlagenen.

Andere wollten behaupten, es habe sich von Mieming aus ein Wildbach nach Telfs ergossen, und den Felsen so ausgehölt und ausgewaschen, daß man leicht durch ihn hindurch die Straße habe fahren können. Noch immer rinnt zwischen den Felsen zur Seite des Weges ein kleines Bächlein hin.

135.

Die Jakobshühner.

Im obern Leutaschthale, einem Hoch- und Seitenthale der Isar, zwischen Mittenwald und dem obern Innthale, und durch einen guten Weg mit Telfs in Verbindung, steht eine dem heiligen Jakob geweihte Kapelle, in der eine sehr alte, halbzerstörte Wandmalerei sich befindet, welche eine fast bis zur Legende verklungene Sage darstellt, oder was noch ungleich wahrscheinlicher ist, die

Legende rief die Wandmalerei hervor, und diese versetzte den Ursprung einer bekannten Wundersage in diese einsame Gebirgsgegend. Es wohnte auf einem Hofe in diesem Thale ein redliches Ehepaar, dem zu seinem Glücke nur Kindersegen fehlte, und es gelobte dasselbe eine Wallfahrt zu St. Jakob in Compostella. Dem Ehepaare wurde alsbald ein frischer Knabe bescheert, aber lange unterblieb die Wallfahrt, bis der Knabe schon die Jünglingsjahre erreicht hatte. Erst jetzt traten die Eltern ihre weite Wallfahrt in Begleitung des Sohnes an. Schon waren sie dem berühmten Gnadenorte und dem Grabe des heil. Apostels und Martyrers Jakobus major nahe, als sie noch die letzte Nachtrast im Wirthshause eines Dorfes hielten. Des Wirthes Tochter verliebte sich alsbald in den blühenden jungen Tiroler, und gab ihm allerlei spanische Winke, allein sein Herz war keusch und rein, und widerstand jeder sündhaften Anreizung. Das verdroß die heißblütige Spanierin, und sie beschloß Rache zu nehmen für die Verschmähung ihrer Liebe.

Die Wallfahrer hatten schon am frühen Morgen des nächsten Tages das Gasthaus verlassen, als ihnen Leute nachgeritten kamen und sie durchsuchten. Ein silberner Löffel sollte gestohlen sein, und er fand sich im Gewande des Jünglings. Man führte Eltern und Sohn zurück und vor Gericht. Vergebens betheuerte der junge Mensch seine Unschuld; denn ohne sein Wissen hatte jene rachsüchtige Dirne heimlich den Löffel in seinem Gewande verborgen. Auf den überführten Diebstahl stand in den alten Zeiten überall die Strafe des Stranges, und Jakob, so war der Jüngling getauft, wurde zum unsäglichen Schmerze seiner Eltern gehenkt. Bis in den Tod betrübt setzten jene ihre Wallfahrt fort. Sie waren gekommen zu danken, und konnten jetzt zu San Jago nur beten und weinen. Auf dem Rückweg kamen sie wieder an der Richtstätte vorbei, wo ihr geliebter einziger Sohn hing. Der aber sah sie mit offenen Augen an, und sprach: Ich lebe und leide keinen Schmerz. Die Eltern eilten nun in den Ort hinein zum Richter, den sie beim Schmause trafen, kündeten an, was sie gesehen, und baten den Gehenkten abnehmen zu lassen. Der Richter verlachte sie und rief: So wenig diese todten, gebratenen Rebhühner davon fliegen, so wenig lebt euer Sohn. Aber siehe — da flogen die Hühner

auf und davon. Starr vor Staunen waren der Richter und seine Gäste; eilig wurde der Gerichtete vom Galgen genommen, und sagte aus, er habe keinen Schmerz empfunden, denn es habe sich ein starker alter Mann unter ihn gestellt, auf dessen Schultern er gestanden habe. Darauf pilgerten die Alten abermals und zwar jetzt mit dem Sohne nach Compostella, und als der Jüngling das Bildniß des Heiligen erblickte, rief er aus: Dieser ist es, der mich vom Tode errettet!

Die Neuvereinten opferten ihren Dank und zogen beglückt in ihr heimatliches Thal in Tirol zurück, und gründeten und erbauten dort die Kapelle. Sie steht zwei Stunden von Oberleutasch und eine halbe Stunde von Mittenwald an der Isar.

NB. Die Originalurkunde über diese Begebenheit, welche um die Mitte des 13. Jahrhunderts geschah, befindet sich im Stifte Stams, und eine Abschrift in Widum zu Leutasch. Auch auf dem Plafond über dem Presbyterium in der St. Jakobs Pfarrkirche zu Innsbruck zeugt ein allegorisches Freskogemälde von dieser legendenartigen geschichtlichen Sage.

Anmerkung des Herausgebers.

136.

Hexenfahrt in den Weinkeller.

Im Dorfe Mötz bei Stams lebte eine fromme, christlich gesinnte Witwe, die sehr geachtet war wegen ihrer großen Wohlthätigkeit. In ihrem Hause wohnten mit ihr drei Freundinnen zusammen, mit denen sie meist ihre Abende gesellig zubrachte; ein Knecht versah die Oekonomiegeschäfte der wohlhabenden Witwe. An einem schönen Sommerabende schlugen jene Freundinnen, welche alle arge Hexen waren, ohne daß die Witwe dieß wußte, der Letzteren einen Spaziergang vor, und ohne Arg willigte sie ein. Als die Lustwandelnden eine Strecke gegangen waren, standen vier Geisböcke am Wege und schnell zwangen die Freundinnen die Witwe auf einen derselben, schwangen sich auf die drei andern, und schrieen: Hui auf! Da erhoben sich die Böcke in die Luft, und der Witwe vergingen Hören und Sehen und alle Sinne. Plötzlich waren die Bockreiterinnen im Stamser-Stiftskeller, in welchem

mächtig große Fässer voll Wein lagen. Die Gefährtinnen geboten der Witwe, sich ganz still zu verhalten, sie wollten sich einen Jux machen und tapfer zechen, aber die Witwe überhäufte sie mit Vorwürfen. Plötzlich verschwanden Jene sammt den vier Böcken, und die Witwe sah sich beim Schimmer der Kellerlampe ohne Kleider, nackt. Laut rief sie um Hilfe, hielt aber die Kellerthüre zu und bat, ihr erst ein Gewand zu reichen; dieß erhielt sie auch, wurde aber von den Dienern für eine Weindiebin gehalten. Indeß klärte dieser Irrthum sich bald auf, da die Witwe Vielen bekannt war; aber um so mehr befrembete ihre Anwesenheit im Stiftskeller. Daheim war die Witwe gar nicht verreiset gewesen, denn sie lag anscheinend krank in ihrem Bette, ohne jedoch zu reden. So sah sie selbst ihre eigene Gestalt täuschend ähnlich liegen, sie stürzte auf dieselbe zu, und riß sie am Gewande, welches dasselbe war, dessen die Unholdinen sie im Stiftskeller beraubt hatten; da verschwand alsbald das Blendwerk. Jetzt zeigte die Witwe ihre drei Freundinnen beim Gericht an, diese läugneten zwar Stein und Bein, mußten aber doch bekennen und dann brennen, und zwar wie jedes Hexenurtheil lautete: Von Rechts wegen.

137.

Burg Klamm.

Ueber der alten Straße, die von Obsteig herab als eine tiefe Schlucht nach Mötz zieht, horstet die Ruine der einst sehr festen und gefürchteten Burg Klamm, als ein noch immer trotziger und starker Thurm. Einst gab es ein Herrengeschlecht, das „von Klamm" sich nannte, dann haben Milser von Schloßberg die Burg inne gehabt, das waren landschädliche Raubritter. Der schlimmste, kühnste und verwegenste war Otto Milser. Einst hatte er einen Span mit dem Abte von Wilten bei Innsbruck. Er überfiel zur Nachtzeit die Abtei, holte den Abt aus dem Bette, und führte ihn auf die Klamm, wo er ihn in das finstere Verließ warf, und sich weder an weltliche noch geistliche Rachedrohungen kehrte, bis der Abt nachgab und Frieden schloß.

Der Geist Otto Milsers soll sich noch auf dem Thurme der Burg Klamm zu Zeiten blicken lassen.

138.

Der Drachensee.

Zu den mythischen Sagen von den Gottesgerichteten durch Versinkung *) gehört auch die vom Drachensee. Derselbe liegt an dem Mieminger Gebirge unterm Sonnenspitz mitten auf grünen Matten von starren Felsenwänden überragt. In den allerfrühesten Zeiten der Ansiedelung soll der heilige Magnus in diese Gegend gekommen sein (wovon freilich die Legende dieses Heiligen nichts verkündet) und den Bewohnern das Christenthum gepredigt, sie auch den Bergbau gelehrt haben. Auf diesem Wege wurde ein Goldschacht entdeckt und ausgebeutet, der die Bewohner des Gebirges zwar reich machte, aber auch selbe aus frommen Menschen in übermüthige und hoffärtige umwandelte, wie das so häufig geschah und noch geschieht. Gott und sein heiliges Evangelium, Christus und seine Mutter, der heil. Geist und alle lieben Gottesheiligen wurden vergessen, und nur dem Mammon wurde gefröhnt, der Wollust, der Kleiderpracht, und die Armuth wurde ganz und gar verachtet, da es in dem Orte, der auf jener Bergeshöhe entstanden war, durch den Bergsegen keine Armen mehr gab.

Da kam eines Morgens ein alter eisgrauer Mann im Bettlergewande in den Ort, und bat um Aufnahme für die Nacht, wurde aber überall abgewiesen und vor die Thüren gestoßen. Darauf wandte er sich hinweg, kam im unwirthbaren Gebirge um und sprach sterbend einen Fluch aus über Dorf, Bewohner und Bergwerk. Da begannen Donner zu rollen und die Erde zu beben, und der Ort versank, und am andern Morgen deckte ein ruhiger aber dunkler See die Stätte sammt allen ihren Bewohnern. Diese leben noch ein ruheloses Geisterleben; aus dem See heraus dürfen sie nicht, eine Drache bewacht sie, den man oftmal auftauchen gesehen, und deßhalb führt der See den Namen: Drachensee. — In der Christnacht hört man das Glöcklein in der mitversunkenen Dorfkapelle läuten, und sieht auch wohl die büßenden Bewohner zur Kirche ziehen, die dann empor zu steigen scheint, aber wehe

*) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 230 — 239.

dem, der nicht nur sieht, sondern auch gesehen wird. Der Drache fährt dann aus dem Wasser, faßt ihn und gesellt ihn zur Schaar der Verdammten.

139.

Der Hut des Gespenstes.

Ein Bursche zu Untermieming hatte seinem Mädchen versprochen, an einem bestimmten Abend zur Tanzmusik zu gehen. Dieser Abend kam, aber der Tänzer kam nicht; eine Verhinderung hielt ihn ab, zu rechter Zeit Wort zu halten. Die mit Ungeduld seiner harrende tanzlustige Dirne wartete endlich nicht länger, sie meinte er sei wohl gleich ins Wirthshaus gegangen, tanze dort mit Andern, und vergesse sie ganz und gar; daher eilte sie hin auf den Tanzboden, doch auch dort war ihr Tänzer nicht. Nun lief sie nach Hause zurück, und schlug eine Richtung ein, die über den Friedhof führte. Dort, zwischen zwei Gräbern, stand, so schien es, ihr Geliebter, es war seine Gestalt, sein Gewand — er stand so, daß er sie nicht gewahrte; leise schlich sie hinzu, riß ihm den Hut vom Kopf und enteilte — jener aber blieb regungslos stehen. Dieß nahm sie wahr, als sie, in der Meinung ihr Bursche werde ihr nacheilen, umblickte — und jetzt überlief sie ein Furchtschauer, und sie beschleunigte was sie konnte ihre Schritte, um nach Hause zu gelangen. Dort traf sie ihren Burschen an, der sein längeres Ausbleiben entschuldigte. Neuer Schreck, ihr Bursche hatte seinen Hut auf dem Kopfe, und fragte bedenklich, wessen Hut sie denn mitbringe? — Die Dirn war so bestürzt, daß ihr nun alle Lust, zum Tanze zu gehen, verging, und der Bursche schied mißmuthig von ihr.

Jene legte sich nieder, konnte aber kein Auge zuthun. Um Mitternacht klopfte es an die Kammerthür, diese sprang auf, und jene starre Gestalt trat ein, und sprach: Gib mir meinen Hut wieder! Die Dirne kroch unter die Decke in Todesängsten, und jener blieb so lange, und so starr und steinern stehen, bis der erste Hahnschrei erscholl. Das wiederholte sich jede Nacht, und nun klagte die Geängstigte ihre Pein dem Seelsorger; der gab ihr den Rath, auf den Kirchhof zu gehen, und den Hut dort, wo sie ihn genommen, zurückzugeben, er wolle sie selbst bis zur Friedhof-

pforte geleiten. Dieß geschah, aber als die Dirne jene Gestalt wieder stehen sah, wurde sie so von Furcht übermannt, daß sie ihr den Hut zuwarf und enteilte. Der Geistliche verwies ihr das, und sagte ihr, sie hätte den Hut dem gespenstigen Eigenthümer auf den Kopf setzen müssen. Doch kam die Gestalt fortan nicht wieder; aber die Dirne begann zu kränkeln, und kränkelte fort und fort bis sie bettliegerisch wurde und bald darauf starb.

140.

Barwies und Stuarig.

Das Dörflein Barwies, das mit zu der großen Gemeinde Miemingen (Obermiemingen) zählt, soll ehemals eine ziemlich große Stadt gewesen sein. Hinter derselben war auf einer Anhöhe ein großer See gelegen. Die Einwohner der alten Stadt Barwies waren gottlos und gottvergessen, gleich jener zu Tannenee *). Dafür traf sie das Gottesgericht der Ueberfluthung und Verschüttung ihres Wohnortes. In einer schreckbaren stürmischen Nacht, als nach wiederholtem tollen Lustfrevel die Einwohner im tiefen Schlaf lagen, brach der See aus, und schob den Erd- und Felsendamm, der nach Barwies zu lag, vor sich her, und so wurde die ganze Stadt unter Schlamm und Fluth, unter Gries und Kalkgerölle begraben, und fast gänzlich verschüttet. Noch ist die Stelle ersichtlich die der See überstürzte, sie heißt „Städtl," und den ungeheuren Steinhaufen, der über dem alten Barwies aufgethürmt ruht, nennen die Leute: „s' Stuarig," nur einige Hütten blieben am Fuße dieser großartigen Schutt- und Steinhalbe stehen, das ist das heutige Barwies. Längst erwuchs auf dem Stuarig ein Wald. Einst ging ein armer Holzhauer hinauf, dort Holz zu fällen, und als es um 12 Uhr zum Gebet läutete, sprach er andächtig den englischen Gruß und seufzte zu Gott, daß dieser doch einmal seine drückende Armuth mindern möge. Darauf sah er mit einem Male unter den Waldbäumen eine große eiserne Kiste stehen, auf der ein Bund Schlüssel lag. Der Holzhauer begann mit diesen Schlüsseln den Versuch zu machen, die Kiste zu öffnen, aber keiner

---

*) Vergl. Alpenburgs Myth. u. Sag. Tir. S. 240.

wollte erschließen. Endlich der letzte schien der rechte zu sein, nur drehte er sich nicht im Schlosse, welches nicht minder wie die Schlüssel selbst ganz verrostet war. Das Probieren verursachte gar einen eigenen grauenhaften Ton — und dem Manne wurde so unheimlich, daß er die Schlüssel zu sich nahm, die Kiste versteckte und von dannen eilte, um sich Gehülfen zu holen. Als er mit diesen wieder zur Stelle kam, suchte er die Kiste vergebens — sie war und blieb verschwunden, weil er nicht irgend etwas Geweihtes darauf gelegt hatte. So half ihm nun der Schatz nichts, und es ging ihm wie Andern, die viele Schlüssel haben, aber eitel leere Kisten und Kasten.

141.

Der Hexentanz auf dem Somrig.

Der Tarrenton mit seinem Dirschentritt, (Thürsen- oder Riesentritt), der Sattelberg und die Lorea bilden die westliche, und das Hochjoch, der Fern, der Waneck und der Hornberg mit dem Simmering die östliche Seite des oberinnthalischen sagenreichen Gurgelthales. Auf dem Simmering — Somrig nennt ihn das Volk — war ein Hauptsammelpunkt der Hexen, war Tanzplatz und Wettermachkanzel. Vom Somrig fuhren sie gewöhnlich auf den baumlosen, quellenlosen und kahlen Tschirgant, dann auf den Hornberg, ein eitel Teufelshorn, und so ging es fort, Jahr aus Jahr ein, im sündigen Hexensabbath.

Der Somrig zeigt sich an seiner nordöstlichen Abdachung voll Holz und grüner Alpenweiden in sanfter Neigung gegen das errliche Mittelgebirge von Miemingen mit den lachenden Dörfern des Miemingerberges. Am Wege von Obermieming über die Niedermunda nach Leutasch zu, steht kaum eine Viertelstunde wegwärts der stattliche Bauernhof der Umgegend, und von ihm wird folgende Sage erzählt: Eine Besitzerin des stolzen Hofes hatte viele Knechte und Mägde, und ein Knecht bemerkte zum öftern, daß sich die Bäurin an den Donnerstagen in der Küche einschließe. Der Knecht verbarg sich einstmals in der Küche, und beobachtete wie die Bäuerin einen Besen mit einer Salbe bestrich, und dann rief: Oben aus und Nirgends an! und witsch! durch den Rauchfang

ausflog. Der Knecht wollte es auch probiren, nahm aus der „Gschachtl“ die Salbe, bestrich einen Besen, und rief: Oben aus und nirgends an! und witsch! flog auch er durch den Rauchfang, und hutsch! hutsch! hutsch! der Bäuerin nach. Dabei wurde ihm aber eigenthümlich zu Muthe, es wurde finster vor seinen Augen, so, daß er bald von Sinnen kam. Als er aufwachte, sah er sich bei einem Galgen niedergelegt, unter welchem seine Bäuerin und viele Andere ihres Gleichen, die er alle kannte, tanzten und sich hernach an eine mit köstlichen Speisen gedeckte Tafel setzten. Der Knecht aber stand erdattert (starr vor Schreck) unter dem Galgen und wußte gar nicht wie ihm geschah. Da raunte eine Hexe der Bäuerin etwas ins Ohr, worauf diese auf den Knecht einen fuchsteufelswilden Blick warf und schrie: So, du auch hier! Hierauf wurde er zur Tafel gerissen, mußte zugreifen und noch mehr thun, hernach wurde ihm geboten bei Tod und Teufel des Zerreißens zu Lab und Stab (Laub und Staub) stumm zu sein gegen Jedermann, auch vom Kleinsten, was er gesehen, gethan, und noch sehen und thun werde. Nachdem er nichts mehr zu essen vermochte, schoben sie ihm von den Speisen, die übrigens köstlich und reichlich vorhanden waren, ein „Bscheidessen“ in die Taschen, und fuhren im Hui hinauf zum Somrig zum berüchtigten Hexentanze. Das war ein erschrecklich wüster Tanz, wobei der Knecht entmannt und zum Tode schwach zu Boden taumelte. Die Hexen fuhren in der Nähe nur noch kurze Zeit herum, zerstreuten sich endlich nach allen Weltgegenden, und der arme Knecht ritt als armseliger Reiter hinter seiner Bäuerin auf dem Besen heimwärts durch den Rauchfang hinab in die Küche, und hatte seine Neugierde theuer genug bezahlt.

Die Bäuerin ging am andern Tage ihren Geschäften so lustig und allegro nach, als ob gar nichts vorgefallen wäre, und als der Knecht seine Speisen ansah — waren es Roßmist, Haare, Todtenbeine und Aas. Darüber entsetzte er sich, und zeigte es bei Gericht an, und dort wurde nicht viel Federlesens gemacht, die Hexen wurden verbrannt; den Knecht fand man aber gleich nach gemachter Anzeige schauderhaft zerrissen und mit umgedrehtem Kopfe todt im Bette.

Viele behaupten, daß uralte Leute ausgesagt hätten, einst

142.

D'Seel sitzt im Kopf.

Vier Wildschützen von Bieberwir gingen in den dreißiger Jahren ins bairische Gränzgebirge Gemsen wildern, wendeten sich gegen Buchloe und stiegen eine Abdachung hinab auf bairischen Boden. Wie sie langsam vorschlichen, erblickten sie auf einmal über sich in Legföhren versteckt bairische Revierjäger, welche Miene machten sie abzufangen. Daher liefen sie so schnell sie konnten davon, und hörten wohl, daß ihnen Schüsse nachgesendet wurden.

Als sich die Wildschützen außer dem Bereiche der Gefahr befanden, waren ihrer nur drei, und so gingen sie ohne den vierten nach Hause, in der Meinung, daß er versprengt worden, und auf anderen Wegen heimkommen werde. Als derselbe am anderen und auch am dritten Tage nicht kam, ahnten jene ein Unglück, und gingen vorsichtig aus, ihn zu suchen. Sie fanden ihn durch die Brust geschossen und todt in seinem Blute liegen, der Wasen war rundherum mit den Fingern aufgerissen, jedenfalls im Todeskampfe. Sie legten ihren unglücklichen Kameraden unter einen dürren Baum, deckten ihn mit Gesträuch zu, und sagten seiner hinterlassenen Witwe mit sieben unmündigen Kindern den Trauerfall an. Nach acht Tagen gingen die Wildschützen abermal zu dem Leichnam, und nahmen dessen Kopf mit, welcher zu Bieberwir in den Friedhof gelegt und eingesegnet wurde: denn das tröstete allein die armen Hinterlassenen, weil auch dort der Kopf als Wohnung der Seele und als das Kostbarste am Leibe betrachtet wird, wie es an andern Orten des Landes der Fall ist. Den Cadaver ließen sie liegen, legten auf die Reiser, mit denen er zugedeckt war, noch Steine in Pyramidenform auf einander, und hingen seinen Jägerhut mit Hahnenfeder und Gemsbart auf den Gipfel des alten dürren Baumes — das war das Grabmal des Wilderers, und so blieb es lange Zeit. Die Sache wurde ruchbar, das

Landgericht veranlaßte im Einverständniß mit dem bairischen eine Untersuchung; man konnte aber nichts Genaueres erfahren, als was hier erzählt worden; doch wird jedesmal beigesetzt, daß man darum den Kopf im geweihten Friedhof begrub, damit dem Geiste des Wilderers die ewige Ruhe gegeben werden könne, da er sonst vielleicht wandeln müßte; denn „d'Seel sitzt im Kopf!"

143.

Das Wappen von Reutte.

Das Wappen des Marktes Reutte am Lech besteht aus drei in roth und weißem Felde stehenden Tannen, und soll nach der Volkssage auf folgende Weise entstanden sein.

Da, wo jetzt der schöne Markt, umgeben von den alpenreichen Bergen, liegt, war in grauer Urzeit nichts als eine waldige Gegend, in welcher wilde Menschen unter den wilden Thieren lebten. Es kam aber ein von Gott gesandter Mann in die Wildniß, der bekehrte die Bewohner zum Christenthume und lehrte sie Sitte, und bald darauf fingen sie an, den Boden auszureuten (roden, reinigen), bauten sich bequeme Hütten und nannten den Ort Reutte, weil er ausgereutet worden war. Zur Erinnerung ließen sie aber drei Tannen vom Urwald stehen, die sie hoch ehrten und unter denen sie Rath und Recht hielten. Als endlich die drei Tannen vor Alter zu Grunde gingen, pflanzte man wieder drei junge nach und so blieb es von Jahrhundert zu Jahrhundert. Als die Ortschaft, größer geworden, auch eines Wappenschildes bedurfte, ließ sie die drei Tannen aufnehmen, welche noch heute im Siegel stehen *).

144.

Der Teufel als Maskenzugführer.

Es war Fasching und auch zu Reutte ging es hoch und zugleich toll her, Alles war verkleidet, und halb von Sinnen vor Lust und Jubel. Am tollsten trieben es eilf junge Burschen; sie hatten

*) Dieses Wappen erinnert an jenes der Thüringischen Stadt Waltershausen, die auch drei Waldbäume zeigt.

die abenteuerlichsten Masken ausgesonnen, und sich in dieselben gesteckt, hielten zusammen, und stürmten in Reutte herum, wie das wilde Heer. Man wußte, wer sie waren, wenn man auch nicht den Einzelnen erkannte, und wußte auch, daß ihrer nur eilf waren. Einer sprang und tollte voran, die anderen folgten paarweise mit Geschrei und lautem Halloh. So trieben sie es spät in die Nacht hinein, und da waren just um Mitternacht auf einmal sechs Paare, denn zum Zugführer hatte sich ein Zweiter gesellt, der ohne Maske war, und über dessen Anblick doch Jeder, der ihn sah, sich entsetzte. Und das war kein anderer, als der leibhafte Teufel in seiner ganzen abschreckenden Gestalt und Erscheinung. Er hupfte und tollte und glühte über und über, und leuchtete demnach schauerlich durch die Nacht, und seinen Gefährten grausete, als sie diesen Spielgesellen gewahrten, aber es half nun nichts; sie mußten ihm folgen durch die ganze Nacht, bis zum ersten Hahnschrei. Da griff der Teufel seinem Nebenmann in den Nacken, brach ihm das Genick und fuhr mit seiner Seele sammt Haut und Haar von dannen.

In dieser Sage klingt die so häufig mit dem Teufel in Verbindung gebrachte mythische Zwölfzahl an.

145.

Der Hexenreiter.

Eine gute halbe Stunde von Reutte liegt Pflach; dort wohnte ein Bauer, der mochte es wohl mit einer oder mit mehreren Hexen seines Ortes übel versehen haben, denn es wurde demselben gräulich mitgespielt. Nach einem sauren Arbeitstage lag Benedikt, so hieß der Bauer, bereits zu Bette, als ihn das Klingeln seiner Ziegenglocken vor der Hausthür aufweckte; er dachte nicht anders als, sie seien aus dem Stalle, der vielleicht aus Fahrlässigkeit offen geblieben, entkommen. Schnell sprang er vom Lager, kleidete sich nur wenig an, und trat vor das Haus. Doch kaum hatte Benedikt des Hauses Schwelle überschritten, so fuhr eine Schaar Hexen auf ihn ein, rissen ihn beim Haar mit sich fort in ungeheurer Schnelle und in eine tiefe Wildniß, in der ein Feuer flammte; dort beschlugen sie ihm Hände und Füße mit in jenem Feuer glühend gemachten Hufeisen, legten

nachdem er bei Füßen zu Roß über den Lechschlund gesprengt sei, am Säuling ein Wildbad besucht habe. Der arme Benedikt war fast todt von diesem Hexenritt, mußte aber nun, an einen Pfahl gleich einem Roß gebunden, mit ansehen, welch wüstes Gelag und welch scheußliche Tänze auf dieser Höhe Statt fanden. Es waren lauter Teufel da, die mit den Hexen tanzten, schmausten und zechten; und als der Spuk vorüber war, mußte Benedikt wieder Pferd sein, und nicht minder schnell abwärts rennen, als er aufwärts gerannt war. Noch aber war Pflach mit seinem alten Kniepaß, allwo es sich für die Knie sehr übel passirt, nicht erreicht, da begann von der Glocke zu Breitenwang das erste Gebetläuten. Hui! fuhren die Hexen zetternd davon, fielen die Hufeisen ab von den Händen und Füßen Benedikts, und auf einmal lag er vor seiner Hausthürschwelle, hingerückt durch Hexenzauber. Seitdem hat der Benedikt ein seltsam närrisches Wesen angenommen, reitet über die steilsten Steingerölle und Steinrutschen mit größter Leichtigkeit, wobei er sich auf seinen Stock, als auf ein echtes Steckenpferd, setzt, und übt diese Kunst besonders dann, wenn er etwas einzuschmuggeln hat, und die Gränzjäger ihm auf der Ferse sind, von denen ihm aber noch keiner hat beikommen können, denn der Benedikt setzt sich alsbald auf seinen Stock und reitet auf demselben wie auf einem Zauberpferde über Berg und Thal auf und davon.

Vom Volke erhielt er den stehenden Namen, „der Hexenreiter", was freilich auf sein erstes Abenteuer angewendet, sprachlich nicht paßt, sintemal Benedikt nicht ein Hexenreiter, sondern ein Hexen-Gerittener ist.

Uebrigens erinnert diese allbekannte Volkssage lebhaft an jene von dem Teufels-Hufeisen, welche L. Bechstein im deutschen Sagenbuch 371 erzählt, ohne daß diese jener nachgebildet ist.

146.

Der Klaushund.

Vielfache, zum Theil sehr weit ausgesponnene, zum Theil auch verworrene Sagen gehen in der Gegend der geschichtlich so hochberühmten und strategisch wichtigen Ehrenberger-Klause und der Burg Ehrenberg, oberhalb Reutte, im Volke um, und zwar von einem großen schwarzen gespenstigen Pudel, den das Volk aber nur den „Klaushund“ nennt. Viele wollen ihn die Straße ab und auf wie toll rennend erblickt haben; Manche schwören, daß er ein Menschengesicht habe und in ihm die verdammte Seele eines Landesverräthers wohne, der zur Zeit des Schwedenkrieges den Feinden den Paß verrathen, und dadurch ein entsetzliches Blutbad veranlaßt habe. Zur Strafe dafür wurde dieser Verräther in einen schwarzen Hund verwandelt, der in gewissen Nächten von der Klause bis nach Arlberg und wieder zurücklaufen muß.

Er kann zwar Niemanden schaden, schreckt aber doch die Wanderer furchtbar, und ein Bäuerlein von Rankweil, welches eines Abends noch auf seiner Wiese mähte, hätte bald den Tod davon gehabt, als es den furchtbaren schwarzen Hund mit seinen Feueraugen erblickte. Dieser Pudel ist noch nicht gebannt, und soll auch nicht zu bannen sein.

147.

Die schwarze Jungfrau von Ehrenberg.

In der Thalniederung am Fuße des alten Schlosses Ehrenberg ist ein Felsen, überwachsen von Strauchwerk; ringsum liegt grünes Gefilde. In diesem Felsen ist eine Höhle befindlich, in welcher drei Jungfrauen, ganz mit schwarzem Gewande angethan, hausen. Die Jungfrauen spinnen zur Nachtzeit von ihrer Höhle aus bis zu einem einzel hervorstehenden Thurm des Schlosses ein langes langes Seil, und hängen daran Wäsche auf. Wie sie erlöst werden können, hat noch Niemand erfahren.

Die Dreizahl und die schwarze Kleidung gesellt diese spinnenden Jungfrauen zu der großen Sippe, die auch in anderen Ländern

sagenhaft im Volke lebt, und dem ältesten germanischen Mythenkreise entstammt.

148.

Die weiße Frau zu Breitenwang.

In Breitenwang, das nahe bei Reutte liegt, und wo Kaiser Lothar II., als er aus Italien von seinem Römerzuge zurückkehrte, starb, spukt auf dem Friedhofe eine weiße Frau. Es ist nicht gut zur Nachtzeit dort vorüber zu gehen, denn diese weiße Frau wirft jedem, der am Friedhof bei nächtlicher Weile hinwandelt, einen schneeweißen und eiskalten Leilacken oder ein Todtenhemd über, und das haftet fest an ihm, es mag sich einer drehen und wenden wie er will, es abzuschütteln. Und dann ist er nach drei Tagen eine Leiche.

149.

Das beste Gebet.

Im Dorfe Heiterwang, eine Stunde von Reutte entfernt, lebte ein armer junger Geishirt. Er war sehr fromm erzogen, daher betete er vor jeder Kapelle oder vor jedem Marterl das Vaterunser. Er machte es aber gewöhnlich so: er nahm seinen mit Waldblumen gezierten Hut vom Kopf, warf die etlichen Blumen hinein und betete in den Hut hinein die Vaterunser; schnell vermehrten sich die Blumen, und er betete fort, bis der Hut voll wurde; dann schloß er das Gebet mit den Worten „und für das ganze himmlische G'schwader,“ leerte ihn vor der geweihten Stelle aus, und da sah er wie die armen Seelen um Blumen fast rauften.

So trieb er es lange Zeit fort, bis ihm ein frommer Mann aus der Gegend sagte, er wisse ein noch fürnehmeres Gebet für die armen Seelen. Das lernte der Knabe und betete dasselbe in den Hut hinein. Allein der Hut wurde nicht voll, er mochte das neue Gebet versuchen, so oft er wollte. Er ging daher zum frommen Manne und erzählte ihm das. Der Mann wunderte sich und gab ihm den Rath, er solle also das alte Vaterunser wieder beten, und als er das gethan, geschahen die Blumen-Wunder wie

Anfangs. Seitdem erkannten die Leute, daß das Vaterunser das beste Gebet sei.

150.

Der fliegende Drache im See.

Eine Viertelstunde nördlich von Breitenwang liegt ein Weiler von zwölf Häusern, des Namens Mühl, und neben diesem ein kleiner See. In diesem See wohnt ein Drache; dieser fliegt bei nächtlicher Weile feurig aus dem See heraus und nach einem anderen am linken Lechufer, und dann wieder zurück.

Vor Zeiten stand an der Stelle des ersten Sees eine Schmiede, die gute Nahrung hatte. Leider aber war die Frau des Schmiedes eine Schlampe, und so gottvergessen, daß sie, als ihr Söhnchen einmal in den Straßenkoth gefallen war, statt eines weichen Tuches oder Schwammes, frischgebackene Brotkrummen nahm und es mit diesen abtrocknete und reinigte. Dadurch erzürnte die Schmiedsfrau den Himmel so sehr, daß die Strafe der Versinkung über ihr Haus verhängt wurde. Dies geschah; an die Stelle der Schmiede trat der See und die Frau wurde in einen Drachen verwandelt, der nun als Feuerdrache im Wasser Pein leiden muß.

151.

Der Berggeist am Hochvogel.

Bei Hornbach erhebt sich das hohe „Himmelshorn“ und der noch höhere „Hochvogel.“ Dieses Gebirge bewohnt ein Berggeist, ein Schatzhüter, der es fast ebenso treibt, wie der Rübezahl im Riesengebirge. Oftmal wird er für ein Venediger-Mandl gehalten, welches die Schätze ausbeutet, denn man hat oft ein gewaltiges Hämmern und Klopfen drinnen im Felsen gehört. Aber der Berggeist ist fürs Lechthal kein Glück; denn er ist muthwillig und boshaft, und hat früher Ursache genug veranlaßt, ihn zu schimpfen und zu hassen. Lechthaler, welche häufig auswandern, um in der Fremde zu arbeiten, haben ihm bei der Rückkehr den Namen „Kobold“ beigelegt, aber der Jacks Huber hat ihn für ein „Klopferle“ gehalten und ausgegeben; es soll ein schwarzer rauher Zwerg —

merl kann aber kein Berggeist sein: Verwechslungen der dämonischen Wesen unter einander, und nicht Festhalten des Unterschiedes ihrer Wesenheiten, begegnet man im Volke nicht selten.

152.

Der Kerzenputz.

Nördlich von der kleinen Gemeinde „Hinterhornbach" erhebt sich der gemsenreiche 8000 Fuß hohe „Hochvogl" von welchem der „Jochbach" niederbrauset und viele Alpen bewässert. Auf einer jener Alpen, auf der „Markalpe", hauste ein sonderbarer Spuk, der wegen des Diebstahls einer Kerze da droben geistern mußte. Im Volke wird erzählt: Einmal gingen mehrere Wilddiebe aufs Wildern aus und übernachteten in dieser Alpe. Nachdem sie gegessen und getrunken hatten, legten sie sich auf den Boden, um zu schlafen. In der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr polterte an der Thüre ein Mann mit einer langen Kerze in der Hand und sagte: Wo soll ich sie hinthun? Wo soll ich sie hinthun? Einer der Wildschützen schrie den Frager barsch an: Thue sie hin, wo du sie hergenommen hast. Da wurde der spukende Mann ganz weiß, und sagte, daß er nun erlöset sei, denn er habe einmal einer armen Witwe eine Kerze gestohlen, und mußte daher nach seinem Tode dafür so lange leiden, bis einmal Einer seine Frage auf diese Weise beantwortete, wie der Wilderer gethan habe. Hierauf verschwand er für immer von der Alpe.

153.

Christnacht - Erscheinung.

Einst ging in der heiligen Christnacht, als schon tiefer Schnee lag, ein Mann von Unterjoch her, der Wartacherbrücke zu. Wie er dieser nahe kam, so hörte er plötzlich auf allen Zweigen, in allen Hecken und Büschen, und auf allen Bäumen und Sträuchern

einen wunderbaren Vogelsang aus tausend Kehlen, wie am schönsten Frühlingsmorgen; dabei konnte er die Vögelarten, Lerchen, Amseln, Buchfinken und Meisen deutlich unterscheiden. Das Alles, wie begreiflich, erfüllte den Mann mit mächtigem Staunen; denn er sah nichts als blätterloses, mit Schnee bedecktes Gezweig in heller Mondnacht. Auf einmal ließ sich von Ferne wunderbares Schellengeläute vernehmen, und blitzschnell kam es heran — ein Schlitten wars, welcher gold- und silberfunkelnd daher fuhr, mit zwei Riesenhirschen bespannt und mit silbernen Schellen (Rollen) behangen, die ausnehmend lieblich klingelten. Im Schlitten aber saß ein hagerer blasser Mann, mit kreuzweise übereinander geschlagenen Armen, der auf dem Haupte ein Barett trug und schwarz gekleidet war. Der Michl, so hieß der Mann, der in „Höfen" daheim war, konnte kaum Alles anschauen; denn im Nu war Alles vorbei, und verschwunden war der Glanz und verstummt war der Vogelsang. Und wenn der Michl nicht so sehr gefroren hätte, er würde alles für einen Traum gehalten haben, weil auch kein Schlittenbahngeleise und kein Fußtritt der Hirschen zu sehen war, sie waren über den Schnee nur hingeflogen. Jetzt gedachte der Michl, daß der Sang der Vögel vielleicht dem neugebornen Weltheiland gegolten habe, aber den Schlitten, die Hirschen und den blassen schwarzen Mann, die wußte er nicht zu „versorgen," will sagen, zu deuten. Er eilte so schnell er konnte heim, und kam just an, als die Christnacht-Mette begann.

Auch Andere haben in der heiligen Christnacht in jener Gegend ähnliche Erscheinungen wahrgenommen.

154.

Der Sorgegeist.

Wer von Hindelang im Allgäu kommend, das „Jöchle" übersteigt, und seine Schritte von „Unterjoch" gegen „Jungholz" zuwendet, der kommt geraden Weges durch eine Sennalpe, welche Sorge genannt wird, und jetzt der Gemeinde Wertach gehört. Einst war es nicht so; sie war Eigenthum der Gemeinde Jungholz, wurde aber von den Wertachern angesprochen, und hierüber mit Federn und Knitteln ein erbitterter Kampf geführt, ohne daß die

getheilten Eigenthume zusprach, und dieses auch zur Geltung zu bringen wußte.

Da aber der geistliche Herr Doktor dabei gewissenlos gehandelt hatte, wie manchmal nicht geistliche Herren Doktoren auch zu thun pflegen, so mußte er alsbald nach seinem Tode bald da, bald dort in der Alpenregion als Spukgeist herumwandeln, und muß so lange leiden, bis die Wertacher die Alpe ohne Entschädigung aus freiem Antriebe den Jungholzern zurückgeben. Die Geschichte wird in folgender Weise erzählt: Als sich beide streitenden Partheien dem Ausspruche des Dr. Bach unterwarfen, und die Gemeindemänner auf der Alpe Sorge versammelt waren, stieg auch der Pfarrdechant von Wertach den Pfad empor, stellte sich unter die höchste Tanne zu den Männern und sprach mit lauter Stimme: Männer von Jungholz und Wertach! Ihr habt mich mit eurem Vertrauen beehrt, und die Schlichtung eures Prozesses nach Recht und Gewissen mir übertragen. Und nun schrie der Doktor so laut, daß es weithin hallte: Nach Recht und Gewissen stehe ich auf Wertacher Grund und Boden, so wahr ein Schöpfer über mir ist! Da erschracken die Jungholzer über die Maßen ob dem Ausspruch, denn sie hatten ein gutes Recht anzunehmen, daß im schlimmsten Falle auf Zurücklassung nur eines Theiles des Alpengrundes angetragen werde, und der Wahrspruch demnach also ausfallen würde. Die Wertacher zogen aber jubelnd mit ihrem Pfarrdechanten heim und freueten sich des werthvollen Besitzes.

Voll Arglist hatte Dr. Bach in der Nacht vor dem Entscheidspruch auf jenem hohen Baum, unter welchen er sich stellte, einen Kübel, das heißt ein hölzernes Gefäß unter den Zweigen aufhängen lassen, mit welchem man aus dem Bache Wasser zu schöpfen pflegt, und das man den „Schöpfer" heißt; auch hatte er zu Wertach etwas Erde und Sand in seine Schuhe gestreut, und ist also mit Wertacher Boden auf die Jungholzeralpe gegangen. Daher konnte er wohl sagen, „so wahr ein Schöpfer über ihm sei, stehe er auf Wertacher Boden;" allein der Herr des Himmels und der

Erde versteht bei Eiden keine schelmische Doppelzünglerei, und hat gethan wie zu sehen ist.

Diese Sage wiederholt sich in Tirol auch anderwärts ziemlich häufig, und findet sich da und dort in Prosa, wie in poetischer Form des Breiteren erzählt.

155.

Spuk am Scheidbach.

Wer von Jungholz, dem äußersten, wie ein Wachtposten gegen Baiern auf der Landkarte vorgeschoben erscheinenden österreichischen Gränzorte, gegen Pfronten zu geht, gelangt in eine kleine Schlucht, welche der Scheidbach aufgewühlt hat, der sich dort brausend durch Steintrümmer und über Gerölle wälzt.

Auch dort ists nicht geheuer, auch dort spukt ein solcher Rückenschwörer, wie der Geist des Dr. Bach, und wer bei nächtlicher Weile in jener Schlucht wandelt, hat zu gewärtigen, auch hier von einem Huckauf überfallen zu werden. Vielen aber geschieht dieß nicht, weil der Weg dermaßen abscheulich und beschwerlich ist, daß einer am Tage seine Noth hat, durchzukommen.

Meist lieben solche Geister derlei einsame, halbunwegsame Thalgründe zu Schauplätzen ihrer Unarten, wie vielfache Sagen darthun.

156.

Das Bogener Ungethüm.

Eine Viertelstunde südlich von Tannheim liegt der Weiler Bogen, und erhebt sich der Bogenerberg, in dessen Mitte eine enge Felsenspalte sich gähnend aufthut.

Da drinnen im Berg wohnt in unterirdischer Höhle ein grausiger drachenartiger Unhold — ein Ungeheuer, wie es einst viele gegeben. Es ist überall gefürchtet, hat Menschen und Thiere geraubt und vermuthlich zerrissen, oder nach Art des Blutschink *) blutaussaugend getödtet.

---

*) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 58.

Dieses Ungethüm ist stumm wie die Nacht, unter deren Schutz es seine Opfer raubt. Nur wenn der Himmel sich schwarz umzieht und ein furchtbares Gewitter herankommt, da beginnt es zu brüllen und zu heulen, daß Einen ein Grauen befällt, und dann stürzt es sich auf Vorübergehende oder Vorüberfahrende, wirft sie um sammt Schiff und Geschirr oder schiebt sie zur Seite. Ist aber das Unwetter erst zum Ausbruch gekommen, dann zieht sich das Ungethüm in seine Höhle zurück und verstummt.

157.

Der Todtenkopf.

Zwei junge Bauernsöhne von Hinterhornbach im Lechthal gingen eines Abends über den Friedhof in das Wirthshaus. Auf dem Wege des Friedhofs lag ein Todtenschädel, welchen der eine der Burschen mit dem Fuße wegstieß und spöttisch sagte: „Du Glatzkopf magst nit heunt mit mir auf d'Nacht essen?" Als der Andere dieses hörte, verwies er ihm ernstlich den Frevel, jedoch der Frevler lachte dazu. Im Wirthshause saßen sie lustig und weinselig, und spielten bis spät in die Nacht, bis gegen Mitternacht. Da that es draußen vor der Thür auf einmal drei heftige Schläge, denn die Thür war abgeschlossen, um ungestört spielen zu können. Da Keiner die Thür zu öffnen wagte, so klopfte es dreimal und eine hohle Stimme verlangte eingelassen zu werden. Als aber auch zum drittenmal keine Menschenseele aufmachte, sprang die Thür von selbst auf, und herein trat ein grauses Skelett im weißen Todtenhembe, das ging auf den Frevler zu und sprach hohl und furchtbar die Worte: Weil du mich auf dem Friedhofe mit dem Fuße gestoßen, und noch dazu Spott getrieben, mich zum Abendessen geladen, so bin ich nun gekommen, und lade auch dich ein. Heut an mir, morgen an dir! Das sagte das Todtengerippe und keine Silbe mehr, und ging fort. Aber dem Frevler wurde ganz anders zu Muthe, ihm gellte die Todtenstimme unaufhörlich in den Ohren, er wurde vor Schrecken ganz grau und alt wie ein Greis, und am andern Tag lag er todt im Zimmer. „Heute an mir, morgen an dir!" ist nur zu geschwinde zur Wahrheit geworden.

scheidet, war es vor Jahren nicht geheuer. Wer droben über Nacht verweilen wollte, der sah gar bald schwarze Wolken zusammenziehen, hörte bald darauf wettern und wüthen, und mitten im Wetter stand eine riesige feurige Frauengestalt, eine lange Peitsche in der Hand. Bald sah man sie auch so gestaltet keuchend und schnaubend als Höllenfürstin dahin fliegen, gefolgt von einem Heere feuriger Stiere, und so ging es in den wogenden Nebeln herum, ein wahrer Höllenreigen, bis zum Morgengrauen. Dann gings im brausenden Fluge einer Felsenwand zu, wo ein furchtbarer Schlund war, in welchem die feurige Riesin voraus, die Heerde ihr nach, versank und Gebrüll und Gelächter weithin über die Höhen erscholl.

Wenn sich einer auf dem Wege verspätete und in diese Wetternacht gerieth, so verirrte er sich, und wenn er meinte an Ort und Stelle zu sein, so war er doch wieder am alten Fleck, oder er kam gar an die Felswand und fiel sich zu Tode. Daher scheute sich Jung und Alt, sowohl Hirten als Jäger über die „Tennen“ zu gehen, und mußte es sein, so bekreuzten sie sich und beteten um Schutz vor Gefahr. Die Wand mit ihrem Schlund ist wohl zu sehen, doch hütet man sich sogar bei Tag in deren Bereich zu kommen. Dieses Schreckgespenst — sehr an die Holla mahnend — soll bei Lebzeiten eine saubere Dirne gewesen sein, schön wie Milch und Blut. Dessen war sie sich auch bewußt, sie brach manch unschuldiges Herz entzwei, und Hoffart und Stolz wohnten in ihrem Herzen, und daraus ging unbändiger Trotz in all ihr Thun und Lassen über. Sie war Sennin auf der Hochtennen-Alpe, und trieb aus boshaftem Zeitvertreib das ihr anvertraute Vieh an die gähe Felsenwand und ergötzte sich, wenn die unglücklichen Thiere in den finstern Schlund des Abgrundes fielen und zerschellten. Sie lachte laut auf zum Gebrülle der armen Opfer.

So trieb sie es viele viele Jahre. Doch ihre Stunde schlug früher, als sie gedachte. Der gerechte Richter sandte den Tod — aber selbst das Grab wurde ihrem Leibe nicht vergönnt. Sobald

159.

Die Kröte.

Eines Abends ging eine Dirne vom Dörflein Bach (Oberbach) im Lechthale nach Hause, und sah am Wege eine gewaltig dicke Kröte sitzen und sprach: „Geh aus dem Wege! Ich will dich dafür gerne pflegen, wenn du einmal ins Kindbett kommst," und lachte dazu. Nach drei Wochen kam ein Mann zur Dirne, und sagte, sie solle mit ihm gehen, indem er sie zugleich an das der Kröte gegebene Versprechen mahnte. Die Dirne folgte dem Manne in den Wald zu einer einsamen Hütte und fand wirklich eine Wöchnerin im Bette liegen, diese pflegte sie fleißig und eifrig als Wärterin, und als die Zeit um war, ging sie nach Hause. Beim Abschied aber hatte ihr der Mann einen Sack voll Kohlen mit der Bemerkung gegeben, ihn beileibe nicht zu öffnen vor der Heimkunft. Die Dirne aber meinte, die ganze Welt würde sie auslachen, wenn sie als Lohn nichts als einen Sack voll Kohlen heimtrüge, öffnete deßhalb den Sack am Wege, sobald sie aus dem Walde gekommen war, und schüttete die Kohlen aus. Zu Hause sah sie zu ihrem Erstaunen am Zipfel des Sackes Goldstücke hangen, es waren Theilchen von den Kohlen, die im Sacke zurückgeblieben waren und sich in Gold verwandelt hatten Eiligst rannte die Dirne zum Walde zurück, aber sie fand gar nicht mehr den Weg, den sie von dem Manne geführt worden, und den sie zurückgegangen war, und all ihr Suchen nach den leichtsinnig verschütteten Kohlen war vergebens.

160.

Das glückliche Thal.

Links vom Dorfe Bach öffnet sich das Seitenthal Madau. Jetzt ists ein Alpenthal; die Angabe aber, daß einst zwei Höfe darinnen gestanden, bewähret sich; sie heißen „Madau" und „Eck". Wetter und Gefahren veranlaßten die Bewohner auszuwandern, ob-

chen Getreidefeldern gestanden hätten, in welchen sieben glückliche Bauern in patriarchalischem Frieden gelebt, wovon jeder sieben gesegnete Kühe und grüne Wiesen- und Weidegründe mehr als genug gehabt habe. Einer derselben begann abzuweichen vom Pfade der Rechtschaffenheit, daher war's wohl kein Wunder, daß über ihn auch bald das Unglück herein brach. Zu grimmer Winterszeit verschüttete eine Lawine dieses Bauernhaus, so daß er und die Seinen nur das nackte Leben retten konnten. Die Nachbarn traten zusammen, bauten im Sommer sein Haus wieder auf und gaben ihm jeder eine Kuh, so daß sie einzel jetzt jeder sechs Kühe hatten, und das gemüthliche Leben fortgesetzt werden konnte; denn das Unglück nahm der Getroffene als warnende Prüfung auf; er wurde nun wieder brav und gerecht, wie die andern Alle — das Thal war fromm und selig, daher hieß es weitum das glückliche Thal. Damals lebte im Thale ein altes Mütterchen, welches an den Sonntagen nicht mehr den dreistündigen Weg nach der Pfarrkirche, die in Elbingenalp gestanden, machen konnte, auch sonst schon schwach und gebrechlich war, daher betete es jedesmal drei Vaterunser dafür. Der Pfarrer von Elbingenalp war ein strenger Seelenhirt, und schickte ihr die Aufforderung zu, zum sonntägigen Gottesdienst zu kommen. Das Mütterchen gehorchte sogleich dem Gebot, und wanderte am nächsten Sonntage bei schrecklichem Sturm und Regen den Weg nach der Kirche, und stellte sich auch im Widum.

Der Pfarrer schalt die Alte wegen Lauheit und fragte wie viel sie statt sonntägigem Kirchengang gebetet habe? Drei Vaterunser! war die Antwort. Und wie viel habt ihr am Wege hieher und in der Kirche gebetet, fragte der geistliche Herr weiter.

Auch drei Vaterunser! antwortete das Mütterchen.

Das dünkte dem strengen Seelenhirten zu wenig. Aber das Weiblein — den Schweiß von der Stirne wischend — sprach: Es hat Alles seine Sach und es gilt wie und wann und wo man betet; bei meinem Alter, in unserm Thal drin, bei solchem beschwerlichen Weg und wildem Wetter sind drei Vaterunser mehr

werth, als wenn anderswo alle Leute zusammen durchs ganze Thal hinaus beten würden. Das bezweifelte aber der Pfarrer von Elbingenalp, und da hing das Weiblein zum Zeichen der Wahrheit seinen noch aufgespannten Regenschirm in die Luft, und dieser blieb wirklich in der Luft hangen. Da kam nun alles Volk zusammen, und der Pfarrer und das Volk erkannten, was das glückliche Thal Madau für Leute beherberge, und was drei Vaterunser recht gebetet werth seien und wirken können; hierauf ging das Weiblein heim, und Alle priesen den Herrn, der ihnen das Wunder gezeigt hatte.

161.

Der Scheibenschütz.

Ein Schütze, der in Elbingenalp daheim war, traf mit jedem Schuß das Schwarze in der Scheibe. Dies fiel dem Zieler auf, und er dachte nichts Gutes. Einmal machte er ein Kreuz auf die Rückseite der Scheibe. Wie der Schütze schoß, da prallte die Kugel ab, fuhr zurück und traf den Schützen just auch in das Schwarze, nämlich in das Herz. Er war ein Teufelsbündner, dem der Gottseibeiuns „Kraut und Blei gesalbt," und jede seiner Kugeln war eine Freikugel. Vor dem heiligen Kreuzzeichen aber bricht alle Macht der Hölle, und fällt auf den zurück, der sie ausübt.

162.

Drachen um Elbingenalp.

Um Elbingenalp, dem Hauptorte des tirolischen Unterlechthales, ist die Drachensage ziemlich heimisch. Nahe ober dem Orte, auf einem ebenen Platze, der das Kitzbödele heißt, soll ein Drache wohnen und festgebannt sein. Er schaut immerfort nach dem Orte hinab. Könnte er sich nur einmal umkehren, so würde der Ort zu Grunde gehen. So liegt auch nordöstlich von Elbingenalp das sogenannte Wasserthal, das zu gewisser Zeit von einem wilden Wasser durchbraust wird. Auch dorthin verlegt die Sage einen ähnlichen Drachen, unter ähnlichen Umständen. Sobald er sich umkehre, werde Elbingenalp vom Wasser überströmt und vernich-

ren Bach. Das ist die physikalische Anschauung der dortigen Leute.

163.

Der Zauberhaspel.

Einem Manne in Grünau, einem Weiler bei Elbingenalp, wurden Kuhhäute gestohlen. Da derselbe aber mancherlei Bann und Zauber verstand, und mit der Doktorei sich abgab, so nahm er ein Buch her und einen Haspel und drehte diesen einige Zeit um. Bald darauf sprang der Dieb mit den Häuten auf dem Rücken daher. Der Dieb mußte um so schneller laufen, je geschwinder der Zauberer den Haspel drehte, und dieser drehte aus Leibeskräften, daß es heftig schnurrte, so daß dem Diebe Hören und Sehen verging, und er endlich fast athemlos und keuchend jenem die Häute vor die Füße warf, indem er ausrief:

Daß dich der Teufel reite!
Da liegen deine Häute!

Hat aber niemals wieder Häute gestohlen.

164.

Der Gemsenschütz.

Zu Holzgau, der Hauptgemeinde im Oberlechthale, lebte einst ein Wildschütz, der fehlte niemals die Gemsen. Er brauchte nur den Stutzen anzulegen und abzudrücken, zu zielen brauchte er nicht. Darüber wunderte sich einer seiner Kameraden über die Maßen, und er drang wiederhohlt in den sicher treffenden Schützen, ihm das zu erklären, oder wenn es eine Kunst sei, ihn dieselbe doch auch zu lehren.

Erklären will ich dir die Kunst, sie dich lehren aber nicht, und zwar zu deinem eigenen Besten.

Sie gingen weiter mit einander, bis sich eine Gemse zeigte.

mit dem fernhintreffenden Teufelsschützen weiter geworden — wird nicht gemeldet.

165.

Der Schlangenbanner.

Nach Steeg hoch droben im Lechthale, wo die Fahrstraße endet und nur Fußwege zu den Höhen der stillen Alpenregion empor führen, kam einmal ein kundiger Mann, eine Art Zauberer, der sich herbeiließ, die Bergmähder (Bergwiesen) von den vielen Schlangen zu säubern, welche wegen ihrer immer mehr zunehmenden Menge die ganze Gegend unsicher machten. Der Schlangenbanner ging dahin, machte ein großes Feuer auf und las eine Zeitlang in einem Buche. Vorher aber mahnte er die Umstehenden, daß sie sich, sobald sie eine Schlange pfeifen hören, entfernen sollten, denn dieses sei dann die Königin, welche weiß von Farbe und mit einem Krönlein auf dem Kopfe anzusehen sei, und die er verbrennen müsse, wenn die Gegend schlangenfrei werden soll. Der fremde Mann las nun wieder im Buche, und es kamen verschiedene Schlangen daher, eine nach der andern schoß in das Feuer und verbrannte. Kurze Zeit darauf hörte man die Schlangenkönigin pfeifen, sie kam — eine weiße Schlange mit einem goldenen Krönlein auf dem Kopf — dahergeschossen in großen Sprüngen, aber sie durchbohrte den Zauberer, der sogleich schmerzvoll endete.

Dieses ist geschehen in der Gegend, wo der Kaiserthalbach in den Lech einmündet, Steeg gegenüber; dort war einstens eine Au. Der Schlangenbändiger — so sagen die Leute — ist von der Schlangenkönigin „getückt" worden, weßhalb man diesen Platz die „Tückau" geheißen. Als die Au urbar gemacht, und Häuser hingebaut wurden, blieb der Name, das Revier heißt noch jetzt „Tückenau."

Diese Sage erinnert sehr an eine ähnliche, die bei Mittewald an der Eisak lebt *).

*) Vergl. Alpenburgs Myth. u. Sag. Tir. S. 218. „Der weiße Wurm."

mythischer Spuk allgemein bekannt, und fast jedes Kind weiß folgende Geschichte, vorzüglich um Mötz herum, zu erzählen.

Es gingen einmal zwei junge Bauernknechte von Stams in finsterer Nacht nach dem benachbarten Dorfe Silz, wo sie daheim waren. Sie schlugen den nächsten Fußpfad über die Wiesen ein, welcher bei großen Eichen über den Weiler Staudach vorbei führt, links von der Poststraße, wie jeder Silzer weiß.

Kaum waren sie einige Minuten auf dem Wege, so hörten sie eine klägliche Stimme rufen: „Wohin? wohin?“ Die zwei Knechte erschracken und riefen: „Hierher!“ und gingen langsam weiter. Aber bald sahen sie eine feurige Gestalt aus dem nahegelegenen Walde heraus, und schnellen Schrittes ihnen nahe kommen. Es ergriff sie große Furcht und sie liefen aus Leibeskräften auf einem Umweg nach Silz zu, der Waldgeist aber lief hinten nach. Sobald sie das Dorf erreicht hatten, bekamen sie vom feurigen Waldgeist jeder einen starken Schlag auf den Rücken, weiters geschah nichts. Am andern Tage sahen beide an den Kleidern die Hand eingebrannt, von der sie den Schlag bekommen hatten. Wenn sie die brandige Stelle ausbessern lassen wollten, so fiel jedesmal das darauf genähte Stück Tuch wieder herunter, und die Hand kam zum Vorschein. Aber auch auf ihrem Rückenfleische blieb die Hand schwarz abgebildet ihre ganze Lebenszeit.

167.

Florinde und Heringingele.

Eine verwandte Sage von denen die man im Urgenthal, bei Strad, zu Fließ, Landeck und Ladis von der Stutza Mutza und der Hochrinta, wie in Vorarlberg von der Rutschifengga erzählt *), wird auch in der Nähe des Stiftes Stams am Inn erzählt, nur daß die Namen wieder anders lauten. Durch die Erlenau, ein

*) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 67 u. 68.

kamen diese nie gehörten Namen seltsam vor, und er wußte nicht, wo er eine Florinde finden, und des Auftrages sich entledigen solle? Als er in dem Gasthause am Ausgange der Erlenau anlangte, kehrte er ein, und erzählte dort unbefangen sein sonderbares Abentheuer. Das hörte kaum die in der Stube befindliche Magd, als sie jammernd aufschrie: Was? Heringingele ist todt? und alsbald durch das verschlossene Fenster ausfuhr, ohne dasselbe zu verletzen. Andern Tags aber, so wird erzählt, fand man in der Erlenau an dem Orte, wo die Stimme erschollen war, die arme Florinde an einem Baumast aufgehenkt. Sie war das Kind einer Fangg, wo nicht einer Saligen gewesen, und wahrscheinlich hatte sie der Riese (Wode) erwischt und umgebracht.

168.

Der Frauenschritt.

Im Norden des Landgerichtes Silz erhebt sich eine Reihe majestätischer Bergspitzen. Sie heißen: Der Mariaberg, die Sonnenspitze, der Stöttelberg, der hohe Frauenschritt, die Judenköpfeln und die Niedermunde. Mancherlei wissen die An- und Umwohner dieser Bergwelt zu erzählen von verschlossenem Metallreichthum im Schooße jener Bergeshäupter, wie nicht minder von den Wilden (Riesen) und den seligen Fräulein. Besonders lebt die letztere Sage um den hohen Frauenschritt; ganz deutlich erblickt man zu höchst am Berge den Eindruck eines zarten Fußes, und weiter unten einen zweiten, herrührend von einem Seligfräulein, das ein Riese verfolgte. Der Schritt an sich selbst war aber gleichfalls gewaltig und riesenhaft — er gab dem Berge seinen Namen. Andere behaupten, daß große oder kleine Saligen- und Riesentrittspuren, dem Gestein tief eingeprägt, sich in jenem Gebirge befinden sollen.

lichen kultivirten Bevölkerung im Verkehr standen, aber zu Zeiten sich ihr doch gutartig und hilfreich zeigten.

Eines Tages trieb ein Hirt im Dörfchen Wald seine Ziegen auf eine schroffe Anhöhe zur Weide; eine Ziege verstieg sich, der Hirte kletterte ihr nach und hatte das Unglück von einem Felsen herabzustürzen und sein Leben zu enden. Da brachte gegen Abend ein großer, fremder, wildaussehender Mann die Heerde getrieben, kam aber selbst nicht in das Dorf herein, sondern harrte draußen, und so auch beim Austrieb. Erst wunderten sich die Bewohner, dann gewöhnten sie sich an den ungewöhnlichen Hirten, der nie eine Ziege verlor, brachten ihm sein Essen hinaus, stellten es auf einen Stein, wo er es abholte, und waren ganz wohl mit ihm zufrieden, ohne seine nähere Bekanntschaft zu machen, zumal der seltsame Hirte niemals Lohn heischte, was überall äußerst gern gesehen wird.

Dieses Verhältniß dauerte über zehn Jahre an, während welcher Zeit der fremde Hirte mit keiner einheimischen Seele ein Wort gewechselt hatte. Die Bewohner von Wald, die in der Garderobe ihres Hirten endlich sehr bedenkliche und offenbare Mängel erblickten, meinten nun doch, er habe etwelche Kleidungsstücke wohl verdient, und beschlossen, ihn mit einem neuen Gewande zu beglücken. Der Schneider des Ortes mußte dieß nach perspektivischem Augenmaße fertigen, und eines Tages erfolgte nebst dem Essen die Darbringung neuer Hemden, eines Hutes, einer Weste, Joppe, Beinkleider, Strümpfe und derbsohliger Schuhe, worauf sich in bescheidener Entfernung die Männer von Wald aufstellten, um sich an der Freude zu ergötzen, welche der wilde Mann äußern werde über den neuen Anzug. Dieser kam, sah und stutzte, dann fing er an, das neue Zeug allmählig an- und das alte abzulegen, was ihm nach mehrern Versuchen auch ganz gut gelang. Er schien sich auch mit vielem Vergnügen zu betrachten, endlich ließ er einen überlauten Juchzer erschallen und sang:

Es ist anziehend, wie in dieser Sage ein sonst bei den wilden Männern nicht gewohnter Zug der Hauswichtelsage hervortritt, nur wieder mit dem beachtenswerthen Unterschiede, daß die kleinen Hilfsgeister bei solchen Beschenkungen voll Trauer davon gehen, aber der wilde Mann fröhlich scheidet.

170.

Der Biburgsee. *)

Wo der reine Spiegel des Biburgsee's über dem Dorfe Oetz sich ausbreitet, stand einst eine Behausung oder ein Schloß, Namens Biburg, mit vielen umliegenden Kornfeldern und Wiesen, die alle dem Besitzer jenes Prachtbaues gehörten. Da ihm diese sehr viel eintrugen, war er ein so reicher Mann, daß er, wie man sagt, den Stall für das Vieh nie groß genug erbauen konnte und das Getreide von Jahr zu Jahr immer mehr aufhäufen mußte, bis es, in Fäulniß übergegangen, nicht mehr zu brauchen war. Aber so wie die Armuth dem Leibe wehe thut, so thut auch der Reichthum der Seele weh! die Besitzer vergaßen, durch ihren zeitlichen Ueberfluß geblendet, immer mehr und mehr Gott und die Ewigkeit, hielten sich für unabhängige Herren, besuchten keine Messen, keine Predigten und hatten überhaupt keinen Funken von Religion mehr. Einem der letzten der Besitzer fiel es sogar ein, des Sonntags, statt die Kirche zu besuchen, unterdessen auf dem Felde zu arbeiten oder zu spielen, wozu sein Weib, ebenso schlecht wie er, nur lachte und mitmachte, ja sie soll sogar zuerst den Anlaß gegeben haben zu allem Frevel. Länger konnte der liebe Gott solchem Frevel nicht mehr zusehen. Als auch wiederum an einem Sonntage der gottvergessene Bauer mit seinem bösen schlechten Weibe und lasterhaften Knechten während des Gottesdienstes Korn vom Felde heimführte

*) Vergl. Altenburgs Myth. u. Sag. Tirols S. 237.

Haus fliehen, doch, welch Wunder! der Boden unter ihren Füßen wird lebendig, sie sehen das Haus, die Aecker und blühenden Fluren versinken, und sie selbst verschwinden unter dem Alles erfüllenden Wasser. Man sah keine Spur mehr von dem Hause, keine von den Feldern, keine von der ungeheuren Scheuer, keine von ihnen selbst, Alles hatte das Wasser verschlungen, das nun nach erfülltem Willen Gottes ruhiger zu werden anfing, und sich zu diesem stillen See bildete. Jetzt noch sieht man mitten im See bei klarem Wasser in der Tiefe einen Brunnen, der neben dem Hause gestanden haben soll. Auch wollen einige des Nachts feurige Geister auf dem See herumschweben gesehen haben; aber das böse Weib wird nur in Drachengestalt erblickt und soll oft wild herumfahren und Wassergräben auskratzen, damit das Wasser des See's wieder ablaufe.

171.

Die ungerechten Schiedsrichter.

Im vorigen Jahrhundert waren die Gemeinden Au und der Hof Klingenberg bei Oetz im Streite wegen Weide und Holzgenuß im sogenannten „Leutach-Birkenwalde." — Um den langwierigen Streit endlich auszugleichen oder zur Entscheidung zu bringen, wurden Schiedsrichter erwählt, welche jeder der streitenden Parteien Recht sprechen und deren Grenzen und Befugnisse feststellen sollten. Aber wie es mißlich ist, wenn ein Privatmann gegen eine Behörde oder eine Unterbehörde gegen eine Landesregierung streitet, da der Kleinere unter allen Umständen den Kürzern zieht, so ist auch der Streit eines Hofbauers gegen eine Gemeinde für erstern ein nur nachtheiliger, wie auch hier. Die Gemeinde Au gewann die Schiedsrichter durch allerlei für sich. Diese setzten nun die Grenzsteine, handelten aber dabei ganz parteiisch, indem sie die Gemeinde Au zu sehr berücksichtigten, wodurch der Hof Klingenberg gänzlich eingeschränkt wurde. Diese Schiedsrichter sah man nun

die Sache neuerdings auszugleichen, welches zu Anfang des vorigen Jahrhunderts geschah, bei welcher Verhandlung die gerichtlich ausgefertigte und noch im Original vorhandene Vertrags-Urkunde, in Bezug auf obige Sache sich folgendermaßen ausdrückt: „Im namben der Allerheilligisten Dreifaltighkeit, Gott Vatter, Sohn und Heilliger Geist, Khundt und zu wissen sei hirmit in diesen offenen Instrument angesiegt Mannigelichen. E. O. — Dann aber aus Jenigen, welche maistens diese vorig Strittigkheitten erwenth haben, theils verstorben und in geistweiser Gestalte bei denen neuerlich durch vorigen Comissions Spruch ausgezaigte Abmärchungen zum öfftern sehen gelassen, daß man ihre Persohnen gleichsamb genieglich erkhennen khönnen, welches die Gemeine ab Au also zu Gemieth gesiehret, daß khein andern Schuldt als weillen vor Aufgerichten Commissions vergleich und Außzaigung vorahngegagnen Viehtribs, Wunn und Waidsgenuß, Gassenerhaltung mit Zaun und Mauren einmalen zu sehen gewesen, nit sein durfte, dann, daß man den Klingenbergerhof wider altes Herkhommen zu hart eingeschränkhet und beschwert habe. Und nachdem Sy Auer sich entschlossen angedeuten Hof wiederumben in Seine alten Gerechtsambe mit obigen Besunhunngen zustellen, der Algietige Got die Barmherzigkeit erzaiget, daß seithero einiger Geist nit mer an vorigen Orthen, Gott sei ewiges Lob gesagt, sich verspüren gelassen und Zweifels ohne Ihre Seeln zu seiner Ewigen Anschauung und himmlischen Glory gelangt sein werden“ u. s. w.

172.

Das Herrenhaus zu Oesten.

In das Dörflein Oesten mit 12 Häusern und einem kleinen Kirchlein, in der Nähe von Umhausen im Oetzthale, kam einst eine Zigeunerbande. Es war schon Abend und sie dachten sich ein Nachtquartier zu suchen. Sie gingen nun von einem Haus zum andern, überall wurden sie abgewiesen, weil Nimand so verrufene Leute beherbergen wollte. Als sie nun zum letzten Hause des Dörfleins ka-

eine Unterkunft gefunden zu haben, wollten sie den Bewohnern des Hauses die Wohlthat vergelten. Sie gruben unter unverständlichen Worten und geheimnißvollen Geberden in dem Hause etwas ein und prophezeiten dann, daß dieses Haus weder verrinnen, noch verbrennen werde. Um ihrer Aussage Glauben zu verschaffen, machten sie auf dem Heu Feuer auf, ohne daß das Haus verbrannte. Was sie vorhergesagt, ging auch in Erfüllung. So brannte das ganze Dörflein ab, 3 Mal drohte das Feuer auch dieses Haus zu verzehren, vermochte aber nichts gegen den mächtigen Zauberspruch auszurichten, und das Haus blieb unversehrt. Oft zerstörten Murbrüche davor und dahinter Häuser und Felder, ließen jedoch dieses Häuschen ohne allen Schaden stehen. Und noch steht es, allgemein das Hexenhaus genannt, und erregt schon durch sein unheimliches Aeußeres etwas grauliche Gefühle in dem Wanderer. Fast gleichlautend findet sich diese Sage im Dorfe Steinbach im Thüringerwalde *).

173.

Tafel voll Feuermänner.

Eine Stunde vom Dorfe Lengenfeld im Oetzthal lag einst ein Acker, welcher unmündigen Kindern eines Bauers gehörte, der sehr arm war, aber von einem unredlichen Vormunde, einem Verwandten derselben, für sein Eigenthum in Anspruch genommen wurde und mit dem es nach Erlangung der Volljährigkeit jener Kinder zu einem Prozeß kam. Der Acker wurde von den Richtern, die durch jenen schlechten Vormund bestochen waren, diesem letztern zugesprochen. Viele Jahre vergingen; Richter und Partheien starben. Da fährt ein Knecht spät Nachts bei dem Gute vorüber und sieht mitten auf dem Felde eine flammende Tafel, an welcher der Richter und alle an dem Frevel Schuld tragenden Parteien als feuertriefende Unholde beisammensitzen und Gericht halten. Die

*) S. bei Bechstein: Sagenschatz des Thüringerwaldes. Bd. 4. S. 175—178.

174.

Der Kuhtrainpuß im Oetzthal.

Von Sölden nach Zwinselstein führt ein fürchterlicher Pfad über die Felsenwände — ein mit Holzbalken hineingeschlagener Weg, welcher Kuhtrain heißt. Einst betete eine Mutter vor dem Marterl, welches ob dem schwarzen Abgrund aufgerichtet ist; ihr Kind war etwas von ihr entfernt. Ein trunkener Bösewicht stürzt es in den Abgrund, die Mutter will es haschen und fällt auch hinunter in die tosende Oetzthaler Ache. Beide sind todt — der Bösewicht geht unbekümmert weiter, Sölden zu. Nach langer Zeit führt den nämlichen Mann der Weg dort vorbei; er blickt hinab und sieht Mutter und Kind drunten als Geister stehen (andere sagen, die Mutter allein mit hohlem todbringendem Blick). Da erfaßt ihn Wahnsinn und er stürzt auch hinab. Seitdem meidet man diesen Schreckenpfad, denn der böse Geist stößt harmlos Reisende gerne hinab — allein die Mutter und ihr Kind warnen gewöhnlich die Wanderer als Schutzgeister der Menschen.

175.

Die Fuchsfoche.

Ein wundersames Gebilde der Volksmythe in Tirol und vornehmlich im Oetzthale ist die Fuchsfoche (Fuchsfauche hochdeutsch), welches an die im deutschen Volksglauben verbreitete „Wehklage" lebhaft anklingt. Man kann die Fuchsfoche zu den „Todtenrearern" zählen; sie ist ein schauerlich durchdringendes Gewimmer, klingend, wie das Umsichfauchen eines alten Fuchses, dem ein grausamer Mensch bei lebendigem Leibe die Haut abziehen will. Es wechselt ein Geheul, wie von Fuchs und Menschen zugleich, wie wenn der Fuchs seinen Peiniger bisse, und dieser nun auch laut aufschriee. Wer die Fuchsfoche hört, mag sich auf sein letztes Stündlein vorbereiten. — Dieß ist im Oetzthal allgemeiner Glaube. Es waren einst zu Fent daselbst einige vorwitzige Burschen, die

wollten einen Furchtsamen äffen und dadurch schrecken, daß sie die Fuchsfoche nachmachten. Aber plötzlich hörten sie unmittelbar die Fuchsfoche vor sich und wandten sich schleunigst zur Flucht, aber das unholde gespenstige Wesen folgte ihnen eiligst nach. Jene Burschen sprangen in ein Haus und verspreizten die Thür mit einer Eisenstange. Da hat die Fuchsfoche das Eisen ganz krum gebogen, ist aber nicht in das Haus gekommen. Innerhalb 3 Wochen war keiner dieser Burschen mehr am Leben.

176.

Wilder Mann schaut sein Bild.

Unter der Gemeinde Wald weiter herunter am Abhang des Karresberges liegt ein kleiner Weiler mit nur vier Häusern, welcher „Waldele" (Wäldlein) genannt wird. Auch dorthin kam nicht selten ein wilder Mann von großer ungeschlachter Natur, aber nicht so menschenscheu, wie der Ziegenhirt von Wald. Er besuchte die Bauern im Heimgarten, und verkehrte mit ihnen friedlich und verträglich; nur Eine Eigenschaft offenbarte er, die Jenen nicht anstand, und das war ein gewisser Immerdurst. Getränk durfte man den wilden Mann nicht wittern lassen, doch war er nicht gerade wählerisch, er trank, was er haben konnte, Wein, Branntwein, Bier, Wasser, ja, wenn er nichts anderes fand, trank er das Wasser aus dem Schleiftrog, auf dem Holzbauern ihre Beile schliffen, und meinte: Eisenwasser macht stark. Auf etwas Steinstaub und Schmutz, womit das Trogwasser stets gemischt war, kam es ihm gar nicht an; den Arbeitern aber war diese Trunksucht lästig, denn sie mußten das Wasser nicht selten weit herhohlen, und wenn der Trog leer war, konnten sie die Beile nicht schärfen. Daher sannen sie auf Mittel, dem wilden Mann entweder seine Untugend abzugewöhnen, oder ihn ganz abzuschaffen.

Sie füllten ihm daher einmal den Trog mit Wein, und dachten, er solle davon rauschig werden, und dann wollten sie ihm gehörig das Uebrige eintränken. Der wilde Mann trank mit vollem Behagen den ganzen Trog leer, und sagte dann: Das Wasser schmecke heute wie Holzäpfel — und wurde recht lustig. Darauf füllten sie den Trog mit Branntwein, auch diesen trank der wilde

Mann aus, und sagte gar nichts, sondern fiel betrunken beim Troge nieder und schlief ein, wie ein Todter. Es war aber just schon spät, und die Arbeiter hatten dort zum Tanze zu gehen, daher sprachen sie: Der steht vor Morgen Mittag nicht auf, wir wollen ihn liegen lassen. Wie sie aber am andern Morgen wieder kamen, war der wilde Mann auf und davon. Als aber Trinkenszeit war, stellte er sich wieder ein, und das schlug den Arbeitern in alle Glieder, daß sie den wilden Mann nicht los wurden. Zu dieser Zeit kam ein Fremdling in das Thal, der war seines Zeichens ein Maler, und verstand auch die heimliche Kreide. Dem klagten die Leute ihre Noth, daß sie ihm als Gast nicht einmal einen Trunk anbiethen können, der wilde Mann zeche ihnen alles vor dem Munde weg. Da will ich bald Rath schaffen, sprach der Fremde, packte sein Geräth aus, strich eine Vorwand des Hauses mit seiner heimlichen Kreide schneeweiß an, und malte darauf den wilden Mann wie er leibte und lebte, zu jedes zahmen Mannes Verwunderung.

Wie nun der wilde Mann kam und sein Bild sah, that er einen lauten Schrei, stampfte mit dem Fuße, daß seine Stampfe noch hundert Jahre hernach sichtbar blieb, und rief:

Bin i doch derschrock'n!
Wie ist's Bild so trock'n!

wandte sich zum schleunigen Weggang und kam niemals wieder.

Seitdem kamen sehr viele Maler ins Gebirge. Man mag sie gut leiden.

177.

Die Gitterhexe.

Im Wirthshause zu Karres, nahe beim Brennbichl, kehrte ein kräftiger junger Handwerksbursche ein, und bat um Nachtherberge. Zufällig waren in der Wirthsstube mehrere betrunkene Zecher, von denen Einer zum Handwerksburschen sagte: „Du bist ein armer Häuter, das sieh ich dir übers G'wandl an; schau wenn d'm'r stantepede zur Gitterhex hinausgehst, so zahl ich dir ein Nachtessen und zu sauffen genüagala noch dazu — aber nach dem Gebetläuten mußt m'r gehn — aft gilt's — setzte er bei. Der hungrige Hand-

werksbursch schlug ein, denn der fürchtete keinen Teufel, weniger eine Hexe, an die glaubte er nicht einmal. Einstweilen trank er mit den betrunkenen Gästen und als es Ave Maria läutete, machte er sich bereit zu gehen, um so mehr als der Mond die Gegend hell beleuchtete, so daß ihm der Wirth von Ferne den Steig zeigen konnte, auf welchem die Gitterhexe ihr Unwesen trieb. Den Wirth erbarmte der junge Kerl und er sagte ihm draußen, er solle es nicht wagen, denn die Gitterhexe sei ein Gespenst, welches schon manches junge Leben geraubt habe. Sie halte sich Nachts bei einem Zaun-Gitter auf, das nahe beim Dorfe an dem Fußsteig stehe, der von Karres nach Roppen führt, und, setzte der Wirth bei: wenn Jemand vorbei geht, der sich nicht mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes bezeichnet hat oder nicht abgewaschen ist, dem geht's wie schon gesagt ans Leben, wenigstens wird er furchtbar zerkratzt, denn die Gitterhexe hat an den Händen Katzenpfoten mit langen Geierkrallen, welche giftig sein müssen, weil die Wunden niemals heilen, sondern so lang eitern, bis der Mensch hin wird.

Doch der muthige Handwerksbursche, ein muskelstarker Schmied von Profession, lachte dem Wirth ins Gesicht, befahl vielmehr ein gutes Nachtessen kochen zu lassen, und ging lustig dem Gitter zu, seinen harten mächtigen Knotenstock in der Luft radschlagen lassend. Als er zum Gitter kam, erhob sich gegen ihn her ein ungeheuer großer kohlrabenschwarzer Hund, und der bäumte sich auf, und alsbald ward aus dem kohlrabenschwarzen Hund eine kohlrabenschwarze Menschengestalt daraus — die Gitterhexe, aber sie hatte keinen Kopf auf, doch die Krallenhände waren desto rühriger sich über den Handwerksburschen herzumachen. Es war ein furchtbares Raufen, doch der Schmied schlug sie endlich mit der Wucht des Knittels zu Boden, und sie war — verschwunden.

Der Sieger kehrte dann zurück und bekam seinen Lohn, weil man von ferne sich von Allem überzeugt hatte.

Am andern Tag sah man beim Gitter den Boden voll Blut und inner dem Gitter lag eine Bäuerin des Dorfes todt geschlagen — sie war die verruchte Gitterhexe gewesen: daher ließ sie sich ohne Kopf sehen, damit man sie nicht erkennen konnte, so philosofirten die Dorfweiber. Und der muthige Schmiedgeselle hat sein Lebtag ein Klamperl anhängen gehabt, denn sein zerkratztes Gesicht

bekam böse Geschwüre, die ihm nach und nach die besten Säfte aus dem Leib zogen, so, daß er frühzeitig einrucken mußte.

Gott g'hab ihn selig!

178.

Die Klagestimme.

An einem Punkte der Hochstraße, welche von Brennbichl nach Karrösten und Karres leitet, klagen in der Fastnacht weibliche Stimmen aus dem Bette des Inn herauf mit wehmüthigem und herzzerreißendem Tone:

Brigitta, Brigitta!
Wie hast du uns übel geritta!

Einst wurde die Fastnacht lustig und fröhlich zu Imst begangen. Der Tag mit seinem Schemenlaufen und Mumereien neigte sich zu Ende, der Abend war schön, und herrlich die Schlittenbahn; alle Thalbäche waren fest zugefroren, nur der Inn, ziemlich eingeengt vom Eise, drängte noch seine raschen grünen Wellen murmelnd und rauschend durch die tief überschneiten Wiesenfluren. Da wandelte neun junge Imsterinnen die Lust an, durch eine Schlittenspazierfahrt sich abzukühlen von den Aufregungen des Tanzes und sonstiger Lustbarkeit. Burschen aber sollten nicht dabei sein. Ein großer Familienschlitten wurde bespannt, der acht von den sich zusammendrängenden Dirnen aufnehmen konnte, die neunte, Brigitta geheißen, die des Rosselenkens gar wohl kundig, und stark und kräftig war, machte den Kutscher. Lustig und rasch ging es dahin, daß die schwarzen Hengste dampften, und frohes Gelächter belebte zu tausend Scherzreden die lustige Fahrt. Im Galopp ging es über Brennbichl den Hochweg, der dicht über dem Inn sich empor zieht, gen Karres hinauf, dann wurde gewendet, und nun sauste der Schlitten wieder abwärts. Die Mädchen im Schlitten schrien ihrer Führerin zu, sie solle sich da hinunter Weile lassen, und nicht so toll fahren, denn es war an der Flußseite kein Geländer am Wege. Brigitta lachte, schalt ihre Gefährtinnen furchtsame Dinger, und trieb mit Zunge und Peitsche ihr Gespann nur noch mehr an. Der Schlitten gerieth aus dem Geleise, schwankte, und eines der Mädchen fiel heraus auf den Weg, dann schwankte

er auf der andern Seite, der des Flußes, und da war kein Halt mehr, Hengste, Schlitten und die acht Mädchen stürzten in den Inn, und das Zettergeschrei der Letzteren durchdröhnte gellend die lichte Mondnacht. Noch zeigt man die Unglücksstelle, noch hört man die erwähnte nächtliche Klage. Die Gerettete trat in ein Kloster, und betete unablässig für die Seelen ihrer Freundinnen

179.

Der graue Geist.

Unweit Imst mündet ein kleines Thälchen in das Hauptthal, das der Inn durchrollt, und an der Ausmündung steht nach dem altchristlichen Gebrauche ein Wegkreuz, an welchem die Landstraße vorbeiführt. An dieser Stelle ist es nicht ganz geheuer, obschon das Kreuz gegen Schaden des Geisterspukes schützt. Nicht selten ist es Frachtfuhrleuten begegnet, daß sie, wenn sie an jener Stelle des Nachts vorbei fuhren, einen grauen Geist durch das Thälchen schreiten sahen, der ihnen eine Strecke nachkam; so wie sie aber zu dem Wegkreuze gelangten, kehrte selbiger Geist rasch um, und wanderte wieder in sein Thälchen zurück. Noch heutigen Tages wollen Viele ihn gesehen haben, Andere aber haben ihn nicht erblickt.

180.

Der ewige Jude.

Die weit verbreitete Sage vom ewigen Juden ist auch in Tirol an vielen Orten bekannt und heimisch. Das Volk nennt ihn den „umgehadi Schuaschta," den umgehenden Schuster. Man erzählt von ihm im Alpbachthale, in Schwaz, im Eisackthale, auf dem Heiligblut-Tauern, am ausgebildetsten zu Brennbichl, dicht bei Imst. Dort lautet die Sage also:

Ahasverus, der Schuster von Jerusalem, der unserm Heiland auf seinem schweren Gange nach Golgotha nicht eine kurze Rast auf seiner Schwelle gönnen wollte, wurde zum rastlosen Umherwandern auf Erden verdammt, bis zum Tage des Gerichts, an welchem der Herr selbst zu kommen verheißen hat. Sterbensmüde muß der

ewige Jude wandern, nicht als Geist, sondern als Mensch mit Fleisch und Bein, und alle Last menschlicher Gebrechlichkeit ertragen So überwandert er von einem Jahrhundert zum andern das Erdenrund. Wer ihm begegnet, dem läuft ein kalter Schauer durchs Gebein, und eine unerklärbare Unruhe erfaßt ihn, die nur dann erst schwindet, wenn er darnach einen armen Fremden beherbergt.

In dem Weiler Brennbichl kommt, wir dort die Sage geht, der umgehende Schuster auf seiner Wanderung erst alle fünfhundert Jahre einmal. Als er zum erstenmale dorthin kam, war Brennbichl eine Stadt, beim zweitenmale war es ein See, beim drittenmale war es ein Berg. Beim jedesmaligen Hinkommen fragte Ahasver die Bewohner, ob sie wüßten, was vor fünfhundert Jahren an ihrem Ort gewesen sei? Und da meinten Leute stets nichts anderes, als was jetzt auch da sei, worauf er sie eines Bessern belehrte; sie glaubten ihm aber nicht. Beim letzten Besuche hatte er einen furchtbaren Hunger, und da er im Wirthshause am Berge etwas zu essen erbat, stellte man ihm eine große Pfanne voll Muß (Mehlbrei) auf einen Holztisch vor das Haus, und er aß so gierig, als hätte er tagelang gefastet. Die Bauersleute würden Mitleid mit ihm gehabt haben, wenn sie nicht gewußt hätten, daß ihr Gast der umgehende Schuster sei. Er mußte, und daran wurde er erkannt, beständig um den Tisch herum gehen, während er sich sättigte, denn er darf nie und nimmer rasten. Wann er wieder nach Brennbichl kommen wird, etwa nach einhundert fünf und siebenzig Jahren, findet er vielleicht nicht mehr den kleinen Weiler mit den traurigen Erinnerungen (in der Nähe von Brennbichl verunglückte bekanntlich den 9. August 1854 König Friedrich August von Sachsen), den er finden würde, käme er jetzt.

Zu Schwaz im Unterinnthal soll der umgehende Schuster erst zweimal gewesen sein. Beim erstenmale war es eine große Erlenau, beim zweitenmale war es eine Stadt, beim drittenmale wird es wieder eine Erlenau sein. Am ausgebildetsten erscheint die Sage vom ewigen Juden auf dem Matterhorn über dem Visperthale, welche in Ludwig Bechstein's deutschem Sagenbuch Nr. 18 beschrieben ist.

181.

Der heilige Kreuzpartikel.

Nahe bei Tarrenz liegen die düsteren Trümmer des Schlosses Alt-Starkenberg. Dort hauste ein wilder Ritter, welcher vom Christenthum wenig oder nichts hielt. Um so frommer war der Bruder Starkenbergs, der seinen Sitz auf dem nahen Schlosse Kronburg hatte, welches jetzt auch nur mehr eine Ruine ist. Dieser Kronburger Starkenberger folgte seinem frommen Drange und machte einen Kreuzzug in das heilige Land, während sein Bruder seine Kreuz- und Querzüge auf die heimatlichen Wälder beschränkte. Jener war so glücklich, Jerusalem erobern zu helfen, und gewann alldort ein ziemlich großes Stück vom Kreuze Christi, das Werthvollste, das er mitbringen konnte. Diesen Kreuzpartikel schenkte er seinem Bruder in der Absicht, vielleicht sein Herz zu rühren, und ihn für den Glauben zu gewinnen. Dieser aber — als der fromme Bruder ihn verlassen — besah den Partikel um und um und sagte:

Schau — ein Stück faul's Holz,
Aus dem Fenster soll's!

und warf den Span vom heiligen Kreuze aus dem Fenster hinab in den Wallgraben. Welche Strafe für diese Missethat den Starkenberger ereilte, verkündigt die Sage nicht, jedenfalls wird sie empfindlich genug gewesen sein. Aber der Kreuzpartikel im Wallgraben unter Dornen und Disteln leuchtete jeden Abend und die Nacht hindurch so hell wie der Morgenstern; das gewahrte ein alter Diener, stieg mit Gefahr seines Lebens in den Graben, und erhob die werthe Reliquie. Er verehrte dieselbe in die Kirche zu Tarrenz, und noch heute wird dieser, dem Hochaltare dieser Kirche einverleibte merkwürdige, große Kreuzpartikel allgemein verehrt und bewundert.

182.

Der böse Klausmann.

Im Dorfe Mils bei Imst hauste ein reicher Bauer, dem gehörte nahe am Inn und weit hinein ins Larsenthal viel Wald, davon er einen guten Theil schlagen ließ. Damit ihm aber nicht

ein guter Theil gestohlen werde, wollte er das Holz schleunigst heimschaffen; sein Spannvieh reichte aber dazu nicht aus, und seine Nachbarn in Mils besaßen auch nicht dergleichen, um es ihm zu leihen. Darauf wendete sich der reiche Bauer nach Imst und sprach dort Bekannte um Ochsen an, sie lachten ihn aber alle aus und schlugen ihm sein Anliegen rund ab. Wir haben unser Vieh nicht dazu, daß es sich an deinen Holzstämmen abschinde — sprachen sie — und Andere sagten: Was willst du denn dein Holz heimfahren? Flöß' es doch. Setz dich doch auf jeden Stamm und reite darauf herunter! Und was solcher Spottreden mehr waren. Da ergrimmte der Bauer in seinem Inneren, wurde sehr böse und zornig, und sagte: Nun gut, ihr guten Imster, ich dank euch für diesen Rath, ich will mein Holz flößen — und ging von hinnen.

Der Bauer ging flugs in seinen Wald im Larsenthale, baute in den Larsenbach eine ungeheure Klause (Wasserschwellung), daß er fast zu einem See aufstieg, und warf alle Stämme hinein. Nun wartete er in böser Absicht auf Hochwasser; endlich kam anhaltender Regen, die Bergwässer schwollen an, strömende Fluthen wogten aus der Rosanna und Trisanna (Rosanna und Trisanna sind Seitenflüße des Innstromes aus dem Patznauner- und Stanzerthale) in den Inn, der an sich schon tobte wie ein Ungethüm. Jetzt schlug der Bauer die Schleußen der Klause auf, und die Stämme stürzten krachend hinaus und hinab in die wirbelnde Strömung des Inns. Da sausten die gewaltigen Stämme hin, wälzten sich, stemmten sich, stopften das Strombett, und das ganze Thal bei Imst bis hinauf über Mils nach Zams wurde ein gewaltiger See, alle Felder und Wiesen der Imster wurden überfluthet, verheeret, und mitten auf dem wogenden See saß der Bauer auf einem Baumstamme, jauchzte rachefreudig und wahnsinnig auf, und ging dann in den Wogen unter. Noch immer muß er als Putz jauchzen und lärmen.

183.

Die Schatzhüterin im Tobel.

Es kam einmal ein Wandersmann, in Gedanken ganz versunken, zwischen Imst und Landeck zum Wirtshaus in Lasalt. Da

eine Zeitlang stehen und bemerkte endlich am Ofen ein schönes Weib, das dem Tanze zuschaute, und auf einen Tänzer zu warten schien. Der Reisende bat es daher mit ihm zu tanzen, wozu es auch gleich willfährig war. Nachdem aber das Paar drei Tänze mitgemacht hatte, bat die Unbekannte den Wanderer, er möchte mit ihr vor die Thür hinaus gehen. Draußen hob sie also an: Ich bin ein Geist, und du kannst mich erlösen. Dort oben im Tobel unter den Felsenwänden hab' ich zu meinen Lebzeiten einen Schatz vergraben, und jetzt muß ich dabei bleiben, bis er gehoben wird. Geh jetzt mit mir, und alles Geld ist dein, und ich bin erlöst, nur darfst du dich durch nichts erschrecken lassen, was da auch kommen mag, denn es wird dir nichts geschehen. Es wird zwar der Berg herabzustürzen und dich unter seinen Trümmern zu begraben drohen, ja noch Schrecklicheres wird kommen, aber besorge nichts, alles ist Blendwerk. Es kann dir kein Leid geschehen. Und hast du den Schrecken überstanden, dann sind wir Beide glücklich! — Also sprach die schöne Tänzerin und der Wandersmann stieg mit ihr den steilen Pfad hinan zu dem Tobel. Als sie droben ankamen, fing es an zu krachen, als wollte der Berg herabstürzen, und die Felsentrümmer rollten auf den Wanderer zu und drohten ihn jeden Augenblick zu zerschmettern. Ein Krachen und Getöse ließ sich vernehmen, als wäre das Ende der Welt nahe. Da übermannte den Jüngling Furcht und Zagen und er suchte sein Heil in schneller Flucht. Und sonderbar, da war Alles wieder still und ruhig, als wäre nie etwas vor sich gegangen; aber den Geist hörte er seufzend und klagend rufen: Ach warum hast du mir nicht gehorcht? jetzt muß ich wieder fünfzig lange Jahre harren und leiden, bis ich wieder da hinunter komme zum Tanz; und einen Jüngling erwarten; weiß Gott ob mich dann Einer auffordert zum Tanze, und ob er mich dann erlöst! — Mit diesen Worten war Alles verschwunden wie ein Traum. Nur in der Seele des Jünglings blieb die Reue über seine Feighett lebendig — vielleicht sein ganzes Leben lang.

184.

Der Kirchenbau zu Landeck.

Als man Landeck erbaute, und schon mehrere Häuser standen, dachten die Leute frommen Sinnes daran, auch eine Kirche zu bauen, und gingen rüstig ans Werk. Allein nicht lange hatte der begonnene Bau gedauert, so fand sich bald da bald dort etwas geschädiget oder niedergerissen, und das wiederholte sich mehr und mehr. Darauf beschlossen die Bauleute, Wache zu halten und zu sehen, wer so freventlich das Werk der Zerstörung an ihrem frommen Bau verübe.

Siehe, da kam gegen Mitternacht eine ganze Schaar Teufel und riß Alles nieder, was am Tage zuvor aufgerichtet worden war. In der zweiten Nacht nahmen die Bauleute einen Geistlichen zu Hilfe, der beschwor den Obersten der Teufel, und fragte ihn, warum sie diesen Bau hinderten? Der Oberste der Teufel antwortete trotzig: Ich leide es nicht, daß hier eine Kirche gebaut wird! und alsbald begann aufs Neue das teuflische Werk der Zerstörung. Hierauf wurde der Bau auf einige Zeit eingestellt. Es begab sich aber, daß etliche Riesen durch das Land zogen und, da sie den sonderbaren Kirchenbau erblickten, fragten, was das bedeuten solle? worauf ihnen die Leute genau Alles erzählten. Da sagten die Riesen: Baut nur wieder fort, wir wollen Euch helfen. Der Bau wurde nun aufs Neue begonnen, Tag und Nacht fortgesetzt, und die Riesen standen mit ihren großen Schwertern dabei; sobald um Mitternacht die Schaar Teufel wieder kam, um den frommen Bau zu zerstören, wurden sie von den tapfern Riesenrittern verhindert, bekämpft und vertrieben. Da zogen die Teufel bald ab; früher aber fragte ein Geistlicher den Luzifer, wie lange sie ihr verdammtes Spiel zu treiben gedenken? und Luzifer drohte dreimal noch zu den Mauern der Kirche zu kommen, und erst dann, wenn es in dieser Zeit keinem der Teufel gelingt, zu den Mauern zu gelangen, so werde er niemals mehr wiederkehren. Es geschah auch Alles so: die Teufel mußten auch das zweitemal abziehen, aber beim drittenmale war ein Riese krank geworden, deßhalb mußten sich die Anderen furchtbar anstrengen, es wurde gar hitzig gekämpft, so zwar, daß es einem Teufel gelang, an die Mauer zu kommen, was nun zur Folge

hatte, daß die Teufel in der nächsten Nacht abermals kamen. Da war aber der kranke Riese schon wieder gesund; mit vereinten Kräften wurden die Teufel endlich vertrieben, sie kamen nicht wieder und die Kirche wurde ruhig aufgebaut. Und als die Arbeit vollendet war, setzten die Riesen den Hahn der Wachsamkeit auf die Kirchthurmspitze, gingen weiter, man wußte nicht wohin, und ist keiner mehr gesehen worden; auch von den Teufeln ist nichts mehr gehört worden, es nahte sich keiner mehr der Kirche, außer in scheinheiliger Menschengestalt.

185.

Vom Kirchenbau zu Landeck.

(Eine andere Sage.)

Als vor vielen Jahrhunderten das Tiroler Land noch gar wenig bebaut war, wegen großer Wildnisse und vieler wilden Thiere, standen da, wo heute Landeck steht, erst zwei Häuser. Eines Sommertages gingen die beiden Besitzer, Bauern, mit ihren Leuten auf das Feld, und es blieben nur die beiden Bäuerinen und deren Kindsmägde zurück. Die Weiber kochten für ihre Männer und die Arbeitenden auf dem Felde das Mittagessen, geboten den Kindsmägden fein zu Hause zu bleiben, und trugen die Speisen auf das Feld. Beide Kindsmägde aber wandelte die Lust an, ein wenig spazieren zu gehen, jedoch die anvertrauten Kinder mitzunehmen, weil das Wetter gar so schön war. Sie lustwandelten beide eine Strecke, da sprach plötzlich die Eine zur Andern: Du laß uns umkehren! mich überfällt ein schreckliche Angst; als müsse sich ein Unglück zutragen Die Begleiterin suchte aber Jener die Furcht auszureden, und sprach: Laß uns ein frommes Lied singen, das vertreibt die ängstlichen Gedanken. Die Mägde sangen, da scholl im ganz nahen Walde ein überlautes Gebrüll. Die Aengstliche erbebte aufs Neue, allein die Beherzte sagte: Laß es brüllen, es dürfte etwa der Teufel sein, welcher sich am christlichen Gesange ärgert. Der kann uns nichts thun. Sie sangen muthig weiter, aber da brüllte es noch einmal noch näher und noch einmal ganz nahe, und aus dem Walde stürzte ein Bär und ein Wolf auf die entsetzten Dirnen zu, und entrissen ihnen die Kinder. Heulend und

schreiend eilten nun die zwei Mägde auf das Feld, von wo nun nicht minder ein Zettergeschrei der Mütter zum Himmel aufstieg, während die Männer mit Heugabeln und was sie zur Hand hatten, in den Wald stürzten, aber nicht die mindeste Spur von Bär und Wolf fanden. Die Weiber eilten den Männern nach, und groß war der Jammer. Da hörten die Bekümmerten eine Stimme rufen, sahen aber Niemanden. Noch einmal rief es, und kam von einer Höhe, und siehe, wie die Leute aufschauten, hing an einem Baum ein Muttergottesbild, das den Leuten zurief: Wollt ihr mir hieher eine Kapelle zu bauen geloben, so will ich des Bären Wuth stillen, und dem Wolf den Rachen sperren. Das gelobten Jene schnell, und alsbald fanden sich die beiden Kinder unverletzt im Walde wieder. Darauf wurde die Kapelle erbaut, und in derselben das rettende Muttergottesbild zur Verehrung aufgestellt. Das ist der Ursprung der ersten Kirche zu Landeck, die später vergrößert wurde.

186.

Der heilige Baum.

(Eine dritte Sage über den Kirchenbau zu Landeck.)

Hinter der gothischen Pfarrkirche zu Landeck stand bis zum Jahre 1822 ein uralter Fichtenbaum, der ward „der heilige Baum“ geheißen, und war hochverehrt im Alterthume. Dieser Baum stand im finsteren Urwald, denn dazumal war Landeck noch nicht, nur ein bäuerliches Einödenwesen fand sich in dem grünen Waldgau. Und an dem heiligen Baum fand sich einst wunderbarer Weise ein Muttergottesbild, welches bald solche Gnaden ausspendete, daß männiglich, wer's vermochte, dahin wallfahrtete.

Es war im Jahre 1265, als die zwei frommen Eheleute des Einödhofes, der auf Trams ob Landeck stand, und Heinrich und Eva hießen, von der Feldarbeit nach ihrem Heim eilten, aber die entsetzliche Kunde aus dem Munde der Dirne vernahmen, welcher die Obhut ihrer zwei Kinder anvertraut war, daß sie von wilden Thieren, das eine von einem Wolf, das andere aber von einem Bären geraubt worden wären. Sie wollten fast sterben vor Jammer und eilten in ihrer großen Noth zum heiligen Baum und baten

vor der guten Gottesmutter knieend um Hilfe und Rath. Und siehe da, die heilige Jungfrau half alsbald auf wunderbare Weise: der Wolf und der Bär kamen mit den vermißten Kindern im Rachen daher, und legten sie lebend und wohlerhalten vor dem Wunderbilde zu den Füßen der Eltern. Aus Dankbarkeit und zur Erinnerung an diese Begebenheit ward neben dem heiligen Baume erst ein kleines Kirchlein „zur Mutter Gottes im finstern Walde" gebaut, und das Mirakelbild dort beigesetzt. Der Bau war im Jahr 1270 vollendet, die Kirche wurde aber nach und nach vergrößert, so zwar daß jetzt dasselbe kleine Kirchlein das Presbyterium der Pfarrkirche zu Landeck bildet. Diese Sage wird als die genauere und wahre angenommen, und ist die Begebenheit gemalt an der Wand der Kirche zu sehen.

187.

Die Sattelhexe.

Im Schlosse zu Landeck hauste eine Hexe, die hatte einen Sattel, und wenn sie irgendwohin fahren wollte, so setzte sie sich auf denselben, und fuhr unsichtbar von dannen. Wenn sie kein Salz für die Küche hatte, dann setzte sie Früh das Mehl und die Milch zum Muß an das Feuer und sich auf ihren Sattel, und fuhr nach Hall, nahm dort Salz so viel sie wollte und brauchte, und war wieder da, ehe der Brei zu sieden begann. Nach mancherlei verübten Unthaten wurde diese Sattelhexe eingezogen, ihr der Prozeß gemacht, und sie feierlich verbrannt, worauf sie aber graulich als Geist umging und spukte, und noch immer spukt, bald in Menschen- bald in Hundegestalt, und die Schloßwache erschreckte, damals nämlich, als noch eine Wache droben war. Einst rief ein Soldat den Hexenspuk an, und als er keine Antwort erhielt, feuerte er — die Kugel fuhr aber durch einen Schatten, prallte an eine nahe Mauer an, schlug zurück, fuhr in den Soldaten und verwundete diesen lebensgefährlich. Nachher hat Keiner wieder auf dem Schlosse Wache stehen wollen.

188.

Die Hexe Stase.

Die Sage von der Sattelhexe wird auch noch in einer anderen Weise, und etwas ausgeschmückt, erzählt. Sie lebte als Bäuerin auf dem Zöbelehof unweit der Straße, die von Landeck hinauf gen Prutz führt, und hieß Stase. Ihr Aussehen war echt hexenhaft furchtbar und schreckhaft, und ebenso waren auch ihre Hexenthaten als: Vieh sterben lassen und Wetter machen. Wenn Letzteres geschah, ritt die Hexe Stase auf ihrem Sattel durch die Lüfte, und kehrte die Wolken mit ihrem Besen zusammen. Da gab es Hagel und Muhren und schreckliche Wassergüsse, und allerlei Unheil und Unglück. Die Hexe Stase hatte einen Mann, der war ein Schuster und arbeitete im Lande herum bei den Leuten auf der Stör. Er besaß ein kleines Feld, auf dem er Gerste gesäet hatte; diese war geschnitten, lag in Schocken (Garben) auf dem Felde, und sollte nun heimgeschafft werden. Es drohte aber schon früh gar arg mit Gewittern, und die Hexe hatte vor, ihren Sabattag zu feiern; sie widersetzte sich daher dem Befehle ihres Mannes, die Gerste heimzuschaffen, und sagte ihm, er solle nur auf seine Stör gehen, sich um nichts bekümmern, sie werde die Gerste schon heimführen. Der Mann ging, und er blickte von dem Hause, darin er just arbeitete, besorgt nach seinem Felde und seinen Gerstenschocken.

Das Gewitter stand schon hoch über dem Thale — da sah der Schuster seine böse Runsa daher gesaust kommen; sie saß auf ihrem Sattel, hielt ihre Gabel wie eine Lanze, stach eine Garbe an, und flog mit ihr davon, und im Hui erhoben sich alle Garben und flogen nach, und in seinen Stadel hinein, als kaum die ersten Tropfen fielen. Gleich darauf brach das gräuliche Ungewitter los. — Dem Mann graußte — er ging nach Landeck zum Gericht und zeigte sein Weib an; alsbald wurde dieselbe gefangen, und in einen kupfernen Kessel gesetzt, denn sie durfte die Erde nicht mehr berühren. Man verurtheilte sie zum Feuertode, und sie sprach noch, als sie den Scheiterhaufen bestieg: „Heute macht es warm." Lange Zeit wurde noch auf dem Schlosse zu Landeck der Sattel gezeigt.

189.

Schwarze und weiße Gestalten.

Im Schlosse Landeck war es vor Zeiten nicht sehr geheuer, denn da gingen in der Hausflur viele stumme Geister hin und her, die waren theils schwarz, theils weiß, und wer sie gesehen, ging nicht ein anderesmal in die Nähe.

190.

Der Bafer auf Tobin.

Im Stanzerthale, zwei Stunden oberhalb Grins, das nahe bei Pians liegt nach der Grinserspitz hinauf, liegt die Alpe Tobin. Dort hinan stiegen im Jahre 1854 zwei Wildschützen; es war Herbst, das Vieh ganz vor Kurzem von der Alpe abgetrieben, und die Hütten standen leer. Die Nacht war kühl, und die Schützen, die an der Grinserspitz und am Tamin wildern wollten, entzündeten ein tüchtiges Feuer mitten in der Almhütte, an dem sie sich wärmten, und legten sich dann bald nach eilf Uhr auf die Schlemm (Pritsche); das Feuer aber hatten sie vorher noch mit starken Scheitern wohl genährt. Mit einemmale erhob sich ein Lärm und Sausen und Brausen um die Hütte und über ihr, daß die Schützen nichts anderes glaubten, als das Dach werde über ihnen zusammenbrechen. Vorläufig aber krachte blos die Thüre auf, und es trat ein Ochse von unglaublicher Größe mit geraden Hörnern herein, trabte in der Hütte herum, ging dann in den Milchkeller hinein und durchstöberte auch den, dann kam er wieder heraus, und trat zu den auf der Schlemm liegenden Schützen, deren Furcht unbeschreiblich war — fügte ihnen jedoch kein Leid zu, sondern wandte sich von ihnen ab zum Feuer, und „bafte" ihnen dasselbe aus, indem er so lange Wasser auf dasselbe geiferte, bis kein Funke mehr glimmte. Dann verließ er die Almhütte — aber auch die Wilderer fanden für gerathen, dieselbe zu verlassen, und ihr Nachtquartier lieber auf einem großen Baume zu suchen, um nicht wieder mit einem solchen Ochsen in nähere Berührung zu kommen, was immer eine mißliche und nachtheilige Sache ist. Dabei wurden sie inne, daß sie einen Fehler gemacht, und die Almsitte übergangen hatten, weil die Hütte schon leer war. Es muß nämlich dieser Sitte zu Folge

jeder Schütze, der in einer Sennhütte übernachten will, auch wenn sie verlassen oder leer ist, zuerst die Thüre öffnen und laut um die Gestattung der Nachtherberge bitten. Bleibt Alles still, so mag er eintreten, rührt sich's aber, oder meldet sich etwas nach seiner Frage, dann kann er nicht sonder Lebensgefahr und Abenteuer bleiben. Das wissen alle alten Aelpler im Oberinnthal.

191.

Der Geist des Ehemannes.

Im Stanzerthale lebte einst ein sehr uneiniges Ehepaar. Endlich erkrankte der Mann, und da sein Weib es ihm an jeder Pflege fehlen ließ, so starb er. Wie er aber gestorben war, so kam er in jeder Mitternacht, setzte sich vor das Bett seines Weibes, rührte sich nicht, sprach auch nicht, sondern sah es nur immerfort an, bis die Glocke zum Gebet läutete. Das war für das Weib eine entsetzliche Pein, diese stete Gegenwart eines eben so langweiligen als verhaßten Gespenstes, schon beim Leben verhaßt. Die Frau ging zu einem Geistlichen, der im Rufe stand, Geister bannen zu können, und bat ihn um Abhilfe. Der Geistliche sagte diese auch zu, stellte ihr aber die Bedingung, sie müsse den Geist zu ihm über's Joch tragen, wo er wohnte, denn zu ihr könne er nicht kommen, das sei zu weit. Zugleich lehrte er sie ein kurzes Gebet, mit dessen Hilfe sie den Geist ihrem Willen folgsam machen könne. Nun bezeigte das Mannesgespenst ganz und gar keine Lust, sich bannen zu lassen, aber die Kraft des Gebetes zwang ihn zum Gehorsam, und er kroch traurig auf die Kraxe, machte sich aber so schwer, als ihm nur immer möglich war. Und so wurde er über das Joch getragen und kam seiner gewesenen Frau zum erstenmale erträglich vor. Der Pfarrer nahm den Geist in Empfang und brachte ihn auf seine Studierstube; doch was er da mit ihm vorgenommen, weiß man nicht. Vielleicht hat er ihm eine gelehrte Abhandlung über den zweiten Band von Göthe's Faust vorgelesen, und ihn durch tödliche Langeweile gequält, und da ist der Geist auf einmal auf und davon, und hat sich weder bei selbigem Pfarrer, noch bei der früheren Frau wieder blicken lassen. Die Frau war heilfroh

und freite bald darauf einen anderen Mann, mit dem sie sich besser vertrug.

192.

Der Schneider im Alberkasten.

Im Oberinnthal und namentlich in der Gegend von Stanz bei Landeck ist die Sage vom Alber, welche eine Ausgeburt des Aberglaubens ist, und anderwärts „feuriger Drache“ heißt, noch ziemlich allgemein. Der böse Feind, denn der und kein Anderer ist der Alber, fährt Nachts durch die Lüfte daher, bald in Gestalt eines brennenden Besens, bald als eine über und über glühende Schöpfkelle, bald als eine feurige Truhe, oder in runden kugelähnlichen Formen. Wo der Alber aufsitzt, was er bisweilen thut, da verbrennt alles Gras, verdorrt jeder Baum, jedes Erdreich wird zu Stein, denn der Teufel ist von Anbeginn wider Gottes Natur.

Eines Abends ging ein Schneiderlein aus Grins, das in Stanz gewesen war und sich etwas lange daselbst verweilt hatte, wieder heimwärts. Es war fast dunkel, und der Bach im Köter-Tobel brauste und rauschte gar wild und ungestüm. Gleichwohl gruselte dem Schneiderlein nicht, denn es war gar keck und beherzt, und mochte wohl abstammen von dem Schneiderhelden, der, wie das Märlein lautet, sieben auf einen Streich gefällt. Als aber der gute Schneider auf der Brücke stand, die kühn über den wilden Fernerbach-Tobel gespannt ist, und sich von ungefähr umsah, da erschrack er doch, denn hinter ihm her von Stanz herauf fuhr ein brennendes Ding pfeilschnell durch die Luft, das dem Alber so ähnlich sah, wie ein Ei dem andern. Es war ein flammender Besen, aber so groß, daß, wenn ihn einer hätte handhaben können, gleich ein ganzes Dorf damit wegzukehren gewesen wäre. Der Schneider duckte sich, schlug seine drei Kreuze und sprach sehr schleunig einen Segen — und glücklich fuhr knisternd und knatternd der Besen über ihn weg, aufwärts nach Grins zu. — Hoi! Hoi! rief der Schneider, als das böse Ding vorüber war, mit beherztem Gelächter: Du hoaschts gneadig! Wenn d'nu nuit vagößa hoascht! — Kaum waren diese Worte gerufen, und die Brücke

aber dießmal mäuschenstill. In der Luft posaunte eine Höllenmusik, und wie die feurige Kelle vorbei fuhr, da sah sie aus wie ein großer Kasten — und da stach den Schneider dennoch der Hafer und er schrie hinauf: Tumml di, daß da aucha kimmscht! Dein Kamerod ischt schua voaraus! — — Tumml di o! zetterte plötzlich eine Stimme aus der glühenden Truhe, die bis hinauf ans Brandjöchle und bis hinunter in's Sannathal hillerte. Und mit einemmale fuhr es dem Schneider in die Beine wie ein Blitz, daß er laufen mußte, laufen, laufen, bis er endlich an ein Waldkreuz kam, an das er sich anklammerte, und fast athemlos zusammenbrach.

Zitternd und bebend am ganzen Leibe ging endlich der Schneider, als er sich ein wenig erholt hatte, weiter, und sehnte sich sehr nach Grins, hatte aber noch ein gut Stück Weges, denn Grins liegt von Stanz drei viertel Stunden ferne, und der Weg ist bergan beschwerlich. Und an diesem Wege stand jetzt etwas, und dieses etwas war ein Putz. Selbiger Putz vertrat dem Schneider jeden Tritt und Schritt, und ließ ihn nicht vorüber. Da aber erwachte im tapfern Schneider die angeborne Kuraschi, er wurde ganz gallig und fluchte: „Oz höllisch'r Teufl, doa wollt i decht liaba im Oalb'rkoaschta mit au-cha foahra, aß daß mi so a Karli von am stiergrindat'n Putz ver'n Narra hoatt!" Kaum war das letzte Wort gesprochen, so war der Putz weg, und der Alberkasten war da, stand auf dem Wege und glühete, und die Thür sprang auf, und ein Teufel kam heraus, der erwischte den Schneider, that ihn in den Kasten, kroch nach, und schnappte das Thürl zu. Gleich hob sich der Kasten wieder und fuhr dahin, aber nicht nach Grins, sondern weiter, über Grins weg, hoch, hoch hinauf zur Grinserspitz, wo der eiskalte Ferner liegt, zwischen dem Kaiserjoch und dem Passeierspitz. O du arme Schneiderseele! Diese Sage erzählen die Stanzer gar gerne den Schneidern, um sie zu giften und in den Harnisch zu bringen, was auch jedesmal zu gelingen pflegt.

193.

Der Kuhtrager.

Mitten im Stanzerthal liegt der Ort Petneu, in Büchern und auf Landkarten auch Petnen geschrieben, vom Volke aber Petnui gesprochen (alturkundlich Bodennui), und von dortaus führt ein Fußsteig zur Alpe Reindl empor. Auf dieser Alpe büßt ein Hirte als Putz ob grausamen Frevels, den er gegen eine Kuh verübte. Dieser Hirte war sehr faul und lag lieber im Alpengrase, als daß er das Vieh hütete, daher faßte er einen unbändigen Haß gegen eine Kuh, welche frisch und munter, freilich oft gar zu weit, im Walde herum lief, daß sie der faule Hirte stundenlang suchen mußte. Auch verirrte sie sich oft auf gefährliches Gewände und auf steile Felsen, wo sich dann der Hirte fürchtete, und sein Haß nur grimmer wurde. Wart nur Beschti! brummte der Hirt, mi tratzest gwiß nit z'lang! und legte alsbald frische Baumrinden auf einen Steig, der über thurmhohe Felsenwände vorbei führte, und welchen die Kuh gewöhnlich überschritt.

Am zweiten Tage schon trat die Kuh auf die Rinden, von denen die inwendige glatte Seite auswärts gekehrt war, schlüpfte aus, und kollerte in die Tiefe, daß alle Knochen zerbrachen. Der Hirte, der in der Nähe war, lachte aus vollem Halse, und sagte: Das möchte ich sehen, wie die Kuh nun wieder herauf gehen wird? und lachte noch mehr. Allein der Hirte lachte gar nicht lange, denn er erkrankte bald darauf, und starb im Herbste, nachdem er von der Alpe abfuhr.

Einige Tage später, als der Hirte auf dem Friedhofe begraben worden, suchten einige Jäger in der verlassenen Alpenhütte Unterstand, um günstige Birschzeit abzuwarten; da hörten sie abwärts der Kaserhütte im Wald bei den hohen Felsenwänden gar jämmerlich seufzen und schnaufen, und meinten daher, daß entweder ein fremder Jäger oder ein Wurzengraber verunglückt sei, dem sie zu Hilfe eilten. Der Mond schien glashell, daher konnten sie an der Stelle, von welcher das Seufzen sich hören ließ, Alles genau überblicken, und sie sahen zu ihrer nicht geringen Ueberraschung den ehemaligen Hirten der Alpe, den man erst eingegraben, so wie er leibte und lebte, mit unsäglicher Mühe und Anstrengung

fort, er war halt zu dieser Strafe verdammt worden.

Nicht weit von der Alpe steht eine Brennhütte, da soll einmal zum alten Brenner, während des Enzianbrennens, dieser Almputz gekommen sein. Der alte Brenner war ein frommer Mann, hatte daher weder Putz noch Teufel zu fürchten, und scheerte sich auch nichts um Beide. Aber weil der Putz gar so traurig vor ihm stand, fragte der Brenner denselben, ob er viel leiden müsse? ob er zu erlösen sei? Da sagte ihm der Geist, daß das was und wie er leiden müsse, jeder Stein zeige, und bat ihn um einen Stein in die hohle Hand. Der Brenner legte ihm einen Stein in die hohle Hand, und sogleich wurde der Stein glühend, schmolz wie Blei und rann blauroth glühend hinab. Nun siehst du es selbst, was ich leide, sprach der Putz und setzte noch bei, daß das Leiden nicht sobald zu ändern sei.

Später hat ein alter Mann den Putz bespracht, und gefragt, wie oftmal er in vier und zwanzig Stunden — also Tag und Nacht — die Kuh hinauf trage? worauf der Geist ein dumpfes: dreimal! hören ließ, mit dem Beisatze, daß mit jedemmale nur ein Pfennig vom Werthe jener Kuh abgebüßt werden könne, und bis nicht der ganze Werth also errungen sei, vermöge Keiner ihn zu erlösen.

194

Die wunderbaren Bilder.

Nahe bei Stanz unweit Landeck ragt auf einem Felsen eine Burg in Trümmern, die alte Feste Schrofenstein. Das Schloß soll schon zu den Römerzeiten erbaut worden sein, und erlebte mancherlei Schicksale. Eine Sage von ihm scheint in fernliegende Zeit zu fallen. Nach ihr wurde die alte Burg von einer sehr frommen Familie bewohnt, und von einem sehr erbitterten Feind lange und hartnäckig belagert, der aber mit seinen Pfeilgeschossen gegen die festen Thürme und Mauern nichts ausrichten konnte. Der Feind

nicht an Korn zu fehlen, und im Keller lag ein Faß Wein, das so unerschöpflich war, wie das gesegnete Oelkrüglein der Witwe. Auch sah man noch großmächtige Alpenkäse, so groß wie Mühlsteine, zum Trocknen aufgestellt. Gleichwohl stand es mißlich um die Frommen in der Burg — das Korn war zu Ende, man ließ aber die Mühle leer gehen. Die Käse waren ausgehöhlt und, was der Feind sah, war deren Rinde. Der Wein, den man dem Feind zum Frühstück hinabsandte, gehörte zu den letzten Flaschen aus dem nun leeren Faße. Der Feind aber dachte: Sie malen noch, sie haben noch große Käse, sie zechen noch Wein, wer weiß auf wie lange — du willst Zeit und Geld sparen und abziehen. Gedacht, gethan, und die Frommen, die nur noch drei Tage zu leben gehabt hätten, waren erlöset. Da ließ die Familie zum Danke so viele Heiligenbilder schnitzen, als sie Häupter zählte, und sie in der Kirche zu Landeck aufstellen. Diese Bilder hatten alle offene Augen. Aber so wie eines der Familienglieder mit Tod abging — schloß eines der Bilder seine Augen für immer zu. Die Bilder sind noch immer in der Kirche zu Landeck zu sehen.

195.

Der Teufel von Stanz.

In der Kirche zu Stanz war der Altar fertig gebaut, man war aber noch nicht entschieden, welchem Heiligen man den Altar weihen sollte. Da fand ein Bauer an der Stanzerwand beim Holzschlagen eine Zirbenbaumwurzel von ganz auffallend monströser Gestalt. Dieselbe hatte, wenn man nur halbweg ein wenig daran schnitzelte und besserte, die Form des leibhaften Teufels, wie er häufig dargestellt wird. Man beschloß nun mit Hilfe eines geschickten Bildschnitzers, dem das Bild des heiligen Erzengels Michael zu schnitzen übertragen worden war, diese Teufelswurz als Drachen zu verwenden, und den Teufel zu des Erzengels Füßen zu postiren. Und so ist's geschehen; das Doppelbildniß wurde ober dem Altare aufgestellt. Der Engel ist schön, aber der Teufel über alle Maßen

gräulich anzusehen, so daß von einem häßlichen und dabei bösartigen Menschen in der ganzen Umgegend sich das volksübliche Sprichwort verbreitet hat: Er ist wüster, als der Stanzer Teufel. Ein reisender Engländer und Curiositätensammler, der nach Stanz kam, hörte die Geschichte und trug großes Verlangen, das Teufelsmonstrum zu kaufen; er bot ein schönes Stück Geld, aber die deßhalb zur Berathung zusammenberufene Gemeinde gab allstimmig die Erklärung ab: Unsern Teufel behalten wir. Wer einen Teufel braucht, mag zusehen, wo er einen herbekommt, den unsrigen geben wir nicht her.

Wenn der selbige Engländer zu mir gekommen wäre, fügte der Erzähler dieser Sage hinzu, ich hätt' ihm schon einen Teufel verrathen wollen, noch häßlicher als der Stanzer.

196.

Die glühenden Kohlen.

Unweit Pians trägt eine kleine Anhöhe Reste eines zerfallenen alten Schlosses, das zum Bauernhofe im Laufe der Zeiten herab sank. Niedrige Häuser und Hütten traten an die Stelle gewaltiger und trotziger Kemenaten und Burgstädel. Das Volk nennt die Trümmer wie das Gehöft Ischl (nicht mit Ischgl, dem Hauptorte des gleichnamigen Gerichtes im Patznaunerthale zu verwechseln), und erzählt, daß man in den Trümmern an Festvorabenden oder an Quartembertagen klägliche Stimmen vernehmen kann, die um Erlösung flehen. „Heidnische Grafen" sollen das ehemalige Schloß erbaut, ihre Reichthümer den Umwohnern abgepreßt, und sie dann an heimlichen Orten wohl verborgen haben. Dafür müßten sie nun zur Strafe hier bis zum jüngsten Tage ihre Schätze hüten und ihrer Erlösung harren.

Ein Besitzer dieses Hofes hatte eine etwas kecke Magd, die vor nichts sich zu fürchten vorgab. Da sie die einzige Magd im Hause war, mußte sie fast alle Arbeiten besorgen; daher stand sie einmal auf, um für die Knechte das Frühmahl zu bereiten, in der Meinung es sei die Morgendämmerung nicht mehr ferne; sie machte Licht und ging in den Keller, um die Milch zu holen: wie sie aber das Luck (die Fallthür) aufmachte und in den Keller

hinab stieg, sah sie unten eine Gesellschaft von mehreren „Grafen,“ welche eine besondere altmodische Kleidung anhatten, und mit goldenen Kugeln auf goldene Kegel schoben, und neben der Kellerstiege erblickte sie glühende Kohlen unter einem Kessel. Die Magd fürchtete sich nicht und ließ die Grafen ihr Spiel fortsetzen, welche sich auch gar nicht um die Magd bekümmerten. Sie nahm beim Fortgehen einige glühende Kohlen mit sich, denn sie fand das sehr erwünscht, weil sie auf dem Herde Feuer aufmachen mußte, und machte das Luck wieder zu. Aber als sie mit den vermeintlichen Kohlen das Holz anzünden wollte, da wars ander's, denn sie waren auf einmal in herrlich funkelnde Kronenthaler verwandelt, und im freudigen Schrecken rief die Magd die Hausbewohner wach, welche ihr jedoch keinen Dank wußten, sondern sie ausschalten, daß sie so früh Lärm mache, da doch kaum zwölf Uhr, die Mitternacht, vorüber sei; doch vernahmen sie die Erzählung der Dirne nicht ohne Verwunderung, und als sie die Kronenthaler nun selbst besahen und befühlten, und als echte anerkennen mußten, erwachte die menschliche Neigung, dergleichen auf so mühelosem Wege mehr zu erhalten, und so drängten die Hausgenossen Kopf an Kopf in den Keller; da waren aber weder Kugeln noch Kegel noch Kohlen zu erblicken, auch keine Grafen, sondern nur Kröten.

Außerordentlich ähnelt diese Sage einer, die zu Lorch am Rhein bekannt ist; nur ist dort der Bauernhof eine Mühle, die Grafen sind fremde Männer, und die Kronenthaler sind Goldstücke.

197.

Fack mit Knoschpen.

In der Gegend um Landeck lebt die Sage noch bis in die neueste Zeit fort, daß auf der Alpe Flath sich eine merkwürdige Almsudl blicken lasse. Zur genannten Alpe führt der Weg von Pians links empor, erst über Wiesen, dann durch Wald, innerhalb zweier Stunden. Es war im Jahre 1850, daß ein altes Bettelmännle hinauf stieg, und als es noch etwa einen Büchsenschuß von der Hütte entfernt war, unter einem großen Baum sieben Schweine sich herumtreiben sah, von denen eines ein ganz beson-

schuhe) an den Füßen trug, wie die Aelpler und Stall-Leute gewöhnlich zu tragen pflegen. Der Bettler zog sich von der Nähe der Schweine etwas furchtsam zurück, trat in die Kaserhütte ein und fragte so nebenbei die Sennerin: Wie viel Facken habt ihr hier oben? Die Sennerin antwortete: Sechs. — Ei, antwortete das Bettelmännlein: Ich habe doch sieben gezählt, und war eine große Fack dabei, die hatte gar Knoschpen an den Füßen und grunzte überlaut. Die Sennerin rief den Hirten und eilte mit demselben zu dem Baume, unter dem die Schweine ihren Stand hatten, aber siehe, da lagen alle ganz ruhig da, keine grunzte, aber es waren nur sechs. Wie beide zur Hütte zurück kamen, des Vorsatzes, den Bettler tüchtig auszuschelten, daß er sie genarrt, fanden sie diesen wehklagend mit dick aufgeschwollenem Kopfe, und er sagte, es sei eine Sennerin stillschweigend hereingetreten, die habe just solche Knoschpen an den Füßen gehabt, wie er an der Fack gesehen, und habe ihn angeblasen. Das Bettelmännchen blieb unwohl und fühlte sich todtkrank. Der Hirte führte es herunter in das nächste Dorf zum Geistlichen, der es benedicirte, aber schon nach zwei Tagen lag es todt auf dem Rechtbrett. Hirte und Sennerin auf der Alpe Flath wußten gar wohl, was es mit der Fack mit Knoschpen für eine Bewandtniß habe. Es hatte früher eine Sennerin auf der Alpe gelebt, die sich an den Schweinen versündigt hatte, und die nun dazu verdammt war, als eine Almsudl, selbst als eine Fack mit Schweinen zu leben und mit ihren Knoschpen droben herum zu hoppern. Ihr Aufenthalt war eine nahe Kluft, aus der sie unversehens hervor kam, sich zu den Schweinen gesellte, heftig grunzte, und dann sich wieder hinein verlief.

198.

Der Ritter auf Wiesberg.

Beim Eingang ins Paznaunerthal steht auf sonnigem Hügel die gebrochene Veste Wiesberg. Der Wiesberger Ritter war ein

gar wilder Geselle, und lebte mit vielen seines Gleichen, dem Raube und jeder Gewaltthat ergeben, auf seiner unüberwindlichen Burg. Reich war er wie kein anderer im Gau, daher ließ er unter der Burg ein langes Gewölbe in den Felsen brechen, zu einer Kegelbahn gestalten und mit goldener Kugel und silbernen Kegeln versehen. Es war um die Zeit als das junge Christenthum durch eifrige Apostel ins Land getragen, und die milde Lehre überall bereitwillig aufgenommen wurde. So drang die Christuslehre auch über Vintschgau, Oberinnthal ins Stanzerthal, doch der wilde Ritter verhinderte den Eingang derselben ins Paznaun. Grausam verfolgte er die neuen Christen, grausamer ihre begeisterten frommen Priester, und mit Trotz und Hohn verschwelgte er bei Becherklang, Nachtgelagen und Kegelspiel jene Festtage, welche die Kirche als besonders heilig der stillen Andacht empfiehlt — kurz er war einer jener Gottlosen, der, wie auch jetzt unter den Christen viele, die Festtage mit Uebermaß an sinnlichen Genüssen feierte.

Als endlich der böse Ritter gestorben und sein Leib in die Gruft getragen war, da sah man nur zu deutlich, daß der Gestorbene keine Gnade vor Gott gefunden, denn er wandelte als unseliger Geist in nächtlicher Weile durch die Gänge und Hallen oder er bestieg ein feuriges Roß und ritt ins Thal, wo er die Wanderer dermaßen verfolgte, daß sie große Umwege machten, um nicht in die Nähe des Verruchten und Verfluchten zu kommen. Nicht selten sieht man den wilden Ritter als feurige hohe Tanne im Walde brennen, beim Morgengrauen aber zieht er ins Schloß, steigt in die Tiefe und spielt mit andern verdammten Rittern mit dem goldenen und silbernen Kegelspiele, und wirft so laut drein, daß es an einer gewissen Stelle am Berge genau gehört werden kann. Diese Sage gehört zu denen, in welchen sich die Riesenmäre zur mittelalterlichen Rittermäre verjüngte und umbildete; das Kegelschieben im Berge begegnet sehr häufig in den Sagen waldiger Gebirge, bald aber sind es Riesen, bald sind es Ritter, und oft noch knüpfen sich andere Beziehungen daran an, Kegel aufsetzen, Wein holen u. dgl. durch unschuldige Mädchen oder Jünglinge, die dann insgemein schönen Lohn davon tragen.

ab, und er mochte an dessen Stelle gerne ein Neues haben, war aber in keiner Feuerversicherungsanstalt und besaß kein Geld. Nahm daher seine Zuflucht zum Teufel, und gelobte ihm auf Verlangen sein einziges Kind, wenn der Teufel vom Abend zum Morgen bis zum Hahnschrei ihm ein neues Haus fertig baue. Bald nach geschlossenem Pakt bereute diesen der Bauer, und wurde tief niedergeschlagen, weßhalb seine Frau ihn fragte, warum er so traurig sei? Der Mann sagte ihr offen den Grund; sie sagte ihm eben so offen, daß er ein ganz z'ritt'r und z'nicht'r Lump sei, der ein Kind um ein Haus dem Bösen opfere. Wie nun das Bäuerlein heulte, daß es zum Erbarmen war, sprach die Frau, er möge sich nur beruhigen, sie wolle die Sache schon richten. In der Nacht ging das Bauen los und das Haus wuchs zusehends. Schon stand es unter Dach und Fach, und der Teufel, nachdem er sich zuvor als erstaunlich rascher Maurer, Zimmermann, Tischler, Schlosser und Glaser gezeigt, zeigte sich nun ebenso als Dachdecker. Jetzt war es Zeit etwas zu thun. Die Frau fing ihren Hahn, tauchte ihn in einen Zuber voll Wasser, und ließ ihn laufen. Just fehlte nur noch eine Schindel — der Hahn aber war ärgerlich, schüttelte und pluderte sich, und krähte laut seinen Zorn in die Nachtluft hinaus. Der Teufel, der eben die letzte Schindel einziehen wollte, erschrack, und meinte, sich verspätet zu haben, zumal alle Hähne der Nachbarschaft vom Schlafe aufgeweckt nun auch zu krähen begannen, obschon es noch viel zu früh war. Da warf der Teufel voller Zorn die Schindel nach dem Hahn, und fuhr ohne Kind auf und davon. Der Bauer ließ nun das Haus innen auskleiden und fertig machen und zog mit den Seinen hinein; im Dach blieb aber stets eine Lücke; niemals blieb eine Schindel dort liegen, wo des Teufels Schindel fehlte, und kein Mensch vermochte dort eine zu befestigen.

See herum, waren sehr gutmüthiger Art, halfen in den Häusern die Arbeit fördern, und zeigten sich hilfreich wie sie nur konnten, hütheten auch die Heerden sehr gerne. Und weil es ganz kleine Hüther waren, so haben sie die feineren Leute auch Hütherchen, Hütherlein, Hüth'rchen oder Hüthchen benamset, denn der Name „Hüther" wird gewöhnlich statt „Hirte" gebraucht. Er ist „Hüther" im Sommer, im Winter wird er „Fütterer."

Ein Zwerg ließ sich bei einem Bauern von See als Ziegenhüther anstellen, und holte die Ziegen täglich in der Nähe des Dorfes ab — ins Dorf hinein jedoch ging er nie, — führte sie auf die Weide, brachte sie Abends wieder vor das Dorf und verlor sich darauf im Gebirge. Die Bauern sendeten ihm das Mittagessen auf höchst originelle Weise, indem sie es auf die Hörner eines Ziegenbockes banden, welches der Zwerg dann herab nahm und voll Freude verzehrte. Auf eine andere Weise rührte er nichts an. Einst wollten ihn die Bauern besonders überraschen und schickten auf obige Weise dem Zwerge ein schönes rothes Festtagröckel zu. Wie derselbe aber das rothe Röcklein gewahrte, sagte er traurig vor sich hin: Nun kann ich nicht mehr Ziegen hüthen, weil sie mir ein neu roth Röcklein biethen, — ging hinauf ins Gebirg, und ward nicht wieder im Thal erblickt.

Auch in Etschland begegnen ähnliche Sagen.

201.

Der untreue Hirte.

Von einem untreuen Hirten geht, wie nicht selten auf manchen andern Almen, auch im Paznaunerthale die Sage, wie seine Leitkuh sich immer sehr weit verlief, und ihm manche Plage machte, dadurch, daß er sie lange suchen mußte. Dann schlug er unbarmherzig auf das arme Thier los, und endlich legte er lange Baumrinden neben einander über einen tiefen Tobel, und wie die Kuh an jene Stelle kam, meinte sie, es führe eine Brücke über den

was er gethan, aber seine Strafe war schon verhängt. Vom Tage seines Todes an mußte er als Geist wandern, und tagtäglich eine Kuh aus jenem Tobel zur Höhe tragen, die jedesmal wie der Fels dem Sisyphus auf der Höhe ihm wieder entglitt. Einst besprach ein Hirte den Geist in der Hoffnung ihn zu erlösen, allein derselbe wimmerte, er könne nicht so leicht erlöset werden. Fünfzig Gulden war die Kuh werth — seufzte der Geist, und jedes Jahr schreiben mir die Engel einen einzigen Groschen Münz ab von meiner Sündenschuld — nun rechnet selbst, wie viele hundert Jahr ich büßen muß.

202.

Herenritt und Hufeisen.

Zu Gries im Paznaunerthale lebten zwei junge Bursche, Brüder, mit einander sehr einträchtig, ihr Vater war todt, ihre Stiefmutter lebte noch. Der Eine war stattlich wohlgenährt, der Andere aber magerte zusehends ab. Eines Tages, als der Bruder den letztern besorglich fragte, ob er sich denn krank fühle, weil er so gar schmächtig aussah, seufzte der Magere, und begann dem Bruder sein Leid zu klagen. Jede Nacht und jede Nacht, sagte er: kommt unsere Stiefmutter, wirft mir einen Sattel auf den Rücken, und da werde ich gleich ein Pferd. Dann besteigt sie mich als böse Trud, reitet auf mir durch Nacht und Wind, Graus und Nebel, in einen wilden Wald, dort bindet sie mich an einen Baumstamm, und begibt sich dann unter einen andern in der Nähe, wo sie mit einer großen Herenschaar tanzt, schmaust und buhlt. Ist das Gelage und die Raserei zu Ende, so besteigt sie mich wieder, reitet auf mir nach Hause, nimmt mir den Sattel ab, und ich werde dann wieder Mensch. Daß solcher Herenritt nicht fett und wohlbeleibt macht, kannst du dir an den Fingern abzählen. Nachdem der eine Bruder diese seine Erzählung geendet

hatte, sprach der andere: Weißt du was? Lasse mich heute an deiner Stelle liegen. Ich will das Ding doch auch einmal probiren, vielleicht kann ich dir davon helfen. Gern willigte der geplagte Bruder ein, ließ den andern vorn im Bette liegen, und dem geschah nun alles wie jenem, und war ihm durchaus nicht wohl bei der Sache. Am Baume angebunden aber rieb und rieb er so lange am Stamme, bis der Sattelgurt platzte und der Sattel abfiel, da wurde er gleich Mensch, und war nicht mehr Pferd. Er versteckte sich und sah dem Hexentreiben ferner zu, bis die Zeit kam, daß er zu Ende ging, da fuhren alle Hexen davon, nur seine Stiefmutter nicht, weil sie ihr Pferd nicht fand. Wie sie sich noch nach diesem ängstlich umsah, stülpte ihr der Stiefsohn hinterwärts den Sattel auf den Nacken, und da wurde sie alsbald zur Stute, und er saß auf und ritt auf ihr heimwärts.

Am Wege stand eine Schmiede, vor dieser hielt der Reiter sein Roß an, rief den Schmied und geboth ihm, sein Roß mit neuen Hufeisen zu beschlagen. Dieß geschah, und nun ging der Ritt rasch nach Hause. Der Stiefsohn führte das Pferd in die Schlafkammer der Stiefmutter, nahm ihm dort den Sattel ab, ging, verschloß die Kammer, und kroch zu seinem Bruder in's Bette, dem er noch vor dem Einschlafen alles erzählte. Am andern Morgen erschien die Stiefmutter nicht in gewohnter Weise beim Frühstück — die Brüder gingen nach ihrer Kammer, da lag sie blutig und todt auf dem Bette, und hatte an Händen und Fußsohlen nagelneue Hufeisen, die noch heiß waren und wie die Hölle brannten.

Verwandte Sagen von solchen Hexen und Teufelshufeisen finden sich allenthalben in Deutschland bis zum Norden hinauf, besonders aber in Baiern, Salzburg und Tirol.

Auch sonst finden sich nicht selten Leute, die der Teufel reitet, doch sind sie nicht allemal Rösser, sondern häufig nur Kameele.

203.

Die Hexenfahrt.

Aehnliches, wie es eine Höttinger Sage kündet, wird auch im Patznaunthale erzählt. Ein Weib im Hofe Moos, die Bäurin

selbst soll es gewesen sein, schlich sich nächtlicher Weile von des Mannes Seite, den es schlafend wähnte; er aber war wach, schlich der Bäuerin nach und sah, wie sie mit der Hexensalbe sich bestrich, und hörte sie dann die bekannten Hexenfahrworte aussprechen: Oben hinaus und nirgend an! und flugs flog sie davon. Gleich that der Mann es ihr nach, strich sich, sprach das Zauberwort und ward im Hui durch die Luft auf einen Hexenboden entrückt, den ein Palast voll Pracht und Glanz schmückte, den Tanz und Lustbarkeit erfüllte, in dem die Tische mit Wein und Speisen sich unter der Last der Geräthe bogen. Der Kreis zahlreich versammelter Hexenweiber zog den Mann in seine Wirbel, an seine Tische, und er tanzte mit und sah sich köstlich bewirthet. Sein Weib bot ihm Kuchen dar, davon nahm und aß der Mann, aber er schmeckte wie Judenmatzen, war ohne Salz und Schmalz. Der Mann hatte etwas Salz in seiner Tasche, das streute er auf, und aß und sagte: Das Salz ist doch eine herrliche Gottesgabe! Da krachte es um ihn, als berste der Berg, Lichter und Feuer erloschen, alles schwand, und der Mann saß allein auf einem Felsen in öder finsterer Wildniß, und als es Tag wurde, kannte er sich doch nicht aus in der Gegend und konnte auch nicht vom Felsen herab. Er wartete bis zur nächsten Nacht, frierend, hungrig und durstig. Da erschien die Gesellschaft wieder, da war alles wie vorher, und der Mann bat seine Frau, ihn nicht abermals allein zu lassen. Als der Hexensabbath beendigt war, nahm sie ihn mit, führte ihn daheim auf den Mist und wollte ihm einen Eid des Schweigens abnehmen, dafür ihn aber in das Hexenbündniß aufnehmen.

Er sollte sagen:

Ich trete auf diesen Mist
Und schwöre ab dem Herrn Jesu Christ.

Er aber sprach:

Ich trete auf diesen Mist,
Und dich hinein, Luder das du bist!

nahm den ersten besten Knittel, schlug die Hexe todt und trat sie wie sie war in den Düngerhaufen hinein.

204.

Truden in Patznaun.

Auch die Trudensage lebt im Patznaunthale in ganz ähnlicher Weise, wie anderwärts in Thälern Tirols *). Die Trud überfällt die im Halbschlummer Ruhenden so rasch, daß ihnen keine Zeit bleibt sich auf die rechte Seite zu wenden, denn vermögen sie das, so hat die Trud keine Macht mehr über sie. Auch nützt es, ihr beim Eintritt eiligst den Kopfpolster entgegen zu werfen, dann muß sie auf demselben in der Mitte des Zimmers während der Nacht sitzen bleiben und bei Morgengrauen gehen, ohne jenen, auf den sie es abgesehen hatte, zu beunruhigen, noch viel weniger zu drücken. Noch ein Mittel gibt es, dem unter dem schrecklichen Druck der Trude aufs höchste beängstigt Leidenden Hülfe zu schaffen. Man muß ihn bei seinem Taufnamen rufen, dann muß vor dem heiligen Laut die Teufelstrud flugs entweichen.

Gewisse Constellationen bestimmen manche Menschen Truden zu werden, selbst gegen ihren Willen. Sie müssen dann drücken, sei's Mensch, sei's Thier, oder sei's selbst ein Baum im Walde. Gewinnen sie so viele Macht über ein lebendes Wesen, es todt zu drücken, so endet ihr Trudenthum, sie sind dann befreit von der Qual, Andere zu quälen. Ein Bauer, der unter dem Trudendruck heftig und allnächtlich litt, klagte einem Bekannten sein Unglück Dieser rieth ihm, er möge, um befreit zu bleiben, nur ein Laubmesser auf seine Brust legen, die Schärfe (schneidige Seite) gegen diese, so könne die Trud nicht ankommen. Der Bauer aber dachte: Druckt die Trud, so druckt sie mir das Messer in die Brust, er legte also das Messer mit der Schärfe und dem Hacken nach oben. In der Nacht fiel es auf ihn wie ein Nußsack, fiel aber auch alsbald mit einem starken Schnaufen von ihm ab und neben ihm ins Bett. Dem Bauer grauste, er stieg auf und schlug Licht. Da lag sein guter Rathgeber todt im Bette, das Laubmesser tief in die eigene Brust gedrückt. Es war eine männliche Trude, sie hatte den Bauer durch das Messer tödten wollen, um sich selbst

*) Siehe Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 266 u. f.

zu befreien, denn durch den bloßen Druck können Truden selten tödten. Nun war er hin.

Von einer weiblichen Trud wird aber Folgendes erzählt:

205.

Schier todt drücken.

Ein junger Bursche liebte ein Mädchen und besuchte sie zu Nacht. Da strebte sie fort und sagte. Ich muß hinaus in den Wald, ich muß einen Baum drücken. Narr! sagte der Bursche, druck doch lieber mich — er dachte Wunder wie wohl ihm solch Drücken thun werde. Da warf sie sich über ihn und drückte ihn, daß er schier den Tod davon hatte. Das Mädchen war eine angehende Trud.

206.

Fahlende Schüler.

Im Patznaunthale begegnet statt des sonst wohl üblichen Ausdruckes: „Fahrende Schüler," die Bezeichnung: „Fahlende (fehlende) Schüler" — und es scheint derselben mehr als bloß sprachliche Abwandlung zum Grunde zu liegen. Der Ausdruck wird verschiedentlich erklärt. Einige behaupten, daß der Name von fehlen, sündigen, nämlich Zauberwerke treiben, herkomme; andere sagen, daß der Teufel Schule halte, wobei er stets nur 11 Schüler zulasse, Einer davon bleibe sein Eigenthum, dieser f e h l e folglich an der Zahl der Zauberlehrlinge; noch andere meinen, die zehn übrig bleibenden fehlen dem Teufel, diesen kann er nichts anhaben, weil er an dem Einen schon seinen Lohn dafür hat, und sie ihre Zauberwerke frei und ungehindert muß üben lassen. Die Sagen von diesen Schülern stimmen meist völlig überein mit den bereits bekannten von fahrenden Schülern *), weichen aber auch ab, wie die folgende: Ein fahlender Schüler kam nach S e e, wo die Bauern sehr von Beißwürmern geplagt waren, und erbot sich, ihre Felder und Triften von diesen zu befreien, falls nicht auch ein weißer

*) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 319 — 320.

Wurm sich sehen lasse, denn nur dieser sei mächtiger als er und würde ihn tödten, weil er (der f. Schüler) dessen Unterthanen vernichte, denn der weiße Wurm sei der Schlangenkönig. Die Bauern versicherten dem f. Schüler, nie einen weißen Wurm gesehen zu haben. Nun errichtete der Hexenmeister eine hohe Säule (in ähnlicher Sage bestieg er einen Baum), bewaffnete sich mit einem Schwerte, stieg hinauf auf die Säule und ließ rings um dieselbe ein Feuer anzünden. Droben las er nun aus einem Buche Zauberformeln, da ringelten sich von allen Seiten die Beißwürmer herbei und in das Feuer, in welchem sie alle verdarben. Der fahlende Schüler aber blickte oft ängstlich hinauf in den Wald, und mit einemmale rief er aus: Wehe mir! Ich bin verloren! Ihr habt mich betrogen! — Vom Schellerwasserfalle herab schoß ein großer weißer Lindwurm daher, stürzte sich in das Feuer, ringelte sich unverletzt an der Säule empor, aber der Schüler stand muthig und kampfgerüstet droben, und schlug mit einem Hieb seines scharfen Schwertes dem züngelnden großen weißen Lindwurm das Haupt ab. Seitdem wird zwischen dem Scheller- und dem Habiger-Bach kein Wurm mehr erblickt; jenseits des Baches aber gibt es deren so viele, daß sehr Noth thäte, es käme wieder ein fahlender Schüler sie zu vertilgen.

Auch die Bergspiegelsage ist im Paznaunthale genau so heimisch, wie im Innthale und anderwärts, ebenso die Goldbründleinsage, die sich gewöhnlich mit einander mischen, und in welcher Venediger-Mandeln eine Hauptrolle spielen.

207.

Da Beargspiagl.

Zur Abwechslung solle hier ganz getreu dialektisch die Sage folgen, wie sich die Paznauner erzählen:

Da Beargspiagl.

A mal ist auf Versing doba a Hiart gwößt, der hat as Tags untarm bunta a Mandli g'söhn; dös Mandli hat alli Oepas z'erbadat beim a Brünnla. Doa dönkt am dar Hiart: „Jatz möcht i döcht wissa was dös Mandli thuat“ und geaht darzua aht. Doa fößt dös Mandli alli Sond us am Brünnli usa in an Sack, und

wöck, druter sin zwoa Drögla, die voll Sond sin; dö Sond fössest in und geahst ga Venedi darmit und frögst miar nach und bringst mar dö Sond, i weardi guat bezahla dafür."

Was dar Venedigar un Hiarta auftraga hat, dös thuat er. Er geaht zum Brünnla hin, findet die Drögla, fößt da Sond in und kimmt darmit ga Venedi. Dört frögt 'r döm und döm nach, doa weist man'm zuama Palast hin, dear hat ausg'schaut wia a Fürsta-Palast. Und wia ar zu den Mandla kimmt, doa hat's gonz anderst ausg'schaut as im voariga Jahr auf Versing; a Hear wie Fürst, umgöba von 'nra Dianarschaft. Da wartat ma döm Hiarta auf mit da bösta Speisa und mit Wein, und voar ar gänga ist, ist ar no reichli mit Gold bezahlet worda, und doa söt der Hearr no zuam Hirta: „Witt no söha was dein Weib daham thuat? — Wie der Hiart Ja söt, bringt der Hearr an Spiagl und heißt'n drin schaua, und doa hat ar deuli g'söhn wie sie die Kindar putzt.

Und wia ar ham kimmt, hat ar'm dönkt: as künfti Jahr will i für mi sald dö Sond holn und will'n verkosa; aber wia ar wiedar dö Sond holn will, hat ar wödar Sond noch Brünnli mia g'funda und seidar hat die Drögla und da Goldsond Niamad mia g'funda; und dear Spiagl, dö der Venedigar un Hiarta zagat hat, dös is a Beargspiagl g'wößt, durch dö söcha d' Venedigar d's Gold in da Bearg und überall hin wo sie wölla.

208.

Zwerge strafen die Gemsjäger.

Die Volkssage im Patznaunerthale legt nicht nur den Selig-Fräulein und Wildfräulein die Vorliebe für die Gemsen und deren Hegung in unterirdischen Felshöhlen bei, sondern auch den Bergzwergen oder Nörgglen, (Nörgglein). Auch diese schirmen und bewachen das wilde Alpenvieh, ihre Kühe, welche sie melchen und deren Milch sie trinken. Als eines Tages eine Gemse außen blieb, und nicht zum melchen herein kam, suchten die Zwerge im Walde

herum, und fanden dieselbe nebst dem Jäger, der sie geschossen hatte, in einer kleinen Holzbütte. Alsbald drängten sie zu Hauf durch die Fenster und durch die Thüre auf ihn zu, sich ins Unendliche vermehrend und drohten ihn zu erwürgen oder zu erdrücken. Der Jäger sah ein, daß mit den kleinen „Baureln" nicht zu spassen sei, entschuldigte sich und versprach künftig hin nie eine Gemse zu schießen — auf diese Zusage ließen sie ihn in Frieden und verloren sich nach und nach so wie sie gekommen waren.

Der Jäger aber war ein verdorbener Mensch, der hielt sein gegebenes Manneswort nicht und ging bald darnach wieder auf die Gemsenjagd. Das sahen die Zwerge und stürzten ihn über den hohen Felsen hinab, der in der Nähe des Dörfleins See steht. Ist ihm auch recht geschehen, sagen die Leute — wer nicht Wort haltet, soll gestraft werden.

209.

Der Klaubauf.

Irgendwo im Patznaunerthale, den Ort nennt die Sage nicht, lebte ein unglückliches Ehepaar, das unter Andern auch ein Kind hatte, welches ihnen sehr viel Verdruß machte und durchaus nicht gehorchen wollte. Oft drohte die Mutter dem Kinde: Wenn du gar nicht folgsam sein willst, so übergebe ich dich ganz gewiß einmal dem Klaubauf! Aber diese Drohungen nützten wenig oder gar nichts; das Kind blieb böswillig, halsstörrig und unfolgsam und schlug Mahnungen und Drohungen der Aeltern in den Wind. Als nun der Sankt Nikolaustag heran kam, welcher den guten Kindern schöne Geschenke bringt, da stellte sich am Vorabend desselben in der Stube, wo sich das ungerathene Kind mit den Aeltern befand, ein furchtbar häßlicher Klaubauf ein, mit langen Hörnern und glühenden Augen. Dieser fragte die Eltern mit hohler Stimme: Darf ich das schlimme Kind da mitnehmen? — Die Eltern hatten zwar keinen Klaubauf bestellt, meinten aber, daß ein Nachbar sich den Spaß gemacht habe das Kind zu erschrecken und auf bessere Bahn zu lenken, und sagten: Ja! Der Klaubauf fragte zum zweitenmale: Darf ich es wohl gewiß mitnehmen? Und abermal erlaubten es die Eltern. Nun fragte der Klaubauf zum drittenmale:

zusehen, wohin der Klaubauf mit dem Kinde gegangen sei, fand sich nirgends eine Spur, kein Tritt vor dem Hause, der frischgefallene Schnee überdeckte alles rundherum rein und sauber, und das Kind war für immer verloren; der Klaubauf war kein Maskenscherz, es war der Böse. Die Mutter ist an Gewissensscruppeln siech geworden und bald gestorben.

210.

Schrecke Niemand!

Die Geisterwelt läßt nicht mit sich freveln, darum sollen verständige Eltern auch nicht ihre Kinder mit Klaubausen, Fanggen und sonstigen Unholden, oder gar mit dem Teufel bedrohen oder wirklich schrecken.

Einst ging ein Holzknecht im Paznaunerthale gegen Abend vom Holzziehen nach Hause, behangen mit seinen Ketten und Stricken, und überholte auf dem Wege ein armes altes Weiblein, das unter der Last eines schweren Korbes keuchte, und nur langsam vorwärts zu schreiten vermochte. Der Holzknecht dachte mit losem Sinn: Wart Alte, ich will dir besser Bein machen, schritt voraus und stieg, als er dem Weibe durch eine Wendung des Pfades aus den Augen war, auf eine alte Tanne dicht am Wege, die mit ihren Aesten über die Straße reichte.

Kaum war das Weiblein unter dem Baume weg, so ließ sich der Holzknecht unter lautem Kettengerassel dicht hinter der Alten herabfallen, darüber diese so furchtbar erschrack, daß sie umsank und eine Zeitlang bewußtlos am Boden liegen blieb, auch nachher nur mit größter Mühe sich wieder aufzuraffen vermochte. Eines andern Abends kam derselbe Holzknecht sehr ermüdet an derselben Stelle, und hart an der Tanne vorüber, und gedachte seines schlechten Scherzes, den er sich mit der armen furchtsamen Alten gemacht, welcher der Schreck in alle Glieder gefahren war, und die noch da-

heim krank lag; da rasselte es plötzlich über ihm im Gezweige furchtbar mit Ketten, und gleich darauf plumpste etwas dicht hinter ihm nieder. Darüber erschrack nun auch der Holzknecht bis zum Tode, lief zitternd und zagend nach Hause, und ging lange siech und bleich im Gesicht umher, sagte aber lange Zeit Niemanden, was ihm widerfahren.

So wurde er gestraft für seinen Frevel an der armen alten Frau.

211.

Wie Christli Kuhhaut mit einem Riesen raufte.

Zur Zeit, als Christli Kuhhaut lebte, wohnte ob dem Paznaunerthale noch ein Riese vom alten Geschlecht, der alle Welt bekämpfte und niederwarf. Kein Mensch vermochte ihm zu widerstehen, und obschon er die von ihm Gefällten nicht tödtete und nicht auffraß, so mußten sie sich doch von seiner Hand mit Gaben lösen, je nachdem sie zu geben vermochten. So wurde der Riese der Schreck des ganzen Thales. Da machte sich endlich Christli Kuhhaut auf, den Kampf mit jenem zu bestehen, und fuhr auf einem Wagen nach dem Platze, wo der Riese weilte. Dieser ließ sich lange nicht blicken, und Christli strich sich mitlerweile ein gewaltiges Butterbrot, das er, auf seinem Wagen sitzend, gemüthlich verzehrte. Er hatte geglaubt, mit dem Riesen einen Faustkampf zu bestehen und sich im Geringsten nicht mit einer Waffe oder Wehr versehen; da trat auf einmal der Riese aus dem Walde, angethan wie Heimo mit Rüstung, Schwert und Speer. Flux sprang Christli vom Wagen, brach mit einem Knack dessen Deichsel ab und ging dem Riesen entgegen. Ein Deichselschlag zertrümmerte dessen gegen Christli vorgestreckten Speer, ein zweiter schlug dem Riesen das Schwert entzwei und aus der Hand, und ein dritter traf ihn auf den Schädel, daß er hinstürzte wie Goliath, und auch gleich hin war. So befreite Christli Kuhhaut, der Starke, sein Heimathland.

212.

Struzzi-Buzzi.

Sagen von Fanggenkindern, wie sie im Oberinnthale und auch in Vorarlberg im Schwange gehen, kennt auch das Patznaunerthal *). Sie ähneln einander sehr, und weichen nur in den Namen ab. So kam zu Langetsthei, wo nach dem Sprichwort „nicht einmal der Stubenboden wagerecht liegt" — einst zu einem Bauersmanne ein Mädchen von ganz hübscher Gestalt und Gesichtsbildung in einfacher Dienstbothenkleidung, und bat ihn, es in Dienst zu nehmen, was der gute Mann aus Erbarmen auch that. Das Mädchen diente viele Jahre fleißig und redlich, und es schien ein besonderer Segen mit ihm eingezogen zu sein; nur vermochte Niemand desselben Namen und Herkommen zu erforschen. Auf dem Lande herrscht die Sitte, daß die Bauern an gewissen Sommertagen die Alpen besuchen, um die Menge der Milch ihrer dort aufgetriebenen Kühe zu untersuchen. Da werden die Kühe eines jeden Bauern in bestimmter Ordnung gemolken, die Milch gewogen und nach diesem Verhältniß dann die Butter und Käse (der vorräthige Alpennutzen) entweder gleich, oder zur Zeit der Heimfahrt vertheilt. Jener Bauer schickte zu diesem ländlichen Feste seine Dienstmagd, welche sich auf der Alpe mit den vielen Anwesenden mit fröhlichen Scherzen unterhielt, wie es nach der Milchberechnung der Brauch ist. Aber plötzlich hörte man vom Gebirge in der Nähe eine weibliche Stimme rufen: Sag zur Struzzi-Buzzi, Rauhrinde sei todt! Auf diesen Ruf erbleichte das Mädchen, riß sich von der Gesellschaft los und rannte in aller Eile in den nahen Wald, ohne ein Wort zu sagen, ohne den verdienten Lohn zu fordern. Nun wußte kein Mensch wer das Mädchen war, woher es gekommen und wohin es gegangen, auch war nie mehr eine Spur von demselben zu entdecken. Es war ein Fanggenkind.

---

*) Siehe Alpenburgs Myth. u. Sag. Tir. S. 67—68.

213.

Das Wildfräulein und der Gemsenjäger.

Im Patznaunerthale waltet mehr als in vielen andern Gebieten Tirols, die reich an örtlichen Sagen sind, die mythische Sage vor, und es hat sich in ihm mancher Glaube erhalten, der anderwärts schon verschwunden ist, so wie auch mancher Nach- und Wiederhall von Sagen sich findet, die in andern Thälern noch entschiedener und ausgebildeter hervortreten.

Ermüdet von der Jagd kam einst ein Jäger spät Abends bei einer leeren Sennhütte an, welche in einem Seitenthale von Patznaun nördlich liegt und „Seßladthal" heißt. Er entschloß sich in dieser Hütte über Nacht zu bleiben. Seine Beute, eine fette Gemse, legte er, daß sie frisch bleibe, auf das Dach, und begab sich alsbald in die Hütte und machte sich ein Feuer auf. Er saß aber nicht lange beim Feuer, als er draußen ein Jammern von einem weiblichen Wesen hörte, daraus die Worte zu entnehmen waren: Hier liegt unsere Kuh! ach unsere Kuh! sie ist todt! ach sie ist todt! Und bald darauf kam zu ihm in die Hütte hinein eine weißgekleidete, aber fürchterlich wildblickende Weibsperson, die ihn also anredete: Du hast uns eine Kuh getödtet, darum wehe dir! Ich will dich in Stücke zerreißen, du räuberischer Schütze. Der Schütze aber faßte Muth und sagte darauf: Und ich erschieß dich! indem er seinen Stutzen (die Büchse) erfaßte. Aber das Wildfräulein erhob die Hand und der Schütze war fest gefroren (gelähmt). Er fing daher zu bitten an und betheuerte hoch und theuer, daß er keine Kuh geschossen habe, wie es auch wirklich der Fall war. Hierauf sagte das Wildfräulein nach längerm Hin- und Herreden besänftigter: Nun dießmal soll dir die gedrohte Strafe geschenkt sein, aber wenn du nochmals eine unserer Kühe schießest, dann wehe dir! Damit du aber unsere Kühe alsogleich erkennen magst, so komme in unsern Stall, dort kannst du sie genau sehen und auch den Platz, wo uns die Kuh abgeht. Wildfräulein und Schütze gingen nun einige Zeit bergauf, dann lenkten sie in eine unterirdische Höhle, in welcher ringsumher Krippen angebracht waren, an denen Gemsen hingen, nur an einer Krippe war der Platz leer. Dorthin deutete das Wildfräulein und sagte: Siehst du an jener

Krippe ist ein Platz leer, hier hast du uns eine Kuh hinausgeschossen. Jetzt geh nach Hause, und thue fernerhin unsern Kühen nichts mehr zu Leid.

Der Schütze ging; aber der Gram, fernerhin seiner höchsten Lebenslust entsagen zu müssen, und keine Gemse mehr schießen zu sollen, fraß ihm am Herzen. Er hat hernach nicht lange mehr gelebt.

214.

Der Starke, Christli Kuhhaut.

Zu Gallthür im Patznaunerthale lebte ein sehr frommes Geschwisterpaar, Bruder und Schwester, und als eine Hungersnoth ins Land kam., hatten beide nichts zu beißen und nichts zu brocken. Sie gingen daher in den Wald, um sich wie die „Oansidl" (Einsiedler) von Wurzeln und Kräutern zu nähren. Da fanden sie ein Kraut, von dem, als sie es gegessen hatten, beide ausnehmend stark wurden, so daß kein Mensch sie bezwingen konnte. Eines Tages als Christli Kuhhaut, so hieß der Bruder, mit seiner Schwester auf dem Platze war unter den andern Buben und Dirnen, rauften sie im Scherz mit einander um ein Hufeisen; beide faßten es mit einer Hand und zogen daran, da bog sich das Eisen wie ein weiches Wachs und wurde länglich, wie ein Lineal. Darauf holte ein Bursche aus der nahen Schmiede zwei ganz neue, große starke Hufeisen für Fuhrmannsrösser, die faßten die Geschwister ebenfalls und zogen und bogen sie mit gleicher Leichtigkeit lang auseinander. Durch diese Stärke wurde es dem Geschwisterpaar leicht, ihr Wesen zu bessern, denn sie arbeiteten für sechs, und Arbeit bringt Brod. Christli hatte die Tasche voll Geld und wanderte mit seiner Schwester von Gallthür das Thal hinunter nach Wiesberg, das an dessen Ausgange liegt. Die Schwester trug einen großen, starken festgenähten Bettüberzug, und der Bruder sagte zu ihr: Hin trägst du ihn, her trage ich ihn — nämlich den Bettüberzug. In Wiesberg gingen die Geschwister zu einem reichen Bauer, und der fragte gleich, was sie denn mit dem Bettüberzug machen wollten? Korn kaufen, hineinfassen, heimtragen, war die Antwort. Was? rief der Bauer, diesen Bettüberzug voll Korn

und sieben Stunden tragen? Ihr? Wenn ihr das ohne fremde Hülfe und ohne zu ruhen vermögt, so schenk ich euch den Roggen! — Das war dem Christli und seiner Schwester recht, sie ließen den Bettsack vollfüllen und wanderten den sieben Stunden langen Weg zurück. Christli trug die ungeheure Last. Der Verkäufer ging hintendrein, er fürchtete nicht, daß er so mir nichts dir nichts um sein Getreide kommen werde, aber er schwitzte sehr, denn die Geschwister schritten rasch und ruhten nirgends. Schon waren Langetsthei, Kappel und Ulmich durchschritten, die Geschwister ruhten immer noch nicht, der Bauer aber wurde müde, hungrig, durstig. Da kamen die Wanderer an einem Wäldchen vorüber, an dessen Saum viele Haselnüsse wuchsen. Zu diesen schritt Christli, und hüpfte mit seiner schweren Kornlast in die Höhe nach einem vollen Zweige, bog ihn nieder und pflückte für sich und die Schwester nach Herzenslust. O weh! seufzte der Bauer, kratzte sich hinter'm Ohr, und wandte trauernd um — sein Korn war dahin, er mochte nicht weiter folgen.

215.

Der Drachenreiter.

Im Grübelthale, einem stillen kleinen Alpenthale, liegt der Grübelsee, dessen Ausfluß als Bach bei Moos in die Trisanna fällt. Dort hauste im Grübelsee lange Jahre ein furchtbares Drachenungeheuer, und schädigte, wenn es heraus kam, fort und fort die Heerden. Niemand wagte den Kampf mit diesem schrecklichen Drachen, bis endlich ein fahlender (fehlender) Schüler kam und ihn beschwor.

Da kroch der Drache furchtsam aus dem See, der Schüler trat ihm unverzagt nahe, legte ihm Zügel und Gebiß an wie einem Roß, schwang sich auf ihn und ritt das Thal entlang dem Laufe des Grübelbaches nach. Als er unter der hohen Brücke nahe beim Weiler Patterich vorbeiritt, juchzte er laut auf und entschwand dann den Augen der staunend nachblickenden Menge. Nie zeigte sich seitdem der Drache wieder.

aufwärts, dann über den Tannberg nach dem vorarlbergischen Gebiete und wieder im weiten Bregenzerwalde bis hinab gegen Bregenz am Bodensee ist die Sage von sogenannten „Wilden" sehr lebendig, ja sie dringt auch weit in das bairische Alpenland hinüber, besonders durch das Rappenthal hinunter in's Illerthal. Es sind diese Wilden nichts anderes als die wilden Männer und Frauen der Sage *), wenn schon etwas verwischt und abgeblaßt und mit Hexen in Verbindung gebracht, von denen die mythische Ursage nichts weiß.

Ein ganz besonders unbändiges Wilden-Geschlecht hauste in den furchtbar zerrissenen Gebirgen und Klüften, die das Dorf Schrecken (oder „am Schrecken") in der Mellau umgeben. Weiter abwärts, gegen Schnepfau zu, brachen die Wilden den Steinpfad durch die Felsen der Mittags- und Kanisfluh, welche letztere auch an ihrer nördlichen Seite als senkrechte Wand aufsteigt, und am Abhange eine vielbewunderte freistehende Felsensäule zeigt, welche die Wildkirche heißt, aber auch „der Hexenthurm." Die Riesen und Wilden thürmten ihrer Zeit den mächtigen Felskoloß auf, und die Hexen hielten ihrer Zeit darauf Tänze.

Außerdem kündet die Sage, daß jene in Vorarlberg und dessen Angränzungen ihren Aufenthalt in Felshöhlen gehabt, von Leibesgestalt sehr groß, dabei rauhhaarig und mit Thierfellen bekleidet gewesen seien. Sie haben eine starke Sprache geredet, die aber nur aus wenigen Worten bestand, wodurch sich die den Riesen beigemessene Wortkargheit naturgemäß erklärt. Um so geschwätziger sind die Zwerge, die Wortaufklauber der Neuzeit!

217.

Das Nachtvolk.

In der Zwing, einer finstern, 1/4 Stunde langen Klamm zu hinterst im Walserthale in Vorarlberg, die von 200 und mehr Fuß

*) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 9—14.

hohen senkrechten Felswänden eingeengt ist, hausten einst, besonders am sogenannten „Schänzle,“ das nur wenige Schritte vom österreichischen Mauthhause entfernt liegt, kleine Berggeister, welche man dort das „Nachtvolk“ nannte. Sie hatten einerlei Natur und Artung mit den Wichteln und Nörggeln Tirols, waren aber dabei mehr lustig; geigten, pfiffen und trommelten gern des Nachts und trieben in Kuhställen, in Häusern, in Küchen, auf Böden und sonst viel neckisches Wesen. Da aber die Bewohner begannen ihnen nachzustellen, sie zu belauschen, ja sie zu fangen trachteten, so verzog sich das Nachtvolk und suchte unweit des nahen wilden und schaurigen Genscheltobels eine Zufluchtstätte. Wer sich dorthin traut, kann bisweilen noch einen oder den andern Angehörigen des Nachtvolkes gewahren, oder ihn musiciren hören.

Sehr anziehend ist die Benennung „Nachtvolk“ für diese kleinen Elementargeister in diesem Lande, da uns dieselbe im übrigen Deutschland kaum, wohl eher im germanischen Norden begegnet. Dorthin deutet auch die elbische oder Elfennatur, die Freude an Tanz und Musik.

218.

Ueberschüttete Stadt Platzalanz.

Ungefähr eine Stunde von Bludenz stand vor etwas mehr als vierhundert Jahren am Abhange eines Berges eine große schöngebaute reiche Stadt „Platzalanz“ genannt, deren Einwohner aber tief im Sünden- und Lasterpfuhl versunken waren, und nur wenige redliche Seelen gab es darunter. Unter letzteren war auch ein gottesfürchtiger Hirte, der schon viele Jahre die Heerde der Stadtbewohner auf die Weide führte. Da begab es sich, daß auf einmal der sonst lustige fromme Jüngling jeden Abend mit trauriger Miene nach der Stadt zurückkehrte, und als man ihn fragte, warum er so traurig sei, antwortete der Hirte tief aufseufzend: Ach! wenn ihr wüßtet, was euch und der Stadt in Kurzem bevorsteht, ihr würdet gewiß umkehren von dem bösen Wege, den ihr wandelt, und den Herrn bitten, daß Er euch gnädig sei und vor dem nahen Unglücke der Ueberschüttung bewahre. Der Hirte erzählte den

her Alles was sein war zusammen, und zog bald darauf eines Abends aus der Stadt.

Um Mitternacht entstand ein Gekrache und Gepolter, als ob der Himmel einstürzen wollte, und alle Elemente waren empört. Der halbe Berg stürzte über die Stadt, die mit Mann und Maus so tief begraben wurde, daß nur mehr das Kreuz vom hohen Pfarrkirchthurm drei Schuh über den Schutt stand, als trauriges Wahrzeichen des langsam aber gewiß kommenden Gottesgerichtes.

219.

St. Eusebius.

Auf dem Victorsberge bei Feldkirch, der seinen Namen vom heiligen Victor trägt, stand einst eine Curia oder Villa regia mit einem Jagdschlosse, auf welchem Karl der Dicke gern verweilte. Sein Beichtvater war ein frommer Mönch aus Schottland, Namens Eusebius, der es dahin zu bringen wußte, daß der ganze Berg mit Wald, Wunn und Weid dem Kloster zu St. Gallen vom Kaiser geschenkt wurde.

Eusebius zog sich in die Einsamkeit zurück, in welcher er fünfzig Jahre als Klausner gelebt haben soll, stets bemüht, die Anwohner und neue Ankömmlinge zum Christenglauben zu bekehren. Einst aber ging er nach dem nahen „Brederis“, entschlummerte vom Gange ermüdet an einem Rasenhügel und da hieben ihm einige Heiden den Kopf mit einer Sense ab. Der fromme und bald darauf heiliggesprochene Martyrer aber erhob sich und trug sein Haupt wie einst St. Dionysius die Wegstunde entlang hinauf in das Kirchlein nach Victorsberg; die Mörder aber wurden alsbald von der Erde verschlungen.

Am Platze der Unthat steht jetzt bei Brederis im offenen Felde die kleine St. Annenkapelle.

220.

Der Butterspeier („Schmalzkotzer“ örtlich genannt).

Der Berg, an welchem das alte Annenkirchlein steht, und von dem in vorhergehender Sage die Rede war, heißt der Christberg. Wenn man von ihm höher aufwärts steigt, kommt man zum hohen Albonakopf. In der zweiten Sennhütte, von denen die am Pfade liegen, hauste ein absonderlicher „Alpaputz“ wie in Vorarlberg die Kasermandeln genannt werden *).

Ein Jäger stieg einmal hier Nachts vorbei und schaute in die Almhütte hinein; da sah er drinnen ein altes buckliches Weiblein hocken und am Feuer kochen, und um dasselbe herum hockten vier Thierlein, ein Anblick schier wie die Hexenküche im Faust sich darstellt. Eins hatte eine Kelle, eins einen Mußbesen, das dritte eine Salzbüchse, das vierte Thierlein hielt nichts, sondern gaukelte in der Hütte herum und machte Capriolen. Da hielt das Hexenweiblein diesem die Pfanne hin und rief: Hans Chäsperle! Kotz mir Schmalz! und da kotzte (spie) das Thierlein so viel Butter in die Pfanne, daß sie fast voll wurde. Dem Jäger wendete sich das Eingeweide im Leibe herum, er eilte schleunigst fort und mußte auch speien. Wer aber die appetitliche Butter vom Schmalzkotzer zu schmecken bekommen hat, das weiß man nicht.

In einer andern Almhütte fand ein Bauer eine ganze Gesellschaft wunderlichen Volkes, welche mit allerlei nicht zusammen stimmenden Instrumenten als: Schwöglpfeifen, Flöten, Trompeten und Maultrommeln eine Katzenmusik aufführte, ärger schier als jede 1848ger. Das waren lauter Alpapütz'.

221.

Die Rankweiler Pfarrkirche.

Bei der Pfarrkirche zur Mutter Gottes auf „Unser Lieben Frauen Berg“ wiederholt sich eine uns oft begegnende Sage. Diese Kirche steht auf der Stelle, die einst ein stattliches Schloß, Schönberg genannt, getragen haben soll. Dieses Schloß ging in Flam-

*) Siehe Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. Seite 140—143.

men auf, aber ein Marienbild in der Kapelle desselben wurde unverletzt aus Schutt und Asche gezogen. Man wollte das Schloß wieder aufbauen, allein stets fand sich andern Morgens zerstört, was Tages vorher aufgebaut worden war; auch ließ sich eine Stimme vernehmen: „Bauet dem Herrn ein Haus!"

Nun wurde der Schloßbau aufgegeben, und im Thale ein Kirchenbau begonnen. Allein auch dieser wurde zerstört und, Steine und Gebälke an die Baustätte geschafft, lagen andern Morgens droben auf dem Schloßberge. Nun wurde die Kirche hinauf gebaut und es förderte sich auf wunderbare Weise der Bau wie von selbst. An die Kirche baute man eine besondere Kapelle an, welche die Gnadenkapelle genannt wurde. Dabei trugen häufig die Waller Steine aus dem Thale mit herauf und beschleunigten so den Bau, und als Kirche und Kapelle vollendet war, wurde jenes mitten in den Flammen erhaltene Muttergottesbild in letzterer aufgestellt, ein bleibender Gegenstand der Verehrung des Volkes.

222.

Das wunderthätige Kreuz.

In der Pfarrkirche zu Rankweil befindet sich ein hölzernes Kreuz, das durch die Schenkungen frommer Wallfahrer gar zierlich mit Silberblättchen und Glasgemmen geschmückt ist, und an Kranken viel wundersame Heilungen hervorgebracht hat.

Dieses wunderthätige Kreuz wurde von dem Wildbache Frödisch, der mit großem Getöse vom Berge niederstürzt, durch ein tiefes Thal heraus rauscht und, der Frutzach zuströmend, die zwei Gerichte Rankweil und Sulz scheidet, auf den Wogen daher geschwemmt und neben dem Dorfe Montlix nicht weit von einem Brunnen, der jetzt noch der Kreuzbrunnen heißt, ausgeworfen. Als das Kreuz gefunden wurde, erhob sich ein Streit zwischen Rankweilern und Sulzern, da beide das Heiligthum ansprachen. Endlich wurde auf den Rath eines geehrten greisen Mannes dortiger Gegend das Kreuz auf den Wagen eines Ochsengespannes gelegt, mit der Bedingung, daß der Ort, wo die Ochsen von ungefähr oder durch Himmelsschickung stille stehen würden, die Verwahrungsstätte des kostbaren Fundes sein solle. Die Ochsen setzten

Wallfahrt nach Maria Einsiedeln machte, und über Nacht ausbleiben mußte, konnte am andern Tage das Kreuz nicht mehr gefunden werden — es war verschwunden.

Aber nachdem die hierüber Betrübten heimgekommen waren, fanden sie das theure Kleinod unversehrt an seiner erwählten Stelle in der Kirche. Von nun an wuchs das Vertrauen zu dem Kreuze täglich mehr und mehr, und es ist bis auf heute der tröstende Gegenstand für Gesunde und Kranke.

223.

Frau Guta.

Als die Hauptstadt Vorarlbergs, Bregenz, noch unter dem berühmten Geschlechte der Grafen von Montfort blühte, geschah es, daß die Appenzeller sie mit einem feindlichen Ueberfall bedrohten; doch wurde derselbe auf eine merkwürdige Weise sehr zum Schaden der Appenzeller vereitelt.

Ein armes Weiblein, Guta geheißen, nährte sich im obern Rheingau auf und ab mit Spinnen in den Häusern, und so saß es an einem Feierabend zu Appenzell in einer Schenke, in der es gesponnen, still hinter dem Ofen, als viele Appenzeller Männer eintraten, und mit einander den Ueberfall der Stadt Bregenz beriethen.

Keiner achtete der alten armen müden Spinnerin, sie aber behielt jedes Wort, und kaum war die Schenkstube endlich wieder leer, so war auch Frau Guta auf und davon; sie ließ ihren Lohn im Stiche, lief die Nacht und den Tag von Appenzell nach Gais und nach Altstätten und nach Au, und flehte dort den Fährmann an, sie über den Rhein hinüber nach Bruck zu fahren, der das auch that, und nun eilte sie von Angst beflügelt nach Bregenz und verkündete das drohende Unheil. Ein Graf Montfort war in der Stadt; man schlug Lärm, läutete Sturm, und bald war die beste Vorbereitung getroffen; und als in der nächsten Nacht der Feind anrückte, kamen seiner zwar Viele, aber sehr Wenige kehrten

wieder heim, und auch diese mit blutigen Köpfen. Es ging da recht den Appenzellern bei diesem Tanze, wie es später im Pavier-Liede lautete:

„Der Pfeffer ward versalzen,
Man richt't ihn mit langen Spießen an,
Mit Hellebarden geschmalzen.“

In der alten Seekapelle ruhen die Gebeine der treuen Guta, die von den Bürgern der Stadt Bregenz wohl gut versorgt wurde, und zur dankbaren Erinnerung ward beschlossen, daß Jahr um Jahr, jede Nacht von Martini bis Lichtmeß der Nachtwächter seinem Stundenrufe hinzufügen solle: „Ehre Guta!“ Solches geschieht bis heute. Nach hundert Jahren werden moderne Sagenforscher sicherlich herausgeforscht haben, daß diese Geschichtsage eine rein mythische sei. Guta sei nichts als die Gote, Gode, welche wieder keine andere sei als Hulda, die Spinnerin, die Wintergöttin, und der Ehrenruf in der Winterhälfte des Jahres nichts weiter als Nachhall altheidnischen Cultes, oder als eine Anrufung der „guten Frau.“

224.

Die Silberblumen bei Prutz.

Neben der Fahrstraße von Landeck nach Prutz fand ein Fuhrmann wunderschöne schneeweiße Blümlein, von welchen er etliche pflückte und sie zu den andern Blumen und Rosmarinsträußchen auf den Hut steckte. Er dachte sich, dießmal habe ich wohl den schönsten Fuhrmannsbusch auf. Nach einiger Zeit begegnete er einem andern Fuhrmann der herwärts fuhr, und der, als er ihm nahe gekommen war, rief: o höllischa Sakra, wos treibscht heunt, bischt halt so reich worn, daß'd narrisch bischt? Hierauf lachte der bebuschte Fuhrmann, und meinte, daß der Begegnete nicht recht im Kopfe bestellt sei. Während dem fuhr der zweite dem ersten auf den Hut, rieß einen blanken Marienzwanziger herab und sagte: Hascht du so viel Muattagottis-Zwanz'ga, daß' d'n gonzen Huat voll stöckscht, so konnscht ma wohl den do schenk'n! Hierauf nahm der Fuhrmann seinen Hut herab und sah staunend, daß aus allen den weißen Blümlein Muttergottes-Zwanziger ge-

worden waren. Nun liefen beide nach der Stelle hin wo er sie gefunden, um noch mehr solche Silberblumen zu pflücken, aber sie waren alle verschwunden; und nun verschwinden — in unseren Tagen — auch die schönen Zwanziger, ach! alle, alle! —

225.

Das Kreuz in Kauns.

Eines Morgens ging ein Jäger, dessen Haus im Kaunserthale stand, auf die Jagd, und stieg am rechten Ufer des Faggenbaches bis in die Nähe von Kauns. Mehrere Male stellte sich ihm Wild und Raubgeflügel zum Schuß, aber so oft er schoß, fehlte er, so daß er endlich grantig wurde, und fürchterlich zu fluchen begann und ausrief: Da muß der Teufel helfen! Plötzlich stand ein finsterer Schütze mit rother Hahnenfeder auf dem Hute dicht neben ihm und fragte: Was sagst'd? Kann ich dir helfen? — Mach daß ich was treff! antwortete der Jäger. Wenns weiter nix ist! das kann ich, sprach jener. Wenn du thust, was ich dir sage, so fehlst du nimmer. Lad frisch deinen Stutzen, stell dich hieher, schau dort nach dem alten Holz — (der Bockfüßler deutete dabei halb abgewandt auf ein hohes Kruzifix, das eine Strecke tiefer, am Wege von Kauns nach dem nahen Prutz stand) und hab Acht, wenn es in der Wallfahrtskirche Kaltenbrunn drinnen zur Wandlung bimmelt, dann schieß dem dort in die Seite. Zum Ueberfluß will ich mich nach der Wallfahrtkirche begeben, vor die Kirchthür stellen und dir mit dem Hute zuwinken, wenn es Zeit ist, abzudrücken. Aber treffen mußt du die Seitenwunde, sonst ists gefehlt. Der Jäger folgte dem Rathe des Bösen, er lud, er stellte sich an, er schaute sich um, jener stand schon an der Kirchenthür von Kaltenbrunn, obgleich dahin fast eine Stunde Wegs war. Und alsbald schwenkte der Böse dreimal den Hut, der Jäger zielte, aber er zitterte dabei, er schoß und traf die Seitenwunde nicht, die Kugel schlug einen Zoll tiefer in das Holzbild, und aus dem Loche flossen drei Blutstropfen hervor — von Kaltenbrunn her scholl es wie Hohngelächter, und über den sinnbethörten Jäger huschte ein Lämmergeier kreisend hin. Drinnen im Kaunserthale aber begann die Sturmglocke zu läuten, und es schrie: Feuer! Feuer! Das Haus, welches

brannte, war des Jägers Haus, und es brannte bis zum Grunde nieder. In einer Kapelle, kaum eine Viertelstunde außer dem Dorfe Kauns, steht jetzt jenes Christusbild hochverehrt. Unter der Seitenwunde erblickt man noch die Kugelspur, sieht man noch die drei Blutstropfen, und ein Wandgemälde versinnbildet noch immer die Sage.

226.

Der letzte Landecker.

Hoch droben im Oberinnthale, gerade ober Prutz, horsten noch am linken Ufer des Inn die Trümmer des einst berühmten Schlosses Landeck, das schon in den alten Römerzeiten eine Schirmburg zur Deckung der Thalstraße gewesen sein soll. Im Mittelalter waren die Grafen von Tirol Herren dieser Burg, später kam sie in die Hände von Lehensmannen, die sich nach ihr nannten. Der letzte dieses Stammes und Namens zog in einen wilden Krieg, und lange kam von ihm keine Kunde. Die daheim gelassene Hausfrau begann schon ihren Gemahl als einen Todten zu beweinen, und all ihr Hausgesinde trauerte mit ihr um den geliebten guten Herrn. Da erscholl an einem Wintertage Trompetengeschmetter von ferne her, und Jubelruf erfüllte die Luft. Der Burgherr kehrte als Sieger heim, die Burgfrau flog zum Söller hinauf, und wehte ihm freudevoll mit ihrem Tuche Grüße zu. In des Schlosses Nähe lag ein kleiner See, um den der Weg sich im weiten Bogen zog. Sehnsucht und Liebe ließen den Ritter den Umweg verschmähen, der See war gefroren, er überritt die Eisdecke, und diese brach treulos unter ihm und seinem Rosse. Niemand konnte Rettung bringen, vor den Augen seiner entsetzten Hausfrau, Angesichts all seiner Dienerschaft versank und ertrank der treue Ritter. Später verbrannte und verfiel Burg Landeck, nur die Trümmer stehen noch, und ihr unheimlicher Weiher ruht noch neben ihr und dem kleinen Bergdörflein Ladis, und man soll es zu Zeiten nächtlicher Weile in ihm rauschen und poltern hören, als kämpfte ein Roß mit dem Gewässer. Dieß ist die einfache Sage wie sie im Volke lebt. Einheimische Poeten haben sie verwässert und mit einer Nixe in Ver-

bindung gebracht, die den Ritter verlockt und zu sich in den Weiher gezogen habe, von der aber das Volk nichts weiß.

227.

Das Klingen im Felsen.

In der Nähe des Dorfes Ried im Oberinnthale, liegt die Laderalpe auf luftiger Höhe, und auf dieser steht eine Felswand auf, welche der Preischlfelsen oder auch das Preischl-Schröfele genannt wird. In diesem Felsen wird bisweilen ein seltsames Klingen wahrgenommen, wie von Kuhschellen, und lautet ganz eigen und geheimnißvoll. Einst hütete ein noch lebender glaubhafter Mann als Kleinhirte auf der Laderalpe die Kühe. Es war Samstag, und da der darauf folgende Sonntag ein hoher Festtag war, so wurde das Ave Maria früher geläutet, deßhalb trieb der Kleinhirte noch nicht das Vieh auf der Alpe zusammen, ja er verspätete sich sogar damit in etwas. Als er aber endlich doch das Vieh zusammengetrieben hatte und hinter demselben drein ging, hörte er noch eine Schelle, und zwar beim Preischl-Schröfele. Er meinte nicht anders, als daß eine Kuh zurückgeblieben, kehrte um und suchte. Da klang es oben — er kletterte am Preischlschröfele hinauf, da klang es unten. Der Kleinhirte kletterte wieder herab und horchte, da klang es wieder drinnen. Er stieg eine Klippe in der Mitten der Wand hinunter, ob da nicht eine Kuh vielleicht hinabgefallen, obschon es bereits dunkelte — aber er fand nichts, nur das Schellenklingen dauerte fort und fort bis es tief innen im Fels leise verhallte und erstarb. Jetzt grausete dem Kleinhirten, er eilte dem Vieh nach, blickte aber noch furchtsam zurück — da sah er hinter sich am Fuße des Felsen ein Lichtlein, das wuchs zu einer Flamme auf, loderte hoch über den Felsen empor und erlosch plötzlich. Als dieß geschah, begann das Vieh wie rasend zu laufen, bis es athemlos am Hage ankam. Der Hirte schalt und fluchte über den Kleinhirten, daß der das Vieh so jage, und als letzterer erzählte, was er gehört und gesehen, glaubte ihm der Hirte keineswegs. Nach dem Nachtessen ging der Hirte selbst im hellen Mondschein zum Preischlschröfele hinüber, kam aber bald zurück und zwar leichenblaß. Gegen seine Gewohnheit betete er diesesmal den hei-

die Sennen von der Laderer Alm, denn sie meinen, jenes Schellenklingen und jene Lichterscheinung rühre her von einer armen Sennen- oder Hirtenseele oder einem Almputz, und Geister darf man nicht nennen, sonst kommen sie und beunruhigen den Erzähler.

228.

Die Mordhütte.

Da wo gegenwärtig das Wohngebäude steht, welches an die Thalspeire bei Nauders angebaut ist, stand vor ungefähr dreihundert Jahren ein Wirthshaus, dessen Wirth mehrere Dienstboten und Kinder hatte. Der viele Schnee im Winter, und die damit verbundenen Gefahren bewogen den Wirth, die Kinder nach Nauders zu einem Verwandten in Kost und Wohnung zu geben, damit erstere nicht so weit, eine gute halbe Stunde, in die Schule zu gehen haben, und keinen Gefahren ausgesetzt sein sollen. Als die Kinder bei ihrem Kostherrn, der ein Metzger war, eines Tages sahen, wie er ein Kalb abschlachtete, sagte der kleine Knabe des Wirthes lachend: So machts mei Vota-r-a mit'n Leut'n, die bei uns über Nacht bleiben. Solches hören und ins Gericht gehen, war bei dem Vetter eins. Er hielt für Pflicht, davon Anzeige zu machen. Das Gericht, ohnehin in Kenntniß, daß aus der Umgebung viele Leute räthselhaft verschwunden waren, untersuchte das Wirthshaus, und fand vier und achtzig Ermordete in den unterirdischen Gewölben. Wirth und Dienstboten, welche seine Mithelfer waren, wurden hingerichtet, das Haus ward der Erde gleich gemacht, und die Güter wurden zur Gründung eines Spitalfondes zu Nauders verwendet. Als später das jetzt stehende Wohnhaus aufgebaut wurde, fand man bei Grundgrabung noch viele Menschengerippe, Knochen und Köpfe. Lange Zeit wurde der Ort gemieden, weil man mancherlei Geistergestalten und Lichtlein gesehen haben will. Seitdem aber das verrufene Haus von Soldaten besetzt ist, und

Kanonen ringsum stehen, scheinen die Geister ausgewandert zu sein, man hat nichts mehr gesehen, oder vielmehr, es darf nichts mehr gesehen werden.

229.

Das waldige Stegmandl.

Gegenüber der Festung, die mit ihren Montalembert-Thürmen den Engpaß bei Nauders bewacht, liegt ein Bauernhof, Perdisch geheißen; auf diesem hauste ein Wichtel, das sich gern auf einem Waldstege in des Hofes Nähe blicken oder wahrnehmen ließ, und da der Steg in einer waldigen Gegend gelegen, so hatte es davon den Namen: „S' waldige Stegmandl.“ Es war sonst gut und fromm von Natur, aber bisweilen doch sehr neckluftig, gleich allen Wichteln und Nörggelen, deren es um Nauders und weiter hinauf und hinüber im Vintschgau gar viele gab und noch gibt *), und dadurch jagte es Vielen doch Furcht ein. Dabei war aber beim waldigen Stegmandl etwas besonders Grausiges und Seltsames. Seine Beine reichten bis an den Kopf hinauf, so daß es keinen Leib hatte, während doch sonst die Gestalten der Wichtel kurzbeinig, dickleibig und kurzhalsig erscheinen, auch waren seine Füße gespalten wie Geißfüße, und zwar so:

*) Vergleiche Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. Seite 105.

230.

Der heilige Valentin und die Schlösser.

Wie die heidnische Sage des Tirolerlandes nicht selten alle Legendenstoffe zu sich heranzieht und sie umwandelt, so hat sie auch den heil. Valentin in ihren Kreis gezogen. Dieser soll seiner Zeit in die rauhe Gegend von Nauders gekommen sein, „wo es drei Vierteljahr Winter und ein Vierteljahr keinen Sommer gibt," und dort das Christenthum gepredigt haben. Bereits standen dort zwei Schlösser, denn eine Römerstraße zog durch dieses Hochthal, und Nauders hieß vom nahen Inn (Oenus) Oenotrium. Die Witterung war übel, und der Heilige, der vom Reschnersee herauf über verschiedene Höhen gekommen war, suchte Unterkommen im ersten der Schlösser. Dessen noch heidnischer Besitzer weigerte aber dem Fremdling die Aufnahme und trieb ihn ungastlich von der Schwelle. Da verwünschte der heilige Mann das Schloß, und es versank mit allem was darinnen war. Der Heilige durchschritt hierauf den Lärchenwald und zerstörte den heidnischen Opferaltar, der in dessen Mitte unter dem „heiligen Baum" stand; dann wandte er sich in das Schloß zur Linken, Naudersberg geheißen, wo er willkommene Aufnahme fand. Dieses segnete der heilige Valentin und es steht noch heute.

231.

Der heilige Baum.

In der alten Heidenzeit stand bei Nauders eine hohe und stattliche Lärche, oder, wie man in Tirol sagt: ein „Larchbaum", der war dem umwohnenden Volke heilig; man betete unter ihm an einem Steinaltar zu den Göttern, die Priester saßen unter ihm zu Gericht, keine Hand durfte den Baum schädigen, und in seiner Nähe verbrannte man die Todten, füllte ihre Asche in Urnen, setzte diese in Gräbern bei, und thürmte Hügel über Asche und Gebeine. Das war urgermanischer Kult; auch im Valserthale, welches bei Stafflach ins Wippthal ausmündet, stand ein solcher heiliger Baum, den man lang nach Einführung des Christenthums noch ehrte, und zu dem man noch im dreißigjährigen Kriege pro-

zessionsweise wallte, bis der Bischof die „processio annua ad arborem“ 1658 verbot und aufhob. Die Christenapostel vertilgten nicht immer diese dem Volke heiligen Bäume, und thaten daran sehr wohl; sie hingen lieber an die dem Volke einmal hehren Stämme Christus- und Marterbilder auf, und das tauschte dann gern und leicht die alte Verehrung mit der neuen, wenn man ihm nur die uralt gewohnte und geweihte Oertlichkeit ließ, seinem frommen Drange zu folgen. Gar mancher solcher Bäume ward Anlaß zur Erbauung von Kapellen und Kirchen, wie z. B. in Tirol Maria an der Linde (Lindenjungfrau) *), im Auslande die Wallfahrtkirche zur „Maria im Grimmenthal“ bei Meiningen, wo die 36 Fuß im Umfang klafternde Linde die Kirche überdauert hat, die Wallfahrt zur „heiligen Linde“ in Ostpreußen u. a. m. Der heilige Baum bei Nauders gabelte sich zwieselartig in zwei auseinander strebenden Stämmen hoch empor, und war so verehrt vom Volke, daß es sich in seiner Nähe alles Zankens und Fluchens enthielt, in seiner Nähe kein Holz fällte, da die Sage ging, wenn jemand in ihn mit einem Beile hacke, entströme dem Stamme helllichtes Blut, und der Frevler haue sich obendrein selbst in das Bein. Einem geschah dieß; selbst von den Aesten träufelte Blut auf ihn herab, und man fand ihn für todt unter dem Baume liegen. Erst am andern Tage kam er wieder zu sich, fühlte aber lange Schmerz wie von einer tiefen Wunde, der erst nachließ, als der Axthieb im Baume verharschte.

Auch sagten, wenn ein Kind geboren wurde, die Aeltern und Geschwister den Kleinen: „s' Kindl ist vom heiligen Baume,“ denn daß der Storch die neugebornen Kinder bringe, wie man in Deutschland zu sagen pflegt, sagt man in Tirol nicht. Besonders die Büblein sollten von dem heiligen Baume kommen, deßwegen sehen nun die Kleinen in jedem Lärchbaumzapfen künftige Geschwister, nach denen sie um alles in der Welt nicht werfen dürfen.

Aber leider steht jetzt vom heiligen Baume bei Nauders nur noch der Strunk, denn der Grundbesitzer, deß Name wohl bekannt immerhin in die Vergessenheit übergehen möge, hat ihn

---

*) Siehe Seite 82 in diesem Buche.

vor wenigen Jahren sonder Scheu umgehauen, und Zeugniß abgelegt von der rohen Bauernnatur, die sich nur um ihren Geldvortheil und um nichts Altehrwürdiges mehr kümmert, und nicht nur in Tirol, sondern in ganz Deutschland ihren unblutigen Bauernkrieg siegreich fortführt.

232.

Schlangenjungfrau vom Heiligen-Baum-Schloß.

Als vor vielen Jahren einmal die Bursche von Nauders in größerer Gesellschaft allerlei Spiel und Kurzweil trieben, und viele Zuschauer herumstanden, war unter den Spielenden ein braver Junge, der Johannes hieß. Der Johannes hörte sich dreimal laut beim Namen rufen, und als er hinblickte, von woher die Stimme kam, sah er eine wunderschöne Frau, welche ihm vom „Gaisplatz", an welchem sie „Feuerhüpfen" spielten, zur Kirche hinauf rief, wo sie stand. Nur Johannes hörte und sah sie, alle Anderen nicht. Er folgte der Einladung, und sie führte ihn zum heiligen Baume und sprach: Wenn du dich nicht fürchtest, so kannst du dir eine Tonne voll Gold verdienen, und damit eine arme Seele erlösen. Sie offenbarte ihm des weiteren, daß sie dreimal in Gestalt eines häßlichen Wurmes kommen werde, daß sich dann der Johannes niederlegen solle, damit sie über ihn kriechen könne, womit die Erlösung vollendet sei. Sagte aber Johannes darauf: Des Goldes wegen thue ichs nicht, aber wenn ich eine arme Seele erlösen kann, thue ichs gerne, und die schöne Frau verschwand, und Johannes legte sich auf den Boden.

Alsbald kroch ein Wurm über ihn — Johannes blieb regungslos liegen; — es kam ein anderer größerer, kroch über ihn — Johannes blieb regungslos liegen. Nun kam ein dritter Wurm, noch größer und abscheulich von Ansehen und Geruch, und kroch über ihn; als dieser bei seinem Munde vorbei kam, eckelte es ihn so an, daß er aufschrie und aufspringen wollte, aber besinnungslos liegen blieb; und als er lange Zeit darnach wieder zu sich kam, lag er eine Streke weiter in der Wiese drunten. Er hörte zugleich mehrere Frauen weinen und Münzen klingeln. In spätern Jahren bemerkte man oftmal, wenn frischer Schnee gefallen war, zarte Fußtritte von

griff sinkt dieser in Ohnmacht, wird tiefsinnig und menschenscheu und bleibt von da an stumm.

233.

Das Heilige-Baum-Schloß.

An die Stelle des Schlosses bei Nauders, welches Sankt Valentin verwünscht hat und das, eine gute halbe Stunde vom Orte entfernt, rechts der Straße von Reschen herab gelegen war, wölbte sich ein großer grüner Hügel, und zwar unweit des heiligen Baumes. Da mit dem Heidenschlosse, der Sage nach, auch ungeheure Schätze versanken, so versuchte die Habgier theils durch geheime Künste und Zaubermittel, theils durch einfache Nachgrabungen in den Besitz dieser Schätze zu gelangen. Ein Mann aus Nauders vergrub aber auf diese Weise dadurch, daß er nichts ergrub, sein ganzes Vermögen, wie das Andern anderswo auch schon also ergangen ist. Er sagte: Der Hügel ist ein Hünnengrab, und zwar von einem König, es muß viel Geldwerth in ihm ruhen. Freilich war nicht selten magischer Lichtschimmer auf dem Hügel wahrgenommen worden, eine glänzende Schlange hatte sich blicken lassen, Gold und Silberstücke, die sich nicht sehen ließen, hatte man doch klingeln gehört, und manches andere. Einmal fuhr eine Bäurin mit ihrem Alten in aller Früh in die Gegend dieses Schlosses um Holz. Sie pflegte gewöhnlich ihren Kindern etwas mitzubringen, dießmal lag viel Schnee, daher konnte sie weder Beeren noch sonst etwas finden. Während sie mit dem Holz durch einen Hohlweg fuhren, klagte es die Frau ihrem Manne und meinte, daß die Kinder wohl trübe Gesichter machen werden. Sie ging hinter ihrem Manne her, da sah sie auf einmal eine Wanne voll schöner elfenbeinerner Spielereien, von welchen sie alsbald höchlichst verwundert eine Handvoll mitnahm. Als sie daheim die künstlichen Elfenbeinarbeiten den Kindern geben wollte, war alles in funkelndes Gold verwandelt. Freudig überrascht fuhren der Bauer und die Bäurin hinaus um die ganze Wanne voll herein zu führen, es war aber alles verschwunden.

Baum-Schlosses mit seinem Weibe geheuet (Heu gemacht), und beide schafften dasselbe gemeinsam nach Hause. Da lag am Wege ein ganzer Haufen weißer Zähne. Der Bauer trat in den Haufen und stieß die Zähne mit dem Fuße verächtlich auseinander, sein Weib aber bückte sich rasch und steckte drei derselben ein, um sie den Kindern mitzubringen. Die Zähne kamen in dieselbe Tasche, in welcher der geweihte Rosenkranz der Bäurin sich befand.

Als sie nun mit Mann und Fund nach Hause kam, und jedem ihrer drei Kinder einen Zahn schenken wollte, waren letztere drei in eben so viele Goldstücke verwandelt.

235.

Drei Frauen.

Eine kleine Strecke südlich von dem heiligen Baum dehnt sich eine Ebene aus, ungefähr 200 Schritte in der Länge und 150 Schritte in der Breite. Auf diesem Platze soll einst ein schönes Schloß sammt einem Kirchlein gestanden haben, in welchem, als in der Gegend von Nauders die Pest furchtbar wüthete, drei Frauen wohnten, von denen aber um diese Zeit keine die Mauern ihres Schlosses verließ. Nachdem die Krankheit aus der Gegend verschwunden war, machten sich die drei Frauen voll Freude auf den Weg nach Nauders, hüpften und sangen, besonders als sie auf der Anhöhe vor dem Dorfe anlangten „die obere Pitsche" genannt, von der man ganz Nauders übersehen konnte, welches fast ausgestorben war, und mehr einem Pestfriedhofe als einem Dorfe glich. Auf dieser Anhöhe stand eine Kapelle, und als sie hier ankamen, fielen alle drei Frauen plötzlich todt neben einander nieder, und blieben auch todt. Man hat sie hernach in den Friedhof nach Nauders hinein begraben, und das Schloß ist bald darnach verschwunden, bis auf einige kleine Mauerüberreste, die noch zu sehen. Uebrigens haben ältere Leute vielfach erzählt, daß sich diese drei Frauen oder Fräulein als „Verwunschene" zum öftern haben

blicken lassen, daß sie Hütherinnen der Schätze des versunkenen Schlosses seien, und nur durch deren Hebung erlöst werden könnten. Zwei davon sind schneeweiß, die dritte ist halb weiß, halb schwarz. Noch sind sie unerlöst. Vor wenigen Jahren erst suchte ein Hirte in der Nähe des versunkenen Schlosses verlaufene Kühe, kam auf einen breiten wohlerhaltenen Weg, dessen er sich gar nicht erinnern konnte, ihn je gesehen zu haben, und verfolgte denselben. Er führte den Schloßhügel empor, aber als er droben war, begann ein wunderliches Rauschen rings um ihn her: alle vernommenen Mären und Sagen von dem unheimlichen Platze kamen ihm in den Sinn, von der Schlange, von den weißen und schwarzweißen Fräulein, von — — voll Grausen eilte er zurück — der Weg war verschwunden — rings standen und starrten und kratzten Dornen und Disteln — und er lief, bis er in einem wilden Gestrüppe halbtodt niedersank, und nach Stunden erst den Heimweg fand.

236.

's wild Bauerngfahr. (Die wilde Bauernfahrt.)

Drei Stunden von Nauders im Engadin liegt das Dorf Ramis, mit malerischen Ruinen eines großen Schlosses auf einem Hügel. Einst hauste in diesem Schlosse ein wilder geiziger Zwingherr, welcher auch die Nauderserbauern und noch viele andere Tiroler zu eigen hatte. Er regierte abwechselnd bald im Nauderser- bald im Ramiserschlosse. Er schindete die Bauern ärger als das Vieh, daher wären sie von dem Zwange gerne frei gewesen, verschworen sich, und machten geheime Befreiungspläne. Just um diese Zeit entlehnte ein Bauer von dem Zwingherrn ein paar Ochsen gegen einen Sack voll Korn, bis der Bauer die ganze Feldarbeit würde vollendet haben. Das erlaubte aber der Schloßherr nicht, sondern forderte seine Ochsen früher zurük, und als der Bauer noch einige Zeit die Ochsen benützte, kam ein Knappe des Zwingherrn, um den Bauer auszugreinen und die Ochsen heimzutreiben. Der Bauer versprach dem Herrn noch einen Sack voll Korn zu geben, wenn er ihm die Ochsen nur noch ein paar Tage überlasse, und so gingen sie von einander. Nach zwei Tagen kam der Zwingherr selbst um die Ochsen und den Sack voll Korn. Der Bauer führte

den Herrn in den Stadl, um ihm den Roggen zu zeigen und selbigen in den Sack zu fassen; als sich aber der Zwingherr bückte um die Frucht anzusehen, schlug ihn der Bauer über den Kopf hin, daß er todt zu Boden sank und sein Blut über den Roggenhaufen herabfloß. Gleich darauf steckte er ein Fähnlein aus und alsbald stürmten die Nachbarn mit diesem hinauf ins Ritterschloß, erbrachen es, schlugen die Besatzung nieder, und stellten die Volksfreiheit auf. Aber bisweilen wird die Luft der Freiheit durch eine stürmende Geisterfahrt zwischen Nauders und Ramis gestört, wobei Ochsengebrülle vor Allem sich hören läßt.

Das sind der Zwingherr und seine Ochsen und die bösen Geister seiner Dienstmannen, man nennt es „'s wild Bauerng'fahr."

237.

Der Versangswiesen-Lorgg.

Zwischen Nauders und Reschen dehnen sich prächtige Wiesen aus, welche man „Versangs" nennt, und die in früheren Zeiten, besonders nächtlicher Weile, gemieden wurden; denn es hielt sich auf benannten Wiesen Versangs ein böser Lorgg auf, der so sehr dämonischer Natur war, daß man ihn zum öftern für den Teufel selbst hielt, der in Lorggengestalt sein Unwesen treibe. Er lauerte außer dem Nauderserkreuz an der Straße auf harmlose Wanderer, sprang auf sie, und ließ sich bis gen Reschen tragen, wo er vor dem Reschenerkreuz absprang, welches die Reschener außer ihrem Dörflein an die Straße setzten.

Diese zwei Kreuze vermochte der böse Lorgg nicht zu passiren, seine unheimliche Fahrt war an diese Linie gebannt, und die Nauderser und Reschener waren mehr als froh, seiner Besuche ledig zu sein. Die Wanderer, denen er sich aufhockte, wurden gewöhnlich todesmüde und gefährlich krank, denn der Versangserlorgg wurde mit jeder Minute schwerer — der war also ein teuflischer Minutendrucker — und ist nicht Einmal geschehen, daß man niedergedrückte Opfer todt gefunden hat. Eine Bauerndirne, welche nächtlicher Weile bothenweise diesen Weg machte, wurde nicht nur zu Boden gedrückt, sondern noch so arg zugerichtet, daß es keine ehrliche Feder niederschreiben mag. Auf einer nahen Wiese, speziell die „Nau-

das dortige Volk „das alte Schloß". Da soll der böse Lorgg verborgen gewesen und Abends nach dem Gebetläuten empor gestiegen sein, um seine Bosheiten auszuführen. Viele Anwohner hielten den gefürchteten Unholden für einen verdammten Schatzhüther, der die vergrabenen Schätze unter den Schloßtrümmern bewachen müsse, die sich durch „Schatzblühen" und einen „goldenen Regen," auch durch eine „winkende Jungfrau" kundbar gemacht hatten.

238.

Der zersprungene Stutzen.

Im Langtaufererthale, das von dem Weißkugel- und Gebatschferner herab in das Etschthal zieht, wohnte ob Pedroß hoch im Gebirge ein braver Mann aus Graun gebürtig. Sein alter Vater, der drunten in Graun sein Leben beschließen wollte, hatte dem Sohn einen Stutzen gegeben, den er einst in den tirolischen Kriegsjahren tapfer gegen den Feind erprobte.

Als der Alte starb, zog sein Sohn vom Berge hernieder nach Graun, mit dem werthen Stutzen über der Achsel. Es ist der Brauch im Lande, wenn ein Veteran stirbt, daß ihn die Schützen der Gegend zu Grabe geleiten und dreimal Salven geben.

Also wurde auch dem alten Landesvertheidiger dreimal „ins Grab geschossen." Sein Sohn, der sich der Schützencompagnie angeschlossen hatte, schoß also auch mit, aber beim dritten Male Losfeuern zersprang der Stutzen, ohne ihn oder einen andern Schützen zu beschädigen. Dieses „Schützenwunder" erzählen sich die Schützen noch jetzt gerne im Heimgart, und des Alten Grab ist um so merkwürdiger geworden, auch wird gewöhnlich beigesetzt: „und der Stutzen wollte nach dem Tode seines treuen Schützenfreundes keinem andern mehr dienen."

steht, liegen die spärlichen Trümmer eines alten Schlosses Castlatsch benamset, vermuthlich nach dem wälschen Namen Castelaccio verdeutscht. Dieses Schlosses Herren waren zwei Brüder, welche sich veruneinigten — man sagt wegen Erbsangelegenheiten von Schloß und Gütern —, ein Kampf auf Tod und Leben begann, in welchem ein Bruder den andern erschlug. Nach der blutigen That kam bittere Reue über den Lebenden. Er gelobte zur Buße ein Kloster zu gründen, und zwar da, wo ein schwer mit Gold beladenes Saumroß *) der Last erliegen und niederfallen werde. Er belud richtig mit seinem reichen Goldschatz ein Saumroß, welches sich selbst überlassen die rauhen Felsgründe seitabwärts überkletterte, und auf der Anhöhe über dem Thalschlosse Fürstenburg niedersank und liegen blieb. Dorthin ward nun das Kloster gebaut und Marienberg geheißen, und der Brudermörder trat als Mönch in dasselbe und büßte darin seine Unthat ab. Später erwuchs im Laufe der Zeiten das Stift Marienberg zu einem stattlichen und mächtigen Bau, der einem Fürstenschlosse gleich weithin den Thalgrund beherrscht. Nach einer andern Sage soll die herrliche Benediktinerabtei Marienberg ihre Gründung dem Geschlechte der Vögte und Grafen von Matsch verdanken, welche ganz in der Nähe zwei Burgen, Ober- und Unter-Matsch besaßen, die nun auch in Trümmern liegen. Einer dieser Vögte, kinderlos, hatte mit seiner Gemalin schon lange den Entschluß gefaßt, ein Kloster zu bauen, nur waren sie über dessen Ort und Lage nicht einig. Da erblickten beide jeden Abend von ihrer Burg aus hoch über Burgeis vier hellleuchtende Lichter und baueten das Kloster auf diese Stelle. Im Dorfe Matsch wurde im siebenten Jahrhundert der heilige Florinus

---

*) Die eigentliche Volkssage sagt, daß es ein „goldbeladener Esel" gewesen. Ich habe ein Saumroß daraus gemacht, um unzeitigen Witz zu verhindern, daß ein reicher Esel die Stätte des altehrwürdigen Stiftes bestimmt habe.

auf einer Pilgerreise seiner Aeltern, die aus Britanien stammten, geboren. Die Aeltern ließen hier sich nieder, und Florinus wurde der geistliche Führer der jungen Christengemeinde.

240.

Das Kind im Korbe.

Nahe am See bei Heid stand die armselige Hütte eines Fischers, der ein Weib und acht Kinder hatte und auf den Tod krank lag. Der Mann trug, da er sein Ende nahe fühlte, ein sehnliches Verlangen nach den heiligen Sterbsakramenten, und bat sein Weib, ihm den Pfarrer zu holen, dem er beichten könne. Es war aber gerade der Pfarrer an einen andern Ort versetzt worden und sein Nachfolger noch nicht eingetroffen. Da wanderte das arme Weib nach dem nahen berühmten Stifte Marienberg, um dort einen Pater zu bitten, ihrem sterbenden Mann geistlichen Beistand zu leisten. Doch es fand gerade um diese Zeit ein hohes Kirchenfest statt, an dem die ganze Clerisei des Stiftes Antheil nehmen mußte. Der Pförtner von Marienberg sah wohl die geistige wie die leibliche Noth der Armen, war aber im Herzen tückisch, stumpf und roh, und um die fortwährend Bittende nur los zu werden, sagte er ihr, er wolle ihr eine Hostie mitgeben, die möge sie ihrem Manne als Wegzehrung immerhin reichen. Da aber der Pförtner natürlich nicht zu den geweihten heiligen Hostien gelangen konnte, so gab er der Armen eine ungeweihte, was von seiner Seite ein gottloser Frevel mit dem Allerheiligsten war; doch schenkte er ihr auch noch etwas Brod für ihre hungernden Kinder, und legte Alles zusammen — Hostie und Brod — in den Tragkorb der Frau. Glücklich und in gläubiger Hoffnung verließ diese Marienberg, und trug erleichterten Herzens die leichte Last in ihrem Korbe den Berg hinab und dann das Thal aufwärts, der jungen Etsch entgegen. Indeß wurde ihr Korb merklich schwer und immer schwerer, und sie wußte sich das gar nicht zu erklären. Mühsam keuchte sie und schleppte sich endlich bis zu ihrer Hütte, da eilten ihr die Kinder jubelnd entgegen, und riefen ihr die frohe Botschaft zu, der Vater sei wieder gesund und schon aufgestanden. Das dünkte dem armen Weibe schier unmöglich und ein Wunder, aber

es war so, der Mann empfing sie heiter und erzählte ihr, wie ihm in einem Traumgesichte ein junges Knäblein in priesterlicher Kleidung erschienen sei, das habe ihm Beichte gehört, ihn von den Sünden losgesprochen, und ihm die heilige Hostie gereicht, dann sei es verschwunden in hellem Glanze. Gleich darauf sei er völlig wach geworden, habe keinerlei Krankheitsgefühl mehr empfunden, und fühle sich nun vollkommen wohl und habe auch Hunger. Schnell eilte nun die Frau zum Korbe, das Brod vom Pförtner herauszuthun, siehe, da schrie sie erschrocken auf, denn im Korbe sitzt ein Kind, ein wunderschönes Kind, das sie gar lieblich anschaut. Alles erfaßt Staunen und Verwunderung, und die Frau denkt nicht anders, als das Kind habe ihr der Pförtner heimlich in den Korb gethan, vielleicht als sie zu Marienberg betend auf den Knieen lag. Das Brod war auch in dem Korbe, aber verschwunden war die Hostie, die der Pförtner ebenfalls hineingelegt, auf räthselhafte Weise. Treulich nahmen die armen Leute sich des fremden Kindleins an, pflegten es, und hielten es den ihrigen gleich, die es auch Alle lieb gewannen, denn es war gar still und fromm, und mit ihm kehrte Glück und Segen in das Haus der Armuth ein; Alles, was die Leute begannen, gedieh. Bald konnten sie das Häuslein ausbessern, bald gar ein neues größeres Haus bauen, und Alle blühten in Gesundheitsfülle, Aeltern und Kinder. Das dauerte so einige Jahre lang, und auch das fremde Kind wuchs hold empor, gar ein verständiger sittsamer Knabe voll hoher Einsicht und doch wunderbarer Demuth. Da führte einmal unversehens auf dem Heimwege zum Kloster Marienberg der Zufall den Pförtner zu den Fischersleuten am Heidersee. Herzlich freute er sich ihres gebesserten Zustandes, war aber sehr erstaunt, als sie sich in laute Dankesäußerungen gegen ihn ergossen. Ihm danken sie ihr Glück, er habe ihnen ja das liebe Kind gegeben, mit dem aller Gottessegen bei ihnen eingekehrt sei. Welches Kind? Ich weiß von keinem Kinde! sprach der Pförtner, da zeigte die Mutter auf das fremde; dieses aber blickte den Pförtner so ernst, so strenge und strafend an, daß ihm das Herz in der Brust erzitterte, dann sah es sich noch einmal ganz liebreich um in dem Kreise, in dem es bisher geweilt, hob die Hände, segnete und schwand aus der Stube wie ein Lichtstrahl. Der Pförtner schlug

die Hände vor sein Angesicht, sank vernichtet auf seine Knie, raffte sich auf, stürzte ohne Abschied aus der Hütte, und kam nicht nach Stift Marienberg zurück, und Niemand hat je wieder von ihm gesehen oder gehört.

241.

Helfmirgott.

Im Münsterthale unweit Taufers liegen die Trümmer von drei alten Schlössern, Rotund, Reichenberg und zwischen ihnen ein hochragender Thurmbau, der einst einen andern Namen trug, jetzt aber Helfmirgott genannt wird. Einst war die Besitzerin dieses Thurmes eine sehr schöne Jungfrau, welche sich eines Tages einsam im Schlosse befand, und zwar ohne männlichen Schutz. Da überraschte sie der liederliche Junker von Rotund aus dem Nachbarschlosse, das später von Friedrich mit der leeren Tasche zerstört wurde. Der Junker von Rotund drang in die Kemenate des schönen Ritterfräuleins in gar böser Absicht, aber die reine Jungfrau entsprang seinen Händen, floh über die Thurmtreppe empor, und stürzte sich oben mit dem Ruf: Helf mir Gott! über die Zinnen in den fürchterlichen Abgrund. Der Junker, welcher dem Fräulein nachgeeilt war, stand erschreckt wie eine Marmorsäule auf der Zinne, eilte dann hinab in den Graben und sah das Fräulein wunderbar erhalten, sah ihr Angesicht leuchten wie ein reines Engelbild, zum Himmel gewendet und Gott dem Herrn dankend. Da fiel der Junker von Rotund reuevoll und betrübt vor ihr auf die Knie, und änderte von dieser Stunde an sein wüstes Leben. Ueber Helfmirgott lautet auch die Sage in folgender Veränderung: Das Fräulein — die schönste Blume des Thales — wurde vom Ritter von Rotund geraubt und neben seinem Schlafzimmer gefänglich gehalten. Da gelingt es der Reinen aus der Haft zu gelangen, sie entflieht, muß hart an der Kammerthür des Ritters vorbeieilen, der sie bemerkt und ihr alsbald nachsetzt nach ihrem Schlosse. Dort läuft sie über die Wendeltreppe des Thurmes empor, und nachdem der Entführer sie auch dahin noch verfolget, stürzt sie sich von der Zinne mit dem Ruf: Helf mir Gott! in die grausige Tiefe. Hierauf erzählt die Sage wie oben.

242.

Die wilde Fahrt bei Matsch.

Nahe bei Matsch gibt es zwei Punkte, wo in früheren Zeiten um Mitternacht die wilde Fahrt vorbeizog oder herabfuhr, nämlich aus dem Kreuzthale und aus Wallfur. Letztere fuhr jedesmal durch das Dorf, kam gewöhnlich um 10 Uhr Nachts daher, polterte herab, daß jedem Hören und Sehen verging; es war fast als ob Felsen, Schreine und Kisten oder Pferdegetrampel abstürzten, dann erscholl dumpfes Geächze durch die Lüfte, endlich wildes Peitschengeknalle. Um 10 Uhr hielt diese Fahrt 2 Stunden lang am Dorfplatze zu Matsch still, wo sich die Wege kreuzten. Eine Gasse führt abwärts zu den Ruinen Matsch, die andere oben hin über Schinderlatten (Galgenbüchel) hinaus nach Mals im Vintschgau. Wenn um diese Zeit (von 10—12 Uhr) Jemand vorbeiging, der war verloren. Nur die Nachtwächter oder ein ganz unschuldiger Mensch konnten unbeirrt vorbeigehen. Mit Schlag 12 Uhr aber ging es noch lärmender weiter, es rauschte und tobte hinab zum Bache, wo es sich endlich im Schloßwalde verlor. Man konnte jedoch lange noch das Gelärm und Geknall im Dorfe hören, obgleich der Schloßwald fast ³/₄ Stunden ferne liegt. Doch das Merkwürdigste an dieser wilden Fahrt war, daß voraus immer ein gar zierlich geputzter Schuh ging, ohne daß man etwas anders sehen konnte, und wenn derselbe ruhig stand, und jemand hineinstieg, der wurde allsogleich unaufhaltsam fortgerissen und weithin an Felsen und Berge getragen. Diese Fahrt fand fast alle Freitage statt.

243.

Der Schuh der Wild-Fahrt.

Mit dem Schuh der Wild-Fahrt in der vorhergehenden Sage hat es ein seltsam Bewandtniß, indem derselbe auch außer dem Spuk der Fahrt zu Zeiten erblickt wird.

Wer von Matsch gen Mals hinaus schreitet, etwa 300 Schritte außer dem Dorfe, sei es bei Tage oder in mondheller Nacht, kann möglicher Weise auch beim Galgenbüchel, — „Schinder-

latten" nennt ihn das Volk, — einen merkwürdig schön gezierten Schuh am Wege liegen sehen, der die Wanderer schon oft so anlockte, daß sie unwillkürlich fest hineintraten und sich denselben anzuprobiren versuchten, zumeist die eitlen Mädchen. Aber wehe hernach! Wie ein Pfeil wurde der oder diejenige über Berg und Thal getragen, an Bäume und Felswände geschlagen, und konnte von Glück sagen, wenn sie am andern Tage in wildfremder Gegend noch lebend aufgefunden wurden.

244.

Sudl bring mir Nudl!

Wenn die Kühe von der Alpe abziehen, und man geht dann in die verlassene Almhütte und ruft: „Sudl bring mir Nudl" so wird man alsbald eine Hand erblicken (weiter nichts) mit einer gewaltigen Pfanne voll Nudl bester Beschaffenheit, welche die gespenstige Hand auf den Tisch stellt. Ißt man alle Nudl bis auf die letzte aus, so ists gut, wo nicht, so gehört man der Sudl, welche einem gar mancherlei anthut, gewöhnlich aber die Menschen umbringt. Das wird von der Matscheralpe erzählt, und zwei Männer welche sich überzeugen wollten, gingen hinan zur Alpe und riefen die Sudl an. Die brachte nun eine so große Pfanne voll schmalziger Nudl, daß jene trotz tapferen Essens keine Möglichkeit sahen, nur die Hälfte wegzubringen. Nun machten sie es so: Sie ließen, während sie zum Munde fuhren, einen Theil Nudl durch die Aermel des Rockes gleiten, und leerten auf diese Weise die ganze Pfanne voll, kamen auch glücklich durch. Dem glücklichen Einfall verdankten sie wohl ihr Leben, wollen es aber nicht nochmal probiren.

245.

Hufeisen am Matscher Schloßkirchlein.

Oftmal bei nächtlicher Weile sieht und hört man zwei gespenstige Ritter durchs Matscherthal galloppiren, von denen der eine Ritter auf einem großen, der andere aber auf einem kleineren, dunklen wilden Rosse sitzt. Diese zwei Ritter waren Brüder, Söhne eines Grafen von Matsch, welcher auf dem Matscherschlosse hausete,

wiesen, starb endlich vor Gram, und die zwei Brüder kamen nach der Leichenbestattung nicht mehr ins Schloß, sondern fanden ihren Tod und müssen zur Strafe ihrer Unthaten als Gespenster umherreiten.

Vor längerer Zeit wurden zwei Hufeisen gefunden, eines größer, eines kleiner, und man nahm an, es seien Eisen von jenen Rossen, welche die wilden Ritter reiten mußten: daher nagelte man die Eisen auf die Thüre des Kirchleins, welches nahe bei den Ruinen des Schlosses Matsch steht, wo sie heutzutage noch als Warnungszeichen zu sehen sind.

246.

Mäuse in Glurns.

Bei Glurns geht eine uralte Sage von Mäusen, welche ins Vintschgau gekommen seien und Hab und Gut der Bauern aufzehrten. Da sei ein fahlender oder fahrender Schüler nach Glurns gekommen, der durch einen Bannspruch alle Mäuse — viele Millionen an der Zahl — ins Thal gerufen und zum Auswandern gezwungen habe. Die Mäuse stellten sich, marschirten kolonnenweise wie das Militär aus dem Vintschgau, hielten Rasttage, und waren gar bald verschwunden.

Der Bannmeister verschwand leider mit ihnen, die dankbaren Bewohner konnten ihm daher den bedungenen Lohn nicht auszahlen. Der Mäuse Bannspruch ist nicht mehr zu erfragen, überhaupt die ganze Sage sehr verwischt und dunkel; dieses mag wohl die Ursache sein, daß sie zu einem gewöhnlichen Dorfschwank, deren viele im Lande sind, umgearbeitet wurde und auf folgende Weise erzählt wird.

Mäuse-Prozeß und Auswanderung.

Zu einer Zeit gab es in der Feldflur von Glurns im Vintschgau Unmassen viele Mäuse, zu deren Vertilgung sich kein Mittel

fand, denn alle Katzen ganz Tirols, ja ganz Deutschlands hätten sie nicht vertilgt, und der Phosphor war noch nicht erfunden. Lange berathschlagte der weise Stadtrath von Glurns, was in dieser Noth zu beginnen, und wie den zahllosen kleinen Kornräubern beizukommen sei, und fand endlich keinen andern Ausweg, als die Mäuse zu verklagen, und ihnen in optima forma den Prozeß zu machen. Da die Mäuse sich nicht selbst vertheidigen konnten, so wurde ihnen von Gerichtswegen ein Anwalt zugetheilt, und der Prozeß begann. Die Anklage lautete auf unbefugten Feld- und Gartenfrevel, Minderung der bürgerlichen Nahrung, heimliche Unterschleife (weil die Mäuse die Getreidekörner unter die Erde in ihre Löcher schleiften), ferner auf wilde Ehen, Wühlerei, Aufwiegelung (des Erdbodens) ꝛc. ꝛc. Der Anwalt brachte in seiner Vertheidigung vor, daß es Sache der Feldpolizei sei, dem Feld- und Gartenfrevel zu steuern, durch gute Aufsicht und weniger Weintrinken im Wirthshause; was die Minderung der Nahrung betreffe, so sei diese Klage allerdings scheinbar begründet, allein wenn man den Mäusen alles Korn mißgönnen wollte, so könnten sie auch über Minderung der Nahrung gegen die Menschen klagen, denn sie wollten und müßten doch als Gottes Geschöpfe auch leben. Betreffs der wilden Ehen müsse Anwalt zu bedenken geben, daß die Mäuse nur Beispielen folgten, die näher zu bezeichnen er Bedenken trage, sintemalen und alldieweilen exempla essent odiosa. Die Wühlerei sei auch keine Todsünde, alle Wesen wühlten: Einer im Gelde, einer in Büchern oder Pergamenten, einer im Kornhaufen, einer im Mist, einer in schönen Frauenreizen u. s. w. Das Mäuselein müsse auch wühlen, es folge nur seinem Naturtrieb. Trotz dieser glänzenden Vertheidigung drang der Anwalt nicht durch, das einzige was ihm gelang, war, die vom Gericht über die Mäuse verhängte Todesstrafe in Ausweisung zu verwandeln, wobei ihnen jede Rückkehr in ihr Mutterland auf ewige Zeiten untersagt wurde. Hiezu wurde ihnen großmüthiger Weise ein Auswanderungstermin von 14 Tagen anberaumt, und da der Anwalt wiederum anführte, es seien in der Mäuserepublik dermalen gar viele blutjunge Kindlein so noch nicht gehen könnten, auch viele Weiblein, die gar so gerne ihr Wochenabette in der geliebten Flur von Glurns halten

wollten, so that der weise und einsichtsvolle Rath ein Uebriges und gab noch eine zweite Frist von abermals 14 Tagen.

Hierauf erfolgte die Auswanderung, doch machten es die Mäuslein wie andere Ausgewiesene neuerer Zeit, sie kommen nach und nach alle wieder, um unter Umständen noch ärger zu wühlen wie zuvor.

247.

Annele lupf auf!

Bei Schlanders war ein Bauer ansässig, das war ein Marchegger (Gränzsteinverrücker). Wenn er Nachts zu seinem gottlosen Geschäfte ausging, nahm er gewöhnlich seine erwachsene Tochter Anna mit, umgrub den Stein, und dann mußte sie ihn mittelst eines Hebebaumes lupfen (emporheben.) Dazu rief er immer: Annele lupf auf! Wie er gestorben war, erlitt er die Marcheggerstrafe, mußte feurig spuken und um die Gränzsteine hantiren, und dann hörte man ihn immerfort mit kläglicher Stimme rufen: Annele lupf auf! Annele lupf auf!

248.

Die Frau von Hochgalsaun.

Dem mächtigen Rittergeschlechte derer von Schlandersberg gehörte eine gleichnamige Burg; nicht minder aber empfingen sie von König Heinrich von Böhmen die Burg Hochgalsaun, die sich stattlich und weitgebietend im Etschthale erhob. Friedrich mit der leeren Tasche, aber mit voller Ritterkraft, brach die Burgen vieler ihm feindlich gesinnten Ritter im Etschthal, und auch das unüberwindlich scheinende Hochgalsaun belagerte er. Die Burg war nicht mehr zu halten, daher erbat die Burgfrau, eine Starkenbergerin, freien Abzug sammt dem, was sie von ihrer Habe tragen könne. Diese Bitte gewährte Friedrich, und nun schritt die Edelfrau herab, tragend in der Schürze ihre Schriften und besten Dokumente, Lehnbriefe über Land und Leute, und auf dem Rücken — ihren Mann. Großmüthig ließ Friedrich sie ziehen. Diese That erinnert gar lebendig an jene Frauen von Weinsberg und an die

Frauen von Staupitz, denen Friedrich der Streiter, Herzog zu Sachsen, Landgraf zu Meißen und Landgraf zu Thüringen, in gleicher Weise sein gegebenes Fürstenwort hielt.

249.

Die Tänzer zu Latsch.

Im Wirthshause zu Latsch im Vintschgau ging es hoch her, da war Tanz und Gelag, ein Dutzend Bursche und eben so viele Dirnen tanzten wie toll, oder jubelten um die Zechtische. Da läutete unten auf der Straße ein Chorknabe das Ministrantenglöcklein, ein Zeichen, daß der geistliche Herr das hochwürdigste Gut vorbei trug zu einem Kranken. Alsbald verstummte die Musik, die Tänzer hielten inne mitten im Tanze, wie es Sitte und sich ziemt; viele traten zum Fenster oder vor die Thüre, entblößten Hauptes, den Segen entgegenzunehmen, und nur Ein tanzendes Paar war so tanzwüthig, daß es gar nicht hörte noch sah, ob die Musik tönte oder schwieg, ob die Andern tanzten oder nicht, es hüpfte und walzte auch fort ohne Musik. Aber mit einemmale begannen diese Tänzer zu taumeln, fielen nieder und waren todt, ihr Gesicht überzog Leichenblässe, dann wurden sie gelb, dann braun, dann kohlenschwarz wie Mohren — da wars zu Ende mit Tanz und Schmaus. Den in toller Sünde dahin Gefahrenen und vom strafenden Himmel Gezeichneten konnte kein christliches Grab vergönnt werden, man schaffte sie in eine Waldhöhle, legte sie hinein und vermauerte die Oeffnung.

250.

Die Christnachtzecher.

Bei Latsch saßen im Wirthshause drei Gesellen, echte Strolche und Lumpen. Es war just Christnacht, und sie zechten drauf und drein, zankten, fluchten, verschwuren sich, und machten, wie das Sprichwort geht, den Schutzengel weinen und den Teufel lachen. Besonders trieb es der Eine von den Dreien gar arg und lästerlich, so daß die Wirthin es nimmer anhören mochte und aus der Stube ging. Der Wirth, dergleichen eher gewohnt, blieb bei seinen

Gästen und zechte und lachte mit; endlich aber wurde es ihm auch zu toll, das wüste Geschwätz und Aufbegehren gegen Gott und alle Heiligen ärgerte auch ihn. Er erinnerte daher daran, daß Christnacht sei. Was Christnacht? Was geht mich die Christnacht an? erwiderte der Hauptspötter und hub an zu singen:

Was soll das für 'ne Christnacht sein?
In jeder Christnacht wird das Wasser Wein,
Christnacht hin — und Christnacht her,
Ich wollt', daß all' Nacht Christnacht wär'.

Man redet hin und her, bis sich der Frevler vermißt, mit dem Schlag zwölf an den Brunnen im Hofe zu treten, und in einem Krug den Wein aufzufangen. Gesagt, gethan, der Krug ist zur Hand, die Uhr schlägt die Mitternachtstunde aus — jener ist schon am Brunnen, die Andern lauschen, theilweise ist ihnen nicht wohl zu Muthe. Plötzlich wird vom Brunnen her ein greller Pfiff gehört, darauf ein kläglicher Schrei, und ein gellendes Gelächter, dann ein Fall und das Geräusch eines zerbrechenden Kruges. Jetzt waren der Wirth und die Zechgesellen ernüchtert, erst will sich Keiner vor die Thüre wagen, endlich gehen sie Alle drei — und da liegt der Kumpan, der Hals ist umgedreht, die Lippen sind schwarz gebrannt, als hätten sie glühendes flüssiges Metall gekostet.

251.

Hans der Fieger.

Auf dem Schlosse Dorns- oder Tarantsberg im Vintschgau saß Ritter Hans, zubenannt der Fieger; der liebte mancherlei, Wein, Weiber, Jagd, Geld; nur Eines liebte er nicht, und dieses Eine waren die Bäuerlein. Ob sie es an ihn gebracht hatten, wie sie nicht selten und gerne zu thun pflegten, oder aus welch' anderem Grunde sein Haß gegen die Bauernschaft so tiefe Wurzeln geschlagen, ist unbekannt, kurz er war viel schlimmer gegen sie gesinnt, als der bekannte Neidhard der Bauernfeind. Er war ein Bauernschinder, wie nur irgend je ein Ritter, und nicht nur im Leben von ihnen gefürchtet, sondern noch nach seinem Tode, denn er mußte nach demselben gräulich spuken, und auch als Spuk zeigte er sich nur gegen die Bäuerlein absonderlich feindlich. Was half

es, daß sie von ihm sagten, als er gestorben war: Fieger ist todt, das hat der Himmel gefügt, jetzt haben wir endlich Ruhe vor dem S . . . . . z, und sich bei seinem Namen bekreuzten? Sobald ihn einer nur nannte, war der Geist Hans des Fiegers da und fuhr vorbei, und gab jenem im Vorbeifahren eine so derbe auf die Platte, daß er umtaumelte und bisweilen das Aufstehen vergaß.

252.

Das Muttergottesbild im Wasser.

Ueber einer Sumpfstelle der Etsch im Vintschgau nahe der Tschengelsburg sahen Hirten häufig des Nachts ein meteorisches Leuchten. Sie hielten dasselbe zuerst für Irrlichtschimmer und mieden furchtsam jene Stelle, aber immer heller wurde allnächtlich der magische Schimmer. Da wagten sich endlich ihrer Mehrere näher heran, und siehe, im Sumpfe, der ganz wie vom Glanze von tausend und über tausend Glühwürmern erhellt war, lag ein wunderschönes Muttergottesbild. Rohe Bildstürmer, die vom Tauferer-Thal und aus der Schweiz heraus in das Land eingebrochen waren, hatten das Bild aus einem Kloster geraubt und es hier in den Sumpf geworfen. Andächtig erhoben die Hirten das Bild und brachten es in die Schloßkapelle auf Tschengelsburg, wo es noch jetzt Gegenstand frommer Verehrung ist. Aber jener Glanz erlosch alsbald, wie das Bild dem trüben Wasser entnommen wurde.

Diese Sage erinnert lebhaft an die von einer geraubten und in eine Lache geworfenen geweihte Hostie zu Erfurt, und an das Christkindlein in Hall.

253.

Die schwarzen Gäste.

Bei Partschins unweit Meran, nur eine halbe Stunde vom Orte rechts der Straße, lag ein Grafenschloß, dessen Eigenthümer in des Reichthums Fülle lebte und diese Fülle auch genoß. Bisweilen genoß er davon sogar etwas zu viel, und es war dann nicht gut um ihn sein. Eines Tages rüstete er ein Gelag und lud dazu die Vornehmsten seiner Nachbarschaft, allein diese mochten

Abhaltung oder sonstige Gründe haben — als die Zeit des Mahles da war, war kein einziger Gast da. Da begann der Graf allein zu zechen, und das soll niemals gut sein, und als er bereits bezecht war, und noch immer kein Gast erscheinen wollte, so schrie er zornig: Ei daß doch die Teufel aus der Hölle kämen, und mit mir tafelten! und dann trank er wieder weiter. Da dröhnte Galloppschlag vom Hofe herauf, und es kam ein Diener und meldete, es wären drunten Reiter, schwarz wie Mohren und jeder einen Kopf größer als der längste Mensch, und sie begehrten herauf. Darob erschrack der Graf, und es kam ihm sein vorhiniges Frevelwort in die Gedanken. Sperrt die Thüren! rief er, und flüchtet aus dem Hause! — Er selbst besann sich nicht lange, sondern gewann einen heimlichen Ausgang. Im Schlosse aber krachte es, als wenn alles zusammenstürzte, die gesperrten Thüren brachen ein, und die schwarzen Reiter kamen herauf in den Speisesaal und setzten sich um den Zechtisch. Einer nach dem Andern nahm einen Pokal, ging damit zum Fenster, blickte in das Freie, wo der Graf jetzt stand, und trank ihm höhnisch zu; sie winkten ihm auch wieder in das Haus und zu ihnen herauf zu kommen Da er dieß nicht that, drohten sie ihm, und plötzlich hielten sie eine Wiege aus dem Fenster, in der das jüngste Kind des Grafen, ein Knäblein lag, das bei der schnellen Flucht aus dem Schlosse vergessen worden war. Entsetzt beschwur der Graf seine Diener das Kind zu retten, da er es nicht vermöge, weil er sich durch seinen Frevel in die Macht der Teufel gegeben habe, und alsbald trat der treueste von des Grafen Dienern muthig den Weg in das Schloß an, schritt in den Saal, trat kühn vor die schwarzen Gäste, schlug ein Kreuz und rief: Im Namen Jesu Christi, in welchem dieses Kindlein getauft ist, nehme ich es euch, denn euch ist über dasselbe keine Gewalt gegeben. Und siehe, die Teufel ließen ihn nicht nur willig das Kind nehmen, sondern sie entwichen auch aus dem Saale, freilich nicht ohne großes Gepolter und Zurücklassung infernalischen Gestankes. Hernach mußte man lange mit geweihtem Weihrauch räuchern und mit Weihwasser sprengen, bis sich das alles verzog; der Graf mußte sich schwerer Buße unterwerfen, was er auch willig that. Er belohnte reichlich den treuen Diener, bat nie mehr den Teufel zu Gast, aber auch nie mehr Zechgenossen, die ihn im Stich gelassen; er

254.

Die Brüder von Vorst.

Unweit Algund und Meran, jenseits der Etsch, liegt das Dorf Vorst oder Forst, und dabei herrliche Burgtrümmer, die zum Theil noch bewohnt sind Ein trauriges Ereigniß brachte die stattliche Burg in Verfall. Zwei Brüder bewohnten dieselbe und spielten einst mit einander in einem Gemache der Burg. Das Spiel entzweite sie, fachte wüthende Leidenschaft in beiden an, und sie begannen mit einander Zweikampf auf Tod und Leben, der auch nicht eher endete, als bis der eine den andern auf den Tod verwundet hatte. Dieser sank, und der Blutstrahl aus seiner Wunde schoß hoch zur Zimmerdecke hinan, und ließ dort zwei Flecken zurück, die man hernachmals durch zwei Kreuze kennzeichnete, und welche noch heute zu sehen sind. Noch immer spuken die Ritter und man hört in Sturmnächten ihren harten Tritt, Geklirre der Schwerter und den schweren Fall des Getödteten.

255.

König Laurins Rosengarten.

Vom Rosengarten oder den Rosengärten des sagenhaften Zwergen Laurin in der Umgegend von Meran und namentlich der Burg Tirol ist vielfach in Schriften die Rede *). Die Benennung Rosengarten für manche Berggegend begegnet vielfach nicht nur in Tirol, sondern auch anderswo, z. B. in Thüringen, auch in Italien u. s. w. Der Reiz des Stoffes, ja selbst des Namens, hat Manche verleitet, die alten schlichten Sagen in Fabeln umzuwandeln, jene durch Hinzuthaten zu entstellen, und das läßt sich nicht immer gleich auf den ersten Blick erkennen und scheiden beim Wiedererzählen; nur mit Absicht soll keiner es thun. Die

---

*) Vergl. Alpenburg's Myth. und Sag. Tir. S. 126—128. Hierüber schrieb auch Beda Weber und D. J. V. Zingerle.

örtliche Sage kündet, daß in der alten Zeit König Laurin im „hohlen Berge“ dort, wo jetzt der Kothlerhof steht, Hof gehalten und einen prächtigen Rosengarten dort besessen und erhalten habe. Die Blumen dieses Gartens dufteten so wundersam, daß Kranke von dem Dufte genasen und Betrübte getröstet wurden, wenn sie nur in die Nähe des übrigens unsichtbaren Gartens kamen. Der Garten hatte nicht Zaun, nicht Mauer mit Gatter — mit seidenen (nach Andern mit güldenen) Fäden war er abgegränzt. Die Nachtigallen sangen in ihm beständig nur das lieblichste, und wenn den Rosengarten auch kein König mehr pflegt, die heimische Sage pflegt ihn unsterblich fort.

256.

Das zerbröckelnde Crucifix.

Auf der uralten Burg Tirol, dem ehemaligen Landesherzen und Landesmittelpunkt, stand im Portal der Kapelle ein steinern Crucifix, von welchem jedesmal ein Stück abbröckelte oder abfiel, wenn ein Graf von Tirol, als Burgherr, mit Tode abging. Diese Grafen, unter denen sich besonders die drei Meinharde hervorthaten *), starben mit Meinhard III aus, der schon frühzeitig, im

*) Die tirolische Geschichte erzählt, wie fromm und gottesfürchtig die Meinharde waren; die herrlichsten Abteien und Tempel bauten sie zum Lobe des Herrn, die Prälatur Stams, die Karthause in Schnals, die Pfarrkirche in Meran u. s. w. Von ihnen rühren her die Malereien im Kelleramtsgebäude zu Meran, in Runglstein, in der Burg zu Gries und in der Karthause zu Schnals. Gründungen von Spitälern und Anstalten für Kunst und Wissenschaft stammen aus ihrer Zeit. Minnesänger gingen auf ihrer Burg ein und aus, ihr Schloß Tirol war die südliche Wartburg, wo die Liederkämpfe ebenso wie auf der thüringer Wartburg vor den Augen der kunstsinnigen Fürsten aufgeführt wurden. Hier erklang das Nibelungenlied; die Gesänge von Tristan und Isolde, die Tafelrunde waren die Unterhaltungsbücher der Ritter und Fräulein, und die Karthäuser in Schnals verfaßten zierliche Handschriften in mittelhochdeutscher Sprache. Es war also der Sitz der Blüthe von Frömmigkeit, Kunst und Poesie, die bald darauf in der Reformzeit unterging. Daher ist die Wendung in der Volkssage, „daß mit dem letzten Meinhard die Christuswunde blutend auf Tirol gefallen sei“ ein unnachahmlicher Kernausdruck.

zwanzigsten Lebensjahre, auf seinem Stammschlosse verschied. Da fiel das größte Stück vom steinernen Christusbilde mit seiner Wunde blutend herab, und blutete so lange, als der Burgherr auf der Todtenbahre ausgesetzt lag; aber mit seinem Begräbnisse schloß die Wunde sich wieder, so daß nichts mehr davon zu bemerken war. Meinhards Tod ist als blutende Christuswunde auf Tirol gefallen! Dieses Wunder wiederhole sich — sagt man — aber unblutig, jedesmal wenn ein später regierender Landesfürst von Tirol das Zeitliche segnet.

257.

Der Geist des Edelknechtes.

In der Nähe der Burg Durrnstein oder Thurnstein nächst Schloß Tirol und Algund spukt noch der Geist eines jungen Edelknechtes, den ein Bolzen tödtlich traf, welchen die Eifersucht des Gemales der Regentin Margarethe Maultasch, zu der jener angeblich seine Augen erhoben, abgeschossen hatte.

Die Sage verschweigt, ob dem Jüngling Recht oder Unrecht geschah. Man vernimmt in der Mitternachtstunde in der Umgebung des Schlosses und unter den Weinlauben und Baumgruppen süßes, melancholisches Zitherspiel, ohne je den Spieler zu erblicken. Geht man dem Klange nach, so verstummt er entweder, oder er wird von anderer Seite her vernehmbar, und wendet man sich nach jener Richtung zu, so schweigt er wieder dort. Dieser unsichtbare Zitherspieler ist kein Anderer, als der Geist des getödteten Edelknechtes.

258.

Die weisenden Tauben.

Unmittelbar unter dem Schlosse Tirol liegt die Brunburg oder Brunnenburg, in welche sogar von ersterem ein unterirdischer Gang hinabführt. Es war in ihr zur Zeit der Grafen und Herzoge von Tirol und Meran die fürstliche Landeskanzlei. Einst bewohnte die Herzogin Adelheid von Meran die Brunburg, eine Dame die sehr fromm war und schon lange den Wunsch in sich

Tauben flogen nun gegen Steinach bei Algund herab nach einem Walde, in welchem eine Einsiedlerin lebte. Dorthin ließ nun die Herzogin Adelheid das Frauenkloster erbauen, unter der Ordensregel des heiligen Dominikus.

Einstmal sollen im Dominikanerkloster alle Nonnen erschlagen worden sein, und zwar während des Engadinerkrieges, bis auf eine, der es gelang, sich in dem Glockenstuhl zu verbergen. Zu Kaiser Josefs Zeit wurde dieses Kloster mit andern völlig aufgehoben, und ist nunmehr als solches verödet.

259.

Die Hufeisen im St. Leonhardskirchlein.

Eine Viertelstunde außer Meran liegt im lachenden Wiesengrunde das uralte St Leonhards-Kirchlein. Dasselbe bewahrt eine Eisenkette, welche ein aus türkischer Gefangenschaft wunderbar Befreiter hieher geopfert hat; denn St. Leonhard ist nach einer weit verbreiteten Legende der Schutzpatron und Befreier der Gefangenen. Die Kirchthüre ist mit vielen Hufeisen bemalt, und das kommt daher: Vor alter Zeit, als die Ritterschaft in hiesiger Umgegend üppig aufblühte und Burg auf Burg sich auf Berg und Hügel erhob, führte bei diesem Kirchlein eine besuchte Straße vorbei nach Engadein und Wälschland, wo die Kaiser blutige Fehden ausfochten. Die in den Kampf ziehenden Ritter pflegten im Hause des heiligen Leonhard anzuhalten, empfahlen sich in seinen Schutz und schlugen als Opfer und Wahrzeichen jeder ein Hufeisen an die Thüre. Sobald aber die Thüre voll Hufeisen war, nahm sie der Küster herab und verkaufte sie zum Vortheile der Kirche, die sich dadurch immer mehr verschönern konnte. Die Zeiten sind vergangen, wo die Ritter zurückkehren, sie schlagen auch keine Hufeisen an die Kirchenthüre des heiligen Leonhard — aber das fromme

Wasser versenken.

Am Unterberge bei Meran steht an einer wüsten Lehm-Murre der Winklerhof. Vor Zeiten war dort ein herrlicher, fruchtbarer Weinberg, in dem eine starke Quelle sprang, welche die weite Gegend umher tränkte. Viele Leute labten sich an ihr, viele holten auch das Wasser zur Tränkung ihres Viehes oder nahe gelegener Gärten oder zum Garnbleichen, weil es das beste und reinste Wasser weitherum war. Das ärgerte endlich den Winkler-Hofbauer; er wurde voll giftigen Neides, hätte gar zu gern das Wasser für sich allein genützt, wußt' es doch nicht zu stopfen und konnte auch nicht den herkömmlichen Mitgebrauch den Nachbarn verbiethen. Nun lebte zu Sankt Peter bei Meran ein weitberufener Doktor und Tausendkünstler, Wahrsager und Herenmeister, das war der alte Schneeweiß, der viele heimliche Sachen wußte, sich auf die Sympathie und Antipathie verstand, und an Menschen und Vieh trotz dem Doktor Eisenbart kurirte. Zu diesem kam der Winklerhofbauer und sagte ihm, er habe ein wildes Wasser auf seinem Gute, das verderbe ihm alles, sei zum Trinken für Menschen und Vieh nichts nutz, quelle immer stärker hervor, je mehr er verstopfe und schlemme ihm alles gute Erdreich fort. Ob der Schneeweiß gegen solches Wasser kein Mittel wisse? Darauf rieth der alte Schneeweiß dem Bauer: Quecksilber in den Quellbrunnen zu werfen. Gleiches müsse mit Gleichem vertrieben werden, Lebendiges mit Lebendigem, Todtes mit Todtem. Der Winklerhofbauer befolgte den Rath, und warf das metallische Gift in seinen schönen herrlichen Quellbrunnen; da wühlte und senkte sich das Quecksilber, seiner Schwere nach, nach unten, bahnte sich Wege in die tiefste Tiefe, und das Wasser drang hintendrein, und der Brunnen versiegte, der Boden vertrocknete, das Erdreich wurde mürbe, und wie der erste starke Regenguß kam, empfahlen sich die Weinstöcke, und rutschten abwärts sammt der Erdkrume, in der sie wurzelten, auf des Nachbars Land, und eine Lehm-Murre entstand, die jedes

Jahr treulichst dem Winklerhof einen Besuch abstattete. Die Nachbarn aber wünschten dem Winklerhofbauer beide Peinen auf den Hals und in die Glieder, die kalte und heiße, und als derselbe nun verzweifelt dem alten Schneeweiß sein Herzleid klagte, und ihm Vorwürfe machte, sprach dieser: Winklerhofer, dir ist recht geschehen, weil du mich belogen hast, und mir gesagt, daß ein wildes schädliches Wasser dir dein Eigenthum verwüste. Hättest du mir gesagt, daß du deinen guten Brunnen, die schöne reine Gottesgabe, verderben wollest, so hätte ich dir nimmermehr zu Quecksilber gerathen, sondern dich alsbald zum Hause hinaus geworfen, wie ich jetzt thue. Sprach's, packte mit Riesenstärke den Winklerhofer und warf ihn — ohne daß jener zu widerstreben vermochte, denn der alte Schneeweiß machte ihn gleich „gfroren" — zum Hause hinaus, daß ihm alle Rippen krachten. Dem Winklerhofer ist wohl recht geschehen, aber das edle Wasser blieb leider bis auf heute versunken.

261.

Der Lebenberger.

Fast in der Mitte des Marlingerberges bei Meran erhebt sich die stattlich schöne Burg Lebenberg, von Manchen auch Löwenberg genannt und geschrieben. Man erblickt in tiefer Ferne des Passeierthales vom Thurm des Lebenbergerschlosses die alte Jaufenburg, und es geht die Sage, daß bei festlichen Gelegenheiten und insonderheit dann, wann auf des Landesfürsten Wohl getrunken wurde, die Herren von Meran durch Fahnen und Nachts durch Feuer Zeichen gegeben haben, die dann auf Lebenberg und auf der Jaufenburg wiederholt worden seien. Mag wohl ein schönes Leben auf Lebenberg gewesen sein, doch auch nicht immer. Ein Burgpfaffe erfuhr das. Es saß ein Junker droben, der lebte schier etwas zu viel, und alle Ermahnungen des besagten Burgkaplans, sein wildes und böses Leben zu ändern, fruchteten nichts bei dem Junker, und zuletzt wurde dieser über die stets wiederholten Buß- und Strafpredigten so ärgerlich, daß er ohne weiters den Kaplan binden und auf einem Pferde hinauf auf das Vigiljoch bringen, und daselbst in einem kleinen See ertränken ließ.

am Charfreitag, statt die Kirche zu besuchen, auf die Jagd am Vigiljoch, und wie er jagend an diesem See vorbei kam, stürmte das Pferd in die Fluthen, und der Junker war versunken. Seitdem aber stürmt er als wilder Jäger Berg auf und ab am Vigiljoch, und der gespenstige Hund, meinen die Leute, sei auch kein anderer als der böse Junker von Lebenberg.

262.

Manz der Wundersmann.

Zu Hafling, nicht weit vom schönen zuckerhutspitzigen Ifinger, lebte ein Doktor des Namens Manz; der konnte mehr als Brod essen und Künste, die er nicht in der christlichen, auch nicht in der lateinischen Schule gelernt hatte, obgleich die lateinischen Schulen gar grausam gelehrte Manndlen erziehen, daß es manchmal ganz schreckhaft ist, wenn sie ihre Gelehrsamkeit leuchten lassen. Und dabei war der Haflinger Manz viel, viel gespassiger als die Hochstudirten, die keine Herenmeister sind; er war einer. Wenn das Haflinger junge Völklein hinauf auf die Almen zur Heumahd zog, und trotz Sonnengluth und Dursthitze Schwaden auf Schwaden niederstreckte, so trug es sich nicht selten zu, daß der Manz mit einemmale mitten unter den Mähern stand, und sein Herenstücklein losließ. So nahm er manchmal einem „Kreister" (alter schwächlicher Mäher) die „Seges" (Sense) ab und mähte damit wie alle Wetter über die Wiese hin, ja er mähte zugleich harte Kieselsteine entzwei, wenn welche im Grase lagen, oder auch Bäumchen und Gesträuch. Einmal steckten die Mäher einen Tengelstock in die Erde vor ihm hin, und siehe da, mitten entzwei schnitt er auch diesen, mit der Bemerkung: Döß war amol a tolli „Schmell" gewesen. Mit einem Stücklein Holz wetzte er dann die Sense, wenn sie abgestumpft wurde und sogleich wurde sie wieder ganz scharf wie frisch getengelt. Wenn die „Eilferinn" in Hafling unten mit ihrer Glockenzunge die eilfte Stunde ansagte, legte Manz

die Seuse aus der Hand mit den Worten: I muß no nach Innsbruck hinunt und mit den großen Herren zu Mittag essen; sprachs, und im Nu war er den Augen Aller unsichtbar.

An einer sanft absteigenden Abdachung, die sich an die senkrechtstehenden Felsenwände anschließt, ist ein grasleerer glatter Felsenrücken; über diesen sah man den Manz gar oft mit lautem Halloh und Hott! Hott! Hott! hinauf kutschiren, und dann schrie er von weitem den Leuten zu: Ausg'stellt! Indessen waren die Hexenkünste des Doktor Manz nicht alle so harmloser und Heiterkeit erregender Natur, die meisten waren auf das Verderben seiner Mitmenschen gerichtet, denn er war ein Bündner des Bösen. Manz mißtaufte heimlich Kinder, wenn er zu schweren Geburten gerufen wurde, und es seiner Kunst gelang, Mutter und Kind zu retten. Jedes Jahr mußte er dem Teufel eine Seele überliefern, wenn er nicht selber von ihm geholt sein wollte. Dafür aber hatte er große Macht; er konnte ferne sehen, hören und schreiben, er hörte Gras und Blumen wachsen, verstand die Sprache der Vögel, und war mit einem Wort ein Wundersmann durch und durch, was gar mancher Doktor, der sich für einen solchen hält, aber ganz und gar nicht ist. Sterben müssen aber, das ist einmal nicht anders, Weise und Thoren, Dümmlinge und Doktoren und so gedieh es auch mit Manz zu einem Ende, nur daß selbiges kein seliges war.

263.

Wie Manz der Wundersmann gestorben ist.

Manzens Sündenmaß war voll; seine vielen schwarzen Verbrechen hatten des Zauberers Seele tischgerecht zubereitet für die Höllentafel, und, begierig nach dem fetten Bissen, hörten diese auf, ihren Kameraden Manz weiters vor den Gefahren zu schützen, womit ihn die Meraner Justiz umlatzte, die endlich auf sein Treiben aufmerksam gemacht auf ihn fandete. So kam es, daß er in seinem Versteck in einem Hause in Aschl (Parzelle Vöran mit einer Schule) umzingelt wurde. Man hielt, um seiner habhaft zu werden, ein hölzernes Kreuz, das geweiht war, vor sein Kammerfenster, und mit geweihter Kreide wurde auch ein Kreuz auf die

Thüre gezeichnet. Wie nun Manz die nahe Gefahr erkannte, in welcher er schwebte, verwandelte er sich eilig in eine Bremse; die Bremse summte ungeduldig an den Wänden herum, vermochte aber nicht zu entrinnen. Er brummelte dem Knechte zu, den man in die Kammer sandte, den Zauberer zu beobachten, er möchte ihn entwischen lassen, aber der Knecht blieb unerbittlich, obwohl ihm die Bremse erst viele Schätze verhieß, dann aber ihm mit Rache und Tod drohte. Der Knecht stürzte kurz nach Manzens Ende auch in der That von einem Baume und blieb todt. Der Gerichtsdiener kam, fing die Bremse und steckte sie in eine Büchse, die er schleunigst nach Meran trug. In Meran wurde Manz durch den Exorcismus gezwungen wieder Mensch zu werden, und nun in einen kupfernen Kessel gesteckt, und nach gefälltem Urtheil über die Passer geführt, wobei ihn ein Kapuziner begleitete. Unterwegs bath Manz die Knaben, denen er begegnete, sie möchten ihn doch mit Koth bewerfen, was aber nicht gestattet wurde, denn wenn Zauberer Erde berühren, so können sie sich wieder fest machen. Als der Zug zur Brücke kam, wollte der Teufel die Brücke in den Strom hinunter reißen, doch der Kapuziner-Pater besprengte die Brücke mit Weihwasser, warf geweihte Sachen in die Passer, und so mußte der Teufel weichen. Darüber höhnte Manz den Teufel mit folgenden Worten; Tuifl du bischt a feiga Lump! a Tropf bischt! Nimm di in acht wenn i zu dir kimm! Oan Tropfn Wass'r hat mi weita nia vasprengt! u. s. w. — Manz blieb unbußfertig und halsstarrig bis zu seinem Tode, der kein anderer als der Feuertod war und sein konnte. Noch immer wird vom Wundermanne Manz in der Gegend um den Ifinger erzählt, und wie er so arg habe hexen und zaubern können, daß selbst der Teufel ihm nichts habe anhaben können.

Nur der Exorcismus hat ihn überwältigt.

264.

Die Kellerlahn.

Kellerlahn ist der Name einer gefährlichen Thalstelle im Passeierthale, dort stürzen oft sogenannte „nasse Muren" als Schlammströme nieder, und schon mancher fand durch sie seinen

Tod. Die Sage geht, daß dort, wo heutigen Tages ein drohender Schlammkessel sich zeigt, einst ein blühendes Gefilde lag.

Einst wollte eine Bauernfrau, die wieder aus den Wochen war, nach dem nächsten Dorfe gehen und sich von dem Priester aussegnen lassen, wie der fromme Brauch es vorschreibt; dabei ist aber noch der Volksglaube, daß keine solche Kindbetterin ohne Begleitung und auch ohne etwas Geweihtes solchen Weg antreten dürfe, weil sie außerdem der verderblichen Macht von Hexen und Unholden sich Preis gäbe. Deßhalb ließ sich auch diese Kindbetterin von der Kindswärterin begleiten, und ging mit dieser unter guten und heitern Gesprächen durch die herrliche Gottesflur jener grünen Berggelände. Plötzlich blieb die Kindswärterin stehen und fragte: Hast du die Taufkerze? — Großer Gott, die habe ich vergessen! antwortete bestürzt die Kindsmutter. Diese Taufkerze ist aber unumgänglich nothwendig bei der Ceremonie des Aussegnens, denn die gewesene Wöchnerin muß dieselbe dabei brennend in der Hand halten und sie dann opfern. Nun harre nur hier — tröstete die Begleiterin, du bist noch schwach, ruhe unter jenem Baume aus, ich laufe zurück und hole die Kerze, und bin gleich wieder bei dir! Gesagt — gethan — aber ein banges Gefühl überkam die Frau, sie war ja Wöchnerin, allein, noch nicht gesegnet und trug auch nichts Geweihtes bei sich. Und droben überm Berg hob sich empor ein grauenvoll unholdes Wesen, anzuschauen wie die schaurige Runsa *), sie schob den Berg vor sich her und verschüttete die Unglückliche, und wälzte die Schlamm-Mur weit ins Thal hinab. Das war der erste Ausbruch der Kellerlahn, der sich in spätern Zeiten noch oft wiederholt hat.

265.

Der Teufelsstein im Naifthale.

Unweit Meran, in der Richtung nach Passeier zu, durchrauscht die Naif ein nach ihr genanntes Thal. Dort steht oder stand Schloß Gayen, allwo es von Herren und Gesinde nicht immer so zuging, wie der Katechismus uns vorschreibt. Eine Magd diente

*) Siehe Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 55.

im Schloß, deren Sinn auf Ueppigkeit und Frevel einzig gerichtet war. Nie hob sie einen vom Tische der Herrschaft gefallenen oder übrig gebliebenen Brodbrocken auf, um ihn, und wäre es nur für das Vieh gewesen, nützlich zu verwenden, sondern ließ ihn liegen und warf ihn an den Erdboden, kehrte ihn mit Stroh und Unrath auf den Mist, oder warf ihn in den Spühligeimer und schüttete ihn fort. Sie wußte aber nicht, daß es für solche Freventhat an der lieben Gottesgabe, am Brode, einen schlimmen Klaubauf gibt, nämlich den Teufel. Dieser war immer unsichtbar in der Nähe der Dirne und legte eine Sammlung von dem Brode an, das sie schändete. Der Teufel sammelte alle Brodkrümmlein und Brocken in einen großen Sack, bis dieser schwer genug war, und als die Gränzlinie des Frevels überschritten war, so erhielt der Teufel die Macht, sich die Frevlerin zu holen wie sie ging und stand. Solches that er denn auch „ohne Gefährt," wie es in den alten Urkunden lautet, fuhr zum Schlosse Gayen hinauf, holte das verlorne Mensch sammt ihren Sünden und Krimpelsack, fand aber die Last so schwer, daß er sich genöthiget sah, schon drunten an der nahen Thalwiese zu rasten, zu welchem Ende er sich auf einen Felsen setzte. Und da hat sich zu jedermanns Verwunderung die Spur des Teufelsschweifes so deutlich in das Gestein eingeprägt, daß man selbige noch heute sehen kann, und deßhalb jenen Fels den „Teufelstein" genannt hat.

266.

Der alte Herr.

Ueber Sankt Martin im Passeierthale steht ein alter Schildhof, Steinhaus geheißen, die Leute nennen das Haus nur „das Gschloß." Darinnen wird von Zeit zu Zeit ein alter Herr in altfränkischer Tracht erblickt, welcher Nachts im ganzen „Gschloß" herumgeht, als ob er etwas suche, und dann in einem Gange, der keine Thür und keinen Ausgang hat, verschwindet. Es gab früher Herren von Neuhaus, dann kam es an die Herren von Niederthor, dann an die von Khuen, an die Grafen von Mohr, von Zinnenberg, wurde Eigenthum des Stifters Marienberg im Obervintschgau, und ist jetzt bäuerlicher Grundbesitz. Welchem Geschlechte so

267.

Der Jaufengolderer.

In Tirol gibt es mehrere begnadigte Orte, wo man „im Schlaf reich werden kann." Ein solcher Ort ist droben auf dem Jaufen, am Uebergange zu hinterst des Passeierthales nach Sterzing zu, wo sich mancher hingelegt, den Hut oder die Mütze neben sich gestellt, und als er erwachte, blankes Gold drinnen gefunden hat, das freilich vorerst in Gestalt von eitlen Kohlen sich darstellte, welche Kohlen Unwissende sammt ihrem Glück über den Berg hinunter warfen. An besagter Stelle ist es etwa vor 40 Jahren einem Branntweinhändler, der mit Saumpferden von Passeier nach Sterzing zog, dabei ein verschmitzter geiziger Kerl war, schlecht gegangen.

Obgleich reich vom Hause aus, legte er sich nieder und stellte seinen Hut hin, damit er nach dem Erwachen voll blanken Goldes sein solle; der große breitkrämpige Passeierhut, dachte er, fasse dreimal mehr als ein anderer. Er schlief einige Stunden recht gut, träumte sogar von dem neuen Reichthum, und wie er erwachte, tappte er sogleich mit beiden Händen in den Hut und — — voll Gestank und Schmutz zog er die Hände zurück; was darin war kann sich Jeder denken. Wer solches Gold in den Hut gethan, konnte jener Beglückte nicht erfragen „das war der Teufel, der solches Jaufengold bescheerte" meinten die Hirten droben.

Dieser Teufelspuk wurde überall bekannt und erzählt, und wenn der reiche Branntweinhändler irgendwo einkehrte, und man ihn fragte, wo das Jaufengold zu finden sei, da ging er alsbald brummend von dannen. Er selbst war als „der Jaufengolderer" bekannt und benannt, und ist wohl vor mehr denn 30 Jahren auch schon gestorben. Ein Räthsel, welches daraus entstanden ist, hält das Abentheuer des Jaufengolderers lebendig. Man fragt: Was ist der Teufel? und löset: Das ist der Teufel wenn man statt Gold .... im Hut hat.

von der Schart liegt, unweit Meran, welches man von ihr aus erblickt, stand ein Bauernhof, in welchem ein schönes Mädchen lebte, in das sich ein Herr aus der Stadt sterblich verliebt hatte.

Es hielt nicht schwer die Gegenliebe des einfachen Naturkindes sich zu gewinnen, und so unterhielten die Beiden geraume Zeit ein stilles Liebesverhältniß. Der Liebhaber stieg oft zu ihr auf den hohen Berg; aber Standesrücksichten lösten mit der Zeit dieses Band und das getäuschte Mädchen starb bald darauf im trostlosen Kummer, ohne im frommen Ergeben und göttlichen Troste aus der Welt zu scheiden. Jetzt sitzt die Arme geisterhaft am Felsenhang, den Kopf in die Hände gestützt, wehmüthig in das Thal hinabblickend. Wenn sie aufsteht, spielt der Wind mit ihrem Kleide, sie schaut nochmals zurück, und schreitet dann über die Bergpfade hinweg und hinauf, wie lichtes Gewölk den Isinger deckend und Wetter verkündend. Der Isinger oder Issinger ist ein Granitberg über 8000 Fuß hoch. An seinem Fuße bei einer einsamen Kirche erblickt man an einem Felsblock den tiefen Eindruck einer Menschenhand. Dieser rührt von der Hand des Meraners her, der jenem Mädchen treulos ward. Er war hinauf in das Gebirge gestiegen, hatte den Schatten der ehemals Geliebten erblickt, und der Böse hatte ihn erfaßt. Vergebens wollte er sich am Felsblock halten, der Böse riß ihn mit Hohngelächter von dannen, und in den Felsblock drückte sich zum warnenden Zeichen gegen Untreue die Spur seiner Hand ein.

269.

Die verhängnißvolle Heugabel.

Ein Aelpler in der Nähe von Meran, sagenkundiger als mancher hochgelahrte Herr und Allesbesserwissenwollende, erzählte vor nicht gar langer Zeit, wie folgt:

Bei Meran heuete ein Bauer auf seiner Wiese, als ein böses Teufelswetter heranzog, das die Heuhaufen wirbelnd in die Höhe

Heugabel in die Höhe und rief: „Und hat der Teufel 's Heu, so soll er auch die Gabel haben!"

Und siehe da, die Gabel flog eine Weile lustig in der Höhe herum, kam dann wie ein Donnerwetter zurück, und fuhr dem Bauern in die Hüfte, wo sie stecken blieb. Kein Mensch, auch keine weltliche und keine geistliche Macht vermochte die Gabel herauszubringen; der Mann mußte unter unsäglichen Schmerzen sterben.

Daß die Sache solchen Ausgang genommen, kam daher, weil das Wetter ein vom Teufel gemachtes war, welches um viel gefährlicher, als ein von Hexen gezaubertes ist, und wobei jeder Mensch, der während desselben flucht oder spottet, mit Leib und Seele verloren geht.

270.

Nörgglein fahren auf Wäglein.

Es ist bekannt, daß die Gegend unterhalb Meran und bei Mais die Hauptheimat des Nörggleinvölkchens, eigentlich ihr Tummelplatz war. Dort oben im Gebirge liegt die Nörgglhöhle, auf dem Wege von Obermais nach Untermais *) liegt die Nörgglgasse, und just wo diese endet, in Untermais, steht links der Nörgglgasse der Hof des Bauern Thurner. Dieser Mann erzählt für wahr, was er, wie er sich noch gut errinnert, von seinem Vater gehört hat, daß zu gewissen Zeiten kleine Nörggelen auf kleinen krystallenen Wägelchen vom Berg durch die Nörgglgasse herab gefahren seien, die er, des Erzählers Vater, mit eigenen Augen gesehen habe. Auch Andere bestätigen solches, und es ist das für die Sagenforscher ein wohl zu betrachtender Zug, der einestheils nach den gläsernen (krystallenen) Bergen der Märchenwelt, anderntheils nach andern gläsernen oder krystallenen Geräthen des Zwergenvolkes hindeutet, wie z. B. der gläserne Schuh, den ein Bauer auf einem Elfenplatze fand.

---

*) Vergleiche Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. Seite 117.

Meran am rechten Etschufer, geht die Sage, daß früher die dorti-
ge große Kirchenglocke die von Hexen und selbst dem Teufel gefürchtetste Wetterglocke war. Die „Marlingerin“ hieß sie, und wenn bei wildem Wetter ihr Ton gehört wurde, da fürchtete sich niemand außer die genannte Sippschaft. Auf der Glocke stand gegossen:

Anna Maria hoaß ich,
Alle Wetter verstoaß ich,
Alle Wetter vertreib ich,
In Marling, da verbleib ich.

Sie sprang vor Jahren, und mußte umgegossen werden; der Glockengießer vergaß die alte Schrift, und mit derselben ging auch die Eigenschaft der Glocke und das gewaltige Vertrauen auf sie zu Grunde.

272.

Die St. Felix-Kapelle.

Ober Marling auf dem Berg liegt eine kleine gothische Kapelle zum heil. Felix. Unter dem Fußboden derselben ist ein Teichlein, dessen Wasser für besonders heilsam gehalten wird. Mit einem langstieligen Schöpfer (Kelle) langt man durch eine Oeffnung, welche im Boden zu diesem Behufe gemacht wurde, und wäscht sich mit dem Wasser den Kopf; das soll gut gegen Kopfleiden sein. Auch eine Kiste mit alten hölzernen Gliedmaßen — Füße, Arme, Köpfe u. s. w. war einst alldort, und die betenden Leute wählten sich daraus solche Glieder, welche an ihnen krank waren, nahmen solche, trugen sie dreimal um den Altar und vermeinten entweder um des Vertrauens willen geheilt zu werden, oder betrachteten es wohl als ein verdienstlich gutes Werk. In diesem Kirchlein befindet sich auch ein altes Gemälde, eine Soldatenfrau vorstellend, wie sie mitten im Winter Gras schneidet. Ein altes Volkslied, „das Wiesenwunder“, erklärt dieses Bild folgender Weise:

Eine Jungfrau in den Ehstand versprochen sich hat,
Sie hat wohl genommen ein scharfer Soldat.

Er thut sie traktiren mit viel grimmiger Pein,
Und thut sie traktiren was möglich kann sein.

Einsmal in dem Winter, ganz rauhig und kalt,
Es war kein Gräslein zu finden im Wald:

„Itzt mußt du mir geh'n um ein Heu für mein Pferd,
Sonst mußt du's vernehmen mein schneidiges Schwert"

Ach Gott meines Lebens mit mir ist's itzt aus,
Itzt muß ich halt sterben, und das ist ein Graus!

Ach Gott meines Lebens, wo krieg ich ein Heu,
Mir kann man kein's geben, es ist viel zu theu'r.

Von Grund ihres Herzens sie bitterlich weint,
Maria voll Gnaden ihr liebreich erscheint.

„Thu' du mir recht dienen und sei mir getreu,
Da drauß auf der Wiesen, da grünet das Heu." —

Der Schnee war zerwichen, die Blumen steh'n grün,
Das Weib das fiel nieder, bedankt sich recht schön.

Sie nahm wohl die Sichel und ging um das Heu,
Sie meint sie wär' sicher und war voller Freud.

Und bald sie ihm's thät geben, ergrimmt er sich fast,
„Da kann man's wohl sehen, gezaubert du's hast!"

Sie thät ihn recht bitten, er soll mit ihr geh'n,
Fort außen auf die Wiesen wo die Blumen thun steh'n.

Und bald er kommt hin an den selbigen Ort,
Da hat er gesehen das Wunderbild dort;

Und bald er hat g'seh'n das Wunderbild an,
Da hat er gesprochen: „ich armicher Mann."

„Itzt thut mir recht dienen und seid mir getreu,
Dann werd' ich euch führen in die himmlische Freud."

273.

Jutta von Braunsberg.

Bei Lana im Etschthale steht noch Burg Braunsberg, wo selbst ein altes Gemälde eine alte Sage verewigt. Ein Ritter des Geschlechtes zog gegen Ende des zwölften Jahrhunderts nach Palästina, seine junge Gemalin Jutta allein zurück lassend. Der böse Burgvogt aber wagte verwegene Anträge und wurde gehörig abgewiesen. Der Verworfene rächte sich auf schändliche Weise, indem er den Trauring der Herrin entwendete, und ihn dem heimkehrenden Ritter, dem er entgegen zog, als Beweis der Untreue vorwies. Zornentbrannt schwur der Ritter seiner treulosen Gattin ewigen Kerker, doch ihr wurde durch einen eilfertigen treuen Diener Kunde von dem, was ihrer wartete, und die Heftigkeit ihres Gemales wohl kennend, der Beschworenes nie änderte, verfinsterten sich ihre Sinne so gewaltig, daß sie sich über die Burgmauern in den tief unten vorbeibrausenden Falschauerbach stürzte. Doch Engelhände trugen die Unzurechnungsfähige sanft niederwärts, und unbeschädigt sank sie drunten auf weichen Rasen. Als der Ritter hörte, was geschehen, reute ihn sein Zorn und Vorsatz, er eilte auf seine Gemalin zu, ehrte in ihrer Rettung ein himmlisches Wunder und umarmte sie liebevoll, während der Vogt, das Gottesgericht erkennend, sich ebenfalls in den Abgrund hinab stürzte, und dort an den Felsen zerschellend, entseelt liegen blieb. Von Zeit zu Zeit lodert er als eine blaue Flamme längs des Bettes der Falschauer. Wie sehr nun auch der Braunsberger seine Gemalin bat, wieder mit ihm in die Burg zurückzukehren und mit ihm zu leben, so that sie dieß doch keineswegs, vielmehr bewog sie ihn, mit ihr eine Bußfahrt anzutreten. Sie wallten nach Baiern in das berühmte Kloster Weingarten und blieben allda mit den Seelen vereint, aber leiblich in klösterlicher Strenge geschieden.

Der erste Theil dieser Sage findet einigermaßen seinen Wiederhall in der Sage von Gräfin Ida von der Toggenburg (wie in Bechsteins deutschem Sagenbuch S. 9 rührend erzählt wird), nur daß der Zufall den Ring in eines Jägers Hand bringt, aber der Zorn des Gatten, der Sturz, die Rettung, und zum Schlusse klösterliche Einsamkeit — gleicht alles wie ein Ei dem andern.

Fräulein. Als Freundinnen der Häuslichkeit und der Heerden kehrten zwei derselben mit allen ihren guten und segenbringenden Eigenschaften häufig auf dem Hofe des alten reichen Egger ein. Nächstdem, daß sie spannen und sangen und den Flachs behüteten, gingen sie auch in den Kuhstall, und sammelten dort auf eine wunderbare Weise alle „verbearte“ (verschüttete) Milch, wodurch sie dem Hofbauer viel ersparten, wenn sie auch einmal oder das andere Mal aus dem Milchstutz ein paar Tropfen tranken. Niemand wehrte das, um so weniger, als dadurch der Milch nicht weniger, eher mehr wurde. Der alte Egger war aber, obschon er sehr reich war, just einer von denen, die nie genug haben, und von denen das Lied singt:

„Je mehr er hat, je mehr er will,
Nie schweigen seine Klagen still.“

So kam der alte Egger einmal Abends sehr unwirrsch und übellaunig aus dem Wirthshause, mochte dort wohl zu tief ins Glas gesehen haben, torkelte in den Kuhstall, und gewahrte darin die zwei Seligfräulein, von denen eben eine den Milchstutz ansetzte, um zu trinken. „Sakara! Sakara! Was ischt denn dös? Söllis gefreut mi schon!“ schrie der Egger voll Zorn, zog sein Messer, griff nach der vermeinten Dirn und wollte ihr gleich ein Ohr abschneiden — aber rasch entschlüpften ihm Beide, blieben in der Stallthüre noch einmal stehen, und sprachen mit klagender Stimme:

Ach und weah! Ach und weah!
Und nia koan reicha Egga meah!

und gingen auf und davon, Niemand sah sie wieder; der reiche Egger wurde arm und elend, und die Prophezeiung der beleidigten Seligfräulein erfüllte sich buchstäblich.

Hier schlingt sich die Seligfräuleinsage in den Sagenkreis nützlicher, hülfreicher und Gut vermehrender Hausgeister ein, was anderwärts, mindestens in Bezug auf Milchgewinnung, nicht leicht begegnet.

275.

Wilde Männer und Salige im Ultenthale.

Auch das Ultenthal ist von Wesen der Mythe bevölkert. Wilde Männer hausten daselbst. Ein solcher wilder Mann sagte in jedem Herbste einem alten Bauer am Bergmannhof im Martschein-Werch, wann es Zeit sei, das Feld zu bauen und die Wintersaat zu streuen. Einmal gab der wilde Mann eine Zeit an, die so spät in das Jahr fiel, daß der Bauer meinte, er verstehe das doch besser, so lange dürfe man nicht warten, da kämen ja Frost und Schnee, und dann sei es aus mit der Feldbestellung. Der Mann ackerte und säete frisch darauf los, aber das Wetter blieb warm und mild bis in den Christmond hinein, und es kamen Feldmäuse in Schaaren, zehrten das gesäete Korn, da sie kein anderes mehr fanden, dann kamen Regengüsse und schwemmten die Saat fort, und so mehr. Der wilde Mann aber kam niemals wieder zu dem superklugen Bäuerlein. Dasselbe wird von dem Hofe „beim Bergmann" erzählt, der von einem solchen Wild-, Wald- oder Bergmann den Namen führen soll.

Vom Oberkofler-Hofe im Malrol-Werch sagte ein wilder Mann: „Nie wird auf diesem Hofe ein Bauer gut hausen, so lange nicht die Eisenstangen gefunden sind, die auf dem Hofe irgendwo vergraben liegen und vom Roste zerfressen sind."

Auf demselben Hofe hatte ein Bauer eine Salige in das Haus genommen und sie lebte mit ihm als Frau froh und glücklich. Sie hatte ihm dreizehn Kinder geboren, aber ihm gleich Anfangs verboten, sie je zu fragen, woher sie stamme. Fast waren die Leute nun schon mit einander alt geworden, da plagte der Teufel der Neugier endlich doch den Bauern, und er fragte sie halb im Scherz, wo sie her sei, sie scheine ihm aus einem Kindleinsbrunnen gebürtig zu sein. Da entrollten den Augen der Saligfrau zwei zornige Zähren, und sie rief mit halberstickter Stimme:

Fragst du,
So klagst du!

Und kein Wort weiter, und in wenigen Augenblicken war sie fort, und mit ihr alle dreizehn Kinder; nie kam eins wieder, und der thörichte Bauer war in Verzweiflung allein.

Ultener hatten der giftigen Beißwürmer schier zu viele, und ließen einen Wurmbanner kommen, der nun das bekannte Mittel anwendete, daß er einen Zauberkreis zog, und in diesem ein Feuer entzündete, in das nun seinem Zauber gehorsam, die Würmer von allen Seiten sich stürzten. Auch diesesmal kam der fast unüberwindliche dem Zauberer todbringende Weißwurm, aber der Zauberer hatte das Feuer so lang und so breit gemacht, daß der Wurm dasselbe nicht zu überspringen vermochte, sondern mitten in der Gluth zerplatzte. Man hörte den Knall selbst in Meran. Der Wurmbanner trug reichen Lohn davon, nicht nur jenen, den ihm die Ultener gaben, sondern auch die Krone des weißen Wurmkönigs, die so viel werth war, als eine andere Königskrone vom reinsten Golde, welche der Wurmbanner so gütig war an sich zu nehmen und behaglich davonzutragen.

277.

Kyklopisches Kasermandl.

Die Kasermandlsage lebt ebenfalls im Ultenthale. Kasermandl nennt das Volk dieses Thales jene Wandergeister, welche im Herbst, wenn das Almvieh abgefahren ist, in die Kaser und Sennhütten einkehren, und über Winter bis zum Wiederauftrieb der Heerden dort verweilen. Einst kehrte ein Wildschütze im Spätherbste bei der verlassenen Klapfbergeralpe ein, um droben zu übernachten, da hörte er in der Nacht alsbald ein Kasermandl in die Nähe kommen, und verbarg sich in einer Ecke der Hütte. Das Kasermandl öffnete die Thüre, trat herein, und hatte nur ein einziges großes Auge mitten auf der Stirne, was dem Jäger etwas ganz neues war. Das kuriose Kasermandl machte Feuer an, kochte schwarze Speise, aß sie, verweilte ziemlich lange Zeit beim Feuer, löschte es endlich aus, reinigte das Kochgeschirr und ging hinweg — hinaus ins Freie, und war verschwunden wie zu Lab und Stab. Und der Wildschütz hätte gewettet um seine beste Büchse, welche

sich vor dem Einauge.

278.

Feuerfack.

Als einmal einige muthwillige Bauernbursche auf dem Wege im Ultenthale drinnen wohl saftige, ausgelassene Reden führten, kam plötzlich rauschend und krachend eine große Fack (Schwein) vom Walde heraus, die hatte große feuersprühende Augen im Kopf und lief ihnen, die eiligst floben, nach. Sie wären verrissen und verbissen worden, wenn nicht einer die Besinnung gehabt hätte, unter einem Fichtenbaume rasch ein Kreuz in den Staub zu zeichnen, wodurch das höllische Vieh, die Fack, welche hier vorbei mußte, nicht mehr weiter laufen konnte, sondern wieder dahin zurückmußte, woher sie gekommen.

Ob diese Erscheinung ein Almputz war, ob in dem Schwein eine arme Christen- oder Judenseele steckte, ob es auf Erlösung hoffend umging, oder nur als Schreck- oder Strafspuk bestellt war, kündet die Sage nicht, immer aber vermehrt es die nicht unwichtige Sagenkunde von den spukenden Thieren *).

279.

Wettermandln und Wetterhexen.

Sehr gerne erzählen die alten Ultener von ihren Wetterhexen, Wetterglocken u. dgl. **) so unter andern auch Folgendes

Als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein großes „Gewässer“ im Thale entstand, wollten die Wetterhexen

---

*) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 210 — 218.

**) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir S. 309.

durchs Thal hinaus schreiten gesehen. Und das Wettermännle habe mit der Hand einen Stock geschwungen, habe eigentlich damit gegen das Land hinaus gewunken, in welchem das Etschthal liegt. Aber von einem Kopf des besagten Männleins konnten alle zusammen nichts bemerken, es schien ein kopfloser Wichtl oder Nörggl zu sein. Dieses Wettermandl gab den überall vertheilten Hexen, welche Wolkenbrüche niederschütteten, Anleeiungen und Winke, damit sie das Ultenthal desto leichter „hinaus schwenzen" könnten. Und es war auch alles so zauberisch angelegt, daß das teuflische Werk gelungen wäre, wenn die geweihten Glocken in der Umgebung nicht zur rechten Zeit geklungen und solches Unglück verhindert hätten. Hat es ja eine Hexe selbst bekannt und gesagt: die Gaisschelle zu St. Morizingen (ein uraltes Kirchenglöcklein zu St. Moriz im Ultenthale), die Kuhschelle in der Pfarrkirche, (Pankraz in Ulten) und die Mooskuh zu Niederlana haben das Thal errettet. Außer dem hätten die Hexen den ganzen Felsabhang, den sie schon von einem Berge losgebrochen hatten, und der deßhalb der Hexenbruch heißt, in das Thal geworfen. Jetzt aber halten die meisten Hirten noch im vollen Ernste den Ultener = Wettermann für etwas Kopfloses, und beschämen manche gescheidt sein wollende Herren. Uebrigens weicht diese Sage von der in den N. und S. Tirols erzählten nur darin ab, daß jene einen mit Kopf, diese einen kopflosen wettermacherischen Hexenkommandanten vorführt.

280.

Maultasche.

Oberhalb Terlan im Etschthale ragen die malerischen Trümmer der Burg Maultasche empor. Erzherzogin Margaretha von Oesterreich hatte diesen Burgsitz so lieb gewonnen, und bevorzugte ihn dermaßen, daß derselbe, der sonst anders hieß, den Beinamen Maultasche durch jene Vorliebe empfing. Ein Sitz der Sittlichkeit aber war diese Burg keineswegs. Es hauste auf ihr ein sittenloser Junker, der allen Mädchen der Umgegend Netze stellte. Zu einer Zeit

hatte er auch ein Dirnlein bethört, unter dem Scheine, einen Dienst anzunehmen, hinauf auf das Schloß zu gehen. Wie die Dirne hinauf ging, vertrat ihr ein Jäger den Weg, ein Gesell mit stechenden Augen und spöttischem Blick, der sprach sie an und sagte: Dirndl! Dirndl! bleib herunt, da droben ist's nix für dich, da droben verlierst Dein Ehrenkränzl, und findst's nimmer wieder. Laß dich warnen! — Ah, paperlapa, laß du dich nicht auslachen Narr! erwiederte das Dirnlein, wandte dem Jäger den Rücken und ging getrost hinauf und sehr lustig. Acht Monate später schritt das Dirnlein sehr hoffnungreich, aber schlecht getröstet den Burgpfad hinunter, wohl traurig Und da stand just an derselben Stelle wiederum derselbe Jäger, der lachte und sagte: Nu Dirndl? Wie stehts denn? Wie gehts denn? Da begann die Dirne zu schluchzen und zu reren, und sagte: Der Teufel hat mich geheißen, da hinauf zu gehen! Bei diesen Worten sprang der Jäger drei Schritte zurück und kam ganz außer Fassung, dann aber sprang er auf die Dirne zu, und schlug ihr eine so gesalzene Maultasche (Maulschelle) ins Gesicht, daß sie zu Boden taumelte, und schrie: Ei, du verlognes Lügenluder du! Du bist fürwahr für die Hölle zu schlecht! Habe ich nicht vor 8 Monaten da gestanden, und dich gewarnt, nicht hinauf zu gehen? Und nun sprichst du, ich hätte dich hinaufgehen heißen? Da muß ja die Hölle platzen, und du sollst an diese Maultasche zeitlebens denken, und es war auch so. Davon soll hernach das Schloß selbst seinen Namen erhalten haben.

281.

Sauschloß.

Die zu einer schwindelnden Höhe emporragenden, nur auf einem steilen Felsenpfade zugänglichen Trümmer des Schlosses Greiffenstein führen noch immer im Volksmunde den etwas unschönen Namen Sauschloß. Früher soll es auch Raubenstein genannt worden sein, sintemalen greiffen und rauben verwandte Begriffe sind, und dieß war die Burg allerdings im Besitze der Starkenberger, an welche sie nach dem Aussterben der Greiffensteiner fiel. Von Friedrich mit der leeren Tasche hartnäckig und lange belagert, ergab sich die Burg dennoch nicht, und zuletzt, als es im Heere der Bela-

gerer an Proviant fast eben so sehr zu fehlen begann, wie in der Burg selbst, warfen die Belagerten ein lebendiges Schwein von der Mauer herab ins Lager, was die Feinde veranlaßte, die Belagerung aufzuheben und abzuziehen.

Daher die volksthümliche Benennung. Später aber hat Friedrich mit der leeren Tasche die Burg dennoch genommen und die Starkenberger vertrieben.

282.

Das Hexenhaus.

Zu Jenesien lebte ein alter Bauer, der noch in seinen hohen Jahren sich vollen Haarwuchses erfreute, nur vorn an der Stirne hatte er eine handbreite runde Glatze, wie geschoren, was sehr auffiel, denn rund herum stand wuchernd starkes Haar. Besagter Bauer ging einmal auf den Markt nach Meran, kaufte sich dort eine Kuh und trieb sie den Weg über Vöran nach Mölten hinauf; er wollte über den Salter nach dem Heimatorte. Aber als er bei Mölten vorbei war, begann es schon etwas zu dunkeln, und als er unter dem Patoijer herauf kam, einem Bauernhause an der nördlichen Abdachung des Salter, war es bereits stockfinster. Der Wanderer mit der Kuh erbat sich zwar auf diesem Hofe Licht, das in der Papierlaterne düster genug brannte, und nur zeigte, wie finster es ringsum war. Noch eine Strecke und es kam ein Wald und in dem Walde begann die Kuh plötzlich „abich“ zu thun, d. h. sie wollte nicht mehr weiter, zitterte, ging rückwärts, riß am Stricke, empfing Schläge, mußte Flüche anhören, und endlich riß sie sich dennoch los und rannte fort, der Bauer ihr nach; da stand in einiger Entfernung ein feuriger Mann, der über und über glühte. Jetzt fiel von einem Lärchbaume ein Tropfen herab und gerade in die Laterne, und das Licht erlosch. Gleichwohl sah der Bauer noch die Kuh, die auf das Feuer zulief, das aber nur ein fauler Holzstock war. Endlich ließ die Kuh sich wieder fangen, der Wald war durchschritten, und die „Ringl-Wiesen“ waren erreicht, auf denen das nun an die Nacht gewöhnte Auge ein Haus entdeckte, das erst kürzlich erbaut sein mußte, denn früher stand keines da. Das Haus mußte noch dazu ein Wirthshaus sein, denn es

war hell erleuchtet, und Tanzmusik schallte heraus. Der Bauer schritt heran, band die Kuh an ein Gatter, und ging ins Haus. Viele geputzte Paare drehten sich dort im Tanze, eine Kellnerin kam auf ihn zu und fragte was er schaffe? Der Bauer bestellte ein Seitel Wein, setzte sich, trank und schaute sich ein wenig um. Mit einemmale sah er in der Thüre, durch die er eingetreten war, einen großen Bock mit feurigen Augen, der unbeweglich stand, und ihn anstarrte. Da kamen dem Bauern allerlei ängstliche Gedanken und er simulirte, wie er wohl wieder aus dem Hause kommen möchte; der Wein wollte ihm gar nicht mehr munden, doch schickte er sich zur Zahlung an; statt aber das Geld zu nehmen, forderte ihn die Kellnerin mit zärtlich zudringlichen Blicken auf, mit ihr ein Tänzchen zu machen. Er schlug dieß rund ab, und sie schlug ein Gelächter auf und sagte, du Talk! und dabei drückte sie ihm einen Augenblick die Fläche ihrer linken Hand auf die Stirne. Und dabei wußte er nicht wie ihm geschehen war, er war plötzlich außer dem Hause und bei seiner noch angebundenen Kuh, die er losband und nachzerrte. Auf der ersten Anhöhe stand er verschnaufend still und schaute zurück nach dem Hause; da sah er den Bock in Riesengröße außen stehen, und dessen Augen wie Feuerräder leuchten, und es zischte und knallte wie Raketen aus dem Hause, halb versank es, halb flog es in die Luft, wie Rauch.

Halb todt vor Angst, an allen Gliedern abgeschlagen, erreichte der Bauer sein Haus, und als er am andern Morgen in den Spiegel sah, fand er die nagelneue Glatze so weit die Hexenhand seine Stirne berührte, und nie wuchs wieder ein Härlein darauf.

283.

Das Fräulein auf der Lecklahn.

Die Lecklahn liegt auf der südlichen Abdachung vom Salter, drüberhin leitet der Weg nach Nobels, und besteht aus wildem Steingerölle — Steinmurren — welches spärlich mit Gesträuch bewachsen ist. Der nächstanwohnende Bauer, der Widmer, zeiget gerne seine Steinkohlen her, welche er in der Lecklahn gefunden, und findet die Volkserzählung ganz glaubwürdig, daß bei der Kellerlahn einst ein reiches Bergwerk gewesen sein soll, mit einem

Haare. Niemand sah das Lecklahnfräulein, als nur die Kinder. Ein Zufall ließ endlich den Namen dennoch kundbar werden; da ging das Fräulein auf und davon.

284.

Der dicke Wurm.

Bei Jenesien, eine Viertelstunde unterhalb der Kirche, liegt die Haselwiese; sie gehört dem Schmidtbauer, und auf derselben gab es vor Zeiten wilde große Würmer. Auch der weiße Haselwurm hielt sich dort auf, der war so dick, wie ein gefatschtes Kind, (Wickelkind) und so lang wie eine Heuschloaf oder Wiesbaum, will sagen zwei Klafter lang. Ein Maurer, der zugleich Jäger war, trieb vor Jahren ein Paar Ochsen auf dem Wege längs der Haselwiese hin, da standen auf einmal die Ochsen still, zitterten vor Angst und waren nicht weiter zu bringen. Der Mann schaut nach der Ursache um, da liegt etwas vor ihm im Wege, wie ein Krummholzast, das beginnt sich aber zu bewegen und ist eine Schlange von erwähnter Dicke und Länge. Zum Glück kam es nicht auf den Mann und die Ochsen zu, sondern verzog sich in ein Steinloch; wie jener aber nun, froh, daß der Weg frei sei, am Loche vorübertrieb, da streckte der Wurm seinen schauderhaften Kopf noch armslang aus dem Loche, daß ihm alle Haare zu Berge stiegen. Ueberhaupt ist noch heute der Glaube an das Vorhandensein riesenhafter Schlangen bei Meran und in der ganzen Thalstrecke bis Bozen außerordentlich lebendig, und dieß erklärt auch die alten Heldengedichte und die in ihnen vorkommenden Kämpfe mit diesen Gethieren, deren Schauplatz zum Theil jene Gegenden sind.

sen, deren Besitzer jetzt ein Bauer auf dem Weiler Glaning ist. Diese Wiesen führen im Volksmunde sowohl, wie selbst in alten Grundbüchern (Flurbüchern) den nicht wohl klingenden Namen: Der Schandfleck. Dunkle Sagen gehen darüber und von dunklen Thaten, welche sich nicht erzählen lassen. Nordöstlich überm Weiler Glaning stand in der Nähe des Steislerhofes ein Schloß, von dem nur noch ein Thurmrest vorhanden, darin saß ein Kitteler (Mädchenjäger), welcher grausame Unthaten verübte. Aber die Strafe blieb ihm nicht aus, der Fluch traf ihn, sein Schloß wurde von erzürnten Vätern geraubter Jungfrauen berannt und verbrannt, er selbst gefangen und in Stücke zerrissen, und sein elender Leichnam auf eine jener Wiesen verscharrt, die zumeist der Schauplatz seiner Schandthaten gewesen war, und nun immer noch den entehrenden Namen trägt. Des Böswichts Name aber ist gerechter Weise der Vergessenheit anheimgefallen. Einige wollen, der Name des Schlosses sei Altenberg gewesen, nicht zu verwechseln mit dem Dorfe Altenberg überm Kalterersee. Dieß ist nicht zu erweisen; nur der Berg, der unterhalb dem Steislerhofe sich hinzieht, heißt der Alten.

286.

Versunkene Stadt.

Auf den Lawender Wiesen zeigt sich eine weite sumpfige Eintiefung. Eine Stadt soll dort gestanden haben, welche ob frevelhaften Lebenswandels ihrer Einwohner durch das Gottesgericht der Versinkung, gleich andern sündigen Städten der Vorzeit, bestraft worden sein soll.

287.

Die Seufzerin.

Ein Mann aus Terlan, der in Affing wohnte, wandelte einst zu Thale, um seinen Heimatort und seine Aeltern zu besuchen.

Da erblickte er im Schloßthore eine Frauengestalt sitzend, in alter Tracht, traurig und bleich im Antlitz, und regungslos. Der Wanderer blickte scheu nach ihr hin, wagte keine Anrede, und ging vorüber — da hörte er hinter sich die Frau laut und tief seufzen. Ein Grauen befiel ihn, er schritt weiter, die Seufzer der Frau folgten ihm, und immer war es, als sei sie ihm gleich nahe, obschon er sich immer mehr von ihr entfernte, bis ihre Seufzer endlich in einem jammervollen Gewimmer erstarben.

Hätte der Mann den Muth gehabt, so wäre hier ein Geist zu erlösen, und vielleicht ein reicher Schatz zu gewinnen gewesen.

288.

Das Fingeller-Schloß.

Unter der Trümmerburg Rafenstein, die über Botzen im Bezirke Sand an dessen oberstem Punkte hoch am Saumweg ins Sarnthal liegt, erhebt sich ganz isolirt auf einem Felsen eine andere Ruine, die wenig bekannt ist und das Fingeller-Schloß heißt. Früher soll es Nieder-Goldeck geheißen haben, aber niemand weiß darüber gewisse Auskunft zu geben. Die Burg war nur von geringem Umfange, und die Volkssage erfüllt sie mit ihren Geheimnissen, Geistern, Jungfrauen, Schätzen, feurigen Hunden, glimmenden Kohlen und irrenden Lichtlein, wie so manche andere. Wahrscheinlich erscheint, daß der Volksmund hier einen ritterlichen Namen verstümmelte, und daß jene Burg das Vintler oder Vinteler-Schloß heißen mußte, und daß sie, gleich dem noch immer wohnlich erhaltenen, durch seine sagengeschichtlichen Freskomalereien anziehenden und vielbesuchten Schlosse Rungelstein ein Besitzthum des edlen Geschlechtes der Vintler gewesen, vielleicht deren erstes, ältestes und früh verlassenes und verfallenes Stammschloß. Fingler und Vindler lassen sich leicht im Laufe der Jahrhunderte verschmelzen.

immer den Sieg davon trug, so äußerte sich der Andere öfters: „mit dir raff ich's noch nach dem Tode aus!" Bald darauf starb er, und noch war er nicht begraben, und der Ueberlebende auf der Alm zum Bergheumähen, so wurde letzterer zur Nachtzeit aus seiner Ruhe in der Schupfe aufgeschreckt, in der er auf frischem Almheu schlief. Er hörte ganz vernehmlich seinen Namen rufen und ging hinaus nachzusehen wer ihn rufe? Da stand vor ihm der Verstorbene, wie er geleibt und gelebt hatte, und forderte ihn zum Raufen heraus. Voll Schrecken sprang Jener in die Schupfe zurück, und erzählte einem andern Mäher, der ein alter Soldat war, was er gesehen. Dieser sagte, er müsse die Herausforderung annehmen. Er that es, siegte wieder, und der Verstorbene ging still und stumm davon und der Andere in die Schupfe zurück, dem alten Soldaten den Erfolg zu erzählen. Gefragt, ob ihn der Todte hinaufgeschlagen habe, antwortete er ja, und erhielt sofort die Weisung: er müsse nun eilends vorauslaufen, und auf des Verstorbenen noch offenes Grab zwei Stecken in Form eines Kreuzes hinlegen, dann könne der Todte nicht ins Grab steigen. Er sollte ihn hernach zwingen, daß er ihm das „Moal" (dunkelblauer Flecken vom Schlag) herablecke, sonst müßte er in kurzer Zeit sterben. Weiters sprach der Soldat, welcher mehr verstand, als gewöhnliche Leute: Geh nur schnell vorwärts, du kommst gewiß vor dem Todten beim Friedhof an, denn die Todten können nie schneller gehen, als so, wie der Zug bei der Begräbniß gegangen ist. Und alles ist auch so gewesen, der Mäher befreite sich auf diese Weise vor schnellem und unvorhergesehenem Tode, dem er verfallen wäre.

290.

Der Fremdling auf dem Weißnerhofe.

Einer der vier Freihöfe, deren Eigenthümer sich von den Zeiten Friedrichs mit der leeren Tasche her die Freisassen von Gold-

wahr oder unwahr, an seinen Ort gestellt sein lassen kann. Aber einst kam, so kündet die Sage, ein Knabe vom schönsten und vornehmsten Aussehen, obschon in schlichter Landestracht, auf den Weifnerhof, trat zum Meier, und bot ihm seine Dienste an. Der Meier war ein Bauer, wie die Bauern sind, weder höflich noch fein. Er schaut den jungen Menschen ganz verwundert an und sagte: Sakra! Du bist a rarer Bursch, dein Gesicht schaut wie Milch und Blut, und deine Tatzen sind fein wie Gitschn-Händ (Mädchenhände). Du wirst was rechts schaffen im Stall und mit der Mistgabel! Höchstens kannst d' dir Gaißen hüthen, aber erst sag mir, wo d' herstammst, selt muß ich doch z' erst wissen. Da sprach der schöne Knabe: Ich bin ein armes verlassenes Kind, verstoßen ins Elend, unschuldig verfolgt, habe nicht Sippschaft noch Magschaft. Nun denn so bleibe — sprach der Bauer, und der Knabe blieb und diente so treu, daß ersterer ihn herzlich lieb gewann.

Es vergingen einige Jahre, da geschah es, daß der Bauer nach Botzen ritt, und der Jüngling ihm das Pferd führte an schlechten Wegstellen. Als die Reise wieder heimwärts ging, schien die Sonne sehr heiß, und der Weg war sehr beschwerlich. Der Jüngling konnte die Hitze kaum aushalten, und zog seinen Lodenkittel ab. Zieh doch dein Leibl aus, ermunterte der Bauer, doch jener that es nicht, er lüftete es nur. Wie aber der Meier vom Pferd herunter schaute, siehe da blitzte auf des Jungen Brust etwas wie ein Sonnenstrahl, und jener nahm eine güldene Kette wahr, die also glänzte. Mir scheint sprach der Meier, es wäre Noth ich stiege vom Pferde, und ließe dich reiten. Was trägst du da für ein Geschmeide, und wie kommst du dazu? Der Jüngling sprach: Ich bin nicht der, der ich schien und bin nun auch hier nicht mehr sicher, denn an dem Kleinod würden meine Feinde, die mir nachstellen, mich erkennen. Und als Beide nach Hause gekommen waren, nahm der Jüngling traurig Abschied von dem Meier, und ging von dannen, obschon ihn jener nicht ziehen lassen wollte.

sohn, und herrlich wurde dann der Meier begabt, auch sein Hof frei gemacht von allen Lasten; das war kaiserlich, denn da hatte er etwas davon. Auch die besonderen Rechte der drei übrigen Goldegg-Freihöfe sollen aus jener Zeit herrühren. Es liegt nahe, zu denken, daß die Sage nur die geschichtliche Thatsache der Verborgenhaltung Friedrichs mit der leeren Tasche auf diesen Höfen in ihr Bereich zog und sie poetisch verklärte.

291.

Venediger Mandl macht Räuber g'frorn.

Unterm Schlosse Wangen, auf der Abdachung gegen die Talfer zu, lag ein einsamer Hof in unheimlicher und unsicherer Gegend.

Es war Christabend, und die Bewohner des Gehöftes wollten die heilige Christnachtmette in der Kirche zu Wangen nicht versäumen; bevor sie aber gingen, suchten sie alles Werthvolle zu verbergen, theils in den Keller, theils unters Holz, und das Beste trugen sie mit sich. Ueber diesem Bemühen traf sie ein alter, armer Mann, der bat flehentlich um Herberge über Nacht, denn er könne nicht weiter, aber ihm wurde erwiedert: Mandl! hier kannst heint nit bleiben, denn allemal in der Christnacht führt der Teufel Spitzbuben ins Haus, die alles ausrauben, und dich thäten sie gleich todtschlagen, wie sie es schon einmal einem gethan haben, der da blieb, das Haus zu bewohnen. O mir nehmen sie nix, laßt mich doch bleiben! entgegnete das graue Mandl, und da gaben ihm die Leute zu essen und zu trinken, ließen ihm ein Licht, wiesen ihm die Schlafstätte über dem Ofen an und wünschten ihm eine wohlschlafende Nacht, worauf sie das Haus verließen, und mit brennenden Fackeln den Kirchgang einschlugen. Das alte Männlein aß, trank und legte sich schlafen. Um Mitternacht lärmten Fäuste an Thür und Fensterladen, und rauhe Stimmen brüllten: Auf! Auf!

Erwartet es! rief der alte Bettler, stieg von seiner Lagerstatt

herab, nahm das Licht in die Hand und öffnete; da drangen finstere bewaffnete Gesellen herein, aber warnend und schweigend hob der Alte den Zeigefinger, und schritt in die Stube zurück. Jene folgten vom Blick des Alten wunderbar befangen, und als alle in der Stube waren, erhob jener wieder den Finger, beschrieb ein Zeichen in der Luft, und rief: Achtung! Stellt euch! Richtet euch! Augen grad aus! — wie ein Heerführer, und siehe, sie gehorchten, mußten gehorchen, lautlos, Maschinen gleich. Geruhsame Nacht! sprach spottend das Männlein, kletterte wieder auf seinen Ofen hinauf, legte sich, streckte sich, schlief ein und schnarchte, während jene lebend und doch wie versteinert standen. Das Venediger Mandl, denn ein solches war der Alte, hatte sie mit seiner Kunst g'fror'n gemacht.

Als der Morgen graute, kehrten die Bewohner des Hauses zurück, erschracken nicht wenig, als sie die Reihe der Räuber sahen, aber das Mandl stieg vom Ofen herab, bot guten Morgen, und sprach: Da habt ihr die Spitzbuben, thut nun mit ihnen, was ihr wollt, bindet sie, und überliefert sie dem Gerichte und dem Strang, oder laßt sie laufen; wiederkommen werden sie nicht.

Die Leute beriethen sich, was sie thun sollten, und entschieden sich endlich dahin, diese Räuber für große Diebe anzusehen, und sie folglich laufen zu lassen, nach dem häufig wahren Sprüchwort. Heilfroh enteilten die Losgesprochenen, und kamen in der That niemals wieder. Sie hatten so viel Angst erlitten, daß sie schon bebten, wenn sie nur an die Gegend von Wangen dachten.

Das Venediger Mandl aber wurde erst noch herrlich bewirthet, und dann mit Dank und Segenswünschen entlassen.

292.

Der Schatz in Gargazon.

Einst ging ein in Ruhestand gesetzter Gemeindediener zu Vöran, des Namens Mathias Zöggeler, in eigenen Geschäften und um zwei verlaufene Widder zu suchen, zwischen dem Gargazon-Bach und dem Vöraner Steig hin; da gesellte sich noch ein Mann zu ihm, half ihm suchen und glücklich fanden sie die Widder an einer höchst gefährlichen Stelle. Da gewahrten sie hart am Wege eine Steinplatte auf der ein Fuchs ausgehauen war, verwunderten

aller Stille machten sich nun beide Männer auf, dem Schatze nachzugraben, allein gänzlich vergebens suchten sie den Fuchs auf seiner Steinplatte, er schien lebendig geworden zu sein, denn rechts und links streiften Füchse an den Felswänden hin, recht wie ihnen zum Hohn. Die Umwohner wissen übrigens viel von diesem Schatze zu erzählen. Einmal soll der Schatz im alten Kröllthurme verborgen, und dann an jenen Ort versetzt worden sein, Andere wollen wissen, es seien einmal Bußprediger im Lande herumgereist, die haben für „Achtzehner“ (Silberstücke von 18 kr.) eine große Vorliebe gehabt und deren so viele gesammelt, daß sie die Last nicht mehr fortbringen konnten, und sie daher vergraben, und hätten auf dem Stein das Symbol zum Merkmale des Wiederfindens hinterlassen. Manche aber verjüngern die Sage immer mehr, und machen aus dem Schatz gar eine französische Kriegskassa, die im Kampf des tapfern Andre Hofer gegen die Franzosen von versprengten Truppen, die am Sinacher Berg vor den Schützen geflohen und zurückgewichen seien, den Weg verfehlt, in ein Moos gerathen, und da sie die Kriegskasse nicht weiter zu bringen vermochten, sie hier vergraben hätten.

293.

Die Botsch von Zwingenburg.

Daß die rebenumgürtete Stadt Botzen, italiänisch Bolzano, uralten Ursprungs ist, ist bekannt, und wird durch die Wahl ihrer überaus glücklichen Lage bewiesen; gleichwohl bringt die Sage den Namen Botzens mit Geschlechtern der Frühzeit in Verbindung, und kündet, es habe in grauen Zeiten dort ein reicher Jude, des Namens Boz, sich niedergelassen. Dieser Boz wurde Christ, und empfing in der heiligen Taufe den Namen Simon. Er war so reich, daß alle Güter rings umher ihm gehörten, daher hießen sie nur des Boz's oder Bozener Boden. Der reiche Mann war verheirathet mit einer auch Christin gewordenen Frau, die Christina getauft worden war, aber die Ehe blieb ohne Kindersegen. Da ent-

seiner Väter, und Christina blieb in Florenz zurück, allwo sie eines Knäbleins genas, das sie nach dem Vater nannte. Der Vater aber kam auf dem Wege mit Kreuzfahrern zusammen, gewann sie lieb, und trat sogar in ihre Reihen und kämpfte heldenmüthig gegen die Sarazenen. Nach seiner glücklichen Wiederkehr kehrte er mit Gattin und Sohn nach Botzen zurück, und soll der Ahnherr des Geschlechtes der Edlen Botsch von Zwingenburg geworden sein. Man sagt fürwahr, daß diese aus Florenz gekommen seien. Ihr Wappen, ein Schwan mit drei Balken, ist noch am Thurme der Franziskanerkirche zu Botzen zu sehen.

Diese Sage mag glauben wer will — sie ist so dunkel und unsicher, daß auch das Zweifeln daran keine Sünde ist, zumal die Geschichte gar nichts davon weiß.

294.

Die große Domglocke zu Botzen.

Die größte Glocke der Hauptpfarrkirche Botzens, der schönsten Kirche in Tirol, hat einen wunderbar schönen Klang, und die Sage geht, es sei der Glockenspeise zu ihrem Guß ein reichlicher Theil edlen Metalles hinzugefügt. Es wohnte bei Botzen ein sehr reicher Ritter, Hugo von Kuebach; der besaß große Mengen ungeprägten Goldes und Silbers. Um diese Schätze zu verbergen und zu sichern, ließ er heimlich metallene Hohlkugeln gießen und in deren Höhlungen edles Metall, worauf er diese Kugeln neben sein Geschütz im Burgzwinger hinterlegte. Darauf geschah es, daß Hugo von Kuebach in den Krieg zog, und während dieser Zeit erbaute Hans Lutz aus Schussenried den Thurm an die ein Jahrhundert früher begonnene Kirche, und man sammelte Gaben, am liebsten Erz, Kupfer und Messing zum Guß einer großen Glocke.

Da gedachte die Frau von Kuebach ihr metallenes Hausgeräthe zu sparen, und war der Ansicht, daß man im Nothfall statt mit Messingkugeln auch mit eisernen schießen könne, und steuerte

reichlich zur Glockenspeise von den Kugeln, in denen ihres Mannes Gold und Silber stack. So kam das edle Metall in die Pfarrglocke, die davon ihren schönen Klang und hohen Werth erhielt.

Ob es auch einen schönen Klang gab, als Ritter Hugo heimkehrte und sein Gut so merklich verringert fand, davon weiß die Sage nichts zu melden. Das alte Schloß trägt jetzt den Namen Kühebach.

295.

Das Todtengericht.

Das tapfere und berühmte Geschlecht der Ritter von Matsch hatte die Sitte eingeführt, über jeden seiner Verstorbenen in der Franziskanerkirche zu Botzen ein Todtengericht halten zu lassen. Der Verstorbene wurde im Sarge in die Kirche getragen, und bevor derselbe zur letzten Ruhe eingesegnet wurde, fand eine Leichenrede statt, in welcher der Geistliche gehalten war, offen und freimüthig und wahrheitsgemäß Lob und Tadel über den Wandel des Todten auszusprechen. Wenn der Tadel das Lob überwog, so wurde nach der Rede der Deckel vom Sarge gehoben, und der Todte ausgestellt, worauf die Anwesenden ihn mit Weihbrunnen besprengten und für das Heil seiner Seele beteten. Insgemein vertrauten diejenigen, welche mit dem Todten im Leben nicht hatten zufrieden sein können, dem Pater heimlich, was sie gegen ihn vorzubringen hatten, dieser brachte dann die Anklagen mit in seiner Rede vor, und die Erben suchten zu sühnen, so viel in ihren Kräften stand. So waren noch alle Menschen, die auf ihrem Stammschlosse verstorben waren, ganz gut und leidlich durch das Todtengericht gerechtfertigt befunden worden. Der letzte des Geschlechts aber war gegen seine Unterthanen etwas hart und tyrannisch verfahren, doch bat der Pater Guardian von den Franziskanern den Pater, der die Predigt zu halten hatte, er möge es fein glimpflich machen, und über das, was der Todte Unrechtes gethan, den Mantel der christlichen Liebe breiten, denn jener habe sich doch als ein Wohlthäter des Klosters erwiesen, was ihm gewiß im Himmel gut angeschrieben worden. Der Pater Prediger verhieß auch, so schonend als möglich zu verfahren; wie er aber auf der Kanzel war, da kam ein übermächtiger Geist über ihn, und er donnerte Fluch und Verwünschung herab über den

Todten, und deckte alle Gräuel von dessen Sünden auf. Alles zitterte und bebte, der Pater Guardian war wie vernichtet, schlüpfte hinter die Kanzel und zupfte den Pater an der Kutte, dieser aber wandte sich zornig und schrie: Apage (Hebe dich weg!) Hierauf lenkte er wirklich ein, und brachte auch einiges Gute über den Todten vor, aber es war dessen blutwenig, und gleich darauf donnerte der Pater wieder darauf los, und endlich schrie er: Ein steinern Herz hatte er! Stein war es! Stein ist er! Wollt ihrs nicht glauben, andächtige, zerknirschte Zuhörer, ei so hebt doch den Deckel ab wie vom Sarge eines Treubefundenen, da werdet ihr sehen, daß seine Seele zum Teufel gefahren ist, und sein Leib auch dazu. Ein kalter Stein — ein fühlloser Stein — das war er, das ist er, das wird er sein in alle Ewigkeit! Amen!

Zorn und Entsetzen erfaßten die Verwandten und alle Anwesenden, man drängte zum Sarge, man hob den Deckel ab, und o Graus — ein langer dunkler Stein, und nichts weiter lag im Sarge.

296.

Geistliche spuken.

In Botzen lebte vor vielen Jahren ein Priester, dessen Name billig ungenannt bleibt, der war Sakristan, und ließ sich im Leben mancherlei Unrichtigkeiten zu Schulden kommen, weßhalb er nach dem Tode spuken mußte. Endlich bannte ihn ein Priester hinauf auf den Schlern, wo er laut und heulend sein Unwesen trieb, mit Ausnahme der Weidezeit. Man hört aber schon lang nichts mehr von ihm, scheint also zur Ruhe gekommen zu sein.

Doch zu Völs erzählen die Alten noch immer von diesem Spuk. So auch im sogenannten „von Mörl Waldele,“ — man nennt es „im Hüttl“ — einem kleinen Sommerfrischhaus bei Missian, wollte man öfter einen Geistlichen ohne Kopf gesehen haben, der langsam dahin schritt, aber kein Brevier in der Hand hatte. Es war nicht gut, ihn zu erblicken, denn der Geist vermerkte das übel, weil er nicht mehr wie im Leben seinen Kopf aufsetzen konnte.

Auch gespenstige Lichtlein sieht man noch stets in der Gegend des Hüttl im Mörlwaldele glühen und irren und flimmern.

Stubeithale, insgemein der Brugger Franzl geheißen; war ein loser Vogel. An einem hohen Frauentage saß er bis in die späte Nacht am Kartentisch, trank und gewann flott, und als er voller Gaudi lustig heimwärts ging, ließ er einen schallenden Jutzer (Juchzer, Jauchzer) nach dem andern los. Nicht lange dauerte das, so erhielt der Brugger Franzl Antwort in gleicher Weise und das giftete ihn, denn es ist solches gewöhnlich die Annahme der Herausforderung zum Robblerkampfe. Er ballte gleich die Fäuste und schrie: „Und wenns der Teufel selber wär, i that da mit!“ Und im Umschauen war es halt richtig der helllichte Teufel der so juchzte, daß dem Franzl das Gehör verging. Endlich krallte der Teufel gar nach ihm, packte ihn und trug ihn durch die rabenschwarze Nacht huckepack der glühenden Hölle zu. Gleichwohl muß der Brugger Franzl wieder aus der Hölle losgebetet worden sein, denn man hört ihn noch oft am Wege juchzen, daß es schallt und knallt *).

298.

Die Schneefräulein.

In den hintersten Alpen des Stubeithales lebt noch, wenn auch einigermaßen abgeblaßt, die Saligfräuleinsage Tirols. Diese mythischen Wesen heißen dort Schneefräulein. Die dortigen Hirtensagen, namentlich um den Sulzauer Ferner, berichten von schönen weißgekleideten Fräulein, denen kleine Bergmännlein dienstbar sind. Es ist dieß ein besonderer Zug der Mythe, daß die Bergmännlein und Wichtelen den Saligen dienstbar sind, der nicht häufig begegnet. Es offenbart sich in diesem Zuge die höhere Natur der erstern. Die Schneefräulein thaten nur Gutes, und legten oft Geschenke vor die Häuser, zu denen sie nächtlicher

---

*) Vergleiche die Sage: Das Gschnalljuchzerl bei Fulpmes in Alpenburg's Myth. und Sag. Tir. Seite 204.

einzufallen drohten. Der Sulzauerfernerstock ist mit vielen großen Fernern verbunden, so auch mit jenem des hohen „Fräulekopf“ und des „wilden Pfaffen“, die gar hoch sich empor heben. Der erstere ist wegen des Vorhandenseins der Schneefräulein so benannt worden, der letztere ist auch nach einer Sage getauft, die sich um die Verweisung zweier sündhafter Geistlicher bewegt, aber nicht klar zu Tage tritt.

299.

Die Schinder-Alpe im Stubeithale.

Eine herrliche Alpe, Schönwies geheißen, liegt zwei Stunden vom Dorfe Neustift im Stubeithale, welcher Gemeinde die Alpe gehört. Es wurde gerne vergönnt, daß vom Alpensegen armen Leuten reichlich mitgetheilt wurde, denn es ist eine Erfahrungssache, daß solche Gaben der Barmherzigkeit auf andere Weise wieder reichlich beikommen. Einmal aber lebte auf dieser schönen gesegneten Alm, die wegen ihrer schönen grünen Matten „Schönwies“ genannt wurde, ein habsüchtiger, geiziger und gottloser Senn; dem kamen der Armen allzu viele, und um nicht an sie Gaben verschwenden zu müssen, die er viel lieber sich zuwandte, ersann er eine teuflische List. Er machte einen „Natzn“ wie man im Tiroler-Dialekt sagt, das ist ein menschliches Zerrbild, eine Puppe nach Art der Vogelscheuchen von alten Kleidern und Lumpen, Hut und Kürbißkopf, schnitzte dem Ding Hände, gab ihm einen Löffel in die rechte Hand und die linke stemmte er dem künstlichen Putz unter den Kopf, daß er recht lümmelhaft aussah, verband die rechte Hand so mit einer Schnur, daß die Finger mit ihrem Löffel aus vorgestellter Schüssel zu essen schienen, und sorgte, daß sie im halben Dunkel der düstersten Stubenecke saß, stellte auch Butter, Milch, Käse, Brot, ein uraltgebackenes Laib, Käse von Holz, Milch von Kalk gerührt, und sorgte auch durch etwas Honig, daß die unvermeidlichen Fliegen darauf nicht fehlten.

Kam nun ein hungriger Armer, so zeigte der Senn auf die

Geh weiter und tröst dich Gott: Und dann sah er mit Hohnlachen die Armen von der Alpe weggeben. Kam aber ein Bauer als Eigenthümer um auf der Alpe nachzusehen wie es gehe, dann klagte der Senner erschrecklich über die schlechten Zeiten und die Noth vom Bettelvolke täglich überlaufen zu werden, die ihm den Alpennutzen schier auffressen. Die gläubigen Bauern ließ er wohl auch durchs Thürfensterl in die Stube schauen, zeigte ihnen den gefrässigen Natzen, und klagte daß Tag um Tag die Alm nicht leer werde von dem heißhungrigen Bettelvolke; dabei zog er heimlich am verborgenen Schnürl und machte den Natzen so tüchtig löffeln, daß die Bauern mit gebogenen Augenbraunen das Maul weit aufrissen und alles richtig glaubten. Die Almhirten, welchen der Betrug nicht verborgen blieb, sahen es ungern, daß der Senne Bettler und Bauern betrog, allein der Senn antwortete stets lachend, wenn sie ihm Vorwürfe machten, sie sollen ihn unkeit (unbeirrt) lassen, und nur vor ihrer eigenen Thüre kehren, da läge Schmutz genug.

Es kam endlich der Tag der Abfahrt, man ordnete Alles an, band Alpenblumenkränze und Edelweiß und Edelrautenbüschl, und als es Abend geworden versammelte sich das Alpenvolk für dieses Jahr zum letzten Male in der Hütte und hielt den gewöhnlichen Abschiedschmaus mit den „führnembscht'n" Rahmnocken. Auf einmal entfielen den Hirten die Löffel von jähem Schrecken; denn plötzlich rief der Natzn mit kreischender Stimme: „I will a Nock'n!" und erhob sich von seinem Sitz und hielt Schüssel und Löffel empor. Aber Senn und Hirten sprangen aus der Stube in die Kaser und verkrochen sich wie Murmenteln in Winkel und Löcher, während der Natzen in voller Behaglichkeit und Ruhe alle Rahmnocken verschlang, und vollkommen ruhig blieb. Nach und nach begaben sich die Leute in ihre Schlemm (Schlafstätte). Der Senn, der sonst in der Stube lag, legte sich jetzt aus Furcht zuhinterst in die große Schlemm der Hirten an die Wand, die drei Hirten legten sich neben ihn. Aber die Furcht ließ sie nicht schlafen, und da es gen Mitternacht ging, da trat der schreckliche Natzen aus der Stube vor

den Senn zu greifen kam, und ihn krallenartig packte, über die drei Hirten weghob und ins Freie hinaus trug. Bald darauf hörten die Hirten den Senn so jämmerlich schreien und winseln, daß ihnen die Haare zu Berge standen. Hernach kam der Natzen wieder herein, reckte sein Kürbißgesicht gegen die Schlemm und sagte: „Der hat sein'n Lohn! so soll es jedem Schinder und Schaber ergehen, der die Armen verhöhnt!“ Dann ging er zur Thür hinaus, und ward nie mehr gesehen.

Am andern Morgen erblickte man den Leib des Senn geschunden auf dem Dach der Alpe liegen, seine Haut aber war über den Stuhl gebreitet, auf welchem früher der Natzen gesessen hat. Seitdem heißt man diese Alpe die Schinderalpe, und ein Ferner, der sich weit vorgeschoben, hat sie so sehr verdorben, daß sie jetzt nur mit Galtvieh befahren wird. Aehnliche „Schinderalmsagen“ begegnen auch im Zillerthale.

300.

Unser Herr im Elend.

In der Altstadt des Marktes Matrai steht die Pfarrkirche des Ortes, welche ein vielbesuchtes, wunderthätiges Christusbild enthält. In früheren Zeiten befand sich dieses Bild in der Burgkapelle des Schlosses Aufenstein im Navisthale. Ein frommer Besitzer dieser Burg hatte das Bild aus Palästina mitgebracht. Einer der spätern Besitzer der Burg Aufenstein ließ in einer Anwandelung von wildem und gotteslästerlichem Sinne das Bild aus der Kapelle reißen und in die unter der Burg vorbeirauschende Sill werfen. Da schwamm das Bild, statt vorwärts, rückwärts — rückwärts, dem Strom entgegen, und nun wurde seine Wunderkraft erkannt; es ward aufgefischt, nach Matrai gebracht und dort zur Verehrung aufgestellt, welche es noch immer unter dem Namen „Unser Herr im Elend„ oder „Christus im Elend“ genießt.

sein Lager verlassen hatte und zum Fenster hinaus sah, erblickte er seinen Meßner mit einer Laterne, welcher meldete, auf einem Hofe über dem Dorfe liege ein todtkranker Mann und begehre die Sterbsakramente. Der Kurat gebot dem Meßner einstweilen die Kirche zu öffnen, und folgte ihm auf dem Fuße, um das Sanctissimum zu holen. Dann wandelten beide, der Meßner mit der Laterne und der Klingel voran, der Kurat mit dem Allerheiligsten folgend durch den Ort, und feierlich klangen die Töne des Glöckleins, und wer noch wach war und sie vernahm, der wußte was sie zu bedeuten hatten, bekreuzte sich oder fiel auf seine Knie und betete ein Vaterunser und ein Ave Maria für die Seele des Sterbenden. Wie der Kurat mit dem Meßner den Hof erreichte, lag alles in finsterer Nacht begraben. Man mußte klopfen und pochen, ehe nur die Bewohner aus ihrem Schlafe taumelten und das Haus öffneten, wo sie nun mit großer Verwunderung den Herrn Kuraten sahen und den Meßner, die niemand herbeigerufen hatte. Die Bäurin, die über den nächtlichen Besuch ganz erschrocken war, betheuerte, hier müsse ein Irrthum obwalten. In ihrem Hause liege Niemand krank. Befrembet wandte sich der Seelsorger mit fragendem Blick an seinen Meßner der die Laterne und das Glöcklein auf die Bank gestellt hatte, aber vergebens sah er sich nach ihm um, er war verschwunden. Da gebot der Kurat der Bäurin, in ihrem Hause nachzusehen, ob Niemand krank darinnen liege; diese gehorchte, und bald kam sie erschrocken zurück und meldete, einer ihrer Knechte, der sich ganz gesund niedergelegt habe, liege in der Kammer und wimmere und stöhne und schreie und scheine mit dem Tode zu ringen. Alsbald begab sich der Kurat zu dem Kranken, der sehnlichst nach den Sterbsakramenten verlangte, und reichte sie ihm, fragte ihn aber auch, wie er denn gelebt habe? und der Knecht sagte, er habe jeden Tag zur heiligen Barbara ein Gebet verrichtet. Am Morgen verschied der Kranke sanft und selig. Gedankenvoll schritt der Seelsorger von hinnen; noch immer war ihm

Kirche nicht erschlossen, er hatte dem Geistlichen nicht geleuchtet, war auch nicht mit ihm zum Berghof gegangen. Die heilige Barbara hatte ob des Betens des frommen Knechtes solch' Wunder an diesem gethan.

302.

Das prophetische Mandl.

Im Naviserthale, vom Volke irrig Laviserthal genannt, welches zwischen Matrai und Steinach zur Poststraße herausmündet, erschien bei den Bauern von Navis jährlich, wenn die Zeit zur Aussaat des Getreides gekommen war, ein wilder Mann, und sobald er sich zeigte, bestellten die Bauern ihr Feld, und säeten den Samen aus, denn sie konnten guter Ernte versichert sein. Einmal aber warteten die Bauern mit Sehnsucht auf das Erscheinen des wilden Mandls, denn es grünte und blühte schon lange ringsum in Wald und Feld, die Anbauzeit war fast schon vorüber, daher warteten sie nicht mehr länger, und säeten die Getreidekörner in die Aecker; aber siehe da, wie sie in der besten Arbeit waren, erschien der Wilde mit zornsprühenden Augen und schrie mit verzogenem Gesichte:

Hättets mi viel gfragt,
Hätt i enk viel gsagt.

Nach diesen Worten lief der wilde Mann auf und davon und ward nie mehr gesehen; die Ernte mißlang, wurde vom Hagel erschlagen, und die Mißjahre blieben überhaupt seit dieser Zeit nie aus. —

Es scheint diese Sage vom jenseitigen Wattenthale herüber gezogen worden zu sein, wo eine fast ganz gleiche Volkssage über den wilden Mann lebt.

303.

Der Wilde zerreißt ein Seligfräulein.

Auf der Alpe Weirich bei Navis waren einst die Sennen mit Mähen beschäftigt, als weiter droben auf der Galtwiese sich ein

Ein lustiger kecker Hirte rief, als der Riese enteilte, ihm spottweise nach: „Mir a mein' Thoal!", und als er am folgenden Morgen in die Sennhütte ging, fuhr er erschreckt zusammen, denn oben an einem Nagel hing wirklich ein Stück von dem Schinken des seligen Fräuleins. Seit dieser Zeit war der Hirte nie mehr munter und kein Lachen kam mehr über seine blassen Lippen, er hatte für sein ganzes Leben genug gesehen.

304.

Bergfräule-Schinken.

Aehnlich wie auf der Alpe Weirich, geht die Sage auf andern Alpen im Naviserthale, daß einst vor vielen Jahrhunderten die Leute von Navis Bergheu mähten. Sie hörten auf einmal ein fürchterliches Geschrei ober sich auf dem Berge, und sahen ein schönes, weißes Bergfräulein, deren sie auf den Bergen schon mehrmal gesehen hatten, welches ein wilder Mann auf dem Boden hin und her warf und endlich zerriß. Das Geschrei hörte auf, und die Mäher hatten Mitleid mit dem schönen Mädchen. Nur ein muthwilliger, versauerter Bauer macht sich den dummen Spaß, und rief zum Wilden hinauf: „Gib mir auch einen Theil" und lachte dazu. Wie die Mäher Abends nach Hause gingen, und der dumme Spaßvogel ins Bett steigen wollte, sah er bei der Thür an einem Nagel einen Schinken *) vom Bergfräulein aufgehangen, aus dem rosenrothes Blut unaufhörlich auf den Boden abtropfte. Der Verwegene konnte nicht schlafen und spaßte und lachte seit selbiger Zeit nicht mehr.

305.

Die Charfreitag-Tänzerin.

Auf einem einsamen Hofe im Naviserthale diente eine Bauerndirne, deren ganzes Wesen voller Uebermuth und Frechheit war.

---

*) Schinken = Fuß, wie Kluischink Blutfuß (Siehe Myth. u. Sag. Tir. von Alpenburg Seite 58.)

ihr über alles, Alltag, Sonntag und Festtag, auch fehlte es ihr nicht an Genossenschaft zu diesem Vergnügen, Brüder und Knechte hielten zu ihr. Selbst an einem Charfreitag führte diese Sippschaft einen tollen Tanz auf; denn dieses Volk war so roh, daß es an nichts mehr dachte, auch an nichts mehr glaubte, an heiligen Zeiten weder beichten noch speisen ging, und noch weniger an Fasttagen fastete. Mitten aber im Wirbel jenes Charfreitagtanzes erschütterte ein furchtbarer Donnerschlag die Hütte, und die Dirne fiel todt zu Boden. Die Theilnehmer enteilten bestürzt zum nächsten Orte des Bezirkes, und zeigten den Fall an. Es lag noch Schnee, und es kamen die Todtengräber, holten die Leiche aus der Hütte und führten sie auf einem Schlitten zu Thale, aber auf halbem Wege spürten sie plötzlich einen starken Ruck, und wie sie umschauten, sahen sie wie der Teufel die Dirne bei den Haaren hielt und mit ihr durch die Lüfte davon fuhr.

306.

Roßlärm in Weihrich.

Das Niederleger von der Alpe Weihrich (auch Weihrach zubenannt) liegt im Naviserthale, wozu man von der Naviserkirche rechts ab in ½ Stunde gelangen kann. Diese Alpe ist berüchtiget wegen eines unheimlichen Spukes, der wie ein Roßlärm zu hören ist.

Vor dreißig Jahren beiläufig, war Johann Marquart, Garberhofbesitzer in Aussernavis zur Adventzeit dahin gegangen, um Schindeln zu machen, wozu er sich früher schon drinnen im Thale die Lärchbäume gekauft hatte. Einen Helfer und guten Schindelmacher hatte er in der Person des Bauern Erasmus Penz, seines Nachbarn, mitgenommen. Sie arbeiteten gewöhnlich wacker drauf los beim Lichte bis spät in die Nacht im Haag, und einmal legte sich der Penz just schlafen, und der Marquart wollte nur erst das

Feuer auf dem Boden auslöschen und sich auch zum Andern auf die Schaiten legen, als draußen ein furchtbarer Roßlärm begann. Es war ein Getrampel als ob eine große wilde Roßheerde um das Haus sprengte. Da sprach der Marquart zum Penz, er solle geschwind wieder Feuer aufmachen, ein großes noch dazu, damit man genau sehen könne, wenn etwas herein kommen würde. Das that Penz, und beide fingen zu beten an. Jetzt kam die wilde Jagd wieder näher, es war als ob der Teufel draußen wäre, daher sprangen die Beiden im Haag in die Höh, ergriffen Hacke und Axt, und stellten sich so bewaffnet muthig zur Thüre, um Jedem, der herzutreten wagte, sei's Mensch, Roß oder Geist, den Kopf zu spalten. Allein bald darauf wurde alles still. Nun löschten die zwei das Feuer aus — aber alsbald begann der Lärm vom Neuen, noch ärger, so zwar daß draußen die Schindelhaufen krachten, weil die Pferde drein sprangen, und die Männer dachten, alle ihre Arbeiten werden zu Tausend Splittern zerstampft sein. Sie machten abermal Feuer, beteten und ließen das Feuer fortbrennen bis gen Morgen, und alles blieb stille. In der Früh sprangen beide Männer neugierig bei der Thüre hinaus, um die Verwüstungen der Nacht anzusehen, aber alles war ganz, alles war Schein gewesen! Aber der alte Marquart, der früher über Geisterspuk und Almgeister gewöhnlich Witze gerissen, und die Sagengläubigen ausgelacht hatte, ist seitdem ganz zahm und der Gläubigste der Gläubigen geworden.

307.

Das hinausgekehrte Glück.

In Schmirn werden die Reliquien eines Heiligen, Namens Felix, verehrt, eines armen Dienstboten, der in seinem Stande sehr fromm gelebt hat, und selig in den Herrn verschieden ist. In seinem Leben war er bei einem Bauern im Dienste, und dieser Bauer schätzte ihn sehr hoch; denn offenbar war mit dem Knechte Felix der Segen Gottes in sein Haus eingezogen. Felix liebte seinen Dienstherrn, nur das stellte er ihm immer aus, daß sein Herz zu sehr an dem Zeitlichen hänge; der Koth dieser Erde sei nicht werth, daß wir ihn begehren und lieben; ferners solle er bedenken, daß nur der Segen des Himmels und nicht seine arbeitsame

Hand allein, das Hauswesen zu einem solchen Wohlstand gebracht habe, und er solle daher sich mehr dankbar gegen Gott bezeigen. Aber je mehr der Wohlstand im Hauswesen zunahm, desto weniger gott- und desto mehr gold-selig wurde der Bauer und bereitete dadurch dem frommen Felix nicht wenig Kummer, dessen Herz voll Liebe nur das Beste seines Herrn wollte; ja allmählig bekam der Bauer sogar den Irrwahn, die Güter dieser Erde, die er besitze, seien mehr werth, als der Segen des Himmels. Einst ging er auf den Markt, um das letzte Stück Vieh, das in seiner geräumigen Stallung noch Platz finden konnte, einzukaufen. Mit einer Prachtkuh kam er heim, die ihres Gleichen nicht fand von Sterzing bis Innsbruck. Als er über die Thürschwelle trat und sah, wie die Dirne gerade beschäftigt war, mit dem Besen in der Hand, den Unrath aus der Stube auszukehren, warf der Bauer in seinem Uebermuth die Worte hin: „Jetzt kannst du meinetwegen das Glück hinauskehren, jetzt hab ich alles was mein Herz begehrt.“ Es kam der Abend dieses Tages und damit die Zeit zum Nachtessen. Da war nirgends ein Felix zu finden. Man ging in die Kirche und auch da sah man ihn nicht. Endlich erfragten sie zu ihrer größten Verwunderung er sei heimgarten gegangen; denn wer immer daheim war, oder in der Kirche die arbeitsfreien Stunden im Gebete zubrachte, war eben der fromme Knecht Felix. Doch niemand wußte von ihm. Er kam auch nicht zur Nachtzeit heim, aber dafür kam um Mitternacht ein schreckliches Ungewitter, das sich gerade auf dem Felde des Bauern entlud, und Acker, Wiesen, Haus und Stadel fortschwemmte und vertrug und damit auch den Segen des Himmels, oder das Glück, wie der Bauer im Frevel gewünscht.

Felix ist hernachmals wieder gekommen, hat als ein frommer Einsiedel gelebt, und ist im Geruche der Heiligkeit verstorben.

308.

Der heilige Felix.

(Abänderung der vorigen Sage, wie sie ebenfalls im Volksmunde geht.)

Zu Schmirn im Schmirnthale lebte vor sehr vielen Jahren ein sehr geiziger Bauer Namens Simon. Derselbe war reich an Alpen, an Vieh, an Gehöften, an Geld und Gut, aber arm am

Alles aufbot, seinen Herrn zur Milde und Gottseligkeit zu stimmen. Es war aber alles Bemühen vergebens, Simon blieb, wie er war; er verübte manche böse That und immer war ihm das Glück hold; es war aber nur die Langmuth des Himmels und das Walten seines frommen Knechtes, der die wohlverdiente Strafe aufhielt, bis endlich Simons Sündenmaß voll war. Einen alten armen Mann, der ihm schuldig und zu zahlen außer Stande war, zwang Simon, ihm seine schöne fleißige und unschuldige Tochter in das Haus zu bringen und er verhieß, sie zu ehelichen, wenn sie für sein Hauswesen paßte. Nach kurzer Frist kam die arme Dirne zu ihrem Vater zurück, entehrt, in andern Umständen, und von dem Bösewicht verstoßen. Aus Verzweiflung und weil sie ihre Schande nicht überleben wollte, suchte und fand sie den Tod in den Wellen. Bald folgte der Vater mit gebrochenem Herzen ihr nach. Simon aber saß daheim, maß sein Geld mit Scheffeln, lachte und sagte, als Felix ihm das Unglück berichtete und ihm vorstellte, welche Verantwortlichkeit er auf sich geladen: „Mit meinem Gelde kann ich Himmel und Hölle zudecken!" Da ging der treue Knecht aus Simons Hause, um nie wieder zu demselben zurückzukehren, und mit ihm ging des Hauses guter Engel. In der Nacht brach ein entsetzliches Ungewitter los; eine ganze Bergwand stürzte ein und warf ihre Trümmer über Simons Haus und Gehöfte, Wiesen und Felder; verschwemmt und verschwunden oder vom Schuttgerölle überdeckt, war am Morgen jede Spur von Simons Habe. Jetzt steht nur braune Heide über der öden Schutthalde, und der Ort ist verrufen, denn Nachts irrt ein wimmernder Schatten umher.

Der fromme Knecht Felix ward nicht mehr gesehen, doch geht die Sage, daß er nach England gewandert, dort Soldat geworden und im Kriege gefallen sei. Als er aber schon todt gewesen, seien an seinem Leibe Wunderzeichen geschehen, und er habe gerufen: „Nach Schmirn!" Schon habe man sich angeschickt, den Leichnam nach Smyrna in Klein-Asien zu führen, als ein Zufall zu der Entdeckung führte, daß es in einem Winkel Tirols ein

Dorf, Namens Schmirn, gebe. Dahin wurde nun der Leichnam des Felix gebracht, welcher später heiliggesprochen worden sein soll und noch daselbst verehrt wird.

Diese letzte Erzählung von England wandern u. s. w. hat vermuthlich ein Spaßvogel dazu gedichtet, um damit mehr Effekt hervorzubringen, hat aber dadurch der Sage die Wahrheit und Einfachheit geraubt. Denn man weiß geschichtlich, daß dieser Felixleib durch den Grafen Tar's aus Italien gebracht wurde, wo er früher gelegen hat.

309.

Der Nornberg am Brenner.

Der Paß über den Brenner, welcher schon zu Römerzeiten bekannt war, bildet ein Hochthal, eigentlich einen tiefen Spalt (Karr) durch die Centralkette, welche vom St. Gotthardt her durch Tirol zieht, und sich in Steiermark verflacht. Ehe man vor die Centralkette zum Brennerspalte kommt, trotzt der „Tribulaun" mit seiner vergrabenen Wünschelruthe dem Himmelsgewölbe; dann folget die Rothspitz, Pfeiferspitz, hohe Lorenz, hierauf kommen die grasreichen Kreuzböden mit der Alpe Stein, und von da stürzen steil abgedacht die Wände nieder zum Brennersee und zur Brennerstraße, und zeigen einen durchgebrochenen Riesendamm. Jenseits, am östlichen Abhange dieses Gebirgseinschnittes und jenseits vom See steigt ein gewaltiger Berg auf, der wird „Nornberg" genannt, er ist gegen 9000 Fuß hoch, leicht ersteigbar, und endet in eine Spitze, ebenfalls leicht ersteigbar und mit wundervoller Aussicht, die leider noch zu wenig Naturfreunden bekannt ist. Der Nornberg soll einmal sehr wichtig gewesen sein, es soll ein Tempel oder Heiligthum darauf gestanden haben, aber die alten Sagen darüber sind verhallt oder getrübt. Die neuen Sagenforscher dürften freilich frisch bei der Hand sein, die Nornen der Eddamythe auf die Nornspitz hinaufzuzaubern; doch möchte solche kecke Annahme in das Himmelsblaue hinein kaum stichhaltig sein, so schön es wäre, wenn es wäre, und möchte der Name wohl eher vom alten Norikum abzuleiten sein, in das der Nornberg hineingeblickt.

310.

Der Teufel wetzt Sensen.

Es war vor Jahren ein Bauer bei Trens, dessen Hof links im Thale droben steht, und den sich mancher Christenmensch angeschaut hat als besondere Rarität. Dieser Bauer verstand „das Sensen wetzen machen", welches eine gar besondere Kunst ist. Wenn die heilige Nacht kam, so legte er alle seine Sensen und Sicheln und Wetzsteine, auch die der Nachbarn, aufs Dach, setzte sich eine Teufelsmaske mit furchtbaren Hörnern auf den Kopf, sich selbst aber auf den First des Hauses, und nahm eine Sense in die Hand. Das war um 11 Uhr. Und wie er oben saß, so kam sogleich der rechte Teufel daher, dem gab der Bauer mäuschenstill die Sense, stand auf, und eilte ohne Umsehen sogleich vom Dache, machte geschwind ein Kreuzzeichen und ging in die Kirche zur heiligen Mette.

Der arme Teufel droben aber wetzte wie wahnsinnig, und galig (gählings) macht er eine Breankn (Gfries = Gesicht = Antlitz) als wenn er „an Enzianwurz vaschluckt hatt," und wetzte drauf los, daß die Klumen (Funken) links und rechts übers Dach achi (hinunter) flogen. Und alle wetzte er, und als er fertig war, flog er wie ein fuiriger Drach übers Thal gegen das Herenjoch wo er vermuthlich seinen Zorn über das Bäuerl ausgelassen hat. Als dieses Bäuerlein todt war, hat es ein anderer Trenser probirt, der hat aber vor Schreck die Seges (Sense) fallen lassen, statt sie recht kuraschirt dem Teufelsschwanz in seine Krallenpratzen zu geben, und den hat der Teufel durchputzt — „hat'n beim Gnack (Genick) durch d' Lüft tragn."

311.

Die Edelfrau von Sprechenstein.

Auf der schönen und stattlichen Burg Sprechenstein am Eingange in das Thalbecken von Sterzing wohnte eine Edelfrau, welche in Abwesenheit ihres Gemales von 6 Kindern zugleich entbunden wurde, 3 Herrlein und 3 Fräulein. Das war ihr des Segens allzuviel; sie behielt nur den einen der Knaben und gebot

der Amme die andern gleich jungen Wölflein in den Burggraben zu werfen. Die Amme gehorchte, da begegnete ihr der zurückkehrende Ritter und fragte sie, was sie trage? und die zagende Amme erwiederte: „Junge Hunde!“ Da nun aber der Ritter dieselben sehen wollte, faßte ihn ein tödtlicher Schreck, als er lebende Kindlein sah und er gebot alsbald der Amme, wohin sie dieselben tragen, und daß sie bei Verlust ihres Lebens der Herrin nichts sagen sollte. Der Ritter ließ die Kindlein sorglich erziehen bis sie sechzehn Jahre alt waren, dann berief er einen Ritterrath, zu dem auch zwei schöne Junker und drei zarte Fräulein kamen, die Niemand kannte. Dort beim Feste warf der Ritter die ernste Frage auf, was einer Mutter gebühre, die ihre eigenen Kinder Hunden gleich ersäufen lasse? Der Edelfrau fuhr es durchs Herz wie ein Messer — und Tod! Tod! scholl es schauerlich von allen Lippen der Ritter. „Dort sitzt die Rabenmutter!“ sprach der Burgherr, „und diese 5 sind die Wölflein,“ indem er auf seine Gemahlin und die jungen Gäste zeigte.

Der Tod war ihr gewiß, aber die Kinder erflehten ihr das Leben. Hier ist eine Wiederholung der auch im übrigen Deutschland überaus häufig begegnenden Welfensage, nur daß nicht der Name Hund oder Welf oder Rüde an das Geschlecht sich knüpft, wie bei den Hunden auf dem Schlosse Saalfelden unterm Watzmann, den Hunden von Wengkheim auf Schloß Altenstein in Thüringen, den Rüden von Collenberg in Franken, den Hunden zu Weißenstein in Baiern, bei den Grafen von Querfurt, den Hohenstaufen (welche Quelfen [Welfen] bekämpften, wie die Baiern genannt wurden) und noch Andern.

312.

Mord aus Eifersucht.

Ein tapferer und edler Ritter war einst Eigenthümer der Burg Sprechenstein, und lebte mit seiner Gemahlin höchst glücklich. Da wollte es das Unglück, daß ein benachbarter Ritter, der auf Burg Reifenstein saß, zur schönen und treuen Sprechensteinerin in Minne entbrannte. Indeß blieb jede Kunst, die der Reifensteiner

unter der Burg ihres heimlichen Feindes, da schwirrte von der Zinne des Reifenstein ein Pfeil durch die Lüfte und traf den Ritter von Sprechenstein auf den Tod. Die treue Frau schrie Mord über Mord und verfluchte den Mörder ihres Gatten. Und darauf ist der Reifensteiner lebend nie mehr gesehen worden, aber sein Geist umirrt noch die Stätte, wo der Sprechensteiner fiel. Manche sagen, man habe des Reifensteiners Leichnam an jener Stätte mittelst einer gedrehten Weide an einer alten Eiche hängend gefunden und am Stamm einen Dolch und ein rothes Kreuz, das Zeichen der heiligen Vehme. Andere erzählen, der Ritter von Reifenstein habe gleichzeitig mit dem von Sprechenstein das engelschöne Fräulein, Adelhaid von Trautson geliebt und nachdem dieses dem Sprechensteiner zu Theil geworden, habe jener den Nebenbuhler noch am Hochzeittage erschossen, und zwar so, daß beide Ritter mit einander verabredet einen Zweikampf auf Armbrustschuß zu halten. Beide hätten zu gleicher Zeit von ihren Burgen auf einander geschossen, und jeder Pfeil habe den Gegner getödtet. Die Burg ist hernach Eigenthum der Familie von Trautson geworden und von diesen an die Fürsten von Auersberg gelangt, welche sie noch besitzen.

313.

Die heilige Kummerniß bei Riednaun.

Man findet in Tirol in den ältesten Kirchen ein Kummernißbild; dieses stellt eine Jungfrau mit einem großen Barte dar, auf einem Kreuze hangend, so daß man das Bildniß für einen Christus am Kreuz, — der sehr bärtig dargestellt ist, — halten müßte, wenn nicht Alles andere daran deutlich zeigte, daß es eine weibliche Gestalt sei. Eine bekannte Volkslegende, welche jedoch häufig verschiedenartig erzählt wird, zumal es auch außerhalb Tirol der St. Kummernißbilder viele gibt, läßt die Jungfrau, welche eines Heidenkönigs Tochter gewesen sein soll, wegen sündlicher Liebe ihres eigenen Vaters zu ihr, zu Gott flehen, sie ihrer körperlichen Reize zu berauben. Darauf sei ihr ein Mannsbart gewachsen und deß-

halb oder auch, weil sie Christin geworden, habe der Vater ihr den Kreuzestod bereiten lassen, nur daß sie bekleidet starb. Ein armes, sehr armes Geigerlein spielte ihr ein Trostlied in ihrem seligen Absterben; da warf sie ihm ihren goldenen Schuh als Belohnung hin. Als das Geigerlein den Schuh verkaufen wollte, wurde es für einen Dieb angesehen, und zur Richtstätte geführt, hart am Kreuze vorbei, an dem die schuldlos gestorbene Kummerniß hing Da warf diese dem armen Mann auch ihren zweiten, goldenen Schuh zu, und daran erkannten nun Richter und Volk des Geigerleins Unschuld. Nachher sind, ohne daß eine eigentliche Heiligsprechung der Jungfrau Kummerniß vom päpstlichen Stuhle aus erfolgt ist, doch vielfach St. Kummernißbilder errichtet worden. Im Thale Riednaun bei Sterzing steht auf luftiger, wundersam stiller Höhe ein kleines uraltes, gothisches Kirchlein, „St. Magdalena in Riednaun" geheißen, sehr merkwürdig wegen seines Alters, (auf der Mauer steht die Jahreszahl 1481) im Innern viele Merkwürdigkeiten aufweisend. Das Kummernißbild in diesem Kirchlein ist auf den Fahnenkasten gemalt. Die bärtige Jungfrau hängt nur mit den Händen am Kreuze; die Füße schwanken frei. Davor kniеet ein Musikus mit der Geige; ihm zur Seite liegt ein goldener Schuh. So ist auch sonst überall die Darstellung dieser Bildnisse, obschon die Geschichte vom Geiger und dem goldnen Schuh auch von einem Bildniß der heiligen Jungfrau Maria, wie auch von der heiligen Cäcilie erzählt wird.

Ein sehr zartes und gut erhaltenes Kummernißbild ist neben einem heiligen Christof an der Wand eines Hauses zu Kompatsch bei Naturns im Vintschgau befindlich. Künstlerisch schön und ebenfalls gut erhalten, steht ein solches Bild von Stein auf der Brücke an einer vormaligen Kapelle bei der Stadt Saalfeld in Thüringen. Ferner befinden sich solche Bilder zu Eltersdorf bei Erlangen, zu Gmünd in Schwaben, zu Wien, zu St. Leonhard bei Dillingen und Steinheim, auch im Dom San Marco zu Venedig. Man nennt diese Darstellung auch St. Gehülfenbilder und von manchen werden sie dennoch für Kruzifixe gehalten. So ist zu Saalfeld die Schrift eingemeißelt: **Sankt Salbator.** Offenbar eine spätere Zuthat aus Irrthum.

Wolfsthurn, oder auch das Mareitenschloß genannt, das jetzt dem Freiherrn von Sternbach gehört, und von diesem mehr im Villen- als Burgstyle erneuert worden ist, wandelt, zu Zeiten sichtbar werdend, der Geist einer Nonne herum. Ein Ritter von Straßberg hatte aus einem nahen Kloster die Nonne entführt, und sie zu beiderseitiger Sicherheit nicht auf seine Veste bei Gossensaß, sondern auf Burg Wolfsthurn gebracht, wo sie seine Besuche empfing und lange sehr vertraut mit ihm lebte. Weshalb des Ritters Geliebte noch geistern muß, meldet die Sage nicht, doch wird es wohl deßhalb sein, weil sie als Nonne ihr Gelübde gebrochen.

315.

Der Alm-Putz ohne Kopf.

Ein Krämer mit der Kraxe auf dem Rücken durchwanderte vor etwa 50 Jahren fröhlich und wohlgemuth das Pfitschthal und lagerte sich, als ihn plötzlich die Dunkelheit überraschte, in einer leeren Kaserhütte. Eine stürmische Nacht brach an und der Regen rieselte in kalten Schauern von dem Himmel. Donner krachten dazwischen und blendend zischten feurige Blitzschlangen. Der Krämer kümmerte sich weder um Nacht noch Wetter, sondern machte es sich bequem in der verlassenen Hütte, rückte sich einen Stuhl zurecht und bald flackerte auch schon ein lustig prasselndes Feuer zu seinen Füßen. Im Hintergrunde der Hütte stand ein Butterkübel, woran noch ganz alte schmutzige Butter und Staub klebte, und daneben eine Melter. Zum Essen und zum Trinken war leider nichts vorhanden und so machte sich der arme hungerige Krämer schon auf ein Nacht ohne Speise und Trank gefaßt und legte sich schlafen. Doch wie er die Augen schließen wollte, erfolgte ein Donnerschlag und bei dem Butterkübel erschien ein altes graues Männlein ohne Kopf, das emsig den Schmutz von dem Kübel in

die Melter herabkratzte. — Schon hatte es den Kübel sauber gemacht, als es die Melter aufnahm und dem erschrockenen Krämer vors Gesicht hielt. Doch dieser hatte schon oft gehört, wie man sich solchen Geistern gegenüber zu benehmen hat; er bekreuzigte sich und als er auch über die Melter ein Kreuz machte, siehe, da verwandelte sich der Schmutz und Staub in die reinste Milch, welche der durstige Krämer ohne Anstand an den Mund setzte und davon in raschen Zügen trank. Da wurde das klein zusammengeschrumpfte Männlein größer und größer, und ein graubärtiger Kopf wuchs ihm zwischen den Schultern hervor. Es dankte dem Krämer für seine Befreiung, und sagte: „900 Jahre schmachte ich schon auf Erlösung, denn ich wurde zur Strafe für meine Verschwendung der edeln Gottesgabe, der Milch, die ich zum Reinigen der Gefäße anwendete, in ein kopfloses Männlein verwandelt. Du hast mich befreit, doch muß ich noch so lange auf Erden wandeln, bis diese Milch vollends ausgetrunken ist, dann erst kann ich in die ewige Seligkeit eingehen. Lebe wohl und hüte dich vor Verschwendung, damit es dir nicht ergehe wie mir.“ Nach diesen Worten verschwand er, der Krämer aber hat diese Geschichte viel hundert Mal erzählt und seine Tochter, jetzt selbst eine alte Krämerin, hat es dem erzählt, der es mir erzählt hat, und wer es nicht glaubt, der muß die alte Krämerin selbst fragen.

316.

Der Ruthengänger von Anichen.

Die Thäler von Gschnitz (im Vordertheil Trinsthal genannt) und Pflersch waren einst, besonders das letztere, reich an Metallgruben und Schachten, wovon sich die Nachkommen nicht genug zu erzählen wissen, besonders von den Silbergruben. Und all' den Reichthum deckte ihnen ein Mann der dortigen Gegend mit einer so wunderkräftigen Wünschelruthe auf, daß auch der verborgenste und tiefste Schatz damit gefunden werden konnte. Er wohnte zu Anichen und die Knappen wurden so reich, daß sie manchmal mit Trommeln und Pfeifen zum Gottesdienst nach Gossensaß zogen und allda vor 400 Jahren die Kirche zum heiligen Anton stifteten.

Sie stellten als Wahrzeichen auf einen Altar einen Heiligen mit einem Hammer in der einen und einer Erzstufe in der andern Hand hin, der jetzt noch dort steht. Das Altarblatt selbst zeigt die heilige Barbara — die Schutzpatronin der Tiroler Bergknappen.

Als der Mann sein Ende nahen fühlte, ging er auf die Spitze des riesengroßen „Tribulaun,“ der gar ernst und dunkel zwischen den Gschnitz- und Pflerschthälern emporsteigt und von allen Seiten isolirt, bei Anichen sich mit der „Weißspitze“ schön zeigt, vergrub seine Wünschelruthe und verschied; und als man ihn am andern Tage eingraben wollte, war er mit Haut und Haar verschwunden. Es hatte aber seine Arbeit ein Gemsjäger belauscht, der erzählte, was geschehen war und seitdem haben Viele die Wünschelruthe aufgesucht, sind aber stets verscheucht worden von einer Gestalt, die wie ein Zauberer droben in einer Höhle saß und die Ruthe bewachte. — Obs der Mann von Anichen oder ein Anderer gewesen sei, konnten die Erschrockenen nie aussagen. Seitdem ist auch der Zugang ein gefährlicher geworden und man blickt nur noch von ferne hinauf und sagt: Dort liegt die letzte Wünschelruthe Tirols begraben.

317.

Der Schreiergeist.

Westlich von der Poststraße zu Gossensaß öffnet sich das sonnige Thal Pflersch (einst Phlers oder Phlerris) fast zwei Stunden lang eben, dann noch drei Stunden aufwärts bis zu den Eisgebirgen des Stubenferners, welcher, weil das Thal eine so günstige Lage hat, wunderschön meergrün schimmert. Der einstige reiche Bergbau auf edle Metalle ist 1818 gänzlich verschwunden, doch die Alpenwirthschaften stehen im schönsten Flor. Und wie im schönen Tirolerlande fast jedes Thal seine besondern alten Sagen, Reime, Lieder und Trachten aufzuweisen hat, so hat das Pflerschthal einen eigenthümlichen, gespensterartigen Geist, ein Schreckengebilde: den „Schreier“ oder „Schreiergeist.“ Er ist bald Riese, bald Zwerg — wenn der Wanderer im Thal nächtlicher Weile dahin geht, so sieht er im Vollmondschein ein kleines Männchen,

das wächst auf und auf, wie ein Berg und der arme Wanderer sinkt entweder ohnmächtig nieder oder läuft sich fast zu todt, doch bald ist Alles vorbei, höchstens der Kopf ist aufgeschwollen, und ein andermal, wenn Jemand den Schreier belauscht, sieht man, wie er von Riesenhöhe sich in sich selbst hineinsteckt und kleinwinzig wird, hernach wieder aufsteigt und so abwechselnd als obs ihm ein Vergnügen machte. Aber es scheint nicht so zu sein: denn meistens schreit er so wild, daß einem recht grausen thut. Wer auf bösen Abwegen geht, den tuckt er schon ärger. Sein Aufenthalt ist entlang des wilden, sausenden Schleierbaches, der durch wilde Felsenklammen oft tief unten durch das Thal läuft und es in Inner- und Außer-Pflersch abtheilt. Da unten in den Klammen und Schluchten im Wasser und am Rande hält sich der gspassige Furchtbare auf; man nennt daher seit alter Zeit den Bach niemals den „Schleierbach," sondern „Schreiergraben," denn oft schreit der Geist da brunten so wild, als ob der Teufel selbst drinnen steckte. Einige Leute meinen, der Schreier sei der einstmalige Wünschelruthenzauberer, der oben am Tribulaun die Ruthe eingegraben habe und zur Strafe als Klamm- oder Wassergeist so schreien müsse *). Ist aber nicht so, wie ein alter Wilderer, der mehr wußte, „troll" (treu) erzählt hat.

In diesem Thale sind einige ganz besondere Worte heimisch: „troil = treu"; in andern Thälern sagt man „trolli."
Lötl = Tüchlein, Kaltsick = Kleidersack.

In andern Thälern bedeutet ein „Lötterl" ein kleines Mandl, ein „toller Lötter" ein tüchtig starker Bursche; „toll" bedeutet immer: „stark hersehend;" „a tolli Dian" ist eine arbeitsame starke Dirne.

So sagt auch mancher Bauer: „I bin a schlechta Mensch" oder „gschlechta Mensch." Da will er sagen, er sei niedrigen Standes oder arm.

---

*) Siehe vorige Sage.

lag eine sonnige Alpe, und auf dieser stand neben einem Gehöft ein geräumiger Schupfen (Schoppen) mit fester Tenne, in welchem oft das Alpenhirtenvolk sich zum Tanze sammelte, und welcher Tanz nicht immer sehr sittsam und züchtig war, vielmehr häufig so ausartete, daß manche erst schuldlose Seele durch ihn verdorben wurde. Eines Tages, als es wieder in dem Schupfen recht toll und voll war und des Tanzens und Johlens kein Ende wurde, während doch droben im uralten St. Jakobskirchlein und drunten in Flans und Mölten die Meßglöcklein erklangen, fuhr ein Wetterstrahl aus dem erzürnten Himmel auf den Schupfen herab und setzte denselben in lichterlohen Brand, wobei nicht Wenige der Tänzer und Tänzerinnen eines jähen Todes verblichen. Da hat einer nicht weit davon auf einem Baumstrunk ein Teufelein sitzen sehen, das hatte Hörnlein und Bocksfüßlein und mächtig großen, geringelten Zottelschwanz und weinte bitterlich, wobei es sich eines großen Huflattigblattes als Schnupftüchlein bediente. Dieses Teufelchen war noch sehr jung und unerfahren und dachte, nun sei es aus mit aller Höllenherrlichkeit und könne kein Teufel mehr eine Seele erhaschen, weil dieser Schupfen vertilgt wurde; es wußte aber nicht, weil es noch in Wahrheit ein recht dummes Teufelchen war, daß solcher malefizer Teufelsschoppen nicht nur auf den Grasalmen, sondern allüberall in Dörfern und Städten stehen, wo sie nur schöner austapeziert oder gar gemalt sind und nicht Schupfen, sondern Säle, Salons u. s. w. heißen.

319.

Der Alp im Pusterthale.

Man nennt im Pusterthale und namentlich auch im Orbantthale den anderswo „Alber" benannten Bösen den „Alp," versteht aber nicht den drückenden Spuk, sondern: „der Alp ist der leidige Satan, wenn er zur Nachtszeit auf einem feurigen Wagen durch die Luft fährt," würde ein Pusterthaler sagen. Wohl sei der Alp

auch diamal eine große Feuerkugel, und als solche mit glühnig langem Schweif über das Thal gefahren. Auch gar oft saß der Teufel auf einem Baum grad am Weg, und schlenkerte seine Bockfüße herab, so daß die nächtlichen Wanderer drunter hin mußten; solches war meistens auf die Gaßlgeher (Fensterler) gemünzt. „Hui Bubm!“ sagte der Angermair Jos'ls Sepp, wenn er über dergleichen Teufelspossen erzählte, was er auch gerne that. „Hui Bubm! da schlug der Tuifl dem frischesten Gaßlgeher den Huf auf d'Nas'n, oder sprang auf ihn, und nacha rauften sie miteinander, daß d'r Staub aufflog.“ Wenn ein Bub nicht zornig wurde und nicht fluchte, gewann er es jedesmal dem Höllenteufel ab, sogar den Schweif riß einer dem Schwarzen aus und schlug ihm denselben um den Grind (Kopf); seitdem hat er sich nicht mehr sehen lassen. Eine sehr wirksame Waffe war der „Teufelskluppstecken.“ Das war ein Stab, welcher vom Stamme eines Lärchenbaumes herausgekluppt (herausgespalten) werden mußte, wenn der Mond drei Tage unter der Erde versteckt ist, d. h. im Neumond. Es genügte auch manchmal der Stamm eines jungen Lärchbaums; mit solcher Waffe konnte man den Teufel überall herunterschlagen und wacker durchwichsen. Oft erschien der Teufel verkleidet, doch erkannte man ihn sogleich an seinem hohlen Rücken, denn er hat kein Rückgrat; an diesem hat Josls Sepp einmal einen ganz hübschen Jäger erkannt und durchgebläut, daß er fast hin geworden ist und geschworen hat, er sei kein Teufel, sondern ein Mensch wie er, aber Josls Sepp gab kein Pardon, und ließ ihn endlich liegen — er war jedoch am andern Tag verschwunden; 's war halt der Teufel.

In der Schaale dieser bäurischen Sage steckt ein mythischer Doppelkern, wie in mancher Brechmandel. Der Name nämlich und der hohle Rücken. Alp ist hier Alf. Hohlrückig schildern die nördlichen Sagen uns alle Alfen und Elfen, alle Kobolde und Hinzelmänner, auch Moosleute und Wichtel. „Hohl wie ein Backtrog“ ist nicht selten die in der Sage begegnende Bezeichnung der Beschaffenheit jener mythischen Wesen; doch hier blieb Name und Gestalt im Volksbewußtsein aus grauen Zeiten haften, aber der Begriff ging im Teufelsglauben unter, und nun muß der Teufel selbst der Alp, oder aber der Alp der Teufel sein.

1605 dort geboren, Urban hieß, und besonders böse Wetter zu zaubern verstanden haben soll In dem schönsten Lebensalter wurde er dieser Zauberei angeklagt und zum Schloß Heinsfels, der Residenz der Grafen von Görz, welche die Herren Oberpusterthales waren, gefänglich eingebracht. Damals saßen die Richter unter dem Schatten jener Linde zu Recht, welche östlich der Kirchhofmauer stand und ihrer Größe wegen allgemein bewundert wurde; denn der Stamm ein Fuß ob der Erde maß einen Umfang von 23½ Wiener Ellen und acht Fuß ob der Erde 13¾ Wiener Ellen. In dem ausgehöhlten Stamme fand eine Familie Unterkunft. Diese alte Zierde des Marktes hat ein Windstoß am 30. Juni 1836 umgestürzt. Urban läugnete hartnäckig, daß er ein Zauberer sei, wurde daher in einen festen Kerkerthurm eingesperrt und gefoltert. Er wurde zuerst auf der Folterbank ausgespannt, es wurden ihm an Hände und Füße so lange schwere Gewichte gehangen, bis die Glieder aus den Verbindungen brachen. Nun bekannte er Alles, was man ihm zur Last legte; ließ man nach mit der Tortur, so widerrief er. — Man folterte dann abermals, und auf diese Weise brachte man folgendes Bekenntniß aus ihm heraus: „Er habe auf einem Berge bei Sillian mit Hilfe des Teufels einen Ausbruch des Thurnthaler Hochsees, der den Thurnthalerbach schwellte und gräßliche Zerstörungen verursachte, veranlaßt; die sündfluthähnliche Ueberschwemmung war ihm aber nicht möglich geworden, weil die besonders kräftig geweihten Glocken von Sillian und Ahrnbach (durch letzteres Dörflein fließt der Ahrnbach) auf einmal von selbst das Wetterläuten anfingen und er und sein mächtiger Gehilfe dem Wunder weichen mußten, und dabei auch fast ohnmächtig geworden wären. Wohl zogen gleich darauf furchtbare Gewitterwolken über Sillian und entluden Regen und Hagel noch genug, um die Felder zu zerschlagen. Als dieser Zauber geendet, sei eine dunkle Wolke zum Berg gekommen, welche so dicht gewesen, daß er auf ihr nach dem drei Stunden fernen Dorf Abfaltersbach hinabfahren konnte, wo er abermal solche Schauerwetter machte, deßgleichen auch an vielen

Orten des Tauern und am Großglockner." Bald wurde ihm das Urtel gesprochen: „Erst mit glühenden Zangen gezwickt, dann gerädert, endlich verbrannt zu werden." Von der Landeshauptstadt kam das Urtel dahin gemildert zurück, daß das Zwicken wegfallen und der Delinquent von dem Rade sogleich den Gnadenstoß erhalten solle. Dieses Urtel wurde auch nach zwei Tagen vollzogen, und die Asche des verbrannten Wettermachers in den Wind gestreut. Aber der Thurm, in welchem Urban gesessen und gefoltert wurde, ist jetzt noch zu sehen und heißt „der Thurm Urban." Wer den Thurm sieht, dem durchschauert es das Herz, und er gedenkt mit Entsetzen an jene furchtbar finstere Zeit, die so geistesblind, so gedankenlos gewesen ist, und so lange gedauert hat.

321.

Der Brunnen des Oels.

Neben der Kirche zu Untervintl im obern Pusterthale, welche kaum hundert Jahre alt ist, aber die ältesten Glocken Tirols besitzen soll, steht noch ein kleines finsteres Kirchlein, in welchem aus einem Steine ein wunderkräftiges Oel quoll. Niemand konnte sich diese seltene Naturerscheinung erklären, da kein Steinkohlenlager in der Nähe war, und das Oel nur aus einem Quader im Fußboden drang.

Bald führte der Ruf dieser wunderbaren Quelle viele Pilger herbei, denen sich dieses Oel heilsam bei Gichtschmerzen, Gliederreißen und ähnlichen Leiden erwies. Das brachte dem Kirchlein zu Untervintl manche Gabe frommer Dankbarkeit ein; denn allen Hilfesuchenden wurde das Heilöl umsonst dargereicht. Endlich kam man auf den klugen Gedanken, die Petroleumquelle zu einer Geldquelle zu machen, und das Oel zu verkaufen, und damit der Schatz im Kirchlein recht in die Augen falle, grub man die Inschrift auf den Stein: „Brunnen des Oels 1500." Das fiel nun allerdings in die Augen, aber von nun an fielen keine Gaben mehr auf den Altar, denn das Oel blieb aus und der Stein wurde so trocken, wie alle übrigen.

322.

Die keusche Nonne.

Im ehemaligen Kloster Sonnenburg, bei St. Lorenz im obern Pusterthale gelegen, welches früher eine stattliche Burg war, aber von seinem Besitzer, Grafen von Thurn, der heiligen Jungfrau zu einem Ordensstift für Jungfrauen nach der Regel des heiligen Benediktus gewidmet wurde, — begab es sich, daß eine Nonne durch Verläumdung in den Verdacht gebracht ward, das Keuschheitsgelübde gebrochen zu haben. Man hielt über sie ein strenges Strafgericht und warf sie lebend über die Ringmauer in einen Felsenabgrund. Allein plötzlich breitete eine große Birke ihre Aeste unter ihr, der Fallenden aus, und dieß Zeichen himmlischen Schutzes erschreckte ihre Richterinnen, welche nun auch in das Verlangen der Nonne willigten, nicht wieder ins Kloster einzutreten, sondern als Einsiedlerin in einer nahen Felsenhöhle zu leben.

Diesen Vorsatz führte die keusche Nonne aus, bis sie eines frühen Todes verblich. Aber auch jener Volvold von Thurn, der Klostergründer, hat als Büßer in einer Einsiedlerklause nahe seinem Kloster gelebt, welches nach seiner zu Ende des vorigen Jahrhunderts erfolgten Aufhebung in Privathände gelangte und bald in Trümmer fiel. Diese Trümmer sind jetzt eine unheimliche gemiedene Stätte. Niemand läßt sich dort gerne sehen, denn es geht die Sage, daß zur Nachtzeit der Teufel im Klosterhofe auf einem großen Steine sitze, und sich von Nonnengeistern anbeten lasse, die einst ein ruchloses Leben geführt haben sollen.

323.

Die Glocke zu Rodeneck.

Den Rodeneckern kam einmal, es weiß Niemand mehr aus welcher Ursache, der Einfall in die Köpfe, ihre geweihte Glocke an eine Nachbargemeinde gegen eine andere zu vertauschen. Nachdem dieselbe unter Müh' und Schweiß vom Kirchthurm herabgebracht war, wurde sie auf einen eichenen Wagen geladen. Als das Fuhrwerk an die Grenze des Gemeindebezirkes gelangte, standen die Rosse plötzlich still. Sie waren mit Schreien und Geißel-

hieben nicht um ein Haar breit von der Stelle zu bringen, und es war nicht anders, als ob eine feste Mauer vor ihren Köpfen stände. Es wurde von den nächstgelegenen Häusern Vorspann herbeigeholt, aber Alles umsonst. Ja, man spannte nach und nach sämmtliche Pferde und Zugthiere der Gemeinde vor den Wagen. Allein was richteten sie auch alle mitsammen aus? Nicht einmal ums Kennen mehr, als wenn ein schwaches Kind mit seinen Händlein an der Deichsel gerüttelt hätte. Wie aber die Rodenecker von ihrem Beginnen noch nicht abstehen wollten, da fing die Glocke zu reden an und sprach:

„Anna Maria heiß i,
Alle Wetter weiß i,
Alle Wetter vertreib i
Und zu Rodeneck bleib i!"

Nun kehrten sie alsogleich um, ohne sich vorher lange zu berathen. Heimwärts aber ging es mit dem schweren Wagen so leicht — man konnte gar nicht merken, daß die Stränge angezogen wurden. Seitdem hängt diese Glocke wieder im Kirchthurm und treibt mit ihrem klangvollen starken Tone alle gefahrdrohenden Wetter gar kräftig über die Berge weg.

324.

Die schmerzhafte Mutter Gottes.

Zwischen Niederdorf und Toblach im Pusterthale auf der sonnenseitigen Höhe Aufkirchen steht seit 1340 eine Wallfahrtskirche, die vom Papst Paul II. mit vielen Abläßen begnadigt ist.

Der Gegenstand frommer Verehrung ist ein uraltes, seltsames Bild der schmerzhaften Jungfrau Maria mit 7 Köpfen, fast heidnisch aussehend. Rings um die Kirche hat sich die Gemeinde Aufkirchen (Aufkirchen hat 12 Häuser und nicht über 90 Einwohner) mit einem Ortsgeistlichen zur Pflege angesiedelt. — Die 7 Köpfe sollen jedenfalls die „7 Schmerzen Marias" bedeuten. Man pflegte im Pusterthal sehr häufig „die schmerzhafte Mutter Gottes mit 7 Schwertern" statt Einem Schwerte nach dem Ausspruche der heil. Schrift, Luk. 2. C. 35. V.: „und auch deine eigene Seele wird ein Schwert durchbohren," darzustellen.

Auch nahe bei München steht eine vielbesuchte Kapelle zur schmerzhaften Mutter Gottes mit gleichem Bilde, aber ein siebenköpfiges möchte wohl einzig sein.

Nicht unmöglich ist es, daß der alte Künstler mit diesem Bilde einen christlich-mythischen Gegensatz zu dem siebenköpfigen Thier der Apokalypse Cap. 13. darstellen wollte, die Heilserscheinung des Christenthums durch die Mutter Gottes, gegenüber dem Heidengräuel oder dem Gotteslästerer, welchen das siebenköpfige Thier der Apokalypse versinnlicht.

325.

Der Poltergeist in der Kreuzklamme.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts lebte im Pusterthale eine alte, einfältige Weibsperson, welche sich größtentheils durch Wallfahrten für Andere aufhielt (erhielt) und bei einem Bäcker in Innichen immer übernachtete.. Diese fand einst auf der Strasse ein Päckchen in Leinwand eingenähter Papiere, welche sie, als sie in ihre gewöhnliche Nachtherberge kam, dem Bäcker zeigte; sie fragte ihn, was dies wohl sein könnte? Dieser antwortete: „O! dieß sind blos alte Papiere, wenn du mir sie da lassen willst, könnte ich sie höchstens zum Käseinwickeln brauchen“ Sie erwiederte: „Ich kann sie zu gar nichts brauchen; behalte sie nur!“

Kurze Zeit darauf wurde in vielen Kirchen verkündet, es sei ein in Leinwand genähtes Päckchen Banknoten, im Betrage von einigen hundert Gulden auf der Straße verloren gegangen, der redliche Finder werde gebeten, solches gegen guten Finderlohn dem Pfarrer einzuhändigen; ein Offizier, welcher von einem Orte zum andern mit Zahlungsgeldern reiten mußte, habe besagtes Päckchen verloren.

Dies hörte jene alte, einfältige Person verkünden, ging alsbald zum Pfarrer und sagte diesem, daß sie ein Päcklein gefunden und jenem Bäcker eingehändigt habe. Der Pfarrer ging sogleich mit der Frau zum Bäcker und fragte; jener aber lachte, als er hörte, daß der Pfarrer nach dem Packete Papier fragte und versicherte hoch und heilig, es seien nur unbedeutende, werthlose Schriften gewesen. Der Pfarrer ließ es dabei bewenden, weil er keine gegrün-

dete Ursache hatte, dem Bäcker zu mißtrauen. Indeß kam das verlorene Packet nicht mehr zum Vorschein und somit wurde der Offizier zum Ersatz verurtheilt. Weil er aber arm war und die Summe nicht ersetzen konnte, so kam er nach Mantua in die Festung.

Der Bäcker starb einige Jahre hernach und hinterließ vieles Geld; allein seit seinem Tode polterte es immerfort im Hause, nicht einmal fremde Boten-Leute hatten Ruhe zum Uebernachten. Endlich wurde der Poltergeist in den Kreuzberg in die sogenannte Klamm verbannt, wo er dann immer nach dem Betläuten die Vorübergehenden mit Sand und kleinen Steinen bewirft. Noch im Jahre 1815 ging eine Person um 4 Uhr Früh des Wegs bei der Klamm vorbei, schaute sich zwei Mal um, und glaubte, man habe nach ihr geworfen. Als sie am nächsten Orte ankam, fragte sie, wer etwa heute schon auf dem Kreuzberge sei, der sich solchen Spaß mache nach ihr zu werfen, worauf man ihr die Geschichte von dem betrügerischen Bäcker, welche ruchbar geworden war, erzählte.

326.

Das Teufelsloch zu Innichen.

Im ehemaligen Gerichte Innichen lebte ein wohlhabender Bauer; derselbe hatte aber immer noch zu wenig für seinen Geiz. Als sein Nachbar starb und mehrere kleine Kinder hinterließ, wurde er als deren Vormund ernannt und blieb es, bis die zwei ältesten Söhne volljährig waren. Die Burschen bearbeiteten ihr Erbtheil sehr fleißig, nur in einem schönen Waldtheile arbeiteten sie nie, und daher verwilderte dieser völlig. Die Waldnachbarn sagten jetzt sei Zeit auch da Hand anzulegen, denn es seien sehr werthvolle Bäume darin, worauf ihnen jene Brüder erwiderten, es gehöre das Stück Wald nicht ihnen, sondern ihrem ehemaligen Vormunde. Diese staunten, denn keiner konnte sich erinnern, daß es ihr Vater verkauft habe und so etwas geht in Innichen nicht so still ab. Alle sagten, dies sei nicht wahr, dies müsse das Gericht beweisen und forderten den ehemaligen Vormund vor. Beim Gerichte war gar nichts zu finden, und der Richter sagte, es müsse entweder früher eine Bestechung, oder von Seite des Gerichtes eine große Nachlässigkeit stattgefunden haben. Hier könne nichts als

ein Eid entscheiden. Die Nachbarn wollten alle schwören, daß der Waldantheil dem verstorbenen Bauern gehört habe, und der vormalige Vormund wollte auch schwören, es sei sein rechtmäßiges Eigenthum.

Als der bestimmte Tag der Eidleistung kam, so sah man den gewesenen Vormund mit lachender Miene vor seinem Garten Erde in die Schuhe legen und seinen Eßlöffel (den sogenannten Schöpfer) inwendig in den Hut hineinstecken, und so ging er lachend vom Hause fort zum Gerichtshause nach Innichen. Man führte ihn in das bestimmte Zimmer, wo er ganz beherzt schwur: „Bei meinem Schöpfer über mir, schwöre ich, daß ich in selbigem Waldtheil immer und auch jetzt noch auf meinem rechtmäßigen Grund und Boden stehe!" Allein die Sache lief nicht so glatt ab, wie der Meineidige glaubte. Kaum hatte er den Eid abgelegt, so kam ein Jäger mit Gaisfüßen zur Thür herein, faßte ihn am Schopf und riß ihn sammt seinem Schöpfer blitzschnell durch den Boden hinab.

Zum Schauder Aller blieb fortan das Loch immerdar offen, nie konnte es zugemacht werden, so oft dieß auch versucht wurde, immer war es am andern Tage wieder aufgerissen.

Es ist dieß eine sich vielfach wiederholende Sage.

327.

Das Kniebeugen der Schafe.

Ober Lavant im Pusterthale (im Thale der Wand) liegt die Pfarrkirche St. Ulrich. Höher noch als diese steht ein St. Peter und Paul geweihtes Kirchlein. An der Stelle des letzteren erhob sich eine Veste, der stattliche Trettenstein, auch Ultburgstadl genannt. Diese Veste ist nicht mehr.

Einst, noch bevor sie stand, weideten auf jener Berghöhe Hirten ihre Schafherden und entdeckten mit einem Male im Gebüsche ein uraltes Marienbild, um welches rings herum die Schafheerde mit den Vorderfüßen kniebeugend lag. Eilends wurde das Bild aus Schutt und Buschwerk hervorgezogen und ihm eine Kapelle errichtet. Später erbaute man die Burg und das Bild kam in die Schloßkapelle.

Aber es begab sich, daß die ganze Veste ins Thal herabstürzte

und nichts davon stehen blieb als ihre Kapelle mit dem wundersamen Bilde, das noch heute im alten Bergkirchlein zu sehen ist und verehrt wird.

328.

Kirchenspuk in Virgen.

In der Kirche zu Virgen ist es nicht geheuer; mancherlei Spuk ist dort zum öftern wahrgenommen worden.

Einst gingen 3 Männer zum Gebetläuten nach der Kirche; erst läuteten sie, dann beteten sie zusammen die Stationen.

Bei der ersten Station vernahmen sie neben sich ein unheimliches und seltsames Scharren; bei der zweiten Station vermehrte sich dieses Scharren, ohne daß doch etwas zu sehen war, und zwar hart an der Seite der Männer; bei der dritten Station flog plötzlich mit Gekrache die Kirchthüre auf und wieder zu, und eine blaue Flamme loderte wie ein jäher Blitzstrahl um den Altar. Da enteilten die Männer furchtbebend und wagten sich kaum mehr wieder nach der Kirche.

329.

Die Hexe Trollewitsch.

Auch im Pusterthale war starker Hexenglaube vorhanden und ist noch nicht ganz vertilgt. In der Schleinitz und gegen den 8000′ hohen kahlen Berg, den Blocksberg dieser Gegend, zeigt man jetzt noch die versteinerte Hexe Trollewitsch an der nach ihr benannten Wand. Auf der Schleinitz hielten die Hexen ihre Tänze und Fahrten, und brauten Wetter unterm Vorsitze ihres Patrones, des Teufels, und die Bäuerlein erzählen, Doktor Faust sei zum öftern auch dabei gewesen und mitgefahren von Berg zu Berg. Es ist eine Gegend voll schauerlicher Wildnisse, und in den alten Hexenprozessen spielte die Schleinitz die bedeutendste Rolle. Weßhalb jene Hexe an der Trollewitschwand versteinert sei, meldet die Sage nicht, wohl aber zerbrach sich schon manches sprachforschende Schulmeisterlein den Kopf über die seltsamen Namen „Trillpetritsch, Drallepatsch und Elbetritsch,“ die mit der wunderlichen Benennung

Drall ist ein läppisch töppisches Weibsbild, und „witsch" ist das englische „witch" Hexe; „reim dich oder ich freß dich!" Witsch ist jedenfalls bei dieser Erklärung, aber witch?

330.

Die saligen Leute.

Im Pusterthal ist ein Nachhall der Saligen-Sage, aber sie ist meist getrübt, hat nicht das Reine, Aetherische wie im Vintschgau und andern Orten, und die daselbst sogenannten „Saligen-Leute" fallen mehr mit den Moos- und Holzweibchen der Voigtlandsage zusammen.

Sie waren hilfreich, schnitten über Nacht große Strecken Korns, mähten die Wiesen, und die Arbeit ging ihnen wunderbar von Statten, doch nur dann, wenn die saligen Leute dieselbe unter sich allein verrichteten. Waren gewöhnliche Menschenkinder dabei, so arbeiteten jene auch nicht schneller als diese.

Einst heirathete ein Bauer eine solche Salige, die ihm aber gleich beim Eingehen der Verbindung sagte, er dürfe sie niemals auskriegen (ausgreinen, schimpfen), was der Mann auch versprach und eine ziemliche Zeitlang hielt, ja sogar einige Jahre. Das glückliche Ehepaar hatte bereits Kinder, als es einmal einen häuslichen Zwist gab, der Mann sich vergaß, heftig schalt und zankte. Von Stund an ging die Salige vom Hofe fort und kam nie wieder. Aber seine Kinder gingen an jedem Sonnabend vom Hause fort zur Mutter und erschienen am Sonntag Morgen schön gekämmt, in reinen Hemden und aufgeputzt, sagten aber niemals, wohin sie gegangen waren, und wenn Leute ihnen nachgingen, so schwanden sie diesen aus den Augen, Niemand wußte, wie?

Man nimmt an, daß die saligen Leute unter der Erde ihre Wohnungen gehabt; ein Eingang zu einer solchen wird im Mooser Oberfeld gezeigt und heißt das Saligerloch. Am längsten haben die saligen Leute in den sogenannten Wehlen verweilt und gearbeitet (Alpenwiesen im Debantthal, dessen östliche Gebirgslinie

die Grenze zwischen Tirol und Kärnthen bildet und ins Möllthal leitet), bis auch von dort sie die Bosheit der Menschen vertrieb. Eine Salige hatte sich in einer Heuschupfe harmlos zur Ruhe gelegt, nahe beim Eingang. Da schlich ein tückischer Knecht herbei und schnitt ihr einen ihrer sehr schönen Zöpfe ab, worauf jene Salige mit ihrem ganzen Anhang weinend und wehklagend von dannen zog. Nur etwas tiefer im Thale bei der Trollewitsch-Alm hat man später zu Zeiten noch einige erblickt, welche im Bache Wäsche wuschen, aber schnell enteilten, sobald ein Mensch sich nahte. Uebrigens geht die Sage, daß hinter der Trollewitschwand ein Schatz verborgen ruhe, der den Werth dreier Königreiche aufwiege.

Diesen Schatz haben die saligen Leute zusammengetragen.

331.

Geträumter Schatz.

An der Tiroler Gränze bei Mopnitz lebte ein krainer'scher Bauer, der hieß Japnig; der war in seinem Hauswesen sehr heruntergekommen und hatte demnächst die gerichtliche Vergantung zu erwarten. Auf einmal träumte ihm, er solle nach Stall im Möllthal gehen, und wie er so im Traume ging, fand er unterwegs einen Schatz. Dieser Traum war dem Japnig merkwürdig und er machte sich gleich auf den Weg. Da begegnete ihm ein alter Invalide und zwar auf einer Brücke und fragte ihn nach dem üblichen Weggruß: „Wie weit" d. h. wie weit oder wohin gedenkst du zu gehen? Auf Stall, antwortete der Bauer und knüpfte gleich die Frage an: „Und du?; „Weiß nicht!" antwortete der Invalide, „hab' kein Daheim (Heimat) und auch kein Geld." Ueber dieses anziehende Gesprächsthema, das nicht allzuselten zu sein pflegt, wurden die Beiden vertraulich mit einander. Einer klagte dem Andern seine Noth und endlich erzählte der Bauer dem alten Soldaten seinen Traum. Dieser lachte ihm ins Gesicht und sagte: „Da könnte Jeder kommen und Schätze träumen. Mir hat schon drei Mal geträumt, bei einem Japnig, oder Habenichts — hast d' schon so einen garstigen Namen gehört? — läg' ein Schatz im Herd. Was hilft mir das? Weiß ich, ob solch ein Kerl existirt? Träume sind halt Schäume" Der Japnig erschrack ordentlich

wie er seinen Namen nennen hörte; er ward mäuschenstill, sagte dem Soldaten: „Pfiet di Gott!" und ging nicht nach Stall, sondern auf einem kleinen Umwege straks wieder heim nach Mopnitz, wo er alsbald begann, seinen Herd einzureißen, so daß sein Weib glaubte, ihr Mann sei übergeschnappt. Aber im Herde stack vermauert ein Topf voll Kronenthaler, der half Japnig aus all seiner Noth.

Nach anderer Sage soll der Japnig gar bis auf die Pragerbrücke gelaufen sein und dort den alten Soldaten getroffen haben; wäre freilich ein weiter Weg gewesen, aber diese sich oft wiederholende Sage liebt es jedesmal eine Brücke mit aufzutischen und nennt dann gern die zu Innsbruck, zu Regensburg oder Prag.

332.

Die rothen Ameisen.

Nahe bei Lienz wohnte ein armes Weiblein, die Waserin geheißen, die im Städtchen sehr gut bekannt war. Ihre Kinder leben noch, und haben oftmal selbst erzählt, was ihrer Mutter begegnet ist. Sie ging an einen felsigen Abhang, Gras zu schneiden. Da sah sie in der Mittagsstunde ein Töpflein stehen, und weit und breit keinen Menschen, dem es angehören konnte. Die alte Waserin glaubte daher, es werde wohl zur Erdbeerenzeit ein Kind das Töpflein hier stehen gelassen haben und beschloß, dasselbe als guten nutzbaren Fund sich anzueignen und mit nach Hause zu nehmen. Wie sie aber das Töpflein aufnahm, war es geschüttet voll rothen Ameisen, die am ärgsten beissen; sie schüttete es daher eiligst aus und legte es dann in ihre Kraxe. Als sie daheim das Töpflein heraus that, klingelte es im Töpflein, und als sie hineinblickte, sah sie noch einige Ameisen, die sich so eben vor ihren Augen in blanke Zwanziger verwandelten. Jetzt lief die alte Waserin so eilends sie nur konnte nach jener Felswand zurück, wo sie gegrast hatte; es war aber dort weder etwas von rothen Ameisen, noch von blanken Zwanzigern zu sehen.

Aehnlich erging es bei Lienz einem Bauer, der auf seinem Acker, auf welchem schon öfters ein Schatz geleuchtet hatte, einen T o p f v o l l K o h l e n fand, die er aber unkluger Weise ausschüttete.

Derlei Schatzsagen sind im Lienzer Gebiete sehr verbreitet, und erstrecken sich ebenso, wie sie sich im Salzburgischen in ähnlicher Weise wiederholen, auch durchs Mühlthal nach Kärnthen.

333.

Die unverwischbaren Flecken.

Außen an einer Mauerseite des Schlosses Bruck bei Lienz sieht man einen bräunlichen Streifen am Erker, von dem man sagt, daß er nicht auszuwischen sei. Ein Nachfolger des Grafen Meinhard von Görz, welcher Schloß Bruck erbaut hatte, lebte dort zwar im Besitze vielen Geldes, aber leider auch im Besitze einer Gemalin von sehr schlimmer Gemüthsart, die es gründlich verstand, ihrem Manne das Leben zu verleiden, daß er sich oft den Tod wünschte. Da dachte das böse und arglistige Weib: Ei! wäre ich nicht eine brave und gehorsame Frau, wenn ich seinen Wunsch erfüllte, und brachte ihm ein Tränklein im Wein bei, von dem er völlig genug haben konnte. Wie aber der Graf das Gift im Leibe spürte, wünschte er sich nicht mehr den Tod, sondern das Leben, nahm ein Gegengift, das ihm einmal ein reisender Arzt aus Venedig geschenkt oder verkauft hatte, und brach das Gift wieder aus, das sich gleich in die Erkermauer bleibend einfraß. Mit der bösen Frau wurde nun freilich ein sehr kurzer Prozeß gemacht.

Eine ähnliche Sage wird vom Schlosse Tratzberg bei Schwaz berichtet, soweit sie nämlich den unverwischbaren Flecken berührt. Dort zeigt sich nämlich an einem Fenster der Kapelle ein unvertilgbarer rother Flecken. Der Ritter auf Tratzberg wollte wegen eines ihm zugestoßenen Mißgeschickes dem Himmel, der solches über ihn verhängt, Trotz bieten, und schwur, nie wieder eine Kirche zu betreten. Da fand sich bald ein Genosse zu ihm, der sich darüber mächtig freute, denn nun war der Ritter sein; er kam und holte ihn, und preßte ihn so fest an die Kapellenmauer, daß ihm das Blut in Strömen aus dem Munde schoß, und fortan jenen unvertilgbaren Flecken bildet. Der Genosse war der Teufel!

Vom Schlosse Bruck gehen auch noch andere Sagen. Einst saß ein sehr ungerechter Richter droben, der häufigst über Schuldlasten sehr grausame Urtheile fällte. Nun muß er büßend wandeln,

die nächtlichen Wanderer fürchten sich und sehnen sich nicht nach Unterhaltung mit einem Spukgeist. Endlich aber wird ein Wegkreuz erreicht, und dann muß der Geist umkehren, das Kreuz läßt ihn nicht vorbei.

334.

Der eifersüchtige Graf.

In dem noch immer stattlichen und wohnlichen Schlosse Bruck, westlich von Lienz am Schloßberge, wohnte Graf Leonhard von Görz, der von rauher heftiger Gemüthsart, dem Trunk ergeben und über alle Maßen eifersüchtig war, obschon seine tugendsame Gemalin ihm nie dazu Anlaß gab, noch gegeben hatte. Da gab es oft grausame und harte Scenen. So riß der Graf manchesmal seine Kinder aus dem Schlafe, wenn er im Rausche war, und bot ihnen Wein. Wenn nun die armen, erschrockenen und schlaftrunkenen Geschöpfe den Wein nicht annehmen wollten, so mißhandelte er sie und schrie seine Gemahlin an, ihre Kinder seien nicht die seinen, sondern Bastarde, sonst würden sie wohl Wein trinken, wie er. Einst, als er wieder einmal vom Teufel der Eifersucht ganz und gar besessen war, gab er vor, er wolle nach Brixen reisen, verließ Schloß Bruck, kehrte aber Nachts heimlich zurück und spähte in das Schlafzimmer seiner schuldlosen Gemalin mit lauernden Blicken. Er sah die vom Schmerz gebeugte Frau vor ihrem Bette knieend, das Haupt in die Kissen gedrückt und hörte sie leise flüstern; rasch stürzt er in das Zimmer und reißt sie in höchster Wuth hinweg, und die Decke auf, um den vermeintlichen Buhlen zu entfernen. Da lag ein Kruzifix, vor dem sie ihr schweres Leid ausgeweint hatte. Wohl sah nun der Graf sein Unrecht und es kam ihm die Reue, aber die Frau starb in Folge des Schreckens und nun wandelt Leonhard von Görz nächtlicher Weile, dunklen Anzuges und glühenden Gesichtes in den Gängen des Schlosses und es ist nicht gut ihm zu begegnen.

Poststraße, nur $1^1/_4$ Stunde von Oberdrauburg, dem Grenzort von Tirol und Kärnthen. Dasselbe besitzt eine Gemeindealpe, und auf dieser gab es schon von alten Zeiten her zur Nachtszeit unter dem Viehe Lärm; die Ochsen sprangen brüllend auseinander; waren sie im Pfarche eingesperrt, so sprangen sie über den Zaun oder traten denselben nieder. Erst wenn der Hirt herbeieilte und einerseits wacker lärmte und fluchte nach Hirtenbrauch, andererseits die Ochsen rief und lockte, brachte er sie wieder zum Stehen, sie liefen ihm zuweilen wohl auch von selbst zu, wenn sie einmal hörten, wo er war.

Da einstens der Hirt, der noch lebt, wieder den alten Lärm hörte und der Pferchzaun schon krachte, begab er sich eilends hin zu den Ochsen und sah mitten unter ihnen ein kleines, etwa Fuß hohes Männlein in einem rothen Röcklein mit einem grünen Hütchen auf dem Kopfe. Als der Hirt dieses Männl recht gottlos ausmachte, so entfernte es sich ein wenig und verschwand. Von da an wurde es bedeutend besser, aber ganz Frieden wurde erst durch Auffindung eines alten Protokolles zu Lienz, mittelst dessen ein langwieriger Grenzstreit zwischen der Nikolsdorfer und einer Nachbaralpe geschlichtet ward.

336.

Hauswichtlein in Lienz.

In einem Hause zu Lienz wohnten Wichtlein, die ihr Wesen mit ziemlichem Rumor und Gepolter absonderlich des Nachts trieben. Waren die Leute in der Kirche versammelt, so gab es einen Lärm in der Küche, als ob draußen Alles zusammen raßle und praßle. Ein anderes Mal, wenn die Stube leer war, so polterte es in ihr, als ob der Ofen einfiele und immer war weder etwas zu sehen, noch irgend ein Schade geschehen. In der Nacht zogen die unsichtbaren Neckkobolde den Schlafenden die Decke von den

Betten, faßten die, welche etwa barfuß über die Dielen gingen, mit eiskalten Kinderhändchen um die Füße, und zuweilen ließen sich auch kleine Männlein blicken, die wie Ratten oder Schatten im Zwielicht an den Wänden hin und in Winkel huschten.

Einmal sprach ein Gast in jenem Hause ein, das einem Schuster gehörte; der schlief, weil sonst kein Raum war, auf der Bank am Herde in der Küche und der wußte nicht, daß es im Hause also spuke und geistere. Der Mond schien hell in die Küche und es mochte Mitternacht sein, als der Mann von einem kleinen Geräusch erwachte. Da sah er ein Wichtelweiblein mit einigen Schlüsseln und einem Licht, das betrug sich gar geschäftig, es zündete Feuer an, kochte Speise, trug sie eilend fort und kam bald darauf mit der leeren Schüssel zurück und spülte sie ganz rein ab. Endlich nahm es, als dieß fertig war, einen Brand, schlug damit auf den Herd und da sprühten helle Funken und es entstand ein Krachen und Poltern, als falle Küche, Herd und Schornstein auf einmal zusammen, und obwohl kein Schaden geschah, grausete dem Mann so, daß er kein Auge mehr zuthun konnte und froh war, als er am nächsten Morgen mit heiler Haut heimkehren konnte. Nach einiger Zeit wechselte das Haus den Besitzer, und dem neuen gefiel das Treiben der Wichtel keineswegs; er ließ es daher abbrechen und ganz neu bauen. Ob das aber geholfen hat? — ist noch die Frage.

337.

Die Todtentruhe.

Im Tefferegggenthal, wo die Tiroler Teppichhändler wohnen, die so häufig Deutschland durchziehen und sagen, sie seien aus dem Pusterthale, weil dieses bekannter ist, kehrte einmal eine kleine Gesellschaft Gasselgeher (Fensterlngeher) aus St. Jacob von ihren beglückenden Liebesgängen nach Obkirchen mitsammen heim. Es war Nacht und heller Mondschein. Auf einmal erblickten die Burschen mitten über ihren Pfad eine Todtentruhe gestellt. Diese Erscheinung befremdete die jungen Leute sehr, sie wurden ernst und wichen schweigend der Truhe aus, allein nach kurzer Weile stand dieselbe abermals vor ihnen, quer überm Weg. Dies wiederholte sich

einige Male; da endlich faßte sich einer das Herz und sprang mit einem lustigen Juchzer über die Truhe hinweg, und die Kameraden, von denen keiner Furcht zeigen wollte, folgten ihm einer nach dem andern. Da kam die Erscheinung nicht wieder, aber die Buben von St. Jacob sind hernach doch niemals wieder auf die Höfe bei Obkirchen in's Gaßl gegangen und haben es ihren dortigen Dirndln überlassen, sich andere Verehrer anzuschaffen.

338.

Der Alp im Debantthal.

Ein glaubwürdiger Mann erzählte, daß in einer Winternacht als er sich nothwendiger Weise aus dem Hause hatte begeben müssen, es auf einmal helle wurde, beinahe als wenn die Sonne schiene, und zwar von Nordwesten her. Als er durchs Debantthal hineinschaute, fuhr eine feurige Masse daher, von der beständig Funken aussprühten. Sobald es näher kam, bemerkte er vorn einen großen Knäuel oder Kopf mit einem mehr als 100 Fuß langem Schweif, ähnlich einem großen Taxbaum, ebenfalls feurig. Ringsum fuhren lange Funken oder Strahlen aus. So fuhr es durch das ganze Thal heraus, über und in das entgegengesetzte Gebirge, wo es unter einem Tusch (Knall) ähnlich dem allerstärksten Böllerschuß in die Felswand hineinfuhr. Auch andere Leute hatten diese Erscheinung gesehen. Eine andere Person sah den Alp auf einer Wiese zwischen den Lärchbäumen hinausfahren. In früherer Zeit sah man ihn sehr oft. Zuweilen saß er am Wege auf einem Baum, so daß die Leute unter ihm durchgingen. Auch dort wurde als Waffe der „Teufelskluppstecken“, ein aus einem Lärchbaume herausgespaltener (gekluppter) Stock sehr dienlich zur Abwehr befunden, wodurch auch die Lärchbäume (Pinus Larix) in die Zahl der mythischen Bäume und Sträuche im Tiroler Volksglauben sich einreihen.

Im Lienzner Gerichtsbezirke bei Tristach liegt eine zerfallene Ruine, welche einst Schloß Ehrenburg genannt wurde, und nicht mit dem Ehrenburg der Grafen von Künigl zu verwechseln ist, das bei Lorenzen steht. Als das Ehrenburg bei Tristach noch in voller Pracht gestanden, begab sichs, daß ein Jäger des Schlosses auf demselben, hoch im Gebirge sich verstieg und weder vor noch rückwärts konnte. Leute sahen unten seine Noth und berichteten sie dem Pfarrer von Tristach; der fromme Priester zog alsbald mit dem Sakrament unter Zulauf vielen Volkes am Ufer des Sees unten hin, segnete den Verstiegenen und stellte rathlos den Kelch auf einen Stein, auf ihn in goldener Patene die heilige Hostie und betete zum Helfer in aller Noth. Da erhob sich langsam die Hostie feierlich empor schwebend und stärkte den Harrenden zum Tode, der dennoch unvermeidlich ihn erwartete. Der Jäger ward in einigen Tagen zerschmettert gefunden. Der Kelch drückte die runde Spur tief dem Steine ein. Dieses Hostienwunder sieht man oft im Pusterthale bildlich dargestellt.

Die Sage selbst hat einigen Anklang an jene allbekannte von der Martinswand bei Innsbruck.

340.

Der Pfarrer und der Meßner.

Nahe beim Tristachsee am Gelitzenbach zwischen Spitz und der steilen Felswand des Rauhkofels zeigen sich meist an Festabenden zwei Feuerballen, welche neben einander langsam die Waldhöhe hinan zum ernsten melancholischen See wandeln, droben beginnen sie dann einen Kampf, fahren gegen einander, platzen aus einander und sprühen helle Funken.

Einst wurde, — es mag wohl schon 200 Jahre her sein — der Pfarrer von Tristach Nachts zu einem Kranken gerufen, ihm das Sakrament zu reichen; der Meßner weckte zunächst den Pfarrer, dem gefiel es aber traun im weichen Bette besser als draußen auf dem wilden

Waldwege, und der Meßner setzte sich auf einen Stuhl und schlief auch wieder ein, wenn auch nicht im Herrn — bis ein zweiter Bothe kam. Jetzt endlich raffte sich der Pfarrer auf und trat mit dem Meßner den Weg an, obwohl sehr ungern. Schon war es nach Mitternacht. Der Kranke war indeß ohne tröstliche Wegzehrung gestorben, und plötzlich stand vor beiden sein erzürnter Geist und fragte warum er nicht versehen worden? Da schob der Pfarrer die Schuld auf den Meßner und der Meßner auf den Pfarrer. Der Geist aber brach alsbald dem Pfarrer das Genick und dann auch dem Meßner, und sie müssen nun als Feuerpütz spuken und mit einander habern und auf einander platzen, bis sie nach Mitternacht Beide versinken.

341.

Die Fichte auf Kienburg.

Im Landgerichtsbezirke Windischmatrei, im Iselthale, stand einst die Veste Kienburg, das Stammschloß der in Böhmen hausenden Grafen gleichen Namens. Einmal war darauf ein Besitzer, der, obschon reich und mächtig, gegen seine Unterthanen doch sehr drückend und grausam war. Da er einem armen Weiblein dessen Kuh pfänden ließ, sprach dieses folgenden grausamen Fluch über ihn aus: „Daß er verderbe und so lange im Fegefeuer büßen solle, bis die Burg verfallen, und auf deren Trümmern eine Fichte gewachsen sein werde, aus deren Holz eine Wiege gemacht und ein Knäblein darein gelegt würde, das sich dem Priesterstande widmete. Erst wenn dieser seine erste Messe zum Heile der armen Seele des Grafen läse, solle der Graf befreit sein aus seiner Pein.“

Schon grünet die bedeutungsvolle Fichte, und mancher Wanderer, der an den Ruinen vorbei geht, sieht sie mit Ernst und Nachdenken, schlägt ein Kreuz und betet ein Vater unser für die büßende Seele.

dem wilden „Gejaite,“ Gejage, „Gereite,“ bietet das Pusterthal, das Tauerngebirge, das Pinzgau, das Floitenthal und die Stilluppe manche Bereicherung, manchen neuen Zug. Letztgenannte Distrikte bilden den hintern Theil des Zillerthales, wo kleine geringe Almen mit ihren Geisweibeln (Ziegenhirtinnen) liegen, auf welchen nicht für Kühe, sondern nur für Geisen Nahrung zu finden ist. Ein alter Mann aus Finkenberg im Durerthal berichtet darüber: „Bevor noch durch Ablässe und die verschiedenen kirchlichen Andachten die bösen Geister in Bann gelegt wurden, durchtobte die Hochthäler und Berge des hintern Zillerthals, des Pinzgaus und des jenseitigen Pusterthals eine wilde Teufelsfahrt so, daß Abends nach dem Gebetläuten sich Niemand aus dem Hause wagen durfte; denn in der Nacht hatte die Hölle freien Spielraum und der Teufel mit einem ungeheuren Schwarm Gehilfen deßgleichen.

Dieß wilde Gefahre nahm die verschiedenartigsten Gestalten an: Raben, Schweine mit ungeheuren großen Hauern, *) auch feuersprühende Bären, Wölfe und Hunde, dann Katzen, die sich bald groß bald klein machen konnten; und mit einem furchtbaren Lärm zog es bald durch die Luft, bald am Boden dahin. Wehe dem Menschen, der just auf einem Kreuzwege davon überrascht wurde; er war hin, mit Leib und Seele hin, denn an Kreuzwegen war gewöhnlich der Ausgangspunkt der Fahrt. Kam man auf Wegen zufällig in die Nähe des Wildgefahrs, so mußte man sich auf der rechten Seite fortbeugen und ja nicht umschauen. In Häusern wo zwei Thüren, eine vorn und eine hinten, waren, mußte die eine immer gesperrt bleiben, denn sonst zog die wilde Fahrt durchs Haus und brachte Brand, Tod oder Unsegen für immer. Selbst die Fenster mußten so klein als möglich sein, und als Symbol der heiligen Dreieinigkeit so gestellt werden, daß zwei Fensterlein neben einander und ein etwas größeres in der Mitte etwas höher an der Hauswand angebracht wurden, wie man noch bei

---

*) Vgl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tirols. Seite 53. u. .

oder es wurde ihm sonst was angethan.

Einst weilte ein Mann hinten im Zemmergrund nach dem Gebetläuten auf dem Felde, als das Höllengesindel daherzog. Er verbarg sich unter einer Brücke und die Fahrt zog über die Brücke hinweg. Als er aus dem Schlupfwinkel kroch, merkte er, daß ihm das linke Knie wehe thue, und wie er heimwärts ging, wurde der Schmerz immer größer und größer. Er hatte fünf Jahre lang viel Geld verdoktert, doch alles war vergebens; auch mit geweihten Dingen konnte ihm nicht geholfen werden; da rieth ihm endlich ein altes Geisweibele, er solle in der gleichen Nacht an den gleichen Ort sich hinstellen. Der Mann befolgte diesen Rath und die wilde Jagd zog auch richtig vorüber; dabei raunzte der Führer: Hier zieh ich mein Häcklein wieder aus, das ich vor fünf Jahren eingeschlagen habe, und der Mann ist wirklich wieder frisch und gesund geworden. Besonders gefürchtet wurde die „Michaelisnacht," (29. September). Da waren die Unholde am kräftigsten und wüthendsten, da fuhren am Vortag die Senner überall von den Alpen mit der Heerde heimwärts, und niemand wäre auf der freien Weide geblieben. Ja selbst im tieferen Thale auf den Höfen getrauten sich die Fütterer nach dem Gebetläuten nicht in die Stallgebäude, man verschloß und verriegelte die Thüren und schloß die Fenster. Das geschah wohl auch sonst nach dem Aveläuten in vielen Höfen. Nur die Christnacht war frei von ähnlichem Teufelsspuk. Man zeigt noch jetzt bei der Durchwanderung solcher abgeschiedenen, schauerlichen Thäler die Bahn und die Orte, wo der wilde Zug vorüberbrauste. Um denselben zu hemmen oder abzulenken, wurden große Kreuze aufgestellt, Kapellen gebaut u. s. w. Es ist ein wichtiger, mythischer Zug in der „Wildenfahrtsage" Tirols, daß sie ihren Hauptheer-Flug und Zug just in die Herbstnachtgleiche legt, die in ähnlichen Spuksagen kaum vertreten ist. Im größten Theil des nördlichen Deutschlands ist die Wintersonnewendzeit dafür angenommen, in der ja auch selbst in Tirol die Perchtl zieht. Die Frühlingsnachtgleiche nimmt häufig Hulda in Anspruch, die in der

sagen). In einer Gemeinde auf dem Iselberge war früher allgemeiner Volksglaube, daß bei dem Abführen des Heu's von den Alpenwiesen, 9 Tage nach Michaeli, die Luft stets voller Teufel sei, so, daß man keine Peitsche oder Ruthe in die Höhe heben durfte, weil sie sonst gleich glühend ward.

Da fürchteten sich die Fuhrleute so sehr, daß sie allesammt beim letzten Bauer auf einander warteten, um nicht allein zu fahren. Es dürfte bei Betrachtung dieser mythischen Sagen zu beachten sein, wie das Heidenthum in ihnen gegen das Christenthum kämpft und letzterem unterliegt. Dieses zeigt deutlich der Wildeheeresspuk in der Adventzeit und dessen Beendigung durch die Ankunft des Welterlösers in der Christnacht, Hulda- und Perchtelzüge in den Zwölften, und deren Verscheuchung durch die Ankunft der heiligen 3 Könige. Neue Geisterfahrten und toller Gespensterspuk in der Faschingszeit, Hexenzauber und Züge in grausen Nächten und deren Zerstreuung durch die heilige Ostersonne. Heidnischer Opfer- und Feuerskult in der Johannisnacht, die der Trinitatismorgen beendet. Wilde Fahrt in der Nacht auf den Vorabend des Michaelitages, die der Schwertblitz des Erzengels, der den Höllendrachen glorreich überwindet, durchflammt. Immer die Gegensätze zwischen Nacht und Dunkel, zwischen Kampf und Sieg, zwischen Heidenthum und Christenthum.

343.

Der Prophet von Nußdorf.

Im Grabl, im Iselthal, Gerichtsbezirk Lienz, stand früher eine kleine Kapelle. Da baute man dann einen großen Thurm hinzu. Dieß sah ein witziger Bauer im Vorbeigehen und sagte: „Der Ochs hat ein viel zu großes Auge, aber es wird schon die Kirche auch gebaut werden, wenn einmal die Leute Geld im Ueberfluß haben; auch die Nußdorfer Salzleute werden einst mit dem Kreuz heraufgehen“ (wallfahrten). Wirklich wurde nach einigen Jahren, als die Banknoten abschlugen und ein Staatsbanquerott

lich Nußdorf werde einmal zu Grunde gehen durch den Ausbruch eines Sees im Berge. Vinzenz gab auch genau an, bis zu welchem Hause der Bruch sich erstrecken werde, nämlich bis zum „Faschnig.“ Nußdorf soll auch in der That sehr wassergefährlich liegen. Schon einmal brachen droben im Walde Klüfte auf mit reichlich strömenden Quellen. Auch eine Salzquelle soll früher dort geflossen haben.

Die nachbarlichen Gemeinden Nußdorf und Debant stehen auf Bergtrümmern, um welche viele Schatzsagen schweben. Eine Zwergenstadt soll darunter liegen. Nachgrabungen ergaben kleine Gewölbe und Fundstücke aus Römerzeiten, Bäder und Münzen.

344.

Eine Kuh rettet Schloß Taufers.

Als einst ein fremder Ritter das Schloß Taufers belagerte und nicht erobern konnte, so schwur er die Besatzung der Burg durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, das er auch auszuführen begann. Die Mannschaft zu Taufers hatte wirklich am Ende nichts mehr als eine einzige Kuh, die als letzter Vorrath nun aufgezehrt werden sollte und mußte. Nun war guter Rath theuer. Viele reuete die Kuh, weil sie noch Milch gab, was auch anzuschlagen war; die nach Fleisch Hungrigen aber wollten die Kuh geschlachtet haben, um sich endlich einmal wieder sättigen zu können. Da trat der Ritter der Veste Taufers dazwischen und — selbst hungrig wie die andern, befahl er die Kuh zu tödten, hielt die letzte Mahlzeit und warf zugleich die Eingeweide der Kuh auf die Belagerer hinab. Diese waren nicht wenig überrascht und meinten, da müsse noch viel Vorrath vorhanden sein, wenn man droben noch Vieh schlachte —, hoben die Belagerung auf und zogen in aller Stille ab.

Die Kuh hatte sonach alle Belagerten und die Veste gerettet.

(Fortsetzung des Tauferer-Thals) ein lustiger, aber schlimm gearteter Bursche zwischen Sand und Luttach vom Wirthshause heim. Da hörte er von weitem juchezen, daß es weit herum gellerte. Der Jakel in der Meinung, daß es einer sei, der sich ebenfalls verspätet habe und ihn herausfordern wolle, juchzte gleichfalls und mit lauter Juchzen und Necken kamen sie aneinander, aber mit Schrecken erkannte Jakel, daß es der Teufel war, den er vor sich hatte. Der Teufel läßt mit sich nicht spassen, daher begann er gleich den Burschen bei den Haaren zu zausen; doch der Jakel war nicht faul und gab ihm eine solche mit der Faust auf die Nase, daß der Teufel eilig darnach griff. Darauf fing die Rauferei erst recht an und es gelang endlich dem Teufel den Burschen matt zu machen, worauf er ihn auf einen einsamen, weit gelegenen Ort trug und auf ein Dach stellte, so daß der Bub fast die ganze Nacht dazu gebrauchte, bis er vom Dache herabkrefeln und heimkommen konnte. Diesen Possen konnte der schlimme Jakel schon gar nicht verwinden und vergessen. Am nächsten Sonntag bewaffnete er sich mit einer Pistole, lud eine gewisse Kugel hinein und juchzte Nachts den Teufel herbei, der auch bald kam. Wie er dem Jakel nahe kam, schoß dieser die geweihte Kugel auf den Teufel ab, hatte sich aber dabei selbst betrogen, denn dem bösen Menschen fehlte die Gnade von Oben und der Teufel war schußfest. Daher drehte der Teufel dem Schützen den Hals um und zerriß ihn in viele Stücke, welche man am andern Morgen am Zaun aufgesteckt sehen konnte. Seitdem juchzen die Burschen bei Nachts niemals, wenn sie nicht ein gutes Gewissen haben.

346.

Erschaffung der Wiesel.

Bekanntlich wird nach dem Volksglauben auf den Alpen nicht selten das Vieh von den droben häufigen Schlangen gebissen. So geschah es auch auf der Alpe Taghaus im Tauferer Thale.

noch nie der Fall gewesen wäre, weil sie wußten, daß wenn sie dem fahrenden Schüler sagten, sie hätten den weißen Wurm gesehen, wie allerdings geschehen war, jener seine für ihn höchst lebensgefährliche Kunst nicht geübt haben würde. Der Zauberer zog einen Kreis, entzündete sein Feuer, las seine Beschwörung, und es kamen und kamen die Beißwürmer zahllos daher, stürzten in das Feuer und verbrannten. Da plötzlich schoß die gefürchtete weiße Schlange daher und der Zauberer schrie: „Wehe! der weiße Wurm! Fluch euch! ihr habt mich betrogen! Fluch und Rache, und er stürzte sich selbst in das Feuer und riß die weiße Schlange, die ihn schon umringelt hatte mit hinein und alles verbrannte. Aber der fahrende Schüler blieb nicht ungerächt, denn statt der Beißwürmer und weißen Schlangen erschien plötzlich auf den Almen jener Gegend das Brisele (Wieselchen), sprang die jungen Kälber an, biß sie und das Rindvieh am Hinterleib und an dem Hinterbeine, worauf das Vieh nach kurzer Zeit starb, und säugte den Kühen die Euter aus. Von dem gebissenen Vieh ist nicht einmal das Fleisch zu genießen. So glauben die Aelpler überm Taufererthal auf der Alpe Taghaus und erzählen von den Briselen gar abenteuerliche Dinge. Einmal ging ein Hirte verlaufene Kälber zu suchen, da sah er ein Brisele auf einem Steine sitzen. Er warf einen Stein nach ihm, da that es einen gewaltigen hohen Aufsprung und dann fuhr es in den Erdboden hinein, — weg wars. Wenn nun auch die Furcht vor dem Wieselchen auf den Alpen etwas übertrieben ist, so ist sie doch nicht ganz ohne, denn als ein schädliches Thier säuft es die Eier aus, vertilgt junge nützliche Vögel und beißt die Kühe in die Euter, so, daß am letzten schwer zu heilende Geschwülste entstehen. Der wunderbare Anklang dieser Sage gesellt das Wieselchen wiederholt der Reihe halbmythischer Thiere bei. *)

---

*) Vergl. Alpenburg's Myth. und Sag. Tir. S. 383.

347.

Venedigermandl und Bergmandl.

Im Debantthale unterm Aigerköfele liegt ein großer Goldschatz, den bewacht ein Bergmandl sehr eifrig, und es geht ihm wie manchen andern Schatzhütern im Pusterthale, die glauben nämlich verhungern zu müssen, wenn sie andern Etwas von ihrem Ueberfluß darreichen müssen. Einmal kam ein Venedigermandl in das Thal, fand einen Hirten und sagte zu diesem, er möchte ihn hinbegleiten zum Aigerköfele, er wolle ihm für den Weg 6 Thaler geben, oder wenn er lieber wolle, auch die Hälfte des Goldes, das er dort gewinnen werde. Der Hirt dachte: „Du wirst da hinten was recht's gewinnen, nicht eine Laus ist dahinten zu fischen und 6 Thaler sind ja für den kurzen Weg ein riesigs Geld, und wählte daher die runde Summe, das Gewisse für das Ungewisse. An Ort und Stelle angelangt trat der Venediger unter eine Felswand und begann laut aus einem Büchlein zu lesen. Da erschien bald ganz droben über der Wand ein Bergmandl und fragte finster: „Was gibt es denn?“ „Nichts gibt es für dich,“ rief der Venediger, „aber 30.000 Gulden Gold für mich: die bringst' mir gleich.“ Da wurde das Bergmandl sehr böse, schüttelte seinen Kopf, schoß fort und brachte gleich darauf 10.000 Gulden in lauter Rollen, worauf es schleunigst in den Berg zurück entwich. „Dös langt nit, Mandl“! rief der Venetianer, schlug sein Büchel von neuem auf, und las wieder. Der Hirt verstand aber kein Wort davon, mochte wohl wälsch oder lateinisch oder gar hebräisch sein. Wieder kam das Bergmandl ganz grantig und wild und fragte: was es denn noch immer gebe. Das Venediger Mandl antwortete: „Dös langt halt nöt, bringst noch' Mal so viel.“ Da eilte das Bergmandl in den Berg zurück, kam wieder heraus und brachte abermals zehntausend Gulden in Gold hin und schwand von dannen.

Das Venedigermandl aber guckte gar nicht nach dem Golde, sondern las weiter, immer weiter, bis das Bergmandl wieder aus dem Felsen kam, dießmal aber gar nicht fragte: was gibt es? sondern gleich gab, nämlich noch einmal ein Sackl mit 10.000 Goldstücken, aber äußerst wild, drohend und aufgebracht. Nun lud

statt dieses Lumpengeldes eingewilligt die Hälfte dessen zu empfangen, was ich selbst empfing, so mußte das Bergmandl sechzigtausend Gulden blechen und du hättest den nächsten Ritter fragen können, was sein Schloß und sein Gut werth sei.

348.

Die Freimannsgrube.

Freimannsgrube heißt eine Höhle in der Stanzeralpe, unweit Gmünd im rauben Bergthal, welches die Hirten „'s Liserthal" nennen, an der Grenze von Tirol und Kärnthen. In dieser Höhle ruht ein reicher Goldhort, den aber Schlangen, Drachen und andere Ungethüme hüten.

Nur einmal alljährlich schlägt die Stunde, in welcher die Höhle offen und der Zugang zu derselben frei ist, aber Niemand weiß, wann sie schlägt.

Wer es trifft, dem fehlt es nicht. Mancher hat dort sein Glück versucht, man hat aber nie erfahren, ob auch nur Einer es gefunden.

Man erzählt Folgendes:

Einst zur Kriegszeit brachte man alles Geld aus Gmünd zusammen und wenige Männer verbargen es in genannter Höhle. Diese starben durch den Krieg und Niemand wußte später die Schätze. Endlich entdeckte dieselben ein Hirtenknabe, oder, sagen Manche, sie wurden ihm von einem Geiste gezeigt. Der Knabe steckte die Taschen voll an, und ging damit auf Befehl des Geistes zur Obrigkeit um die Anzeige zu machen. Von Obrigkeitswegen wurden 2—3 Männer mit dem Knaben zur Grube geschickt, um die Wahrheit der Anzeige zu erforschen. Da diese wirklich das Geld sahen, brachten sie den Knaben um und wollten das Geld für sich allein haben. Aber es ging ihnen übel, sie wurden zur Strafe ihrer Missethat vom Teufel zerrissen.

Von dieser Zeit an war die Grube nicht mehr zu betreten. Einmal wagte sich einer mit einem großen Hunde hinein, welchem

hört man drunten in der Nähe der Freimannsgrube gar wenig mehr davon und Viele wollen der ganzen Geschichte keinen Glauben schenken.

349.

's Fritzl.

Zu Kals im Kalserthale, südlich unterm Großglockner gelegen, lebte ein weit verrufener Schwarzkünstler und Wunderdoktor, der zugleich seine Freude daran hatte, den Leuten allerlei Schabernack anzuthun, und seine Possen vor aller Welt Augen zu treiben. Zu Lienz beim Wirth Sauter schob das Fritzl einmal den Ofen durch die Wand auf die Gasse hinaus, und als er zu Jedermanns Verwunderung lange da gestanden hatte, schob er ihn auch wieder in die Stube hinein. Ebenso schob er den Ofen beim Wirth Mayer auf das Hausdach hinauf; da erblickte ihn der Dekan Jäger von seinem Fenster aus und „henkte ihn an," so daß 's Fritzl zum Dekan hingehen und ihn bitten mußte den Ofen wieder herabschieben zu dürfen.

Ein ander Mal saß an einem Markttage ein Hahn auf einem Dache droben, da machte 's Fritzl die Leute aufmerksam, daß dieser Hahn einen großen Baum am Schweife nachziehe, und wirklich sahen es alle Leute so. Da ging ein Weibsbild die Gasse herauf, (es war am Oberplatz zu Lienz) und sagte: „Ihr Narren! er hat ja nur einen Strohhalm im Schweife," und im selben Augenblick glaubte Jedermann einen Strohhalm zu sehen; 's Fritzl aber ließ diese Weibsperson nicht ungestraft dafür, und sie mußte, je weiter sie die Strasse hinaufging, ihre Kleider desto mehr in die Höhe heben, denn sie glaubte im Wasser zu gehen; daher wurde sie für eine Verrückte gehalten *).

---

*) Deutet als Widerhall auf eine öfters begegnende Sage, in der die Grafenmagd unbewußt ein vierblättriges Kleeblatt bei sich hat und so allen Zauber zerstört.

Einstens wollte im Salzburgerland ein Gerichtsdiener 's Fritzl einfangen. Da lief es hinter den Ofen hinein, jener wollte es beim Fuß herausreißen, hatte aber nur den Fuß allein in der Hand. Auch konnte es sich in verschiedene Thiere verwandeln. Einstens verwandelte es sich in eine Maus, da kam aber eine Katze in's Zimmer und da wäre es, wie es nachher sagte, bald zu Grunde gegangen, wenn es nicht schnell ein Loch angetroffen hätte. Ebenso verwandelte es Speisen in Mäuse, die es dann gerne zu essen bekam, wenn es sonst nichts gab. 's Fritzl war auch ein Schütz und schoß absonderlich Gemsen, die es aus weiter Ferne traf, trotz dem Oberleitner in Tarenten *). Einst verlangte ein Jäger im Obervollbach vom Fritzl die Gemsen zurück, die es in dessen Revier geschossen, und das Fritzl war gleich bereit. Es trieb auf einmal 30 Stück Gemsen durch den Wald und rief höhnisch: „Na, nimm sie dir doch!" Und flugs liefen alle 30 Gemsen durch die Gassen zum Orte hinaus.

Noch gar viele andere Stücklein werden Fritzl nacherzählt, und man könnte es in Bezug auf diese den Pusterer Dr. Faust nennen.

350.

Das Rahmlötterle.

Im Teferegger und Kalserthal strich ein alter buckliger Bettler auf und ab, den man nur das Rahmlötterle, so viel als Rahm-Mandl, nannte, weil vorzüglich Rahm seine Lieblingsspeise war, wodurch es zum wenigsten guten Geschmack an den Tag legte. Es war aber gar ein seltsamer Geselle, er bettelte zwar um den Rahm, wenn man ihm aber keinen gab, so nahm er welchen, und wenn man vor ihm die Thüre zusperrte, so ging er mitten hindurch trotz Schloß und Riegel, und fuhr noch obendrein mit seiner gewaltigen Hand in die Rahmschüsseln und Rahmtöpfe. Kam Jemand dazu und jagte das Rahmlötterle fort, so ging es ganz still von dannen, drückte die Ohren auf und sagte kein Wort. Man weiß nicht mehr recht, ob selbiges Lötterle eine Art Taugenichts war, oder was es sonst eigentlich für eine Bewandtniß mit ihm hatte.

---

*) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 317.

Vinzenz; das war ein sogenannter Wasserriecher, der mancherlei seltsame Eigenschaften besaß. Vor allem hatte er die merkwürdige Gabe, überall zu entdecken, wo unterirdische Quellen verborgen waren. So war in der Pfarrei Dölsach bei Lienz ein Bauer, Namens Tschuling; dem fehlte es sehr an einem Brunnen auf seinem Gehöft; er ließ deßhalb den Vinzenz kommen, und der bezeichnete ihm bald eine Stelle im Garten wo er nachgraben solle. Tschuling aber lachte ihm ins Gesicht und sprach: „Narr! hier ist alles Fels und wo Fels ist kann kein Wasser sein." — „Selbst Narr, damischer dazu!" antwortete Vinzenz: „Wo Wasser ist, ist kein Felsen; droben der Waßler, dein Nachbar, muß 18 Fuß durch Felsen niedergraben." Beides bestätigte sich; denn beide gruben einen Brunnen, obwohl beim Tschuling im Garten sonst alles Felsen war und bei letzterem im ganzen Acker nie ein Felsen entdeckt worden war; nur an Einem Orte war ein kleiner Bühel, wo dann in der Tiefe Felsen standen. Einmal schlief dieser Vinzenz bei einem Bauer in der Stube, mit Namen Rainer; da ging am folgenden Tage in der Früh, als es noch ganz finster war, beiläufig um 4 Uhr, der Nachbar dieses Bauers in dessen Mühle um zu mahlen und griff daher beim genannten Bauer bei der Stubenthür hinein, um den Mühlschlüssel herauszulangen ohne hineinzugehen. Deßhalb fragte nun Vinzenz beim Frühstück, wer denn bei der Thür hereingegriffen habe, und als man ihm sagte es sei der Nachbar gewesen, der da den Mühlenschlüssel geholt habe welcher bei der Thür gehangen sei, so sprach Vinzenz: So? über ein Jahr wird er euer Nachbar gewesen sein! und richtig starb jener noch im selbigen Jahre. Sonach schmeckte Vinzenz nicht nur Wasser, sondern sogar den Tod anderer Leute.

352.

Der Wunderer.

Zu einer Zeit war in Lienz und im ganzen Pusterthal und den Nebenthälern ein Mann bekannt, der war aus dem nahen

rer. Seine Hauptkunst war die des „bringen machen“ von Sachen die gestohlen waren, und in dieser Beziehung wurde er von weit und breit auch besucht und begehrt. Er hatte eine geheimnißvolle Kenntniß zukünftiger Ereignisse und Begebenheiten, ohne daß er eigentlich wußte, woher und wie sie ihm kam, und diese bewährte sich absonderlich selbst bei seinem Tode. Es war in den vierziger Jahren des laufenden Jahrhunderts, — da lebte der Wunderer noch, — als er am Morgen des heiligen Stefanstages (des zweiten Weihnachtsfeiertages) mit seinem Nachbar in die Kirche ging, denn der Wunderer war keineswegs ein Teufelsbündner oder ein Lump. Da blieb er auf einer Brücke stehen und sagte: „Wie wird es doch heute noch gehen? Ich fühle mich so frisch und gesund und doch sagt mir mein Sehervermögen, daß ich noch heute sterben werde.“ Aber wie, das sagte er nicht. Der Nachbar staunte, erschrack und suchte dem Wunderer sein Vorgefühl des Todes als eine trübe Ahnung auszureden. Der Gottesdienst ging zu Ende, der Wunderer ging nach Hause, der Abend kam, er lebte immer noch, — aber es erhob sich ein Sturmwind. Wie der Wunderer sich zu Bette legen wollte, donnerte eine Schneelavine vom Berge nieder, zerschlug sein Haus und begrub ihn unter dessen Trümmern.

353.

Der uralte Wandersmann.

Noch in den letzten Jahren lebte (und es ist gar nicht erwiesen, ob er nicht noch heute lebt) ein Mann, der auch mehr verstand, als Brot essen. Seine ursprüngliche Heimath war Luggau an der Tirolergrenze. Zuletzt hatte er sich im Markt-Spital im Drauthal im nahen Kärnthen niedergelassen. In früher Jugend hatten ihn Zigeuner entführt und ihn auf ihren Zügen durch mehr als die halbe Welt geschleppt. In Afrika und Amerika war er gewesen und Zigeunerkünste hatte er gelernt die erstaunlich waren.

Halmen eine Spur von Brand zu bewirken. Der Zufall führte ihn nach vielen Jahren in die Heimath zurück, und es wurden Kindheits-Erinnerungen durch die Gegend lebendig in ihm wachgerufen. Daß er entführt worden war, wußte er, und nun entführte er sich selbst rasch entschlossen den Zigeunern, und ging in Mitte eines Baches stundenweit; denn seine Spur auf der Erde hätten sie vermöge ihrer Kunde von solchen Dingen gleich gefunden. Er zog dann lange im Pusterthal umher, bald dieses, bald jenes Gewerbe übend, bevor er seinen Sitz für immer zu Markt-Spital aufschlug. Er war auch Arzt und selbstverständlich Wunderdoktor, aber kein Schwarzkünstler, steuerte den Hexen und Vermeinungen, half den Beschrienen durch Räucherungen mit allerlei Kräutern von ihren Uebeln, besuchte fleißig die Kirche, war allgemein geachtet und lebte noch 1857 im hohen Alter von 106 Jahren. Vielen Leuten, die er nie gesehen, sagte er ihre ganzen Lebensschicksale, als ob er diese aus einem Buche lese, so klar und bündig und zutreffend.

354.

Das Schloßfräulein auf Stein am Ritten.

An der Poststraße von Kollmann nach Botzen, zu Steg, wo ein gedeckter Steg über den Eisack links nach Völs führt, steht rechts in der Höhe auf einem Porphyrhügel einsam und öde die Ruine Stein, wo der Pfad nach dem Ritten, einem berühmten Sommerfrischorte der reichen Botzner, vorbeiführt. Stein am Ritten war einst ein Raubnest in der alten Fehdezeit, wo das Recht nach Gewalt gemessen wurde, und erhielt später verschiedene Besitzer. Von diesen leuchten 2 Geschichtsnamen hervor. Engelmar von Villanders, der die Burg im Jahre 1346 im Besitz hatte, und später war der reiche Nikolaus von Winkler dessen Pfandinhaber. Große Unglücksfälle stürmten über diese Burg her. Beide fanden tragischen Untergang. Der erste leiblich, der andere häuslich, trotzdem sie die größten und berühmtesten Männer ihres Landes und ihrer Zeit waren. Beide aber gingen nicht zu Grunde wegen ihrer

Schuld, sondern wegen ihrer Macht, die man anstößig oder gefährlich befunden hatte. Nachmittags 3 Uhr steigt ein wunderschönes Burgfräulein aus dem unterirdischen Gewölbe der Burg, setzt sich auf die grauen zerbröckelten Gesteine und weint so bitterlich, daß die Trümmer ganz naß werden. Weder Bann noch Gebet vermochte jemals das weinende Fräulein zu erlösen, auch weiß Niemand Näheres wer es sei, man hält es für einen Schloßgeist, wie deren auch anderswo vorkommen. Andere halten es für Engelmars liebende Hausfrau, die ihres Gatten und Bruders Griffo Tod beweint, welche Konrad von Teck, als er ihre Veste eroberte, köpfen ließ. Leute aus Völs, welche jenseits niederstiegen und hinüberblickten auf die Ruine Stein, wo diese sich sehr häufig dem Auge zeigt, wollen das Fräulein in stillen Mondnächten sitzen gesehen haben und spendeten ihr zum Trost ein frommes Gebet, aber immer vergebens.

355.

Der Hexenboden ob Lengstein.

Ueber der Gemeinde Lengstein, auch „St. Ottilia," wohin man von Kollmann an der Poststraße in einer guten Stunde gelangen kann, liegt der sogenannte Hexenboden, wo sich die Hexen, gleichwie auf dem Blocksberg zu Spiel und Tanz versammeln und wo es gar wild und sündhaft zugeht mit Schwelgereien aller Art und wobei ein zufällig Dazugekommener meist verloren ist. — Ein Heumahder kam einst ziemlich spät Abends auf den Hexenboden und sieht da vor einem Schupfen eine Menge Paare sich lustig im Reigen drehen und dann festliches Gelag halten. Eingeladen durch Winke und Worte tanzt der Mahder mit und taumelt endlich nach toll durchschwärmten Stunden matt und müde in den Schupfen, wo er sich auf weichem Lager zum Schlafe hinstreckte. Als er aber am Morgen aufwachte, war er braun und blau gedrückt, im Gesicht noch zerkratzt und sein weiches Lager war der Kuhmist.

wilde Männer oder Riesen gegeben, welche bisweilen schrieen, daß man es meilenweit hörte. Der Steinecker schrie immerfort; „Trägt! trägt!“ und der andere schrie: „Eschahi! Eschaha!“ und dabei jagten die Riesen die Saligfräulein und tödteten sie, wenn sie nur irgend eines habhaft werden konnten. Nun wird eine gleichlautende Mär von Beiden erzählt. Ein Knecht, der den einen oder den andern Riesen schreien hörte, schrie ihm nach: „Trägt! trägt!“ oder: „Eschahi! Eschaha! Bring meinen Thoal a!“ — Und da hing am andern Morgen die Hälfte eines Saligfräulein's schauerlich gespalten am Hausthürpfosten und war nicht wieder wegzubringen, bis endlich dem Knecht gerathen wurde, nochmals dem Riesen nachzuschreien: „Eschahi! Eschaha! nimm meinen Thoal a!“ Dieses that er, und da verschwand das halbe Weibel; der Knecht aber schrie niemals wieder.

Diese Sage erinnert lebhaft an eine ähnliche im thüringischen Voigtlande, nur daß dort an die Stelle des wilden Mannes der wilde Jäger und an die Stelle des Saligweibleins ein Holzweibel tritt *).

357.

Die Dame von Hauenstein.

Auf Hauenstein, der berühmten Burg, auf welcher der Minnesänger Oswald von Wolkenstein seine Lieder dichtete, wohnte ein Ritter, der in das heilige Land ziehen mußte. Er versah das Schloß auf ein volles Jahr mit Lebensmitteln und verschloß eifersüchtig eine junge Frau in demselben, bis zur Zurückkunft, die innerhalb desselben Jahres erfolgen sollte. An ein Eindringen von Außen, an ein Entkommen von Innen war nicht zu denken; so zog der Ritter durch Ungarn nach Palästina. Die zurückgelassene Gattin mit der ersten Leibesfrucht unterm Herzen trug mit Freuden die Einsamkeit

*) Vergleiche Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. Seite 3. Bei Bechstein, deutsches Sagenbuch 541 und 542. u. w.

und ward nach 3 Monaten Mutter eines Knäbleins, das dem Vater ganz ähnlich sah. Das Jahr war in der Pflege desselben bald verschwunden, aber auch die Lebensmittel begannen ein Ende zu nehmen, und kein Ritter wollte kommen. Die Frau trat wohl hundertmal an einem Tage ans Fenster, um zu sehen, ob keine Erlösung nahe? Sie ward mit jedem Tage schwächer. Eines Tags sah man sie endlich todt am Gesimse des Fensters lehnen und das Knäblein an ihrer Brust verschmachtet. Drei Tage später starb auch ihre treue Magd den schrecklichen Hungertod. Am Tage darauf langte der Ritter in sichtbarer Angst an. Er trat ins Schloß, in die Gemächer der Frau; er hoffte Leben, fand aber nur 3 Leichen. Er sank todt auf sie nieder. Man begrub die Todten in der nahen Kirche zu Seis. Alle Nachmittage, 3 Uhr, wandelt die Frau noch immer mit losen, blonden Haaren aus dem Grabe in die Ruinen des Schlosses und blickt aus dem Fenster hinab nach Seis, und der Wind wirft ihr die fliegenden Haare ins bleiche Gesicht.

358.

Der Eingang zum Rosengarten.

Dicht unter den Burgtrümmern von Hauenstein quillt ein Zauberbrünnlein. Dort war der geheimnißvolle Eingang in die unterirdische Krystallburg des Zwergenkönigs Laurin, hart unter einem Felsen und umgeben von dem grünen Tann, der schon damals rauschte als Dietrich von Bern diesen Eingang fand und den König fing. Hoch ragt über allem diesem der Schlern mit seiner Dolomitzackenkrone, der Gegend erhabenster Schmuck und noch heute der Rosengarten geheißen, auch auf Landkarten mit diesem Namen bezeichnet, und mit jenem nahe der Burg Tirol über Meran nicht zu verwechseln. Noch immer umweht jene Felsen und Thaltiefen der Zauber der Poesie, deren magischer Krystallborn ewig quillt, und Lied und Sage verherrlichen dauernd das wundersam gefeite Land.

Der Schlern, einst hoch gehalten [illegible], Burg und Garten, verlor einen Theil seiner alten romantischen Poesie und gab ihn später ab an die unheimlichen Teufels- und Hexensagen. Er ist zum Blocksberg seiner Umgegend geworden. Früher, ehe noch das Kirchlein mit einer geweihten Wetterglocke auf dem Schlern stand, ritten die Hexen zahlreich auf Rossen oder Mulen hinauf in die Felsregion, daß die Steine Funken gaben. Dann ging es droben toll her. Sie versprengten Vieh und Leute auf den Weiden, oder zogen junge Männer mit sich fort, wie Sturmwind. Vor Allem war es aber der Teufel selbst, der in Gestalt eines wilden Gauls, struppig von Haaren, glühend von Augen, überall durchsprengte und niedersprengte was nicht gesegnet war. Wird manchmal sogar noch gesehen dieses Ungethüm. Am wildesten geberdete es sich, als das Kirchlein auf dem Schlern gebaut wurde. Der Maurer und zugleich Erbauer, der „Zöggeler Mart'l", der den Kirchenbau übernommen hatte, war ein geschickter, fleißiger Mensch aus Völs im Eisackthale gebürtig und wohlbekannt; er richtete sich in der Nähe eine Heuhütte ein, wo er wohnte und schlief, um immer nahe zu sein und den Bau leiten zu können. Er hatte sich auch zwei Geisen eingestellt, damit es ihm an Milch nicht fehle. Weil der Herbst sehr gut war, blieb er dort bis zur Schneezeit.

Gleich nach Michaeli war es, da kam in der Nacht ein fürchterlich wildes Roß zur Thüre und fing zu kuttern (d. h. schnauben) an und kutterte bis zur Thür her, die sehr klein und inwendig mit 2 Stangen überkreuz verrammelt war, daß Niemand herein konnte. Die Geisen machten einen Höllenlärm und des Maurer's Hündlein, das doch sonst so bissig und böse war, heulte und kroch unters Bett, und dieß überzeugte den Zöggeler Mart'l sogleich, daß es das Teufelsroß war. Daher schrie Mart'l hinaus: „Floich, du hast mit mir nichts zu thun, Satan!" und wie Mart'l so gerufen hatte, da drückte es erst an die Thür, schlug daran, daß die Hütte zitterte, und gallopirte aber bald davon.

Und Mart'l hat nichts lieber als diese Heldenthat erzählt und hat gewöhnlich beigesetzt: „So ein Teufel ist ein elender Wicht, und ein Mensch, der keine Todsünd' auf sich hat, kann ihm d'Horn und 'n Schweif ausreißen."

Daß der Teufelsgaul die Thür nicht eindrücken konnte, geschah darum, weil Mart'l inner der Thür die Spreizer überkreuz gestellt hatte; das ist ein Hauptmittel gegen böse Mächte.

360.

Der Teufel von Loos.

Auf dem Sessel, einer Heuhütte am Schlern, etwa eine Stunde unter dem Schlernerkirchlein, waren vor etwa 50 Jahren mehrere Leute über Nacht geblieben, Junge und Alte. Die Buben hatten ziemlich viel Branntwein getrunken und klafften, *) daß es eine Schande war. Da schrieen die Alten: „Seids still mit eurer Sauglocke!" Jene folgten aber nicht. Endlich erhob sich ein fremder alter Mann, — er schien ein Bettler zu sein — und sprach: „Hörts auf, sonst kommt noch der Teufel von Loos herab (Loos ist das Hochthal aufwärts benannt). Jetzt lachten die Buben erst recht dazu. Aber gähling fährt es und poltert es und klingelt es durch den Loos herunter und wirft sich aufs Dach, als ob viele Fuder Ketten darauf geworfen worden wären. Da schrie der Alte: „Des Hurensöhn', z' Nachts außi!" und ging davon. Aber die Buben und die andern Leute konnten es nicht erklären, was die Worte bedeuten sollten, sondern fingen Alle zu beten an, und wirklich ist nichts weiters geschehen und keinem ist ein Leid widerfahren. Der Erzähler dieser Geschichte setzte bei, daß der Alte mit seinem Spruch sagen wollte „Des Hurensöhn', jetzt gehts außi, wenn's Schneid habt's!"

---

*) zoteten, läuteten die Sauglocken (nach Tiroler Volksausdruck). Im Mittelalter war klaffen ein Schimpfswort.

361.

Teufels-Blendwerk.

Ein Bauer, der auf dem Schlerngebirg Wiesen hatte, fuhr vom Dorfe Völs unterm Schlern, wo er wohnte, nach diesen seinen Bergwiesen. Etwa nach zwei Stunden langte er bei „Peterfrag" an, wo ein Christuskreuz mit der Mutter Gottes und St. Johannes aufgerichtet ist, und betete wie es Brauch ist. Kaum grauete erst der Morgen, doch war es licht genug, daß der Bauer bemerken konnte, wie vor seinen Ochsen, die er am Bergwagel vorgespannt hatte, große Haufen lagen; obs Steinhaufen, Holzhaufen oder andere waren, das konnte der Bauer nicht erkennen. Er ließ sich auch nicht lange narren und schrie „hi! zu!" und die Ochsen wollten gehen, konnten aber nicht. Jetzt geht der Bauer vor die Ochsen mit seinem großen Stecken und schreit: „Mach dich durch!" und kreuzt mit dem Stecken in die Luft und alles Haufenblendwerk rauschte und rauschte augenblicklich durch die wilde Teufelsschlucht hinunter, die bei Peterfrag am Wege ist. Nun fuhr er ungehindert einen Büchsenschuß weit vorwärts und aufwärts, wo die Wänd' anfangen, eine Felsenenge durch welche der Weg führt. Bei diesen Felsen ist eine Höhle, welche einst der Teufel gegraben haben soll, der dort die Leute erschreckte oder auf sie paßte. Dann haben aber die Alten das Teufelsloch gesäubert, indem sie „unsern Herrn im Oelberg" mit dem Petrus, Johannes und Jakobus hineinsetzten, wie noch jetzt zu sehen ist. Ein Vaterunser hat noch nie geschadet, daher der Bauer auch hier eins betete. Die Wänd', d. h. diese Klamm, dauert fast ¾ Stunden, geht immer steiler empor und es gibt keinen andern Weg, um das Bergheu herabzubringen. Da fuhr der Bauer nun durch und kam am Ende der Wänd' oben „am Sessel" an, wo die erste Heuhütte steht (s. die vorige Sage). Hier fand er einen bekannten Bauer, der ihm mit Schrecken erzählte, daß auch in vergangener Nacht der Teufel auf dem gleichen Wege ähnlichen Spuk verübt, ja mit Gestein und Holzmassen den Pfad aufgefüllt habe, daß kaum durchzukommen war.

an einem dunstigen und schwülen Gewittertag eine Bäurin und gewahrte, daß die unheilschwangeren Wolken sich hinter Schwarzegg ballten und zusammenzogen. Es dauerte gar nicht lange, so fing es an zu donnern und zu blitzen. Bald fielen auch große Regentropfen neben dem Schäfterhause nieder, vor welchem die Bäurin stand, die ins Gewölk blickte und bei jedem Blitzstrahl sich bekreuzte. Nun kam auch der Bauer daher mit der Sense in der Hand und sagte zu seiner Bäurin: Kathl, heut gibt's ein arg's Wetter ab, wann's nur nicht hagelt. Gott bewahr uns davor, entgegnete die Bäurin, und nach einer großen Wolke zeigend, sprach sie weiter: Schau Hansl, wie es dort in der Mitte des Gewülbes (Gewölkes) herumfährt, bald hin, bald her, bald qualmend, bald stossend u. s. w. und wahrlich man merkt fast deutlich darin eine dunkle Gestalt mit einem Besen in der Hand. Das ist die Wetterhex, die schieß ich herunter, sagte der Bauer, als er die Hand über die Stirne haltend, die schwarze Gestalt in der Wolke zu erkennen gemeint hatte. Hansl! wenn du fehlen würdest, könnt's dir schlecht ergehn! Ich fehle nicht, Kathl! Ich hab' geweihte Kugeln, so sprach er, ging in die Kammer, nahm das Gewehr von der Wand, besprengte es mit Weihwasser, lud Pulver hinein und die geweihte und bekreuzte Kugel und eilte dann zur Klamm hinüber, zielte in die Wolken und drückte los. Es knallte tüchtig. Auf einmal hört der Bauer ein fürchterliches Geheul in den Lüften, das kam immer näher und näher und plötzlich fiel eine Wetterhexe neben ihm todt nieder. Abscheulich anzusehen lag sie vor ihm, worüber er sich so entsetzte, daß er viele Tage ganz verwirrt herumging. Nachdem er Tag und Nacht keine Ruhe gefunden, ging er endlich nach Afing hinunter zum Herrn Kuraten und erzählte ihm die ganze Begebenheit. Der Kurat, ein gescheidter Mann, sprach dem Hexenschützen Muth ein und wußte ihn durch Zusprechen bald wieder zurecht zu bringen.

und auf den das blanke Horn genannten 8000′ hohen Bergesspitzen, hauste einst ein Wilder oder: „wilder Mann.“ Er besaß Riesengröße und Riesenstärke und erschreckte gar oft die Aelpler in oder bei ihren Sennhütten, war aber im Grunde doch nicht immer allzuschlimm und hatte bisweilen auch seine gemüthlichen Stunden; dann heimgartete er bei den Hirten und erzählte viele Wunderdinge. Einsmals ward er von einem Senn gefragt, wie alt er denn eigentlich sei, denn er hatte alle Ahneln gekannt; darauf antwortete er:

„I denk den Schlern,
Kloan wie an Nußkern
Und z' Pfrain
Den besten Wein
Und auf Blankenhorn
S' beste Korn.“

Das waren freilich andere Zeiten, und wie nach und nach Zeiten und Menschen schlechter wurden, so war es auch bei dem uralten Wilden der Fall. Er machte sich durch manche Unthat verhaßt, und die Bewohner begannen darauf zu sinnen, ihn zu verderben, es gelang aber nicht; endlich wollten sie es mit Branntwein versuchen den der Alte so gern trank, wie viele Zahme, die hernach, wenn sie sich voll und toll getrunken, auch Wilde werden. Ganze Gemeinden schossen zusammen, ein Faß voll Branntwein zu schaffen, das sie dem Wilden auf Steine legten, im besten Verhoffen, er solle sich daran todt trinken. Er fand das Faß, trank sehr wacker, setzte bisweilen ab und sagte:

Je mehr ich trunk',
Wie besser er mi dunk'!

Das lautete für die Hörenden wenig tröstlich; endlich aber wurde, doch nicht eher als bis das Faß leer war, der Wilde etwas rauschig, warf das leere Faß hin, und schwerkelte (taumelte) weiter. Bald darauf fiel er von einem Felsen herab und brüllte fürchterlich. Als aber nun die Hirten in den Abgrund kletterten, wo sie ihn

nicht Brief und Siegel darüber, ob er nicht an einem schönen Abend wieder kommt.

364.

Der Schimmelreiter.

Etwa eine halbe Stunde unter Völs und 3 Stunden von Kastelrutt entfernt liegt am Schlernbach unter dem Tschafanberg das Dorf: „Ums.“ Von diesem westwärts liegen die Ruinen von dem einst majestätischen Schlosse Schenkenberg, worauf edle Deutschritter gleichen Namens hausten. Bis auf die neueste Zeit waren Schloß, Gericht und Güter Eigenthum der Colonna, Freiherrn von Völs, bis der letzte Völser im Jahre 1804 starb. Die Schenkenberger waren mit denen von Völs im 14. Jahrhundert in blutiger Fehde auf Tod und Leben, und mancher Frevel ward geübt in und um Schenkenberg, bis Gottschalk von Boymont im Jahre 1330 mit gewichtiger Hand und beredtem Munde den Streit endete, der nun aber mit Haß und heimlichen Verfolgungen fortgeführt wurde.

Doch der gewaltige Schritt der Zeit zermalmte Alles, Freunde und Feinde und es blieb nichts über, als Trümmer und ein gespenstiger — Schimmelreiter. Ein Ritter auf weißem Pferde, noch jung erscheinend wie einst, sprengt Abends oftmals aus den Bögen der Ruine hervor und eilt ins Weite. Auch soll, so berichtet die Schenkenbergersage, in den Kellergewölben ein goldenes Kegelspiel zu finden sein, eine Sage, die sich in vielen Burgruinen wiederholt.

365.

Die Jungfrau-Arme-Seele und die drei Schlangen.

Ein Knabe weidete einst einige Schafe nahe den Felsenwänden von Seben. Auf einmal sah er einen ganz ungewöhnlich hellen Glanz auf einem der Felsenblöcke. Er lief diesem zu, um sich zu überzeugen was das wäre. Wie er in die Nähe kam, ward

derkommen mit mehreren Haselstäben, und wie er vor die Höhle komme, werden ihm 3 Schlangen gewaltig zusetzen! aber er sollte nur nicht verzagen, sondern mit den Stäben hurtig darauf los gehen, bis sie alle 3 todt wären, dann sei sie gerettet. Sie versprach ihm auch, daß ihm kein Leid widerfahren solle. Der Knabe verschaffte sich die Haselstäbe und ging des andern Tags zur Höhle

Er fand die 3 Schlangen, von denen er zwei bald erlegte; die letzte aber war so gräßlich, krümmte und wand sich, sprühte Feuer und schlang sich dem Knaben um Hals und Füße, so daß er nach längerem Kampfe endlich wich. Ein Wehruf erscholl aus der tiefern Höhle und Geldmünzen klingelten über die innern Felsenabstufungen hinab. Der Knabe wollte mehrmals später die Höhle wieder suchen, fand sie aber nie wieder.

366.

Die verwunschene Königstochter.

Die Sage geht auch, daß die Jungfrau welche dem Knaben erschien und ihn bat, sie zu erlösen (siehe die vorhergehende Sage) die Tochter eines Königs gewesen sei, der von seinem Schlosse Seben aus das ganze Land ringsumher beherrscht habe. Dieser König ließ aus allen Flüßen das Gold waschen, war äußerst habgierig und sammelte einen ungeheuren Schatz, den er in den tiefen Gewölben seiner Burg verschloß. Da er zugleich ein mächtiger Zauberer war und auch seine einzige Tochter Niemanden gönnte, so verwünschte er dieselbe zur Hüterin seines Schatzes nach seinem eigenen Ableben und gesellte ihr einen Wächterdrachen zu, der nur dadurch sollte erlegt werden können, wenn ein völlig unschuldiger Jüngling ihm mit drei Haselstäben alle Schuppen vom Leibe schlage. Dann solle die Jungfrau Prinzessin erlöst und der Geldhort das

Eigenthum des Drachensiegers sein; daß der Drache nicht ohne einige Gegenwehr, als: Ringeln, Bäumen, Kratzen und lichterlohes Feuerspeien sich seine Schuppen abschlagen lassen werde, ist selbstverständlich. Viele Jünglinge, die sich in die bekannt gewordenen Bedingungen und den Drachenkampf einließen, verloren zugleich auch Leib und Leben, theils weil sie sich fürchteten, theils weil sie die Unschuld bereits verloren hatten, ohne sich dabei mit etwas zu decken, und mit den 3 Haselstecken war in der Hauptsache nichts gethan. Endlich kam wieder Einer, das Abenteuer zu bestehen. Die Jungfrau erschien ihm in aller ihrer Schönheit, besonders war ihr Oberleib reizend weiß und wie Milch und Blut, unterwärts aber war sie schwarz, und wie sie da überhaupt beschaffen war, das war nicht deutlich zu erkennen. Die obertheilige Schönheit der verwunschenen Königstochter entzückte und verblendete den Jüngling indeß dermaßen, daß er ganz und gar nicht hinsah, sondern immer nur die Jungfrau anstarrte. Da gab ihm der Drache mit der kralligen Vorderpfote einen ganz leisen Backenstreich, von dem ihm der Kopf anschwoll, so dick wie ein Melchstotzen, und nach einer Stunde war er hin, — und die Jungfrau blieb verwunschen bis auf den heutigen Tag.

367.

Spukender Ochse.

Zu Teiß gehen mancherlei Spuksagen um. Eine meldet von einem Geist, der als Ochse erscheint, während sich doch sonst Ochsen nicht als Geister hervorthun. Dieses Ochsengespenst hat seltsame Manieren an sich: es spaltet Holz, es zerrt Schlafende aus den Betten und versteckt dann letztere, so daß Jene, wenn sie nach ihrem Lager zurücktappen, keine Bettstatt mehr finden und zähneklappern müssen.

Die Betten, die auf solche Weise weggeschleppt wurden, fanden sich dann insgemein an ungewöhnlichen Orten wieder, wohin sie nicht paßten z. B. in dem Keller, auf dem Söller, auf dem Dachfirst u. dgl. Was vorhergegangen, was dieser Geistochse in seiner menschlichen Erscheinung gewesen, was er gesündigt und

Für den Radlsee wird Messe gelesen.

Der „Radlsee“ heißt ein kleiner See, welcher sich bereits auf der höchsten Kuppe eines Gebirges westlich von Brixen befindet.

So klein der See ist, so groß und unergründlich ist er in seiner Tiefe. In Brixen herrscht daher Furcht vor seinem Ausbruche und das um so mehr, da ein alter Wahrsager den Ausbruch desselben und den Untergang Brixens profezeit hat. Allwöchentlich, sagt man, wird in Brixen eine heilige Messe zur Abwendung des Uebels gelesen. Dieser See hat seinen Namen daher, weil einmal in den etwa 3 Stunden entfernten Dürnholzersee ein Wagenrad geworfen wurde, welches dann im Radlsee auf dem Wasser emportauchte. Eine ähnliche Seesage erzählt man im Zillerthal, wo in Zell, die Gefahr zu behüthen, auch eine heilige Messe jährlich gelesen wird. Deßgleichen auch vom Zireinersee am Sonnwendjoch, für welchen die Messe zu Mariathal gestiftet sein soll. Auch in Thüringen finden sich ganz ähnliche Sagen. So soll für den Schneekopf, für den Siegerberg, für den Sperrhügel und andere im Dom und im St. Petristift zu Erfurt alljährlich einmal Messe gelesen werden, damit ihr Wasser nicht ausbreche und die Gegend ertränke.

369.

Stadt Kastelrutt.

Der ansehnliche Pfarrort Kastelrutt, auch Kastelruth, in romanischer Sprache Castelrotto, uralt und römischen Ursprungs, war einst mehr als ein Dorf, es war eine herrliche, große, stattliche Stadt, voll reicher Bewohner, voll Wohlleben und Ueppigkeit. In diese Stadt kam einst ein alter, armer Bettler und bat um gastliche Aufnahme, ohne Lohn, um Gotteswillen, nur für die nächste Nacht. Aber überall ward er vor den Thüren abgewiesen und mit Hohnworten verfolgt. Als der Arme schon

alle Straßen durchwandert hatte und schon durch das Thor hinausgeschritten war, fand er in einem kleinen, bescheidenen Häuschen doch noch Aufnahme und Nachtlager. Dort bittet der Fremdling nur um ein Gefäß mit Wasser, und als er es erhalten hat, gießt er es zum Fenster hinaus. Verwundert blicken die Hausgenossen auf den Fremden, der voll tiefen Ernstes dasteht, wie ein Engel der Offenbarung, der die Schale des Zornes ausgießt. Und so war es. Jene Schale war eine Schale des Zornes, denn draußen rauschte es wie ein Gießbach, donnerte es wie ein Wasserfall, strömte Fluth auf Fluth im wachsenden Guße nieder wie ein Wolkenbruch — Alles aus einer kleinen Schale, und Kastelrutt ist gewesen und nichts mehr von ihm übrig geblieben als das kleine Häuschen vor dem Thor. Der Herr selbst war es gewesen, der Herzen und Nieren prüft, der der Kastelrutter Herzenshärtigkeit erkannt und über sie und ihren Ort das strenge Strafgericht verhängte. Langsam und allmälig baute sich der spätere Ort wieder an, aber das Gottesgericht durch Ueberfluthung haben die Kastelrutter nie vergessen.

370.

Schlangenbann auf der Seißeralm.

Ueber Kastelrutt liegt die Seißeralpe, die eine Hochebene bildet, deren Umkreis 12 Stunden beträgt. Ihre Wiesen sind weit und breit die besten. Sie trägt 300 Sennhütten und 400 Stadel.

Auch auf ihr gab es vor vielen Jahren zahlreiche giftige Schlangen, welche durch ihre verderblichen Bisse den Bauern an ihrem Vieh empfindlichen Schaden anrichteten. Eines Tages, an welchem ungewöhnlich viel Vieh gebissen wurde, kam ein kleines mageres Männlein zu einem Senner und erkundigte sich, wie es denn heuer mit der Plage stehe? Da der Senner sehr darüber klagte, gab ihm das Männlein ein Buch mit der Weisung: er solle ein großes Feuer machen, darum einen großen Kreis ziehen und zwar durch Zusammenstellen geweihter Sachen, er selbst solle dann in den Kreis hineintreten und im Buche lesen. Er werde dabei fürchterliche Dinge sehen und hören, er solle sich aber darob nicht fürchten und den Kreis nicht verlassen, sonst

sei es aus mit seinem Leben. Nachdem das Männlein dieses gesagt hatte, verschwand es. Der Senner that ganz nach der Vorschrift. Er machte ein Feuer auf, bildete um dasselbe einen Kreis mittelst geweihter Gegenstände, trat in diesen Kreis hinein und begann zu lesen. Da kam eine Schlange nach der andern, zischte um den Kreis herum und sprang dann ins Feuer.

Endlich sah er eine große, weiße Schlange die sich fürchterlich geberdete und ihn zu verderben drohte. Da wurde ihm bange und er hätte den Kreis verlassen, wenn ihm nicht früher das alte Männlein mit dem Tode gedroht hätte. Nach langer Zeit sprang dann auch die weiße Schlange in die Flammen und verbrannte.

Seither ist die Alm von den verderblichen Schlangen gänzlich befreit. Es ist dieß nur eine Wiederholung der in Tirol so häufigen Schlangen- und Beißwurmsagen, bei der auch, wie fast immer der weiße Wurm wiederkehrt. Ganz ähnlich wird auch zu Steinegg und ebenso zu Mittewald an der Eisack erzählt, nur daß dort der Schlangenbanner um sein Leben kommt.

371.

Die feindseligen Weiber.

Zu Teiß lebten einstmals zwei Weiber, Nachbarinnen, die waren einander spinnefeind und thaten einander Alles zum Trotz, ja thaten sich viel Herzleid an. Sagte die eine: hi! sagte die andere: hot! Die Priester hatten ihnen zugeredet, herzbewegend zugeredet, sie sollten sich doch einmal mit einander aussöhnen, aber vergebens; die Nachbarn hatten sie auch ermahnt und nicht nur Ein Mal, aber es hat nichts genützt. Endlich erkrankte die eine und zwar tödtlich. Schon fühlte sie den kalten Tod in ihren Gliedern; da ließ sie ihre Feindin zum Krankenbette kommen, streckte ihr die schon kalte Hand entgegen und sprach mit schwacher Stimme: Verzeihe mir, wie ich dir verzeihe! Beim Anblick der Todtkranken schürte erst recht der Teufel die Flamme des Zornes in dem Herzen der Gesunden an. Voll Ingrimm, mit unheimlich blitzenden Augen gab sie belfernd zurück: Stirb Luder! ich verzeih dir nicht! die Todtkranke sah es, hörte es und sprach mit röchelnder Stimme: Nun dann verzeih ich dir nicht!, kehrte sich um und jener den Rücken zu und hauchte

372.

Die ungehorsame Witwe.

Zu Teiß lebte einmal ein Ehepaar recht gut und friedsam mit einander, bis der Mann von einer schnellen Krankheit befallen ward und sein Ende herannahen fühlte. Da rief er seine Frau an sein Sterbebette und sagte zu ihr: „Wenn ich todt bin, so schlafe nie in deiner Kammer allein, es würde dir sonst großen Schaden bringen. Versprich es mir! Die Frau leistete das Versprechen, aber mit Leichtsinn, denn sie dachte, es sei jenes Verlangen nur eine Grille, oder eine Phantasie des fieberkranken Mannes, und als es dahin gekommen war, daß er mit Tod abgegangen, so suchte sie sich keine Schlafkameradin, weil sie dieß nicht für nöthig hielt und durchaus ohne Furcht war. Sie schlief allein. Auf einmal klopfts in der Nacht an die Hausthüre. Sie erwacht wohl darüber, geht aber nicht zu öffnen. Wieder klopfts und dießmal an die Stubenthür; nun erschrickt sie und hält sich mäuschenstill. Endlich klopfts an die Kammerthür. Jetzt erschrack sie noch mehr und hätte sie auch gewollt, so hätte sie aus lauter Angst kein Wort hervorgebracht. Nun öffnete sich die Kammerthür, 3 Männer traten ein, brachten einen Leichnam, stellten ihn vor der Bettstatt nieder und verschwanden. Diese Gesellschaft war der Witwe nicht lieb; sie verredete alsbald das Alleinschlafen.

373.

Die Geisterkirche.

Einer Magd zu Teiß kam einmal an einem Sonn- oder Festtage fortwährend vor dem Betläuten vor, als sie noch halb träumte, es läute vom Kirchthurm zum Gottesdienst. Die Angst, sie versäume die Frühmesse, erweckte sie ganz; eilig stand sie auf, kleidete sich an und ging sofort der Kirche zu; die Kirchthüre stand offen und die ganze Kirche war gedrängt voll Leute. Auf einmal sieht sie ihre verstorbene Base. Dieselbe geht auf sie zu,

mahnt sie, sie solle sich alsogleich entfernen und auf dem Friedhofe ein Stück Kleid zurücklassen. Sie geht und läßt auf dem Friedhofe das Hemd zurück. Als die Leute dann wirklich Morgens zum Frühgottesdienste kamen, sahen sie auf jedem Grabe ein Stück Hemd liegen. Das hatten die Geister zerrissen. Hätte jene Magd ihr Hemd nicht auf dem Kirchhofe zurückgelassen, so wäre sie selbst zerrissen worden.

374.

Gottesgericht über einen verschwemmten Hof.

Ueber Villanders liegt eine Anhöhe, die so unfruchtbar ist, daß sie kaum den Schafen spärlich Weide gewährt. Es war nicht immer so; vor alten Zeiten hatte über diesen Hügel der Segen Gottes sein reiches Füllhorn geleert. Ein Bauernhof stand auf dem Hügel, der weitum der schönste war. Da war Geld und Gut. Der Stadel war eine weite Bedachung, und kaum hatte in demselben des Sommers und Herbstes Ueberfluß Platz. Aus den vielen kleinen glänzenden Fensterlein des geräumigen Wohnhauses schaute Zufriedenheit und Wohlstand und die schmuckgetäfelte und gemalte Stube. Steffel, der Bauer, hatte von seinem Vater die Wirthschaft und noch dazu darüber den Segen Gottes geerbt; denn er war wie sein Vater, ein Biedermann im wahren Sinne des Wortes; auf Ordnung im Hause, auf Redlichkeit und Christenthum hielt er viel und gab mit der Rechten, ohne daß es die Linke wußte; sein Weib war ein wahres Muster von einer Hausmutter und verdiente das Lob des starken Weibes in den Sprüchen Salomons im 31. Capitel ohne Uebertreibung. Vom Wohlstand genährt, vom Segen Gottes getragen, vom Christenthum geführt waren Steffel und sein Weib mit Ehren alt geworden; fünf Töchter hatten sie, die heranwuchsen wie blühende Rosen. Demuth war in ihrem Betragen, Sittsamkeit und Unschuld strahlten ihnen aus den Augen, gehorsam waren sie auf den Wink, Lust zum Gebete und zur Arbeit merkte man an ihnen; unter den flinkesten und bravsten Burschen in der ganzen Umgebung hätten sie die Auswahl bekommen.

Jahre vergingen, die älteste Tochter war schon mannbar ge-

worden, da kam auf einmal Unglück ins Haus in der Gestalt eines verstockten Bösewichts. Es verlor nämlich der Bauer unter dem Jahre den Knecht, einen sehr braven Diener, und war nun verlegen, woher einen Arbeiter unterm Jahr bekommen. Da kam wenige Tage darauf am Abende ein unbekannter Bursche mit einer überaus hübschen Gesichtslarve und Honig auf den Lippen; der beste Menschenkenner hätte sich an ihm verschaut, so wußte er in seinem Betragen Sittsamkeit und Bescheidenheit zu heucheln. Aber, leider! es war ein Wolf in Schafskleidern, der schon öfters in andern Gegenden als Verführer den Laufpaß bekommen hatte. Bei der wenigen Lebenserfahrung der unschuldigen, nichts Arges ahnenden Töchter, war es ihm leicht sie in das Netz der Verführung zu bringen. Nach einem Jahre entließ Steffel zwar den Wolf im Schafskleide, durch manche Aeußerungen des Verführers und der Verführten aufmerksam gemacht und durch das Betragen der Töchter erschreckt. Aber es war leider zu spät, das Werk der Verführung war bei den zwei ältesten Töchtern schon vollendet und in den Herzen der jüngeren wucherte auch der Same des Unkrautes üppig heran. Der Hauch der Unschuld war von der Stirn verwischt und hatte einem frechen Betragen Platz gemacht, von der Sittsamkeit war keine Spur mehr zu finden in dem eitlen, fast sündhaften Anzuge, Unlust zum Gebet und zur Arbeit sah man ihnen deutlich an und bemerkte dafür desto größere Freude am Tanz und andern sündhaften Unterhaltungen, in ihrem Betragen zeigten sie wenig Achtung und Liebe mehr gegen ihre musterhaften Eltern. Alle Thränen der Mutter, alle Ermahnungen des Vaters und selbst Strenge fruchtete nichts mehr. So oft sie konnten, stahlen sie sich aus dem Vaterhause an Sonn- und Feiertagen fort und begaben sich in lieberliche Winkelhäuser zum Tanz, wo ihr Verführer gewiß niemals fehlte. Schon konnte die älteste Tochter ihre Schande nicht mehr länger verbergen. Darob erkrankte der Vater und die Mutter bekam ein langwieriges Siechthum. Nach dem Tode des Vaters fanden die Tänze in dem väterlichen Hause statt; um die Thränen der siechen Mutter bekümmerte sich Niemand. Die mußte verlassen ohne Pflege, in einem Winkel des Hauses ihren Schmerz und ihren Kummer abwarten. Gram, Verdruß und Mangel an guter Pflege brachte ihr Siechthum zu rascherem Ende,

als man anfangs glaubte. Die Vorstellung der sterbenden Mutter und ihr Tod brachte zwar die Töchter zum Stillstehen für einige Wochen auf dem Wege des Verderbens, jedoch zur Umkehr kam es nicht, dazu waren sie zu grundverdorben. Nach den wenigen Wochen wurde des Lasterlebens Fortsetzung wieder aufgenommen und zwar in vergrößertem Maßstabe, ja es kam so weit, daß das Haus eine wahre Mörderhöhle der Seelen wurde, so daß der Himmel in seiner unendlichen Langmuth nicht länger mehr zusehen konnte. Je ärger das Sündenleben war, um so schwerer war auch die Strafe. Es kam auf einmal um Mitternacht ganz unerwartet ein schreckliches Gewitter. Eine schwarze Wolke, Unheil verkündend, lagerte sich ober dem Hügel und aus derselben heraus wetterleuchtete es in Einem fort und lange nachrollende Donner begleiteten das Himmelleuchten; ein Blitzstrahl zündete nieder und legte die Behausung in wenigen Augenblicken in Asche. Ein Wolkenbruch entstand und schwemmte das Erdreich bis auf die nackten Felsen vom Hügel fort, so daß am andern Tage von Haus und Hof nichts mehr zu sehen war.

375.

Die Seaba.

Auf den ziemlich umfangreichen Villandereralpen mit ihrem beständig feuchten Moorboden, liegt ein stiller, schwarzer, unheimlicher Bergsee, über dessen Moordecke zu schreiten gefährlich genug ist. Das Volk nennt ihn insgemein nur die „Seaba“ (See).

Hier stand einst ein glückliches Bergdorf, dessen Bewohner durch die nahen Metallgruben und üppigen Alpentriften unendlich reich, aber auch so hochmüthig und schwelgerisch geworden waren, daß Saufen, Tanzen und Buhlen zur Tagesordnung wurde; daher ging es bei ihnen zu wie in den Städten Sodoma und Gomorrha. Aber endlich, nachdem drei Mal eine Warnungsstimme vergeblich erschollen war, versank das Dorf tiefer und tiefer in den Boden und schwarze Gewässer stiegen empor und überflutheten so weit hinauf den Grund, als das Dorf gestanden hatte. Zugleich verdorrten die grünen Waldungen, ringsum spalteten sich die Felsen, verschütteten sich die edlen Metallgruben und versumpften die Alpenfluren,

aber in den Sommernächten wird es da droben gar lebendig und unheimlich: Gestalten tauchen aus dem See in luftigen Hüllen empor und tanzen Paar an Paar auf dem Wasserspiegel bei Gesang und Musikklang, welchen der Wind manchmal bis zum Horn (ein Berg) hinaufweht; in die Schachte der Bergwerke schreiten Knappen mit dem Grubenlichte in der Hand und graben und hämmern am funkelnden Gesteine, dort dengeln bleiche Jünglinge die Sensen auf einem Stein, dort im Moose mähen blutlose Dirnen das Geröhricht ab; eine goldene Kugel rollt auf einer langen Bahn auf 9 Kegel, welche ebenfalls vom reinsten Golde sind und welche man bei hellen Tagen im Wasser erblicken, aber nicht heraufziehen kann. So spukt und bewegt sich die verdammte Geisterwelt und zeigt gleißendes Gold. Erst wenn die geweihte Glocke in Villanders zum Gebete läutet, wird alles gelähmt und stumm, dumpf rauschen die Wellen am See und mit einem Weheruf ist Alles verschwunden.

Diese Sage hat ungemein viel Verwandtschaft mit der von den Moorjungfrauen auf dem Rhöngebirge in Baiern; auch dort weite Sumpfstrecken; auch dort in Folge gottlosen Lebens versunkene Dörfer; auch dort zur Nachtzeit tanzende Paare.

376.

Frau und Kinder im Berge.

Zwei Hirten nahmen einst auf Guffbreit, einer Anhöhe der Latzfonseralpe, ihr Mittagessen ein, welches aus frischgemolkener Milch von drei Ziegen und Brod bestand. Während sie gemüthlich speiseten, vernahmen sie mit Einem Male Stimmen vieler Kinder gar wunderlicher Art, so daß sie dieß Getöne fast für den Gesang saliger Fräulein hielten; allein sie sahen nichts weit umher und die Stimmen konnten auch von keinem bewohnten Orte auf diese Alpenhöhen heraufgedrungen sein, die viele Stunden von Menschenwoh-

nungen entfernt lagen. Die zwei Hirtenknaben standen daher auf und näherten sich dem Orte, von dem die Stimmen kamen, und da hörten sie dieselben in der Tiefe des Berges durch einen Spalt, aber nicht mehr wie von Kindern, sondern die einer Frau, welche also sagte: Wartet nur, bis die Hirten fort sind, dann wollen wir heimlich hingehen und die Brosamen mitsammen essen. Daraufhin eilten die Hirten an ihren Platz zurück, verzehrten geschwind ihr Mittagessen, melkten alsogleich drei Ziegen, gaben Brod in die Milch, ließen Alles stehen, damit die Kinderlein zu essen fänden und entfernten sich.

Wie sie später zurückkamen, fanden die Hirten Alles aufgezehrt, und wie sie die hölzerne Schüssel, worin zu essen gewesen war, betrachteten, da erschracken sie fast ob dem was sie sahen: die Schüssel war voll der schönsten Goldstücke. Dieses Ereigniß erzählten sie zwei andern Hirten, welche ein Gleiches versuchen wollten. Das waren aber zwei eigennützige und habsüchtige Buben, auch wild und nicht fromm und brav wie jene beiden Hirtenknaben. Diese zwei habsüchtigen Hirten begaben sich auf den gleichen Platz bei Guffbreit, verzehrten ihr Mittagessen, ließen eine Schüssel voll Milch mit Brot stehen und entfernten sich. Nachdem sie wieder zurückgekommen waren, fanden sie die Schüssel leer, aber statt glänzenden Goldes, war sie mit Ziegenpöbelen (Ziegenlorbeer) angefüllt.

Die Sage deutet aber offenbar eines Theils nach der Perchtl mit ihrem Kinderheere hin, anderen Theils nach jener Sage vom Vöraner Fangg, der die Gesinnung eines Hirten erprobte *).

377.

Der Stier zu St. Valentin.

Auf der Stelle des durch ein Gottesgericht zerstörten Kastelrutt hatten sich längst hohe Schutthügel gebildet. Auf einem dieser Hügel begann einst ein Stier zu wühlen und wühlte unaufhörlich einen ganzen Tag lang. Als man in der Vertiefung, die durch das Wühlen des Stiers entstanden war, näher nachsah, ward das

*) Siehe Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. 48, S. 119 u. 120.

Oehr einer großen Glocke entdeckt. Man erhob dieselbe und hing sie in der Kirche zu St. Valentin auf. Noch immer führt die Glocke den Namen: „Der Stier zu St. Valentin," wenn sie denselben auch nur aus dem Munde des Volkes und nicht aus dem des Priesters bei ihrer Taufe empfing. Sie wird von den Hexen sehr gehaßt und gefürchtet, denn ihr Schall vertreibt die bösen Wetter, welche das Hexengeschmeiß so gern erregt.

Zu Latzfons, höher hinauf und rechts im Thale der Eisack, ist folgende Glockensage allgemein: Als man vor alten Zeiten die schöne und große Glocke von St. Pauls nach Kastelrutt führen wollte und dieselbe trotz angespannter 40 Ochsenpaare nicht von der Stelle bringen konnte, fing sie plötzlich zu reden an und sprach:

Maria Anna hoaß i,
Alle Wetter woaß i,
Alle Wetter vertreib i
Und zu St. Pauls bleib i.

Und da ist sie auch alldort verblieben!

378.

Die Maulrappen.

Unweit Kastelrutt mündet das Grödenthal in das Thal der Eisack aus. Im hintersten Theil dieses Thales liegt die Gemeinde Wolkenstein mit den Resten der gleichnamigen Burg in Mitte einer schauerlichen Felsenwand und einer Umgebung, die einem öden, unwegsamen Felsenpasse gleicht. Dort geht die Sage, daß zur Nachtszeit im Mondenschein oft haarige Köpfe mit bärtigen Fratzengesichtern aus den Ruinenlöchern lungern, welche mit dem Maul allerlei Grimmassen schneiden, so daß keiner sich zum zweiten Mal hinaufzusehen getraute, der einmal den Spuk gesehen. Auch sprangen manchmal in finstern Nächten feurige Reiter herab ins Thal und wieder zurück, wobei der Wind stürmend und sausend ward und die Reiter in wilder Fahrt mit Jagdlärm vorbeigalloppirten und Niemand auswichen. Vor Alters hieß man diese Geister „die Maulrappen." Vor mehreren Jahren zerbrach sich ein Sagenforscher lange den Kopf in superkluger Gelahrtheit ob Maulrappen nicht ein verdorbenes „Maulaffen" sein dürfte oder ob das

Wort nicht aus der Zusammensetzung von den Maulverdrehungen und den auf Rappen sitzenden Geistern (also von den beiden gespenstigen Erscheinungsformen) herrühre. Es war aber nichts mit sothaner Diftelei.

Burg Wolkenstein gehörte einem Geschlechte edler Herrn, welches den Namen „Maulrappen" führte, und nach diesen kamen die von Villanders in den Besitz der Burg, die nun ihren Namen ablegten und sich von Wolkenstein nannten. Der Namensnachhall der ursprünglichen Besitzer blieb nur an den Phantomen einer schauerlichen Mähr hängen und haften.

379.

Der Werth des Vergeltsgott.

In Eggenthal war eine Bäuerin und diese Bäuerin hielt die Schweine besser als ihre Dienstleute; den Armen gar vergönnte sie nichts. Die Küchenmagd steckte den armen Leuten, die sie herbeibestellte, Eßwaaren durch den Ausguß hinaus; das that sie heimlicher Weise und mit solchen Dingen nur, die man ohne Sünde kaum den Schweinen geben, oder in die Dünggrube schütten durfte.

Die Vergeltsgott der armen Leute schenkte sie der Bäuerin. Die Bäuerin erkrankte, richtete sich christlich zum Tode und starb. Als man die Leiche aus dem Hause tragen wollte, brachte man sie auf keine Weise durch die Hausthüre; auf den Rath der Küchenmagd versuchte man es, sie durch den Ausguß hinaus zu stecken und siehe! o Wunder! es ging.

Die geschenkten Vergeltsgott haben ihr geholfen. Nun bekannte die Küchenmagd Alles.

380.

Das Hexenbüchlein.

Zwei Bauern in Eggenthal besaßen ein Hexenbüchlein. Damit beschworen sie in der Gassermühle, die an einem unheimlichen Orte in einem tiefen Thalkessel mit Felsen und Wald umgeben baut ist, den Teufel, damit er ihnen Geld bringe. Er kam, achte ihnen Geld, wollte aber einen der zwei Bauern holen.

Digitized by Google

Drei Tage hatten sie Bedenkzeit. Den Teufel brachten sie nicht mehr fort, obwohl sie in solchen Umständen wieder ihre Gesinnung geändert hatten und des Teufels sammt dem Gelde ledig werden wollten. Endlich zuletzt (vermuthlich nach drei Tagen) brachten sie ihn auf die Weise zum Weichen, daß sie die gelesene Stelle wieder rückwärts lasen.

So brachten sie ihn zum Weichen, doch gings dabei nicht glimpflich zu. Beide fielen in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich kamen, lagen sie an allen Gliedern zerschlagen außer der Mühle und alle Blätter des Hexenbüchleins lagen zerstreut und zerrissen im Hofe und auf dem Mist umher.

381.

Zigeunergeld wuselt.

Zum Unterwirth in Eggenthal kamen vor vielen Jahren öfters Zigeuner. Auf dem Heustock machten sie Feuer ohne Schaden zu thun; der Wirth ließ sie gewähren. Einmal zehrten sie mehr im Wirthshause. Auf Anfragen, was sie schuldig seien, bestimmte er ihnen eine geringe Summe. Sie zahlten und gingen. Kaum waren sie fort, da fing ihr auf den Tisch hingelegtes Geld zu wuseln (sich zu bewegen) an, als wäre es flüßig. Kaum ersah das der Wirth, so nahm er's und legte es in ein Weihwassergeschirr.

Hätte er es nicht gethan, so hätten es die Zigeuner wieder bekommen.

382.

Der letzte Boyneburger.

Die Gegenden von Missian und St. Pauls, und Eppan sind übersäet von Schloßruinen, so auch Boyneburg, in dessen Hofraum ein tiefes Loch hinabgeht, welchem Jedermann aus dem Wege geht. Der letzte Besitzer dieses Zweiges war Reinbrecht von Boyneburg, ein düsterer, wilder Geselle, aber auch ein todesmuthiger Kriegsheld, heftig und grausam. Er trug weit herum von den Rittern und Edeln das schwerste und größte Schwert, und sein starker Arm hob Jeden aus dem Sattel. Als Vasall der

mächtigen Eppaner, der Beherrscher vom untern Etschthal, deren Burg nicht weit von jener der Boyneburger stand, war er zugleich deren treuester Freund und Kampfgenosse, aber auch im Raufen und Saufen. Das Freundschaftsband gestaltete sich endlich zu einem brüderlichen Verhältniß, seit der Boyneburger im Kampfe des Eppaners mit dem Grafen von Tirol und dem Bischof von Trient wesentliche Dienste geleistet. Zur Erhaltung der Brüderlichkeit paßten sie in ihrem Charakter vollkommen zusammen: Uebermüthig, leidenschaftlich, unüberwindlich: daß aber der Boyneburger den Eppaner noch öfter besuchte, galt vielmehr der schönen Tochter des Eppaners, Adelheid, einer frommen Engelsseele. Er suchte ihr zu nahen, aber sobald sie ihn in der Nähe erblickte, erzitterte sie, floh vor ihm, und verbarg sich vor dem wilden Ritter. Doch er wußte sich das Jawort vom Eppaner, ihrem Vater, zu verschaffen, und wenn dieser auf etwas bestand, so mußte es geschehen. Daher ward trotz Weinen und Bitten der Tochter nach drei Tagen die Trauung bestimmt. Wohl wurde die Katharinenkapelle reich und herrlich verziert und die Trauung in Gegenwart zahlreicher Gäste vollzogen. Demüthig ergeben und folgsam dem barschen Wesen ihres Gemahls kam sie ihm liebreich entgegen — nur manche Thränen sprachen es aus, daß sie nicht glücklich sei. So war es auch wirklich. Unglücklich lebte sie fast ein Jahr, als Adelaide an einem schönen Frühlingsabende dicht verschleiert ins nahe Kastanienwäldchen wanderte, vor einem Christuskreuze weinend niederknieete, um Sinnesänderung für ihren Mann bat und es dann demüthig küßte. Aber da sprang plötzlich der Ritter hervor, erfaßte sie bei den Haaren, schrie: „Ich dulde keinen andern neben mir, auch nicht den Erlöser." Siehe, Adelheid ertrug die Mißhandlungen mit Geduld, ein Stoß des Wilden aber genügte, daß sie zu Boden stürzte und — die Dulderin war todt, eine geknickte Lilie lag im Waldesdunkel. Ritter Boyneburg war wie vom Donner gerührt, er stand lange vor der Leiche, er stand noch bewegungslos, als vom nahen Katharinenkirchlein die neunte Abendstunde verkündet wurde, und blieb stehen, als man sein Opfer von dannen trug. Die Unglückliche ward in die Gruft gelegt, ihr Vater, der Eppaner schleuderte einen furchtbaren Fluch auf seinen Freund und Eidam und verschloß sich für immer. Dieser aber zog wahnsinnig und rasend

in den Bergschluchten herum, ließ sich Haare und Bart bis über den halben Leib wachsen und konnte keinen Trost und keine Heilung finden. Einst sah man den wahnsinnigen Ritter auf jenem Felsen sitzen, wo man nach der Katharinenkapelle hinüberschauen konnte, und wo er zeitweilig zu sitzen pflegte.

Und Jedermann, der ihn sah, entsetzte sich ob der wilden bärtigen Gestalt und ging ihm aus dem Wege; nachdem er aber am zweiten, dritten und vierten Tag auch noch unbeweglich am Felsen saß, wurde es klar, daß er, wie es auch war, todt sei. Das Scheusal wurde hinabgeworfen in jenes finstere Loch im Burghofe, damit es dem giftigen Gewürm zur Speise werde.

Das Gottesgericht aber fiel schwer auf den Frevler. Ruhelos wandert sein Geist in den Finsternissen, um Mitternacht entsteigt der Boyneburger seiner verfluchten Höhle, in ein Leichentuch gehüllt, und schreitet zur Katharinenkapelle, steigt in die Gruft seiner Gattin und heult und seufzt, daß es ein Jammer ist. So sei es einst gewesen, ob es jetzt noch sei, kann niemand sagen, denn die Umwohner vermeiden es bei Nachtszeit in dieser Ruine zu verweilen und fürchten das Begegnen des spukenden, letzten Boyneburgers.

383.

Der Karfunkelstein des Nörggleins.

Oberhalb Leifers an der Poststraße nach Italien, am linken Etschufer, führt ein Bergweg ins Brantenthal, aus dem der Brantenbach sein wildes Wasser ergießt. Gleich beim Eingang in dieses Thal am rechten Ufer des Baches erblickt man noch die zahlreichen Trümmer der ehemaligen Burg Lichtenstein.

Bevor diese Burg so hieß, ritt einst einer ihrer Besitzer, Peter mit Namen, diesen Weg entlang, als ihm ein winziges Männlein den Pfad vertrat und flehentlich eine Gabe heischte. Mit rauhen Worten wollte der Diener das Männlein von dannen scheuchen, aber der Gebieter, menschenfreundlicher gesinnt, als der Diener, wie nicht selten der Fall ist, gebot Jenem zu schweigen und vielmehr dem Männlein eine Gabe zu reichen, sei es Geld oder Brot und Wein. Da zog das Männlein aus seiner schmutzigen Tasche seines armseligen Gewandes einen herrlich strahlenden

den Erdboden hinein versunken, verschwunden. Das Männlein war ein Nörggl gewesen. Der Ritter bewahrte sorgsam den Karfunkel, ließ ihn in Gold fassen und setzte ihn mitten in sein Wappenschild. Herrlich blühte sein Geschlecht empor, gewann reiche Besitzungen zwischen Vorarlberg, Graubünden und St. Gallen, die Herren von Lichtenstein wurden zu Reichsgrafen und endlich in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben, und noch bis heute führt das hohe Geschlecht als Herzschild in seinem quadrirten Fürstenwappen von Gold über Roth quergetheilt das Andenken an den lichten Karfunkelstein des dankbaren Nörggleins.

384.

Die Wunderdoktoren.

Auch im Etschland und vorzugsweise über Eppan und Kaltern hinauf stehen die Viehdoktoren oftmals als Wunderthäter und Zauberer in hohem Ansehen, und das Volk trägt sich mit allerlei Meinungen über dieselben, die es sich auch keineswegs ausreden läßt. Die meisten dieser Doktoren sollen es mit dem Bösen halten. Sie durften in Folge solchen Bündnisses niemals die geweihte Erde eines Gottesackers betreten, denn sobald einer solches dennoch thue, so falle er um und sterbe jähen Todes. Auch erscheinen sie, wenn sie verstorben sind, ihren früheren Kunden oft noch als Geister und rumoren und spuken noch jahrelang in ihren Häusern. Wer aber eine solche Erscheinung sieht, darf nicht das leiseste Wörtlein sprechen, sonst hat er sich seines Lebens zu befahren. Am meisten werden von den Geistern diejenigen Kunden geplagt, die dem Wundermann im Leben etwas schuldig geblieben sind oder ihnen dadurch mißliebig wurden, daß sie zu einem andern Arzte ihre Zuflucht nahmen. Da ist es fürwahr wirklich gut, daß viele Aerzte keine Wunderdoktoren sind.

ein außerordentlich schöner Wurm; der führte in seinem Munde ein goldenes Schlüsselchen. Wurde er aber von einem Menschen erblickt, so ringelte er sich rasch dem Schlosse zu und verschwand in den Spalten und Klüften des zertrümmerten Gemäuers. Dieser Wurm wird für einen Schatzhüter gehalten; denn im ganzen Oberetschgebiete gegen Eppan und Kaltern hin ist der Volksglaube stark lebendig, daß viele Schätze in den zahlreichen Burgtrümmern jener Gegend verborgen liegen und daß jeder einzelne Schatz seinen Hüter habe, der sich als Wurm oder Schlange zeige, oder auch nur als rothes oder blaues Licht, bis entweder frühere Sünden abgebüßt oder die Schätze von berufenen Händen gehoben seien.

386.

Der Teufel auf Gleif.

In der Umgegend von Eppan sind Teufelsspukgeschichten eine Menge vorhanden, welche mit den Rittern und Edelleuten, deren Schlösser und Ruinen so malerisch die Landschaft zieren, die aber in Saus und Braus gelebt, böse abrechnen. Auf dem Kalvarienberge ob Eppan — „Gleif" genannt — mit der wunderschönen Aussicht (in dessen Nähe die Ansitze: „Gleifheim" und „Englar" stehen), zeigt man etwa 100 Schritte hinter demselben einen sonderbaren Porphyrfelsen, der die Form von einem modischen Lehnsessel hat und bis auf die Jetztzeit von Moos und Flechten frei blieb, während alle andern Gesteine rings von solchen Pflanzen überwuchert sind. Nur müßigen Händen und dem Zahne der Zeit ist es gelungen, an dem Porphyrsessel Manches zu zerstören. Einst machte der Teufel um Schulthaus die Gegend unsicher und trat einer spät in der Nacht heimkehrenden Dirne in den Weg, er wußte mit listigen Kniffen und Pfiffen sie zu überreden mit ihm zu gehen, was sie auch that. Hierauf schickte er sie um Wein und Brot aus und die leichtsinnige Dirne holte ihm Alles, so wie er befohlen

hatte. Bei diesem Felsen tranken sie und unterhielten sich einige Zeit; als sie jedoch seinem ungestümen Wesen nicht Genüge that, erdrückte er sie am Lehnsitze und so heftig, daß die Eindrücke zur Warnung der jetzigen Bewohner noch zu sehen sind. Das mögen die Dirnlein wohl beherzigen und nicht nächtlicher Weile herumstreifen, denn noch sind die Teufel nicht ausgestorben. Auch beim Blashofe unweit St. Pauls wird in der Nähe des Gottesackers ein Sandstein gezeigt, von dem man ganz dieselbe Sage erzählt.

387.

Der Teufelsritt in Eppan.

An der Kapuzinerstiege zu Eppan, gleich am Eingang in den Raum vor der Kirche, sieht man den Eindruck von einem Hufeisen. Die Sage geht, daß einst der Teufel mit großer Gewalt zu Eppan und dessen Umgegend hauste. Ja er war so keck und vermochte es auch sogar in die geweihten Kirchen einzudringen, und gerieth auch in diese abgelegene Kirche. Da fing der Teufel aber vor Schrecken zu beben an; denn diese Kirche war so heilig und vom Geruch der Heiligkeit der frommen Kapuzinerpaters erfüllt, daß der Teufel alsbald wieder aus dem heiligen Hause entwich; zornvoll aber stampfte er noch mit seinem Pferdehufe, und es drückte sich dessen Hufeisenspur so tief in den Boden ein, daß es noch heute zu sehen ist.

388.

Das böse Hexenwetter.

Ueber St. Pauls und Eppan regnete, blitzte und donnerte es einmal ohne Unterbrechung und drohte wahrlich diesen Theil des Etschthales zu vernichten. Bittgänge und Segnungen waren vergebens. Man kam endlich auf den Gedanken, daß in den pechschwarzen Wolken Hexen säßen, welche gehorsam dem Erzfeinde der Menschheit, die Wetter machten, eine gewöhnliche Anschauung, die damals im Volksaberglauben tief wurzelte.

Und da geschah es, daß man den Untergang dieser Unholden beschloß; es wurden Kugeln und ein sicher treffender Stutzen ge-

weiht. Ein geweihter Arm war bereit beim nächsten Hexenwetter die Luder herabzuschießen. Es dauerte gar nicht lange, so kam ein solches Wetter über die Gegend. Der dortige Geistliche lud das Rohr, murmelte gewisse Gebete und schoß dreimal in die Wolken, worauf alsbald beim dritten Schuß eine schwarze Gestalt den Wolken sich entrang, und wild sich gebärdend unter heftigem Gekrache in der Nähe des Friedhofes zerplatzte und in Staub und Wolken aufging. Gleich darauf wurde die Natur und der Himmel wieder heiter und es wehten wieder milde, gesunde Lüfte.

389.

Der Ablaßzettel.

Zu einem Kaufmanne in Kaltern trat einst ein Männlein in den Laden, hielt einen Zettel mit dem Portiunkula-Ablaß in der Hand und sprach: Nun meine ich, hab ich für mein Seelenheil all mein Lebtage genug gewonnen in diesem Ablaß. Der Kaufmann, der keineswegs zu den Strenggläubigen gehörte, lächelte und scherzte: Was geb ich dir für das Papier. Ist dir's recht, wenn ich dir's mit Gold aufwiege? — Warum nicht? antwortete das Männlein und gab den Ablaßbrief hin; der Kaufmann legte den leichten Zettel in die eine Wagschale und warf in die andere einen Dukaten, vermeinend, das Papier sollte hoch in die Luft fliegen. Aber er hatte sich stark verrechnet, die Wagschale mit seinem Dukaten stieg. Er legte noch einen hinzu, noch einen — 3, — 4, 6, — dem einen hinzu. Der Ablaß sank, — das Gold stieg und der Kaufmann hatte nicht mehr Gold. Da wendete sich sein Herz; er gab dem Männlein alles Gold und seinen Zettel dazu und sprach: Ich glaube nun und will Gott nimmer versuchen. Das Männlein nahm das Gold und verschwand unversehens.

390.

Jagd am Allerseelentage.

Der Allerseelentag gilt zu Kaltern und den umliegenden Ortschaften als besonders trauergeweihter, ausschließlich der Frömmigkeit und den armen Seelen der Abgestorbenen im Fegfeuer zu

verdienstvollen Handlungen geweihter Tag. Ein Jäger ging am Allerseelentag anstatt in die Kirche auf die Jagd, wo sich ihm, als er auf seinem Posten angelangt war, trotz langen Irrens kein Hase zeigen wollte; er bestieg nun, um seine Spur zu verbergen, einen Baum in der Nähe von Montiggl und war gesonnen von diesem herab die kommenden Hasen zu erlegen. Aber auch jetzt zeigte sich ihm kein Hase, obgleich es der wildreichste Boden war. Der Jäger dachte endlich nach und machte sich Vorwürfe, daß er an einem solchen Tage jagen gegangen und wurde darüber sehr nachdenklich. Doch blieb er bis gegen Abend auf dem Baume sitzen. Mit einem Male, als er auf die Erde hinabblickte, sah er mit Staunen am Fuße des Baumes eine Menge Hasen in buntem Gewimmel und mit seltsamen Gebärden herumspringen. Er nahm sein Gewehr, schlug an — doch die Hand zitterte und das sonst verläßliche Gewehr versagte. Jetzt schrie der Jäger aus Leibeskräften um Hilfe und als ein Mensch aus der nächsten Behausung zur Stelle kam, mußte er den entsetzten Jäger mit Mühe vom Baume herabnehmen, und er war fast „g'for'n." Ueber das Wie? und Was? befragt, konnte er nicht Red und Antwort geben — er war stumm. Erst lange Zeit darnach gewann er die Sprache wieder und konnte seinen Freunden das Abenteuer am Allerseelentage erzählen. Uebrigens hatte er genug an diesem Deuter und hat in Zukunft diesen Tag stets als einen heiligen Ruhetag mit ernster Andacht gefeiert.

391.

Ein Mönch rettet die Teufelsbeschwörer.

In einem Wirthshause zu Kaltern saß eine Anzahl wüster Zechgesellen, Studenten, beisammen, die zuletzt auf den Gedanken kamen, den Teufel zu rufen, damit er ihnen Künste lehre, ihnen gleichsam eine Vorlesung halte, wie ein Professor. Die Teufelscitation erfolgt und der Teufel war auch wirklich so gefällig zu erscheinen, was er nicht immer thut, wenn er gerufen wird. Man einigte sich mit ihm, als Honorar jenen Studenten zuzugestehen, der zuletzt aus dem Zechgemache gehen werde; dieß hatte der Teufel ausbedungen; denn Privatissima gratis zu lesen kann man keinem Professor und selbst dem Teufel nicht zumuthen. Darauf

begann das Collegium. Der Teufel lehrte, wie man des Heiligen spottet, das Recht verdreht, mit Menschenleben experimentirend spielt und Gott läugnet. Er lehrte wie man der Unvernunft Tempel baut, dem Meuchelmorde Hymnen singt und Musik macht, die Werke edler und hoher Geister in den Staub zieht und die eigenen bleiernen Machwerke vergoldet und sie glänzen läßt. Er lehrte wie man auf dem Mantel fährt und ihn nach dem Winde dreht, wie man Prinzen zu Tyrannen erzieht, und große Talente geistig niederdrückt, wie man der Sitte Hohn spricht, und endlich wie man alle Kunst und alles Kunststreben mit roher Teufelsfaust vernichtet, welches letztere Kritik genannt wird. Die Studenten lernten sehr viel in dieser Einen Stunde; aber sie waren undankbar, sie meinten diese Künste taugen nichts, sie müßten mehr lernen und erbaten vom Teufel ein zweites Collegium in der nächsten Nacht und dann solle er seinen Lohn doppelt haben. Der Teufel nimmt auch lieber zwei Vögel auf Einen Schuß und ging darauf ein. Mittlerweile theilten sich Jene einem Mönch mit und dieser verhieß ihnen, daß Alle frei ausgehen sollten. In der zweiten Nacht lehrte der Teufel weiter. Er las über die Vortheile der Lüge und des Meineides, über das Behagen, welches ein Richter bei ungerechtem Urtheil und Geschworne empfinden, wenn durch ihren Spruch, auf irrige und falsche Anklagen hin, Unschuldige verurtheilt worden sind, über den Nutzen völlig Gesunde in Irrenhäusern einzusperren und ihre Güter zu verwalten, über den Segen der Volksherrschaft, wenn Alle gebieten und Keines gehorchen will; über die politische Freiheit mit dem „ch" und ohne „i", über die Glorifikation aller Fleischeslüste und des Selbstgottseins der Menschennatur, gegenüber dem Scheinen einer erträumten Gottheit. — Solches Collegium schmeckte. Wie es aber zu Ende kam und der Teufel sich zwei Zuhörer packen wollte, trat ihm ein Mönch mit dem Skapulier und Brevier entgegen, ließ die Studenten hinter sich alle zur Thür hinausschlüpfen und ging dann rücklings ebenfalls hinaus. Der Teufel aber hielt sich vor dem Geruch der Heiligkeit des Mönchs die Nase zu und that vor Wuth einen Bockssprung, bis hinauf zur Decke, wo er sich fast die Hörner einstieß.

392.

Der Geist zu Weißenstein.

Einst gingen zwei Leute nach der Wallfahrt zu Weißenstein, ziemlich weit links dem Etschthale auf dem Mittelgebirge gelegen. Sie hörten dort, wie üblich, ein Paar heilige Messen und gingen dann nach den Trümmern einer ehemaligen Einsiedelei. Dort nahmen sie eine hohe Felswand wahr, an welcher eine Stiege von zwölf glatt gehauenen Steinen niederführte, wo sich eine in den Fels gebrochene Nische zeigte. In dieser Nische schien wahrhaftig auf einer Steinbank der alte vorheimische Einsiedler selbst zu sitzen, nur trug die Gestalt, die da drunten kauerte, kein Eremitengewand, sondern erschien im schwarzen breitkrämpigen Hut, im Lodenhemd, kurzen Beinkleidern, grauen Wollenstrümpfen, in sich gebeugt, die gefalteten Hände auf dem Schooße ruhend und in die dicht vor ihm aufgähnende schwarze Tiefe hinabstarrend. Stets und stets blieb diese Erscheinung unbeweglich. Da kam die beiden Wallfahrer ein Grauen an und sie verließen den unheimlichen Ort. Als sie einem bejahrten Manne ihr Abenteuer erzählten, sprach dieser: „Ei! da hättet ihr eine arme Seele erretten können, hättet ihr das Männlein nur getrost angesprochen.“ Nach einiger Zeit gingen die beiden Freunde abermals nach Weißenstein, festen Entschlusses, wo möglich die arme Seele zu erlösen, falls in dem Männlein eine solche wohne, und diese sich wieder zeige. Allein sie fanden nicht nur kein Männlein wieder, sondern auch zu ihrer großen Verwunderung weder zwölf Stufen, noch eine Vertiefung, noch eine Felsennische, noch eine Steinbank — von Allem diesen gar nichts, wie sehr sie auch rundum suchten. Die gute Stunde war unwiederbringlich dahin.

393.

Die drei schwarzen Ritter.

Auf einem Bergvorsprung an der Straße, welche vom Etschthal ins Fleimserthal führt, steht kaum eine Stunde von Neumarkt das Dorf Montan, etwas ob demselben das Schloß Enn, einst ein römisches Kastell zum Schutze der nahen Mansion Endide, später

eine Burg der Herren von Enn, sehr rauflustiger und unruhiger Ritter, die zu Ende des elften Jahrhunderts meuchelmörderisch den Grafen Heinrich von Eppan, der auf dem Schlosse Eschenloh im Ultenthale wohnte, ermordeten. Obgleich sie den Mord mit Goldbuße sühnten, und Friedrich von Wangen, der Bischof von Trient, sie später mit ihren eingezogenen Gütern wieder belehnte, so müssen doch die Meuchler noch jetzt gespenstig umgehen und können nie Ruhe und Sühne finden. Es sind der Geister drei, die als schwarze Ritter in den äußern Räumen herumirren; dann hört man auch das Seufzen eingemauerter Gefangener und in der Folterkammer ein Gewinsel. Hierauf steigen die verdammten Ritter in die Folterkammer hinunter und dann wird alles ruhig und todtenstille — der Spuk ist zu Ende.

394.

Die Blumenmalerin.

Die reizende Tochter eines Ritters von Caldres am Nonsberge, wälsch Val de Non, erging sich oft auf dem Gebirge, um seltene und besonders schön blühende Blumen zu suchen, welche sie treu abzuzeichnen und zu malen verstand. Dabei verstieg sie sich aber einstmals so in Felsenklippen, daß sie nicht zurück konnte und in Lebensgefahr gerieth. Ein junger Bursche, der Sohn eines Bauers, wurde ihr Retter; sie dankte ihm lebhaft und sah ihm tief in die treuherzigen Augen, er gefiel ihr, sie ihm nicht minder und rasch schloß sich ein Bündniß der Herzen. Die Ritterstochter war ohne Arg und glaubte, sie würde ohne Hinderniß den Bauernsohn heirathen dürfen. Daran und an eine Einwilligung ihres Vaters war gar nicht zu denken. Der Ritter zürnte auf das heftigste, als sie ihm ihre Liebe zu dem Jüngling von nicht adeliger Herkunft gestand, und da sie fest dabei blieb, so sperrte der Vater sie in ein getäfeltes Thurmgemach hoch oben unterm Dach, das sie lebend nicht mehr verließ. Sie brachte ihre Zeit damit hin, daß sie alle Wände ihres Kerkerzimmers ganz zierlich mit Blumen bemalte, doch nach Jahr und Tag erlag sie ihrem Liebesgram, man fand sie in ihrem Gefängniß und es war anzusehen, als ruhe eine Selige auf einem Bette voll Blumen. Auch später hat man sie am Tage

darin gespenstig erblickt, sie auch seufzen gehört und Nachts durch das kleine Fensterlein des Gemaches Lichtschimmer wahrgenommen, in welches seit ihrem Tode keine lebende Seele kam. Der harte Vater ist nie wieder fröhlich geworden und bald auch zu seinen Vätern heimgegangen. Wenn ein Wanderer recht viel Vertrauen denen einflößt, die jetzt noch den erhaltenen Theil der Burg bewohnen, kann es kommen, daß man ihn die hohen Stiegen emporführt, ihm hoch unter dem Dach die kleine, blumenbemalte Kammer zeigt und auf eine entblätterte Rose, in deren Herz ein Wurm frißt, aufmerksam macht. Das war die letzte Blume, die sie sterbenskrank noch malte, — sie selbst nannte man die Rose von Caldres.

395.

Klingeln und Ringeln im Fels.

Zwischen Salurn und Buchholz gibt es der Felsen und Felswände viele, so daß sogar eine solche felsreiche Oertlichkeit vorzugsweise „im Stoanreich" genannt wird. In einem dieser Felsen des sogenannten Stoanreiches geht nun eine große Kluft tief hinein und drinnen hört man beständig ein Klingeln und Ringeln.

Die Leute sagen, das komme her von eitel großen, schwarzen Schlangen, die drinnen sich aufhielten, niemals an das Tageslicht kämen, und nach deren näherer Forschung niemand ein Verlangen trägt.

396.

Der Hahnschrei.

Eine allgemein verbreitete und überaus heimische Teufelssage wiederholt sich auch in Trient.

Ein reicher und vornehmer Herr daselbst erbaute einen Palast und wünschte diesen in der allerkürzesten Zeit vollendet zu haben.

Da stellte sich ihm der Teufel als Baumeister dar und versprach dem Bauherrn den Palast in einer Nacht zu vollenden, doch fügte er die Bedingung hinzu, wenn vor dem Hahnkrähen Alles vollendet sein würde, so solle ihm des Bauherrn Seele ge-

gen ein Uhr nach Mitternacht schon fast Alles fertig war bis auf ein weniges, lief er verzweifelnd herum und weckte durch sein Gestöhn die Magd auf. Diese, als sie das übernatürliche Zauberwerk sah und die Bestürzung ihres sonst guten Herrn wahrnahm, sprach ihm Muth ein, lief sogleich in die Küche, schüttete eine Tazze voll Wasser auf den schlafenden Haushahn, der geschreckt aufsprang und aus vollem Halse sein Kikeriki! schrie und so oft wiederholte, daß es durch alle Zimmer helllaut hilderte. Und weil der Hahn vor Beendigung des Baues schrie, war die Seele des Herrn auch gerettet und der Teufel war betrogen. Dieser ergrimmte aber so sehr, als er bei solchen, ihm schon häufig auch bei Deutschtirolern wiederfahrenen Anlässen zu ergrimmen pflegte, er faßte den unschuldigen Hahn und fuhr mit ihm durch die Wand hinaus. Das Loch darin können noch heut die Neugierigen sehen, die in Trient diesen Prachtbau, welcher Teufelspalast genannt wird, besuchen wollen. Man sagt, daß der Palazzo Tabarelli dieser Teufelspalast sei, andere hinwieder bezeichnen als solchen den Palazzo Saluzzo.

397.

Die Teufelsorgel.

Die Sage geht, daß die schöne Orgel in der Kirche Santa Maria Maggiore, in welcher das berühmte Trientiner Concilium gehalten wurde, nur mit Hülfe des Teufels von ihrem Erbauer habe vollendet werden können, zugleich aber auch, daß die Trientiner den eigentlichen Werkmeister geblendet haben, wie die Straßburger mit dem Schöpfer ihres künstlichen Uhrwerkes, Hobrecht, gethan, damit derselbe kein zweites und der Trientiner auch nicht wieder eine so herrliche Orgel erbaue. Aber wie jener Hobrecht dadurch gerächt wurde, daß das Uhrwerk plötzlich ins Stocken gerieth und keine Stunde mehr schlug, so schlug hier ein Blitz in das Orgelwerk und zerstörte es auf lange Zeit in den besten Theilen.

Alpenburg, Sagen Tirols.

398.

Schatz auf dem Dos-Trento.

Der Dos-Trento, ein merkwürdiger Hügel aus einem Felsenstücke, wie ein Brotlaib geformt, scheint aus der Thalebene bei Trient aus dem Boden gewachsen zu sein. Darauf stand einst eine Burg der Hetrusker, später ein Kastell mit Römerbesatzung, noch später ein erneuertes Schloß der Gothen, welches endlich die Zeit in einen Schutthaufen verwandelte. Nach Jahrhunderten bauten sich die Bischöfe von Trient ein Sommerhaus hinauf, und nun ist es ein Schatzhügel von den merkwürdigsten Alterthümern aller Zeiten. Im vorigen Jahrhunderte hieß man den Dos-Trento den „Franzosenbühel,“ weil diese Kuppe stets ein fester und wichtiger, strategischer Punkt war. Jetzt meint man, daß droben viel Geld und Geldeswerth verborgen sei.

Unter diesem Hügel liegt ein einsames Dörflein Piè di Castello, und in diesem kleinen Dörflein lebte eine arme Dirne, welche ihrer Mutter Kühepaar täglich auf den Schloßberg trieb und bis spät in die Nacht dort verblieb. Einmal übermannte der Schlaf die Hüterin dermaßen, daß sie auf dem Dos-Trento fest fortschlief und, als sie am Morgen aufwachte, einen Haufen Kohlen neben sich liegen sah, die sie früher gar nicht beachtet hatte; sie war froh ihrer Mutter einige derselben in der Schürze heimtragen zu können. Als die brave Tochter heim kam schüttete sie die Kohlen hinter den Herd und sagte zur Mutter, sie solle Platz machen für die andern Kohlen, welche sie noch bringen werde und ging hinauf auf den Hügel dieselben zu holen. Aber die Kohlen waren alle verschwunden, nicht einmal Kohlenstaub ließ sich finden, und noch mehr staunen mußte sie als sie sah, wie ihre Mutter nachgelaufen kam, hastig um den Ort fragte, wo die Kohlen lagen, weil, weil — weil, sagte die Alte, jene Schürze voll Kohlen sich zu einem ansehnlichen Häufchen glänzender Silberlinge verwandelt hätten.

Der Schatz war verschwunden und vergebens bemühen sich jetzt noch manche Leute ihn zu finden, oder doch wenigstens ihn blühen zu sehen.

399.

Der Garten Abrahams.

Zwischen der Landschaft Judicarien (Quiedi curiae) und der Landgemeinde Limone, ist auf dem Grenzrücken ein herrliches Alpen- und Waldgefilde ausgebreitet, darauf nicht nur die köstlichsten Nutz-, Heil- und Futterkräuter wachsen, sondern überhaupt eine Alpenflora sproßt, die des Pflanzenforschers Herz mit Wonne erfüllt. Das ist der Garten Abrahams, il giardino d' Abraham. Auf demselben glücklichen Bezirk springt eine Quelle, deren Umgebung Abrahams Küchengarten, Orto d' Abraham, heißt. Mag mancher Ortolan daselbst sich fett speisen! Die Volksmeinung geht dahin, der Urstock des überaus herrlichen Wassers dieser Quelle sei in den Schweizeralpen befindlich und ströme durch unterirdische Kanäle, erst hier zu Tage kommend, um das südliche Tiroleralpenland zu erfrischen.

So viel darf geglaubt werden, daß der Erzvater Abraham, hätte er diesen seinen Grundbesitz mit eigenen Augen gesehen und von diesem seinem Quellbrunnen getrunken, wohl nicht nach Aegyptenland gezogen wäre.

400.

Die Fischotter.

Ehe noch die Gegend um Primiero von Menschen bewohnt war, bedeckte das ganze Thal ein großer See, an dessen Ufer kein anderes warmblütiges Wesen hauste als eine Fischotter. In dieser wohnte aber ein seltener Naturtrieb; sie grub und grub fortwährend und unermüdlich unter dem Wasser einen tiefen engen Graben, in diesen drang das Wasser immer nach und endlich kam die Otter weit von ihrem Wohnort in einem Thale heraus und das ganze Wasser strömte aus und der ganze See lief allmälig ab, erweiterte auch von selbst den Durchgang und die Mündung. In Jahresfrist lag das Thal mit frischem Wiesengrün und herrlichen Weiden da.

Gar bald kamen Menschen, die sich zuerst hier anbauten und weil sie das thaten, nannten sie auch ihren jungen Ort Primiero,

d. h. so viel als: Ursprung, Erstling, erster Anbau, und dann nahmen sie zu dankbarer Erinnerung die Fischotter in ihr Gemeindewappen auf und führen dasselbe noch bis zum heutigen Tag.

401.

Die weiße Frau auf Madruzz.

Unter dem Dorfe Madruzz im Sarkathale erheben sich die Trümmer der gleichnamigen, einst prachtvollen Bergveste auf einem felsigen Hügel. Vernachlässigt und zerstört liegen diese Reste der Ahnenwiege eines geschichtlich berühmten Geschlechtes vor Augen.

Man verkaufte die Quader des Bergschlosses, um drunten im Thale armselige Wohnungen und Stallungen davon zu bauen. Der Letzte des Geschlechtes deren von Madruzz hieß Karl Emanuel, war Bischof von Trient und wünschte sehr seinen alten, berühmten Stamm nicht mit sich aussterben zu sehen. Mit schweren Geldopfern erkaufte er sich in Rom die Entbindung von der geistlichen Würde, die man aber mit der Bedingniß einer standgemäßen Verbindung verband. Der Erzbischof liebte aber herzens- und nicht standesgemäß und lebte mit seiner Gemahlin, einer gebornen Ponticella, in dem reizend gelegenen Schlosse Toblino am See gleichen Namens. Aber man weiß nicht, durch was bewogen, überfielen einmal die eigenen Geschwister des liebenden Weibes zur Nachtszeit das unbewachte Schloß, entführten ihm die Angehörige und stürzten sie in den See. Noch bis heute heißt die nach dem See führende Schloßpforte nach jener dunklen That: la Porta di Ponticella und nicht minder verewigt eine Straße in Trient: Contrada di Ponticella das Andenken jener Unglücklichen, die um hohe und schöne Liebe so grausam büßen mußte. Ihr Geist spukt aber noch im Schlosse Madruzz, sie ist dessen weiße Frau geworden und erscheint stets, wenn der Familie oder dem Besitzer wichtige Ereignisse bevorstehen.

Anhang.

Ueber den Haselwurm.

Halbmythische Würmer spielen in der tirolischen Sagenwelt die Hauptrolle und von diesen der „Haselwurm," welcher auch bisweilen weißer Wurm, Wurbl (Wurmb), Murbl, Paradeiswurm, Paradeisschlange oder Wurm der Erkenntniß genannt wird. Bis jetzt ist es den Forschern noch nicht gelungen über des Haselwurms Wesen, Wirken und Gestalt ein genaues Bild zu bekommen. „Auf der Schön," einem Bauernhofe ober der Higna (Higenau) am Reiterberge, dessen Besitzer Thomas Hechenblaikner heißt, ist eine sehr sorgsam aufbewahrte Hausaufschreibung vom Jahre 1661 befindlich, welche von dem Ahnherrn des Thomas, dem Wolfgang Hechenblaikner herrühren soll, von welchem die Sage 47, Seite 39 „der gefrorne Wolfgang" mehreres erzählt und der jetzt noch im Rufe übernatürlicher Wissenschaften im Volksmunde lebt. In dieser Hausaufschreibung befindet sich auf 40 Seiten Quartblättern nebst verschiedenen damal im Brauche gewesenen Heilmitteln und Bannsprüchen auch über den Haselwurm so viel Altes und Neues, daß es als die verläßlichste Quelle angesehen werden kann; daher erlaubt sich der Herausgeber diesen interessanten Gegenstand nach dem Originale zu copiren, welches lautet:

„Eine schöne Wissenschaft vom Haselwurm
oder weiße Natter unter der Haselstaude.

Es ist eine schöne Kunst, daß einer durch verschlossene Thüren mag eingehen ohne alle Müh und Arbeit, und mag wissen alle Namen der Kräuter und zu wemb (was?) sie nutzen und gut sind, und alle Welt muß dich lieben, und vor allem Gefängniß bist du

behütet und magst ledig werden, und mit keinerlei Waffen kannst überwunden werden, und alle Recht magst gewinnen und überwinden.

Sieh nur wie das mag sein: es mag in Wetter, Eisen oder Schloß oder Waffen nicht schaden, und alle deine Feind müssen dir unterthänig sein, und die bösen Geister dergleichen; und bist unsichtbar.

Wo du Haselstauden findest die Mistl *) hat, die grab sammt den Bäumen ganz heraus, und ehe du sie ausgrabst und den Wurm haben willst, was an einem Freitag im Vollmond vor Aufgang der Sonne geschehen muß, sprich (vor der Kreismachung) die Beschwörung:

„Ich beschwör dich reiner Wurm (im Original: „Rainer Wurben") bei Gott dem Vater, bei Gott dem Sohn und bei Gott dem heil. Geist, Amen; daß du nicht weichst von dieser Statt, als bis ich dich von dannen trag."

Sodann macht man drei † darüber. Sodann macht man drei Kreise um die Stauden und fangt zu graben an, ohne ein Wort zu reden. Sobald du den Haselwurm erblickest, so nimm gepulverten „Artoimiossia"**) und wirf viel hinein so er wollte entfliehen, so aber findest du gar eine schöne weiße Natter („weißlannge Natter" im Original), sie ist nicht giftig und auch nicht bös, und windet sich nicht wie eine andere Natter, greif sie nur tröstlich an ohne alle Furcht. Sobald du sie in der Hand hast, dann sprich laut dazu folgende 13 Worte (Absätze):

---

*) Ueber die uralte heilige Mistel berichtet ausführlich Grimms Mythologie 2. Auflage S. 1156 und Simrocks Mythologie S. 90—93. Zingerle's Sitten und Bräuche S. 67 nennt sie ein Herenkraut, in Alpenburgs Mythen und Sagen werden ihr die Eigenschaften der Springwurzel beigelegt und magisches Mittel genannt. Mit Hilfe einer Mistel kann man Schätze heben. Siehe Vernaleken Alpensagen S. 157. Mistel schützt vor Truden. Siehe Vernaleken Mythen und Bräuche S. 271.

**) Artoimoissia ist deutlich zu lesen, obgleich die Schrift wohl schwer zu verstehen ist, weil es im Bauerndialekt geschrieben ist. Es kann wohl nichts anders als gepulverte Artemisa, Beifuß d. h. Artemisia absinthium (Wermuth) sein, jene allgemein zu Beschwörungen und Bann und Zaubereien verwendete Pflanze.

7 8 9 10 11 12

Eso malitu Mür:

13.

Sobald du dieses gesprochen wirst haben, fügt er (der Wurm) si
in alles geduldig und er wird dir alsogleich unterthänig sein. Nun zie
ihm die Haut ab und nimm ihm die Zunge heraus, die Zunge ste
jedoch in die abgezogene Haut und binde alles (Haut und Zung
in ein weißes Tüchl. Dieses dient zum unsichtbar machen. We
man es in der rechten Hand hält, so sieht einem kein Men
ob zu Pferd oder zu Fuß. Wenn man dann eine Thür oder e
Schloß anathmet (anhaucht) so geht es von selbst auf, und ge
wieder zu, wenn du die Haut mit der Zung aus der rechten in d
linke Hand nimmst, bist auch wieder sichtbar.

Nachdem die Haut abgezogen, die Zung herausgerissen
dann schneide die Natter in Stücke, siede sie in einer neuen Pfan
und iß von derselben so viel du kannst: alsobald erkennst du all
Kräuter Natur, und gewissen Reichthum und Gedächtniß. A
Welt ist dir hold, niemand kann dir Feind sein, alle Recht gewinn
du, aller Reichthum fällt dir schlafend zu: man mag dich nic
fahen (man kann dich nicht einfangen), alle bösen Geister müss
fliehen oder dir unterthänig sein. Das Essen der Natter schad
dir nicht.

Keine Kunst ist leichter zu wege zu bringen; und was ein
liest, es sei christlich oder weltlich, das kann er alles auswend
und vergießt es niemal, eben so was er niemal gehört hat, u
was er anfangt, endet glücklich: es ist über die schwarze Kunst.

Keine Haselstauden hat Mistl bevor sie nicht 35 Jahr
geworden ist, den Haselwurm kann man essen zu welcher Z
man will früh oder spat, den vordern oder hintern Theil, d
ist gleich.

Die 13 Wort, eigentlich die 13 Absätz welche in der Forr
mit: abgetheilt sind kann niemand erklären welche Sprach sie si
und was sie bedeuten, man hat daher einmal den Teufl selbst g
bannt um solches heraus zu bringen und ihn befragt, aber er h

nicht gesagt, man setzte ihm so heiß zu, daß er geschrien hat erbärmlich, nur so viel brachte man heraus daß es noch viel heimliche Ding enthalte, daß dadurch aber der Teufl keinen Menschen schaden kann sei er wer er will.

Wer einen Haselwurm graben will muß sich wohl merken, daß er die Haselstaude zuerst begrüßt mit folgenden Worten:

Gott grüß dich edle Frucht Haselstaude, von Gott geziert durch . . . deinen auserwählten Schatz den du unter dir hast und behütest vor Wasser, Hagel, Regen, Blitz und Donner mit dem Schatten deiner Kleider; ich bitte dich daß du mir den Schatz wollest zukommen lassen im Namen Gott des Vaters † Gott des Sohnes † und Gott des heil. Geistes † Amen.

Wenn man die Natter gefunden hat, so sage bevor du sie angreifest folgende Beschwörung:

† An Hotei: Hordirum: Verlirie: Korch: Erlira: mit orso Lerno: Kundtis Segnam: Segmartiotior: Achchmaltirum †.

(dann spricht man weiter)

Ich beschwöre dich Schlange bei den der dir gebothen hat, daß du auf deinem Bauch kriechen mußt wegen deiner Hoffahrt, wegen dem Betrug den du gegen die Eva verbrochen hast, daß sie zerbrach die Geboth Gottes im heiligen Paradies wie auch ihr Gemahl der Adam. Ich beschwöre dich das du mir unterthänig seiest, das Gift und den Unflat von dir werfest und ich dich zu fangen vermag und brauchen nach meiner Kunst und Nothdurft; im Namen Gott des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Darnach nimm einen ganz neuen Handschuh, der von niemanden gebraucht worden ist, hebe sie auf und spalte sie von einander, mach Stuck daraus und mach sie in Pfeffer und Salz wohl ein daß mans essen und brauchen kann, und das auch ein anders davon essen und gebrauchen mag. Dieses ist eine wohl lange weiße Schlangen und für gar vielerlei zu gebrauchen.

1. Von dieser gut aufbewahrten (eingebeizten) Schlange einem Knaben oder andern jungen Kind ein kleines Stück zu essen eingegeben wird alles lernen was es sieht oder hört, gar nichts ausgenommen, es hat völlige Erkenntniß von allem.

2. Wenn du sie bekommst zieh ihr die Haut ab und reiß ihr die Zung aus, und wickele es in ein Seidentüchl weißer Farbe und trags bei dir so bist du unsichtbar.
3. Wer davon ißt, kennt alle Kräuter und zu was sie gut sind.
4. Wer von dieser Schlangen ißt, der stirbt eines gähen Todes nicht.
5. Wer das Herz und Beinlein der Schlange in seinen Garten oder Feld eingrabt, dem frißt kein Wildpret die Frucht ab.
6. Wer von der Schlangenhaut 3 Rippen in das Feld oder in Garten grabt den schadet kein Hagel.
7. Die Beinl sind auch gar gut für obiges in den Krautgarten.
8. So du die Beinl auf dem Haupt hast, und laßt die von einem Priester taufen, (weihen?) so zeigen sich dir alle verborgenen Schätz.
9. Wer die Beinl bei sich hat, zu dem kann kein böser Geist kommen.
10. Nim die Rippen von der Schlangen Seiten, laß drei heil. Messen drüber lesen zu Ehren des heil. Sebastian und heil. Martin (Bischof) so gewinnst du was du willst und kann dirs Niemand abgewinnen.
11. Wenn du die Haut und Zung in deiner rechten Hand hast, sieht man dich nicht, du seist zu Roß oder zu Fuß, lassest du dann deinen Athem an eine Thür gehen so verschlossen ist, wo du willst, so geht sie sogleich gegen dir auf: jedoch nicht zu unrechten (sündigen) Sachen. Daß sie aber wiederum zugehen soll, so nimm Haut und Zung in die linke Hand.
12. Wer den Balg (die Haut) bei sich trägt, den haben alle Leut gern und lieb.
13. Wer von der Schlang ein Stück ißt, dem müssen alle Geister unterthänig sein, und wann einer auf Schätz geht, so hat er keine Furcht und er gewinnt ihn und alles zusammen.
14. Das Schmalz (Fette) der Schlang heilt alle Schäden und Wunden.
15. Wenn einem Menschen ein Schaden vermoant (angezaubert,

Vieh vermoant wird, dann häng es ihn zwischen die Horn oder an den Schwanz, heilt auch.

16. Wer das hinfallende Siechthum (das Hinfallende) hat, und ein Beinl vom Schlangenkopf an den Hals hängt, laßt es von Stund an nach.

17. Wenn ein Weib an der Muttersucht leidet, schab vom Beinl ein Beinmehl herab und trinks mit Wein, wird sie geheilt.

18. Bei schwerer Geburt über ein Beinl getrunken, wird sogleich gut von statten gehn.

19. Welcher kaufen oder verkaufen geht nimm eins von diese Stück in ein seidenes Tüchl, bewahrs aber gut, daß es nicht zu dem Geld kommt, dann ist Kauf oder Verkauf glücklich, endlich

20. Der etwas in oder bei sich von der Schlang hat, der hat zu allen Dingen und Werken Glück, jedoch es muß zur Ehr Gottes und nichts Schlechtes sein.

Eine andere Grüßung ist dieß: „eine gerechte Kunst mit dem aradeiswurben“:

„Grüß dich Gott du edle Haselstaude, du edles fruchtbares lz, ich grüß dich im Namen Gottes Vaters und Gottes Soh- und Gottes heil. Geist. Amen.“ (Nun mache 3 heil. Kreuz- hen über die Haselstauden) und sprich: Ich habe dich gesucht im men Gott des Vaters † o du edle Haselstaude, ich habe dich unden im Namen Gottes Sohnes †, Jesus Christus †. O du Haselstaude jetzt will ich unter dir suchen und graben den ed- Paradeis- oder Fruchtwurben, du Tugend aller Tugend die du dir verschlossen hast. O Haselstaude du edles Holz und edles eig, dich hat Gott insonderheit so edel geschaffen, daß er unter läßt ruhen den Wurben des Paradieses. Kunstgeberin Hasel- ude du edle Frucht und edles Holz, unter dir ruhete die Mutter ttes mit ihrem lieben Kind und du gabst ihr Freud und Muth, terhalt im Wetter und Sonnenschein, darum hat Gott lassen er dir warten die edle Frucht des Paradeiswurms, dem gibst Freud und Wohnung für Wetter und Sonnenschein, dazu tragst selber die Speis, darum empfangt er Saft und Kraft und

Macht wie Jesus Christus empfing von der keuschen Jungfrau Maria blutigen Saft und Kraft und Macht. Also hast du die edle Frucht unter dir verschlossen, wie Maria die Mutter Gottes hat ihre Frucht Jesus Christus unter ihrem Herzen verschlossen gehabt, bis zur rechten Zeit der Geburt, auf daß eine edle Frucht die du unter dir verschlossen hast von dir nicht weiche bis auf die Stund wo wir mit Freuden sie brauchen zu Nutz und Gut unserer Seele und des Leibs und Gott zu Lob und Ehr seiner Mutter und allen himmlischen Chören, dazu helfe mir die heiligste Dreifaltigkeit Gott Vater † Gott Sohn † und der heil. Geist † Amen.

(Diese Beschwörung über die Schlange sprich dann)

„Ich N. N. beschwöre dich Paradeis- oder Haselwurm bei dem ewigen starken Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat, der das Paradies und dich geschaffen hat allen Kreaturen und dich zu gut und Nutz der menschlichen Natur durch Kunst und Gunst zu überkommen, er hat dich den Menschen unterthänig gemacht, darum gebiete ich dir bei der wahren göttlichen Kraft und Macht, daß du mir nicht weichest von der Statt, so wenig als der Herr Jesus Christus ist von der reinen Jungfrau Maria Leib gewichen bis zu der Zeit seiner Geburt, als sie zu Bethlehem geboren hat. Ich beschwöre dich Haselwurm bei dem wahren Jesus Christus, daß du mir nicht weichest von der Statt so wenig als Jesus Christus ist von der Stätte des heil. Kreuzes gewichen, bis er Tod in Marter für uns gelitten und die heiligen Altväter aus den Höllen erlöset hat — also wenig weiche auch mir ab von der Statt wo du bist bis ich dich schließe in meine Gewalt mit aller deiner Kraft und Macht. Ich beschwöre und gebiete dir Haselwurm, daß du mir so wenig als die Jungfrau Maria von der Statt des heiligen Kreuzes ist gewichen, bis man ihren lieben Sohn Jesus Christus wieder vom Kreuz genommen und in ihren heiligen Schoos gelegt hat und endlich begraben worden, eben so wenig sollst du mir weichen bis ich dich in meiner Hand empfange und gebrauchen mag zu meinem Nutzen sammt all deiner Kraft und Macht. Ich beschwöre dich und gebiete dir an der Haselstaude, daß du so wenig von der Statt wo du jetzt liegst weichest bis ich dich herab nimm; so wenig sollst du weichen, so wenig als der ewige Gott von seinem Thron kann verstossen werden, und mußt mir wahrlich verbleiben so wahr als

Jesus Christus wird kommen am jüngsten Tag das Thal Josafat zu richten, die Lebendigen und Todten: Ich bann dich und gebiet dir daß du stille stehst und stehen mußt als der Jordan ist stille gestanden wie Johannes der Gottestäufer Christum getauft hat, allwo der Jordan sich nicht gewagt und bewegt hat bis Jesus Christus aus der Tauf ist heraus gegangen, eben so wenig darfst jetzt gehen von der Statt bis ich dich in meiner Hand hab empfangen, auf daß du mir zu Nutz und Heil an Seel und Leib und meinen Nächsten Hilfe seiest. Ich gebiete dir Haselwurm bei dem lebendigen Gott, bei seiner Ewigkeit und bei seiner allergrößten Kraft und Macht und bei Jesus Christus seinem eingebornen Sohn und bei der reinen Jungfrau Maria und bei allen Engl und Erzengl Gottes und bei allen himmlischen Chören, daß du stille stehst nicht weiter gehst; bis ich dich ergrabe und empfange, das gebiete ich dir durch die Vaterliebe und Treue als Jesus Christus zu den menschlichen Geschlecht hat. Ich beschwör dich und gebiethe dir Haselwurm daß du wahrlich und kräftig still stehst und bleibst so wahr Jesus Christus ist erstanden aus dem heiligen Grab: ich gebiete dir wahrlich zu bleiben so wahr als Jesus Christus ist gegen Himmel aufgefahren; du sollst also wahr stille stehen ohne Schaden, so wenig Schaden der falsche König Herodes unserem lieben Herrn Jesu Christ in seiner Jugend schaden konnte, ich befehle dir Haselwurm daß du nicht von der Statt weichst durch die wahre Lieb und Treu als die heiligen Drei Könige zum lieben Jesus Christuskind hatten und ihm heilige Opfer brachten als Gold, Weihrauch und Mirrhen. Ich beschwöre dich und gebiete dir Haselwurm daß du still stehst und nicht weiter gehst und lassest dich finden so wahr als die heilige Helena das Kreuz und die heiligen drei Nägl gefunden hat. Ich beschwöre dich und gebiete euch allen bösen Geistern daß ihr nicht könnet diesen Wurm verschwenden oder verblendten so wenig als sie das heilige Kreuz konnten verschwendten oder verblendten bis es die heilige Helena gefunden und erheben lassen sammt den heiligen drei Nägeln: damit alles wahr seie und werde und meinen lieben Schatz den Haselwurm nicht können verblenden, dazu helfe mir das heilige Kreuzzeichen und die heiligen drei Nägel welche unserm Herrn Jesu Christ durch Händ und Fuß geschlagen wurden, und helfe mir unsers Herrn Jesu Christus ro-

senfarbes Blut das über abfloß das sei für allen Betrug des bösen Feindes gut, auf daß mir zu Theil werde die edle Frucht unter dieser Haselstaude. O Haselstaude und Wurm steht still durch Jesus Christus Willen und der Lanze, welche seine heilige Seite öffnete, durch das heilige Blut und Wasser das aus dieser Wunde geflossen ist und durch die Dornenkrone welche unserm Herrn Jesu Christ in sein heiliges Haupt geschlagen worden, und durch seinen heiligen bitteren Tod, Auferstehung und Himmelfahrt, und durch Sendung des heiligen Geistes. — O heiliger Geist erleuchte uns mit deiner Klarheit, auf daß uns kein böser Geist schaden könne, dazu helfe uns die heilige göttliche Dreifaltigkeit Gott der Vater, Gott der Sohn und heilige Geist. Amen. —

Der Wintling Schmid und der Eisl und der Kogler am Thurm, diese drei Männer haben den Haselwurm durch diese Beschwörung bekommen im Jahr 1627 *).

Wenn du den Haselwurm (so auch Paradeisschlange ehedem genannt wurde) bekommen willst so geh am heiligen Sonnenwendtag dahin und mach die Beschwörung, dann muß er am hellen lichten Tag hervor kriechen. Er wird hinauf kriechen an der Haselstaude zur Mistl und von derselben die weißen Mistlbeer verspeisen **).

Item, merk auf. Auch alle Jahr an den drei heiligen Frühlingstagen kannst du ihn fangen, als: am weißen Pfingstag (Gründonnerstag) am heiligen Charfreitag und am Charsamstag. Willst du den Wurm haben so mußt du zwischen 9 und 10 Uhr während die heilige Passion gelesen wird Vormittags die Stauden ausgraben. Mußt jedoch Acht geben daß die Haselstaude schwarze Rinde und beerentragende Mistl hat.

Es war einst ein stater Kaufmann in Rattenberg, welcher eine besondere Aufschreibung über den Haselwurm hatte wo es ebenso beschrieben war, und zwar daß man ihn auch bei hellem Tag bekommen kann.

---

*) Die Wintlingschmiede steht jetzt noch in der Higna. Eisl ist der Ißl- oder Nißlhof am Koglberg, der nächste Hof daran heißt Kogler am Thurm, allwo gegenwärtig Erz gegraben wird.

**) Der Haselwurm soll auch an den frischen Haselblättern mitten durch ein Löchlein fressen, das sei seine Nahrung. Siehe Alpenburg's Myth. und Sag. Tirols Seite 378.

Auch wärs am besten und sichersten am St. Johannestaz oder St. Jakobitag oder wenn der Mond im Vollschein ist muß die Stauden umgegraben werden.

Will man am Johannistag graben so soll es zwischen 9 und 1 Uhr Vormittags geschehen.

Besagter Kaufmann hatte ein Buch deßgleichen, daß man in der Johannisnacht von 9 Uhr Abends bis 1 Uhr Mitternachts oder am Johannistag von Vormittag 9 Uhr bis Mittag 1 Uhr graben soll. Das ganz gleiche gilt für den St. Jakobtag. Ist also nicht viel zu merken und leicht.

Im Jahre 1660 am weißen Pfingstag und Charfreitag am 25. und 26. März ausgegraben, und am 14. April im Jahre 1661 haben ich und der Mot Hans einen ausgraben und die Haselstauden eingeschrieben."

Eine ähnliche Aufschreibung über den Haselwurm oder Paradeiswurm fand sich in den Händen eines originellen Mannes, der 1854 gestorben ist und selbst fest glaubte, daß er ein Wunderdoktor sei. Er schrieb sich Johann Gschösser, war aber nur unter dem Namen „der Graschberger" oder „der Thalegger-Hansel" bekannt. Ein abgehärteter Robbler, Gemsenjäger und Senner, bewohnte er in den Schluchten der Hinterriß seine Almhütte am Kraschberg selbst zur rauhesten Winterzeit ohne einen Ofen zu haben und betrieb in der Einsamkeit vermeintliche Wunderdinge, Heilungen, wodurch er sich weitum berühmt machte. Nach seiner Wissenschaft höre ein Mensch welcher von dem Wurm gegessen auch die Vögel, und am deutlichsten die größern Eulen, Raben und Adler reden *), Heilmittel angeben und prophezeien, welches in

---

*) Dasselbe gilt vom Genuß der Drachenherzen: „Sigurd nahm Hafnirs Herz und briet es am Spieß. Und als er dachte daß es gar wäre, und der Saft aus dem Herzen schäumte, da stieß er daran mit seinem Finger, um zu sehen, ob es gar gebraten wäre. Er verbrannte sich und steckte den Finger in den Mund. Aber als Hafnirs Herzblut ihm auf die Zunge kam, da verstand er der Vögel Stimmen. Er hörte daß Adlerinnen auf den Zweigen zwitscherten. Die eine sang: Da sitzt Sigurd blutbespritzt 2c. 2c. 2c. Fafnismal, Simroks Edda S. 200. Im Urtext: Edda Saemundar hins Froda von Th. Möbius Seite 136. Raßmann, die deutsche Heldensage I. Seite 125. Durch den Ge-

vielen Sagen des Unterinnthales wiederholt wird. Nach der gleichen Quelle und einer uralten Ueberlieferung von Mund zu Mund in dem Alpbacherbezirke stammen die Haselwürmer von jener Schlange her, welche im Paradiese die ersten Menschen verführt hat, daher ihr Name Paradeiswurm, Paradeisschlange, Wurm der Erkenntniß. Nachdem die Schlange das ganze Menschengeschlecht elend gemacht, so müsse sie nun gegen ihren Willen dem Menschengeschlechte dienen, Gesundheit und Glück bringen, und unter der kostbaren der heiligen Jungfrau geweihten Haselstaude wohnen.

Unter Breitenbach am „Innrain" (im Unterinnthal am Wege von Breitenbach nach Kleinsöll) war früher ein ganz weißer Wurm ein Haselwurm — öfter gesehen worden. Der war 1 1/2 Schuh lang, man fürchtete sich vor demselben, weil mehrere Kühe wegen ihm zu Grunde gegangen seien.

---

nuß einer weißen Schlange erlernt man die Sprache der Thiere, wie in der Sage von Seeburg (Grimm deutsche Sagen I. S. 131). Die weiße Schlange (Grimm's Märchen I. S. 93). Wolf Beiträge zur deutschen Mythologie II. Seite 445. Kuhn norddeutsche Sagen S. 154.

Berichtigungen und Druckfehler.

e 1 Zeile 3 von unten lies: und der schauerlichen Klamm zeigt sich ꝛc. ꝛc. statt: und der schauerlichen Klamm bei Innsbruck zeigt sich ꝛc. ꝛc.

14 „ 1 v. u. lies Dirnail statt Firnail.

35 „ 12 v. u. lies Biberwier statt Lieberwier.

39 „ 10 v. u. lies Reit statt Steit.

„ „ „ „ „ „ Hignau statt Gignau.

40 „ 1 und 16 v. u. lies Reit statt Steit.

41 „ 1, 4 und 9 von oben lies Reit statt Steit.

41 „ 18 von oben lies Reiterkirchhof statt Steiterkirchhof.

42 „ 13. v. o. lies Reit statt Steit.

43 „ 16 von unten lies Alpbachthale statt Alpachthale.

44 „ 14 v. u. lies vergoaselt statt vergraselt.

47 „ 2. von oben lies Besen statt Busen.

47 „ 16 v. o. lies: drei Stettaueralm, Salcheralm, Farbenkahr statt: drei Stettaueralm, Farbenkahr.

47 „ 19 v. o. lies Galtenberg statt Goltenberg.

47 „ 2 von unten lies „Baugarscht“ statt „Bongarscht“.

156 „ 14 von oben lies: Rückenschwerer statt Rückenschwörer.

221 „ 7 von oben lies Laudecker statt Landecker.

„ „ 6 von unten lies Laudeck statt Landeck.

Gedruckt bei Josef Stöckholzer v. Hirschfeld in Wien.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

image
not
available

267.16 (2).

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

SAMUEL SHAPLEIGH

(Class of 1789)

LATE LIBRARIAN OF HARVARD COLLEGE

Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die zwei Schächtelchen.

Digitized by Google

Kinder- und Hausmärchen

aus

Süddeutschland.

Gesammelt und herausgegeben

durch die Brüder

Ignaz und Joseph Zingerle.

Mit einer Einleitung von J. W. Wolf.

Mit einem Titelbilde.

Regensburg.
Papier, Druck und Verlag von Friedrich Pustet.
1854.

26267.16 (2)

1861, Nov. 15.
Shapl. Fund.

27-87
24

Seiner Hochwohlgeboren

dem Herrn

Ludwig Ritter von Heufler

zu Rasen und Perdonegg,

Tiroler Landmann rc. rc.

aus

Hochachtung

geweiht von den

Herausgebern.

Digitized by Google

Vorwort.

„Die Sage will ihr Recht. Ich schreit ihr nach.“
Fouque an Fichte.

Wir übergeben hiemit eine zweite Lese Tiroler Märchen dem Publikum. Wenn sich Jemand wundern sollte, warum wir mit der Ausgabe dieses Bändchens so lange gezögert haben, so geben wir unter anderm zu bedenken, daß der Sammler dem Jäger in manchem Stücke ähnlich ist und daß niemand einen Jäger schilt, wenn er hie und da umsonst auf die Jagd geht und eine geraume Zeit braucht, bis er eine gewisse Anzahl des eben geforderten Wildes beisammen hat. Wäre es uns nicht gerade darum zu thun gewesen, dieses Bändchen wieder mit Märchen auszufüllen, so wäre dasselbe vielleicht schon lange in den Händen der Leser, sie hätten aber dann in bunter Mischung hinnehmen müssen, was wir ihnen lieber gesondert vorlegen. Uebrigens können wir unsern Lesern die Nachricht geben, daß auch der dritte Band unsers Sammelwerkes bald ans Licht treten werde.

Wir fürchten aber, daß es noch viele in und außer unserm Vaterlande gibt, die über solche Nachrichten lächeln, und nicht begreifen, wie es einem gesunden Sinne einfallen könne, ein erstes, zweites, drittes, — ja vielleicht

noch mehrere Bändchen solchen Zeugs drucken zu lassen. Solche Verachtung dieser schlichten, immer kindlichen Kinder unseres Volkes wurzelt in allerlei Grundsätzen, Meinungen und Gewohnheiten, und es kann unsere Absicht nicht sein, die so oft geführte, aber wenig gewürdigte Vertheidigung zu übernehmen. Es haben schon Männer berühmtesten Namens von verschiedenen Standpunkten aus gesprochen, und wenn man diese überhört hat, so dürfen wir uns um so weniger schmeicheln, ein entscheidendes Wort in die Wagschale zu legen. Namentlich haben Simrock und Wolf, — beide vom christlichen Standpunkte aus, — die Vertheidigung übernommen, und sind besonders gegen diejenigen aufgetreten, welche aus religiösen Besorgnissen oder gar aus einseitiger Liebhaberei des griechisch-römischen Heidenthums uns die Erforschung unserer eigenen Vorzeit verkümmern möchten. Sie haben die erstern aufmerksam gemacht, wie ehrwürdige Reste der Uroffenbarung sich im germanischen Heidenthume vorfinden, und haben den letztern gezeigt, in wie lächerliche Widersprüche sie sich verwickeln, wenn sie alle schmutzigen Geschichten der sogenannten classischen Mythologie für so wichtig halten, daß sogar die deutsche Jugend damit angesteckt werden muß, während sie so viele tiefsittliche Momente altgermanischen Heidenthums nicht eines Blickes würdigen. Es ist hiebei gewiß nicht die Absicht dieser Vorredner echtdeutscher Wissenschaft gewesen, das Studium nicht deutscher Mythologieen zu

entwerthen, sondern sie haben nur Einseitigkeiten und Extreme verurtheilt, welche die Wissenschaft, die an ihnen längst schon vorübergegangen ist, wieder ganz und gar auf ihre Seite ziehen möchten. Nicht griechische, nicht römische, auch nicht ausschließlich deutsche, sondern die vergleichende Mythologie ist es, auf welche jetzt die führenden Geister ihre Aufmerksamkeit richten. Freilich kann diese universelle Wissenschaft ihre Aufgabe nicht erreichen, wenn die einzelnen Zweige nicht ihre Pfleger finden. Aber diese sollen dann nicht mit Verachtung ihrer Mitarbeiter an's Werk gehen, sondern beständig das große Ganze vor Augen behalten und über die Bemühung derjenigen sich freuen, welche scheinbar einem andern, aber eigentlich doch demselben großen Zwecke entgegenarbeiten. Möchte doch die Zeit, in welcher jeder Splitter der Wissenschaft sich von dem andern losriß und nur allein sich breit zu machen suchte, bald ganz und gar vorüber sein und nur im leidigen Andenken, nicht aber in eigensinniger Wirklichkeit existiren!

Würde es nun einmal gelingen, die oben genannten Gegner der Märchen- und Sagenliteratur von der Wichtigkeit deutsch-mythologischen Studiums zu überzeugen, so müßte auch ihr Eifer gegen das Zusammenlesen der zerstreuten Ueberreste unseres Heidenthums mit einem Male erkalten. Daß aber unsere Sagen, unsere Märchen, und alles, was in dieses Gebiet einschlägt, solche Ueberreste seien, darüber bedarf es wohl keines Wortes. Man

sage uns nur, auf welchem Grunde ist das alles gewachsen, wenn nicht auf heidnischem? Und man sage uns, wohin hat sich das vertriebene Heidenthum geflüchtet, wenn nicht in diese harmlosen Zufluchtsstätten? Freilich muß man hiebei die Form genau von dem Wesen unterscheiden, und aus dem christlichen Gewande, womit sich manches Märchen, manche Sage, mancher Brauch geschmückt hat, nicht auf Wesen und Herkunft schließen.

Aber mit dieser Vertheidigung ihrer Herkunft könnten wir die Volkskinder, deren wir hier wieder eine Schaar vorführen, schlecht empfehlen. Unsere auf ihren Irrfahrten hier und dort aufgegriffenen Jungen wollen ja nicht bloß in die Stuben der Gelehrten wandern, sondern sie suchen sich auch in andern Häusern Zutritt, bei Bauern und Herren, und überall möchten sie gern gelitten sein. Aber wenn sie heidnischer Herkunft sind, wer sollte sie dann aufnehmen, wer gar an ihnen ein Gefallen finden? Nur nicht verzagt! Diese Kleinen haben sich ja durch so viele Jahrhunderte mit unserm festgläubigen Volke vertragen, sind seine Freunde geworden, haben ihm seinen christlichen Sinn niemals verkümmert, und werden wohl, wie anderswo, erst dann verabschiedet werden, wenn fade Aufklärerei mit jedem ehrwürdigen Herkommen auch christlichen Sinn und christliche Sitte aus dem Lande scheucht. Diese heidnischen Waisen haben sich dem christlichen Wesen so gefügt und so angeschmiegt, daß an manchen nur das geübteste Auge und

der tiefste Scharfsinn die heidnischen Züge noch herausfinden wird. Und wie würden sie auch sonst von einem der christlichsten Völker so lange geduldet worden sein, wenn sie sich zu frei und heidnisch ungebührlich benommen hätten? Und rennt uns ein solcher Range in die Arme, der ohne alle christliche Zucht umherläuft, so können wir ihn schon auf solchen Wegen in die Quartiere der Gelehrten schicken, daß nicht zu befürchten ist, er laufe auch in andere Häuser hinein und treibe dort sein Unwesen. Aber wenn sich unsere Jungen dem sittlichen Gefühl anstößige Frechheiten nicht erlauben, so haben sie doch die Höhe moderner Civilisation noch lange nicht erstiegen. Sie erlauben sich manchmal Ungezogenheiten, die einem Salon wenig Ehre machen würden, und wobei Uebligkeiten, wenn nicht gar Ohnmachten zärterer Wesen erfolgen könnten. Es möchte ihnen in modern-zimpferlicher Gesellschaft ebenso gehen, wie es dem Bauer gegangen ist, der, auf einmal zum König erhoben, sich in die Hofsitte nicht schicken konnte. Es wird daher gescheidter sein, wenn man sie von solchen Kreisen ausschließt, und anstatt der unscheinbaren kräftigen Bauernkost, welche sie mit sich bringen, wieder die rothgeschminkten transrhenanischen Zuckeräpfelchen aufspeist. Sie würden in solcher Umgebung vielleicht auch deßwegen nicht wohl gelitten sein, weil sie keinen Frack tragen, der doch zu guter Aufnahme in höhere Kreise unentbehrlich ist. Ja einem fleißigen Beobachter wird es sogleich auf-

fallen, daß die heuer ausgesendeten in einem noch schlichtern Kleide auftreten, als ihre früher ausgeschickten Brüder. Geleckte, glänzendes Zeug paßt nicht für dieß bäurische Völklein. Es nimmt sich immer verblüfft und tölpisch darin aus, und ist dann am feinsten und lustigsten, wenn es in seinem gewohnten Loden steckt.

Aber jetzt dürfen wir über die Achselzücker auch unserer theilnehmenden Freunde nicht vergessen, welche sich durch Wort und That unserm Unternehmen günstig erwiesen haben. Unser erstes Bändchen hat verschiedene Anzeigen, Besprechungen und Mittheilungen hervorgerufen, aus denen wir freudig ersahen, daß Männer, deren Wort in solchen Dingen gewichtig ist, unserm Unternehmen anerkennende Theilnahme zollten. Lob und Rüge von solcher Seite muß dem aufrichtig Strebsamen immer zur Ermunterung gereichen.

In unserm Vaterlande haben sich dann so manche gefunden, welche ihre Theilnahme durch die That bezeugten und eifrigst bestrebt sind, unsere Sammlungen durch Beiträge zu bereichern. Die Herren Hugo Ritter von Goldegg, Joseph Dielitz, P. Heinrich Högl, Peter Stolzissi, Anton von Kripp, nebst manchen andern, deren Bescheidenheit wir durch Nennung ihres Namens nicht zu nahe treten wollen, waren und sind für unsere Zwecke thätig. Auch das jugendlich rüstige Volk an den Gymnasien regt die Hand zum Werke, und wir sind, um anderer zu geschweigen, besonders den wackern Gymnasiasten Angerer

und Tragseil, d. Z. in Salzburg, zu innigem Danke verpflichtet. Diese Regung der jugendlichsten Kräfte muß uns besonders Trost und Aufmunterung sein, denn das freudige Handanlegen der Jünglinge ist immer ein günstiges Vorzeichen für die Zukunft gewesen.

Wir haben nun noch einen Wunsch zu erfüllen, der von mehreren Seiten laut geworden ist, und dem wir nachkommen zu müssen glauben, wenn es sich auch nur darum handelte, nicht als eigensinnig vor der Welt zu erscheinen. Man hat uns gerathen, bei den einzelnen Märchen ihren Fundort anzugeben, damit hieraus wissenschaftlich-interessante Vergleiche gezogen werden könnten. Ob hiebei, wenn man das freie, von jeder engern Heimat losgebundene Umherschweifen des Märchens recht in's Auge faßt, für die Wissenschaft etwas Ergiebiges herauskommen könne, wollen wir nicht untersuchen, sondern wollen denjenigen, welche für ihre lautgewordenen Wünsche die gehörigen Gründe haben werden, die geforderten Notizen nicht vorenthalten. Wir geben deßhalb nach jedem Märchen den Ort an, wo wir es gehört haben. Der geneigte Leser wird daraus ersehen, daß fast jede Gegend Deutschtirols im Büchlein vertreten ist. Das schöne Unterinnthal, wie das starre aber kräftige Oberland, das großartige Oetzthal, wie das weiche Zillerthal, das paradiesische Etschland, wie das unwirthliche Gebiet von Außerfern haben ihre Mannschaft zu dieser Märchenschaar gestellt.

Darin liegt zugleich die Vertheidigung gegen den Vorwurf, der uns deßwegen gemacht wurde, weil in der ersten Märchensammlung gewisse Landestheile besser vertreten waren, als andere. Die Hauptabwehr gegen diesen Vorwurf liegt aber in unserer Absicht, die angefangene Sammlung nicht mit diesem, oder dem folgenden Bändchen zu schließen, sondern eifrig fortzufahren, und mit jedem folgenden Theile die früheren zu ergänzen. Wenn uns von manchen Gegenden bisher wenig zugekommen ist, so kann die Schuld auch an etwas anderm liegen, als an unserm guten Willen.

Mit diesem Paß oder Laufzettel mag sich diese Schaar auf die Reise machen, und gute Aufnahme finden bei Gelehrten und Ungelehrten! Besonders mögen sie unsern Freunden in und außer Tirol viele Freude machen und vor allen demjenigen von unsern Landsleuten, der zuerst den heidnischen Ueberbleibseln in Tirol größere Aufmerksamkeit zugewendet hat. Sollten wir ihn einem oder dem andern erst nennen müssen, — es ist der gelehrte Germanist **Joseph Thaler**, Pfarrer in Kuens. Ihm und allen unsern Mitstrebenden unsern herzlichsten Gruß!

Ignaz und **Joseph**
Zingerle.

Einleitung.

Wenn es auch lange dauerte, bis Süddeutschland die Schätze seines Volksmundes zu sammeln begann, so haben wir dennoch damit nichts verloren, denn der schöne Eifer, welcher nun dort erwacht ist, bringt uns reichere Gaben, als wir von dort erwarteten. E. Meier in Tübingen hat den Reigen auf die anerkennenswertheste Weise eröffnet mit den drei trefflichen Sammlungen der schwäbischen Sagen, Märchen und Kinderlieder; was er für Schwaben so geworden ist, das sind die beiden Brüder Ignaz und Joseph Zingerle eben beschäftigt, für das altedle Land Tirol zu werden, die Retter seiner Traditionen.

Sie haben ihre warme Liebe für dieselben bereits auf vielfache Weise bewiesen, so durch die vielen schönen und gehaltvollen Sagen, die sie in der Zeitschrift „Phönix" und in der „Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde" mittheilten und noch mehr durch die im Jahre 1852 erschienenen Volksmährchen aus Tirol; alles schönes, reiches Erz aus ihren Bergen. Durch das vorliegende Buch wollen sie diese werthvollen Mittheilungen fortsetzen; und gleichreiche von Sagen, Kinderreimen, Volksliedern, Gebräuchen u. a. sollen bald folgen, so daß wir ihre Ernte auf diesem Gebiet eine vollauf gesegnete nennen dürfen.

Wir müssen ihnen um so dankbarer sein, da sie mit diesem Streben ganz allein unter den Ihren stehen, oder doch nur von wenigen Freunden kärglich unterstützt sind. Und nicht nur das, es fehlt dort selbst nicht an Verachtung

solcher Arbeiten, von Seite der Pedanten und Blasirten, welche einst auch über die Sammlungen der Brüder Grimm die Köpfe schüttelten und die Achseln zuckten. Das Geschlecht dieser knöchernen Seelen wird sobald nicht aussterben, aber ihre Reihen lichten sich zusehends und die der Freunde der Tradition mehren sich mit jedem Tage durch den Zutritt von reinen, naturfreudigen, frischen Gemüthern, welche noch von der Lust in sich tragen, mit der das Kind nach Blumen und Vögeln und Schmetterlingen greift und sich noch jenes lebenleuchtenden Blickes in die Schöpfung freuen, der unsern mittelalterlichen Dichtern einen so großen Reiz verleiht.

Hätten die Märchen auch keinen andern Werth, als den der bunten und reichen Gestalt, in der sie vor uns treten, wir müßten sicher auf ihre Erhaltung bedacht sein, so lang noch Pietät gegen das Vaterländische und Altüberlieferte einen Platz in unserm Herzen hätte. Aber sie sind mehr als das, sie haben einen reelleren Werth dadurch, daß sie Licht auf die älteste Geschichte unseres Volkes werfen und zwar insofern, als sie uns einestheils alte Göttermythen und Heldensagen aus dem spätern Heidenthum unseres Volkes berichten, und anderntheils den Zusammenhang unserer Stämme mit denen der Wiege der Menschheit, von der sie vor undenklicher Zeit sich trennten und auszogen zur neuen Heimath, oft mit großer Klarheit erkennen lassen.

So wohnt dem Märchen, wie überhaupt der Volksüberlieferung nicht nur ein poetischer, sondern auch ein großer *historischer* Werth bei und ihre Rettung und

Sammlung sollte ein jeder sich angelegen sein lassen, der für Deutschlands Urgeschichte einigen Sinn hat.

Der Mund des Volkes ist nämlich ein gar treuer Mund, wie jeder weiß, der mit seinen Spinnstuben und andern traulichen Zusammenkünsten an der Linde, am Brunnen, auf der Bank vorm Hause und anderswo bekannt ist und da seinen Erzählungen horchte. Diese spinnen sich genau einmal wie das anderemal ab und der Enkel gibt sie dem Enkel mit denselben Worten, womit er sie von der greisen Großmutter empfangen hat. Irrt er, dann dauert es nicht lange und er verbessert sich; läßt er etwas aus, er wird es bald nachholen; wollte er aber gar etwas von sich hinzuthun und so von dem althergebrachten Text abweichen, dann würde man verschmähen, ihn ferner zu hören. Denn diese Märchen werden nicht etwa nur einmal erzählt; sie sind der Mai in jedem Winter, sie kehren mit dem Frost in alle Dörfer ein und lassen es warm und fröhlich werden überall, wo sie sich zeigen. Sie sind wie ein Wunschstab, der dem Geist die fernsten idealsten Fernen vorzaubert, wie die Schlüsselblume, welche dem Schäfer Berge voll Gold öffnet, ihnen wohnt eine verjüngende Kraft bei, wie dem Baume der ewigen Jugend. Dies weiß und fühlt das Volk und so läßt es sie, wie sie sind; wo Aenderungen vorkommen, da sind sie nur äußerlich, der Kern bleibt immer derselbe.

Da dies auf dem Gebiet, wo die vorliegenden Märchen gesammelt sind, noch weniger bekannt scheint, so mögen hier einige Zeugnisse folgen.

Die jüngere Edda erzählt von dem nordischen Gott

Loki, der schuld war am Tode seines Genossen Baldr, daß er sich aus Furcht vor Strafe in Fischgestalt in einem Wasserfall verborgen hatte. Da griffen die Götter zum Netz und zogen es durch den Wasserfall, aber Loki hatte sich unter einem Stein verborgen und das Netz ging das erstemal über ihn hinweg, beim zweiten Zug gerieth er zwar hinein, sprang aber auch wieder heraus, als man ihn packen wollte. Das wollte er auch beim drittenmal, aber der Donnergott Thörr faßte ihn mit kräftiger Hand und trotzdem wäre er abermals entwischt, hätte Thorr ihn nicht am Schwanz festgehalten. Daher kommt es, sagt die Edda, daß der Salm, dessen Gestalt Loki angenommen hatte, nach dem Schwanze zu so dünn ist. So der Mythos des Nordens; hören wir nun auch das niederländische und deutsche Märchen. Der heilige Petrus, der bekanntich ein Fischer war, zog eines Tages zum Fischzug aus, aber er fing nichts, bis zum letzten Zug, da war das Netz ganz voll. Er warf die Fische heraus und in den Eimer, aber den letzten konnte er nicht fassen, weil dieser immer hin und her sprang. Endlich packte ihn Petrus oben am Rückgrat mit Daumen und Zeigefinger und warf ihn zu den andern, indem er sprach: „Du bist ein Schelmfisch." Seitdem haben die Schelfische ihren Namen und das Mal oben am Rücken. Auf Helgoland erzählt man ebenso: „Der schmale, schwarze Streifen, welcher über den Rücken des Schelfisches lauft, wird von den Fischern für eine Narbe vom Griff des heil. Petrus gehalten." Hier sind also nur die Personen andere, statt des Gottes Thorr tritt St. Petrus ein, aber der Fischzug, der Fang und das Mal

auf dem Rücken sind unverändert im Volksmunde geblieben bis auf diese Stunde. Wie hier aber der St. Petrus des alten Donnergottes Stelle einnimmt, so traten viele andere Heilige an die Stelle anderer Götter, so die hh. Michael, Martinus und Georgius an die des höchsten Gottes Wuotan, der hl. Andreas an die Fro's, die heil. Muttergottes an die unsrer Göttinnen und stets erfolgt die Uebertragung mit derselben Genauigkeit. Denn als das heil. Kreuz siegreich über den Trümmern des Heidenthums leuchtete, da vergaß das Volk die alten Götter nicht so ohne weiteres; sie waren ihm seit urdenklichen Zeiten heilig und das Volk ist treu Darum versteckte es sie gleichsam unter der Hülle der Heiligen und wo dies nicht ging, schmückte es die der alten Göttlichkeit beraubten Scheitel mit dem Gold der irdischen Königskrone und behielt die alten Orte ihrer Verehrung in sicherm festen Andenken. Oft aber und zwar in den jüngern Versionen sinken die Götter und Helden tief im Rang, wie uns z. B. aus vorliegender Sammlung „die zwei Künstler" lehren: Dies Märchen ist ein Stück einer alten Heldensage und der, gleich Wielant, im Fluggewand ausziehende nnd die Königstochter raubende Jüngling ist trotz aller Entstellung noch klar der alte Held. So finden wir ja den edeln Siegfried, wie er im Märchen zum Schmiedejungen heruntergekommen ist, göttliche, schöne Frauen, die nun als scheußliche Hexen umfliegen. (S. 54.)

Gegen jene Vertauschung der alten göttlichen Wesen mit den Heiligen protestirte die Kirche zwar fortwährend, sie suchte mit aller Kraft sie auszurotten, es gelang ihr

auch vielfach, doch sind dieser alten Mythen noch unzählige übrig, theils in dem Märchen und mehr noch in der Sage.

Das ist die eine Seite, von der uns das Märchen hochwichtig ist, die andere Seite führt uns noch ungleich tiefer in das Alterthum zurück. Ein Beispiel soll sie sofort klar machen. Es gibt ein schönes Märchen von einer Mutter, die ihr Kind verloren hat und an seinem kleinen Grabe bitte Thränen weint. Da erscheint ihr das Kind in seinem Todtenhemdchen, das ganz naß ist, oder mit einem überlaufenden Krüglein und sagt: „Liebe Mutter, weine nicht mehr, denn alle deine Thränen nässen mein Hemdchen“ oder „alle deine Thränen fallen in mein Krüglein, an dem ich so schwer zu tragen habe, daß ich meinen herumziehenden Gesellen nicht nachkommen kann.“ Da hörte die Mutter auf zu weinen und vergoß nicht eine Thräne mehr. Ueberall in Deutschland klingt dieses wunderbare Märchen wieder, man erzählt es sich ebenso im hohen Norden, der Engländer erfreut sich daran und noch mehr, der Türke kennt es und tief in Indien selbst weiß man die schöne Kunde. Noch eins. Ein anderes treffliches Märchen berichtet, wie der Herr Christus einst niederstieg, die Herzen der Menschen zu prüfen. Da kam er Abends spät vor einer reichen Frauen Haus und bat um Einlaß und Herberge, denn es war ein regnerisches, stürmisches Wetter. Aber die reiche Frau rief dem Herrn zu: „Geh, ich will nicht von Bettlern und Vagabunden mein Haus verunreinigt haben.“ Christus ging weiter und kam am Ende des Dorfes zu dem Hause einer armen Frau. Da klopfte er gleichfalls an und die Arme sprang

aus dem Bette, öffnete ihm die Thür und begrüßte den scheinbar-müden Wanderer freundlich; sie setzte ihm ein ärmliches Nachtessen vor, ja sie gab ihm ihr eignes Bett und schlief auf der Erde. Früh am folgenden Morgen schied der Herr und segnete sie mit den Worten: „Was du heute zuerst thust, das soll den ganzen Tag dauern." Dann dankte er ihr und schied. Die Frau ging in die Kammer zurück und nahm neues Linnen, um es zu bügeln und siehe, die bügelte den ganzen Tag und die Leinwand nahm kein Ende, bis zum späten Abend und wurde stets feiner und feiner; ihr ganzes Haus war voll davon. Das vernahm die Reiche, lief dem Herrn nach und bat ihn um Einkehr. Er that es, sie bewirthete ihn prächtig und er sprach denselben Wunsch aus, wie bei der Armen, aber zum Unheil gerieth er ihr; denn sie wollte sich durch Wein stärken, bevor sie anfinge, etwas zu thun und drehte den Faßkrahnen; da lief der Wein den ganzen Tag, so daß er ihr ganzes Haus verdarb. Auch dies Märchen ist in Süddeutschland sehr bekannt, gleichfalls in den Niederlanden, aber auch in China lebt es in derselben Gestalt, nur vertritt Fo dort die Stelle, welche Christus bei uns einnimmt.

So wird denn das schlichte Märchen zu einer uralten Urkunde vom höchsten Werth, die Zeugniß gibt von den ältesten Zeiten, in die unser Blick ohne seine Erforschung nie dringen wird, Zeugniß von dem ursprünglichen Zusammenhang der Völker. Da lohnt es also wohl der Mühe, diese Urkunden zu sammeln und wir werden uns dadurch mehr und in höhern, edleren Fragen gefördert sehen, als die Ziegelschnüffelei und Wühlerei in römischen

Gräbern und Bädern und das Suchen nach alten Töpfen und Scherben es je vermag. Spätere Tage werden mit Recht solche müßige Spielereien belächeln, aber dankbar werden sie sein für jedes Märchen und jede Sage, jeden Gebrauch nnd jedes Lied, jeden Segen und jeden Aberglauben, der in unsern Tagen durch stets gesegnete Hände gesammelt und aufbewahrt wird. Die todten Ziegel und Scherben sind meistens stumm, in der Tradition aber lebt unsere herrliche, kräftige Urzeit jugendlich fort, dem an Tiefe der Ideen und edelm Aufschwung kein Volk der Erde etwas ähnliches zur Seite stellen kann; jene römischen Brocken, die sich ewig wiederholen, haben uns lange nur mit den Eroberern des Vaterlandes beschäftigt und nicht viel haben wir von ihnen gelernt, die Tradition aber spricht nur und allein vom Vaterland, sie schwellt unser Herz mit dem gerechtesten Stolz auf dasselbe und treibt uns an, seiner neuen Blüthe unser ganzes Wesen zu weihen. Sie wühlt nicht in der Scholle, sie klebt nicht an ihr, ihr Blick umfaßt nicht wenige Jahre oder Jahrhunderte, er durchfliegt Jahrtausende und die ganze Reihe der Völker, die waren und theilweise verschwanden, und freut sich der Heimat, die ihr über alles geht.

Diese neue Sammlung, die ich in den Händen aller Freunde der Tradition sehen möchte, bedarf einer weitern Empfehlung von mir nicht. Wenn auch nicht Alles neu darin ist, so hat doch das Bekanntere oft neue Züge und das Neue fällt immerhin in die Wagschale.

Jugenheim am 24. Juni 1854.

J. W. Wolf.

Löwe, Storch und Ameise.

Es war einmal eine arme, arme Witwe, die aus einem sehr vornehmen Geschlechte stammte und einen einzigen Sohn hatte. Sie wohnte mit ihm in stiller Einsamkeit in einem Walde und erzog ihn zu aller Zucht und Tugend. Der Knabe, der Johannes hieß, nahm lernbegierig die guten Lehren seiner Mutter auf und machte ihr Freude und erweckte ihr die schönsten Hoffnungen. Nur eines wollte ihr nicht gefallen, und das war seine Reiselust. Bei Tag und Nacht dachte er nur an die Schönheit und Pracht ferner Städte und Schlösser, von denen er erzählen gehört. Die kluge Mutter war mit diesem Wandertrieb desto weniger einverstanden, da sie wußte, daß ihrem Sohne doch immer das Geld zum Reisen fehlen werde. Ihr Abmahnen davon half jedoch nichts. Dem Sohne ward es im Walde immer mehr und mehr zu enge und es trieb und drängte ihn seine Sehnsucht nach der Fremde so, daß er sich eines Tages aufmachte und seiner weinenden Mutter und der Waldhütte Lebewohl sagte. Wie er so frank und frei, voll schöner Hoffnungen durch den dunkeln, dichten Wald ging, hörte er plötzlich ein fürchterliches Geheul.

Da dachte er sich: „ich muß doch sehen, was es da gibt, vielleicht kann ich helfen,“ und eilte muthig der Gegend zu, aus welcher der Lärm herkam. Als er so ein Stück gelaufen und zur Stelle gekommen war, sah er einen Löwen, einen Storch und eine Ameise, die sich um den Körper eines todten Pferdes stritten und dadurch diesen Lärm vollführten. Kaum waren sie aber des Fremden ansichtig geworden, als sie vom Streite ließen und ihn baten, er möchte ihren Rechtshandel schlichten. Da besann sich Hans nicht lange und machte den Schiedsrichter. Dem Löwen theilte er das Fleisch zu, dem langschnabeligen Storche überließ er die Gebeine zum Abnagen und der Ameise gab er den hohlen Kopf, damit sie darin nisten könne. Die Thiere waren über diese Theilung seelenvergnügt, dankten dem Jüngling auf's beste und der Löwe sprach: „Guter Freund, ich will dich belohnen und nicht ohne Dank von dir scheiden. Wenn du sagst: Hans der Löwe, so sollst du siebenmal stärker sein, als der stärkste Löwe.“ Darauf sprach der Storch: „Guter Freund, ich will dich belohnen und nicht ohne Dank von dir scheiden. Wenn du sagst: Hans der Storch, so wirst du siebenmal höher fliegen können, als meinesgleichen.“ Dann nahte die kleine Ameise und wisperte: „Guter Freund, ich will dich belohnen und nicht ohne Dank von dir scheiden. Wenn du sagst: Hans die Ameise, so wirst du siebenmal kleiner werden, als die kleinste Ameise.“ —

Hans ging nun von den Thieren weg und wanderte weiter durch den Wald. Da wurde das Gehölz endlich lichter und als er aus dem Forste hinaustrat, lag eine große, große Stadt vor ihm. Hans konnte sich nicht

satt daran schauen und wanderte schnurstracks auf sie los. Als er aber in dieselbe kam, war er durch das düstere Aussehen derselben nicht wenig überrascht. Denn alle Häuser waren mit schwarzen Decken behangen und alle Einwohner trugen sich schwarz. Da wunderte es Hans, was das zu bedeuten habe, und er fragte einen Bürger, der ihm begegnete, um die Ursache der Trauer. Darauf antwortete ihm der Mann mit trauriger Miene: „Ach weh uns! — Unsere geliebte Königstochter ist in ein fernes Schloß verwünscht worden und ihre Rettung ist beinahe unmöglich, denn ein fürchterlicher Drache mit drei Köpfen bewacht die verwünschte Jungfrau.“ Mit diesen Worten ging der Mann traurig von dannen. — Hans blieb allein stehen und hatte mit der armen Prinzeß das tiefste Mitleiden. Er wünschte sie zu erlösen, möge es kosten, was es wolle. Er erkundigte sich daher um die Lage des Schloßes und machte sich dann fröhlich auf den Weg dahin. Er mußte einige Tage wandern, bis er zum Schloßberge kam. Da bemerkte er aber zu seinem Schrecken, daß man nicht zum Schloße hinauf kommen könne, denn der Berg war steil und so glänzend und schlüpfrig, als wäre er mit Oel übergossen. Hans dachte nun nach, wie er hinauf kommen könnte, doch all sein Sinnen nnd Trachten war vergebens. Da fiel ihm plötzlich die Geschichte mit den Thieren ein und er sprach vor sich hin: „Hans der Storch.“ — Kaum hatte er es gesagt, da war er auf einmal in einen Storch verwandelt und flog auf den Berg hinauf. Er stand nun vor dem Schloße, doch die Pforte war eisenfest verschlossen und Niemand öffnete sie. Da sprach der Jüngling: „Hans die Ameise!“ und in einem Nu ward er die kleinste Ameise

und schlüpfte durch ein Astloch der Thüre in den Hofraum. Dort bekam er wieder seine vorige Gestalt, und besichtigte das große, feste Gebäude. Wie er so dastand und sann, wo etwa die Prinzeß gefangen sei, erschien ein meeraltes Männchen, das sehr klein war, aber einen ungeheuern Bart hatte. Dies fragte den Jüngling mit grunzender Stimme: „Bürschchen, was willst du hier?"

„Die verwünschte Prinzeß erlösen," erwiderte Hans. Darauf entgegnete der Alte: „Das wird schwer gehen, denn sie wird von einem fürchterlichen Drachen bewacht, der ihr auf dem Schooße liegt." —

Hans verlor durch diese Rede gar nicht den Muth und meinte, es wird schon gehen. Dann fragte er das Männchen: „Wo ist ein Schwert?" — Das Zwerglein gab darauf den Bescheid: „Geh hinauf in die Rüstkammer und dort wirst du ein Schwert finden, das du kaum ertragen kannst. Das nimm!"

Hans stieg alsogleich in die Rüstkammer hinauf und holte das großmächtige Schwert, das er fast nicht ertragen konnte. Dann ging er auf das Zimmer zu, in dem der Drache die Jungfrau bewachte und sprach: „Hans der Löwe." Da wurde er siebenmal stärker, als der stärkste Löwe, trat in das Zimmer und schlug dem Drachen alle drei Köpfe mit einem Hieb herunter. — Kaum war dieses geschehen, so begann es im ganzen Schloße zu poltern und zu donnern und der Berg senkte sich mehr und mehr, bis er ganz verschwand. Dann machten sich Hans und die erlöste Königstochter auf den Weg und gingen in die Residenzstadt. Dort entstand ein unermeßlicher Jubel über die Befreiung der schönen Jungfrau und es folgte deßhalb

ein Fest auf das andere. Die Königstochter heirathete dann aus Dankbarkeit ihren Erlöser und lebte mit ihm vergnügt und glücklich bis zu ihrem seligen Ende.

(Mündlich aus Brixen.)

Das Bäuerlein.

Es war einmal ein Bäuerlein, das nichts hatte, als ein Weib und eine Kuh und sich sein Brod damit verdienen mußte, daß es das Rindvieh des ganzen Dorfes hütete. Das Bäuerlein war aber bei den übrigen Bauern nicht gut eingetragen, weil im ganzen Dorfe keine Kuh fett werden wollte, als die Kuh des Bäuerleins und weil an jedem Abend nur seine Kuh satt und vollgestopft nach Hause kam, die übrigen aber leer und hungerig in ihre Ställe zurückkehrten.

Sie warfen die ganze Schuld auf den Hirten und forderten ihn auf zu bekennen, warum beim Heimkehren immer nur seine Kuh vollgestopft sei, die andern aber leer und hungerig? Der Hirt antwortete mit großem Ernst: „Was kann ich dafür, wenn ihr so schlechtes Vieh aufhaltet, das auf der besten Weide zu faul ist zu fressen.“ Die Bauern mußten sich mit diesem Bescheide zufrieden geben, dachten aber auf andere Mittel, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Einmal gingen sie hinaus, um selbst zu sehen, ob die Schuld an den Kühen oder am Hirten liege. Sie versteckten sich im Gebüsche und warteten, bis die Heerde heranzog. Da

sahen sie dann, wie das Bäuerlein seine Kuh immer auf den frischen Weidplatz führte, die andern Kühe aber nur dort grasen ließ, wo zuvor schon alles abgefressen war. Da entbrannten sie in großem Zorn, gingen nach Hause und weil sie dem Hirten sonst nichts nehmen konnten, beschlossen sie sein Weib abzuschlagen.

Als der Hirte abends nach Hause kam, fand er seine Alte schon todt. Er jammerte darüber, daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen, und je länger er jammerte, desto mehr freute es die Bauern. Aber auch er dachte sich an den Bauern zu rächen und kam auf einen pfiffigen Einfall. Er nahm sein todtes Weiblein, trug es vor das Dorf auf die Strasse und setzte es dort auf einen Stuhl. Dann stellte er ein Spinnrad davor und richtete alles so, daß jedermann glauben mußte, das Weiblein sei lebendig und spinne da mitten auf der Strasse. Er selbst versteckte sich hinter den Stauden und wartete ab, was sich da zutragen würde. Alsbald kam ein Fuhrmann des Weges, und als er das Weiblein sah, knallte er mit der Peitsche und rief: „He da, ausgestellt!“ Das Weiblein rührte sich nicht. Der Fuhrmann schrie wieder: „Ausgestellt oder niedergefahren.“ Das Weiblein blieb fest, wie eine Mauer. Da schnellte der Fuhrmann, daß einem die Ohren gellten, und fuhr mit seinem Wagen vorwärts. Als er an das Weiblein kam, schrie er noch einmal: „Ausgestellt, du alte Hexe!“ Die Alte rührte sich nicht und der Wagen fuhr über sie hinaus. Das Bäuerlein hatte dem ganzen Spektakel zugeschaut und stürzte jetzt mit dem größten Lärm aus seinem Verstecke hervor: „Du Lumpenkerl, du Spitzbub, wer hat dich geheißen, mein Weib niederzufahren? Warte nur, dich

werde ich schon vor Gericht finden.“ So fabelte er fort, als ob es sein größter Ernst wäre. Der Fuhrmann ward auch zornig und sagte: „Mehr als zehnmal sagen kann man es nicht. Ich habe ihr schon gesagt, sie soll ausstellen. Warum ist sie nicht gegangen? — Jetzt hio.“ Das Bäuerlein ließ ihn aber nicht weiter fahren und sagte: „Du mußt mir vor Gericht. Ausgestellt hat meine Alte freilich nicht, wenn du auch geschrieen und ihr nahe gefahren bist, sie hat ja nichts gesehen und nichts gehört.“ Jetzt fürchtete sich der Fuhrmann freilich vor dem Gerichte, fing an zu bitten und sagte: „Ich will dir gern Roß und Wagen geben, wenn du mich nur bei Gericht nicht anzeigst.“ Das Bäuerlein war damit zufrieden, hieß den Fuhrmann absteigen und stieg dafür selbst auf den Wagen. Dann fuhr es in das Dorf hinein und schrie: „hi und hot und wistahe,“ und knallte mit der Peitsche, daß alles zusammenlief. Da schauten die Bauern groß drein, als sie das Bäuerlein daherfahren sahen, und fragten, woher es denn Roß und Wagen habe. Das Bäuerlein antwortete ihnen, es habe die Haut seines Weibleins verhandelt und für den Erlös Roß und Wagen gekauft. Der Handel schien den Bauern profitabel, sie traten zusammen und beschlossen insgesammt die Weiber abzuschlagen. Sie fielen also darüber her, machten ihnen den Garaus und zogen ihnen die Häute ab. Dann gingen sie mit den Häuten auf die Handelschaft und hofften bald mit Roß und Wagen heimzukehren. Aber die Häute hatten keinen guten Zug, so daß sie alle mit langer Nase heimkehren mußten. Darob wurden sie aufs neue erbittert über das Bäuerlein und beschlossen es in einen Sack zu stecken und in den See zu werfen. Richtig wurde das Bäuerlein

ergriffen, in einen finstern Sack gesteckt und zum See hinausgeführt. Am Wege stand eine Kapelle, darin eben Messe gelesen wurde. Die Bauern wollten die gute Gelegenheit nicht versäumen und gingen in die Messe. Den Sack mit dem Bäuerlein ließen sie indeß vor der Kapelle liegen, um ihn nach der Messe in den See zu werfen. Das Bäuerlein merkte seinen Vortheil und rief in einem fort aus dem Sacke: „Ich mag sie nicht, ich will sie nicht; ich mag sie nicht, ich will sie nicht.“ Da kam ein Wanderer des Weges, der hörte lange den sonderbaren Worten zu, trat endlich zum Sacke und sagte: „Was magst du nicht, was willst du nicht?“ Da antwortete die Stimme im Sacke: „Ja wohl? Eine Königstochter soll ich heirathen, die mag ich nicht und die will ich nicht. Möchtest nicht du sie?“ „Eine Prinzessin kriegt man nicht alle Tage, antwortete der Wandersmann, warum soll ich die nicht heirathen.“ „Ja so knüpfe nur den Sack auf und schliefe statt meiner herein, dann wirst du sie schon bekommen.“ Der andere knüpfte den Sack auf, ließ das Bäuerlein heraus und schloff an seiner statt hinein. Das Bäuerlein machte sich aus dem Staube und lachte sich den Buckel voll an.

Als die Messe zu Ende war, kamen die Bauern heraus, fuhren mit dem Sacke zum See und warfen ihn hinein. Dann kehrten sie wieder heim und waren seelenfroh, weil sie glaubten, das Bäuerlein habe jetzt sein Theil bekommen. Sie spazierten aber nicht lange im Dorfe herum, da kam schon wieder das Bäuerlein zuweg und trieb eine Schaar Schweine vor sich her, die es irgendwo gestohlen hatte. Die Bauern wußten nicht recht, wie ihnen war, schauten einander groß an und

kratzten sich hinter den Ohren. Ein Paar gingen hinzu und fragten das Bäuerlein: „Wie kommst denn du wieder zu Leben, und woher hast du denn die Kutt *) Facken **)?" Das Bäuerlein antwortete: „Die Facken habe ich aus dem See geholt. Dort sind sie genug. Ist nur Schade, daß ich es früher nicht gewußt habe. Wenn ihr gescheidt seid, geht nur auch hin und holt euch einen Haufen!"

Diese Rede des Bäuerleins verbreitete sich windschnell im ganzen Dorfe. — Die Bauern hielten Rath und beschlossen in den See zu springen, um sich die Schweine herauszuholen. Sie gingen nun zum See hinaus und als sie dort ankamen, kehrte sich einer von ihnen um und sagte: „Jetzt wartet ein wenig. Ich will vorausspringen, und wenn ich die Facken sehe, so rufe ich: „Kummt!" Wenn ihr mich also hört, dann springt ihr alle nach und wir werden die Facken heraufbringen."

Dieser Vorschlag war allen recht. Der Bauer ging nun an's Wasser und sprang von der Ferne hinein. — Plumpf, that es. „Habt ihr gehört? sagten die Bauern zu einander. Er hat gerufen: Kummt." Auf das hin sprangen alle Bauern ins Wasser und mußten jämmerlich ersaufen.

Nun waren zu den Bäuerinnen die Bauern auch hin, und das Bäuerlein war muttergottseelenallein im ganzen Dorfe. Es wußte sich den Reichthum der Bauern tüchtig zu Nutzen zu machen und war so lustig und wohlauf, daß es mit keinem Fürsten getauscht hätte.

(Mündlich aus dem Burggrafenamte.)

---

*) Kutt, die = Haufen, Menge.

**) Facken = Schweine.

Der Gang zur Apotheke.

Es wurde einmal ein Knabe in die Apotheke geschickt, um ein Nichts im Wasserl zu holen. Er fürchtete den Namen der Arznei zu vergessen und sagte daher auf dem Wege immer vor sich hin: „Nichts im Wasserl — nichts im Wasserl."

Einige Fischer, die am Wege saßen und seine Worte hörten, wurden darob überaus zornig, gaben ihm eine gute Zahl Ohrfeigen und sagten, er müsse nicht sagen: „Nichts im Wasserl", sondern: „Einen nach dem Andern."

Der Bube merkte sich das, absonderlich wegen der Ohrfeigen und sagte nun immerfort: „Einen nach dem andern, — einen nach dem Andern." Bald kam er an einem Haufen Leute vorbei, die zusahen, wie einer gehängt wurde. Er ließ sich nicht irre machen und wiederholte fleißig sein: „Einen nach dem Andern." Die Leute, die das hörten, wurden zornig, verwiesen ihm seinen Muthwillen und sagten: „Du mußt sagen: Gott tröste die arme Seel'!"

Der Bube ließ sich nicht zweimal warnen und sagte in einem fort: „Gott tröste die arme Seel', — Gott tröste die arme Seel'." Mit diesen Worten ging er seines Weges und es begegnete ihm bald ein Schinder mit einem krepirten Rosse. Dieser ward zornig über den Buben seiner gottlosen Rede wegen und prügelte ihn tüchtig durch. —

Dann gab er ihm Weis' und Lehre und sagte: „Du mußt sagen: Das Sauleder stinkt." Der Bube merkte

sich die Worte fleißig, absonderlich wegen der Prügel und sagte nun immerfort: „Das Sauleder stinkt, — das Sauleder stinkt.“ Da kam des Weges ein Herr mit einer schönen Frau am Arme und als der die Worte des Buben hörte, ward er krebsroth vor Zorn, wichste ihm mit seinem Stocke ein Paar Ordentliche auf und gab ihm dann neue Weis' und Lehr, indem er sagte: „Du mußt sagen, dieses ist ein schönes Ding.“

Der Bube merkte sich die Worte fleißig, absonderlich wegen der Streiche und sagte immerfort: „Dieses ist ein schönes Ding, — dieses ist ein schönes Ding.“ Sein Weg führte ihn an einem Schusterhaus vorbei, an dessen Fenster der Meister gerade Schuhe nagelte. Wie dieser den vorbeigehenden Buben ein- um das anderemal sagen hörte: „Dieses ist ein schönes Ding,“ ward er neugierig und schaute zum Fenster hinaus. Während er die Augen anderswo als bei der Arbeit hatte, schlug er sich einen Nagel in den Finger. Deßhalb wurde er über den armen Buben zornig, lief hinaus und haute ihn tüchtig durch.

Der Bube getraute sich nun nimmer zu sagen: „Das ist ein schönes Ding“ und weil ihn der Schuster auch nichts anderes dafür gelehrt hatte, so hatte er gar nichts zu sagen und er wußte nicht, was er in der Apotheke verlangen sollte. Er kehrte also um und schleunte*) sich nach Hause zurück, zu Vater und Mutter. Diese verlangten von ihm die Arznei und weil er keine mitgebracht hatte, so ging die Musik auf's neue los und der Bube bekam Schläge, daß sich ein Stein über ihn hätte erbarmen mögen. (Mündlich aus Kramsach.)

---

*) beeilte sich.

Schneider Freudenreich.

In uralter Zeit, als anstatt der Murbrüche noch die schönsten Wälder Hügel und Wand bekleideten, lebte ein armes Schneiderlein, das nur mit Mühe sein tägliches Brot sich erwarb und sich schwer durchs Leben brachte. — Oft litt er Hunger und konnte seinen Durst nur am Brunnen stillen. Da dachte er sich einmal: Heute ist Festtag und ich will mich auch einmal satt essen, und kochte sich ein Hafermus, das so dicht und fest war, daß wohl Dragoner hätten darauf exerziren können. Dann setzte er sich behaglich vor dasselbe und fing an zu essen, daß es einem den Mund wässern machte. Wie die Fliegen das sahen, kamen sie auch herbei, wollten ihr Theil haben und setzten sich auf den Brei. Darüber wurde der Schneider nicht wenig zornig, erhob seine Rechte, zielte und führte einen so gewaltigen Streich auf die armen Thierchen, daß sieben maustodt blieben und die übrigen erschreckt eiligst davonflohen. Als dies der Schneider sah, bildete er sich nicht wenig ob dieser Heldenthat ein und wußte nicht, was er aus Freude anfangen sollte. Endlich nahm er einen Zettel und schrieb mit großen Buchstaben darauf:

„Schneider Freudenreich
Schlägt sieben auf Einen Streich.“

Den Papierstreifen mit diesen Worten heftete er auf seinen Hut, setzte diesen auf und zog seinen Sonntagsfrack an. Dann stieg er stolzirend aus seinem Stübchen und schritt mit herausfordernder Miene durch die Gasse des

Dorfes. Da sahen nun alle, die ihm begegneten, den Zettel und lasen ihn. Davon bekamen sie großen Respect vor dem Schneider und in jedem Heimgart sprach man nur mehr vom Schneider und seiner riesenmäßigen Stärke. Das gefiel ihm nicht wenig und er nahm weder den Zettel vom Hute, noch den Hut vom Kopfe. Darob verbreitete sich der Ruf vom heldenmäßigen Schneider immer weiter und weiter und drang selbst bis zur Königsstadt. Das war bei Hofe eine gar erwünschte Mähre, denn man hatte dort einen baumstarken Mann von Nöthen, weil ein furchtbarer Eber im königlichen Thiergarten tagtäglich großen Schaden anrichtete. Wie der König vom tapfern Schneider hörte, war er seelenfroh und ließ ihn durch einen Läufer herbeiholen. Das gefiel dem eitlen Schneider nicht wenig und er begab sich im besten Sonntagsputze in die Residenz, wo der König Hof hielt. Dort war er gar huldvoll empfangen und königlich bewirthet. Das sagte dem Schneider zu und er aß und trank, als ob er ein Riese gewesen wäre. Der König erzählte ihm vom Unthiere, das dem Thiergarten so großen Schaden zufügte, und forderte vom Schneiderlein Hilfe. Als Lohn versprach ihm der König seine schöne Tochter zur Ehe und das Königreich zum Erbe. Da ging Schneider Freudenreich auf den Antrag ein und machte sich flugs ans Werk. Singend und pfeifend wanderte er in den Wald hinaus, um dort das Abentheuer zu bestehen. Er war guter Dinge und suchte links und rechts und rechts und links nach dem Schadenthiere, doch all sein Suchen und Forschen war vergebens. Als er schon alle Hoffnung, das Unthier zu finden aufgegeben hatte, knickte und krachte es plötzlich durch das Dickicht daher, daß dem Schneider Se-

hen und Hören hätte verleiden mögen. Der wilde Eber raste durch Busch nnd Baum daher und riß alles vor sich nieder und stürzte auf das Schneiderlein los. Doch dieses faßte sich schnell, streckte lustig seine Beine aus und lief über Kopf und Hals in eine Kapelle, wo er sich hinter die Thüre stellte, die er offen ließ. Der Eber stürzte bald wuthschnaubend und pfeilschnell durch die offene Pforte und vor zum Altare. Das Schneiderlein war aber eben so schnell durch die Thüre hinaus und schlug dieselbe zu, daß die Kapelle zitterte. So war nun das Wildthier gefangen und konnte des Hungertodes sicher sein, denn all sein Toben und Wüthen war fruchtlos. Das Schneiderlein war über diese That nicht wenig erfreut und kehrte triumphirend in die Königsstadt zurück, wo er mit Jubel empfangen wurde. Er ward von einem langen Zuge Menschen in die Königsburg begleitet, wo er dem Könige seine Heldenthat erzählte und um die versprochene Belohnung bat. Dieser kam aber, anstatt sein Versprechen zu erfüllen, mit einer neuen Bitte. Denn eine neue Gefahr, weit schrecklicher als die erste, drohte dem Königshause Tod und Verderben. Ein unzählbares Feindesheer war in das Reich eingefallen und alle Heere, die man ihm bisher entgegengestellt hatte, waren geschlagen und vernichtet worden. Das Volk verweigerte aber den Kriegsdienst, weil es sich dachte, der Feind kann gegen uns und gegen alles, was uns heilig ist, nicht schlimmer walten, als der König. Der König war deßhalb in einer verzweiflungsvollen Lage und bat das Schneiderlein um Hilfe und versprach ihm die Prinzeß zur Frau und das Reich als Erbe. Das Schneiderlein ging auf die Bitte ein, stieg in den Hof hinunter und ließ sich das beste

Streitroß, das im königlichen Stalle war, satteln, schwang sich sodann hinauf und ließ sich so fest daran schnüren, daß er droben saß, als wäre er angenagelt. Dann sprengte er davon, wie das Wetter, und die Knappen des Königs folgten ihm, als ihrem Führer, und zogen dem Feinde entgegen. Der Weg führte sie an einem Crucifixe vorbei. Da dachte sich das Schneiderlein, Alles muß mit Gotteshilfe geschehen, hielt stille, umfaßte das Kreuz und riß es aus der Erde. Er trug es mit sich und ritt dem Feinde entgegen. Als die Feinde den Schneider mit dem Kreuze sahen und auf seinem Hute lasen: Sieben auf Einen Streich, faßte sie ein gewaltiger Schreck. Sie machten rechtsum, liefen davon und ließen sich nie mehr sehen. So ward der Krieg glücklich ohne Blutvergießen beendigt. Siegreich kehrte das Schneiderlein in die Königsstadt zurück und ward auf's herrlichste empfangen. Besonders gut wurde er am Hofe aufgenommen und es wurde eine große Tafel dem Schneiderlein zu Ehren veranstaltet, wobei es gar lustig herging und an Weinen und Braten nicht fehlte. Das Schneiderlein wurde hoch gefeiert und hatte alles nach seinem Willen. In diesem glücklichen Leben wurde es jedoch bald gestört, denn es war noch ein Feind zu bewältigen. Es hausten drei wilde Riesen im Walde draußen auf ihrer Burg und kümmerten sich weder um Recht, noch um Ordnung. Sie thaten nur, was ihnen taugte, schalteten nach Willkür und übten weit und breit List und Grausamkeit. Diese sollte nun das Schneiderlein auch demüthigen und andere Sitte lehren. Er besann sich nicht lange und marschirte schnurgerade auf die Riesenburg los. Als er im grünen Walde zur Wohnung der Riesen kam, dunkelte schon der Abend heran.

Er stellte sich müde und matt, klopfte an das Thor mit dem daran befestigten Hammer und bat, als ihm geöffnet wurde, um eine Nachtherberge. Diese wurde ihm gerne gewährt. Er wurde auf das gastfreundlichste aufgenommen und in ein herrliches, vor Gold und Silber funkelndes Zimmer geführt. Dort stunden auf einem Tische die kostbarsten Speisen und die besten Weine und der Schneider ließ sich dabei kreuzwohl sein. Die Riesen meinten es aber mit dem tapfern Schneider nicht ehrlich, denn sie fürchteten ihn und wollten ihn durch List aus dem Wege räumen. Deßwegen thaten sie so freundlich gegen ihn und zechten mit ihm in die Wette. Nachdem sie bis tief in die Nacht hinein geschlemmt und getrunken hatten, stellte sich endlich der Schlaf bei allen ein. Da wurde dem Schneider ein schönes Schlafzimmer angewiesen, in dem eine eiserne Bettstätte war.

Der Schneider streckte sich alsogleich seiner Länge nach auf's Bett und fing an zu schnarchen, daß fast die Wände zitterten. Er lag aber ganz an einer Seite und das war sein Glück. Denn die Riesen blieben wach und warfen, sobald sie glaubten, daß der Schneider eingeschlafen sei, große Steine aus einer Oeffnung am Oberboden auf ihren Gast herab. Der Schneider gähnte, als er dies bemerkte, lachte dann und rief mit dem größten Gleichmuthe zu den Riesen hinauf: „Ihr Lumpen, wißt ihr denn nichts Besseres zu thun, als Erbsen auf mich herab zu werfen?" Dann griff er nach den Steinen, und warf sie mit solcher Kraft durch das Loch an der Zimmerdecke, daß zwei Riesen davon todt zu Boden stürzten. Das jagte dem dritten eine so große Furcht ein, daß er sich eiligst verbergen wollte. Aber jetzt dachte der Schneider an den Schlaf nicht mehr.

Da zwei Riesen todt waren, sollte auch der dritte nicht mit heiler Haut davon kommen. Der Schneider machte deshalb Licht, und ging in die Riesenkammer hinauf. Als er dort eintrat, hatte der Riese gerade eine Leiter durchs Lichtloch aufgelehnt, stand darauf und wollte auf das Dach hinauffliehen. Da ergriff der Schneider die Leiter, zog sie ihm ausunter und der Riese fiel in den Hof hinunter und zerschmetterte ganz und gar. Nun waren die drei Riesen todt und der Schneider Herr des Schloßes. Als er sich dasselbe genug besichtigt hatte, schwang er sich auf ein Roß und ritt in die Königsstadt, wo er freudig empfangen und bei Hof gar gut aufgenommen wurde. Er mahnte nun den König an sein Versprechen, und erhielt auch die Prinzeß zur Braut. Da gab es eine gar lustige Hochzeit, und das tapfere Schneiderlein war und blieb der glücklichste Mensch auf der Welt.

(Mündlich aus dem Oetzthale.)

Hansl Gwagg-Gwagg.

Es war einmal eine Mutter, die hatte drei Söhne, von denen der jüngste Hans hieß und, wie wohl mehrere seines Namens, ein rechter Lappe war. Außer den drei Buben besaß die Mutter nur noch ein kleines Hüttlein, und das war zu klein, als daß alle drei darauf hin hätten heirathen können. Nachdem das Weib lange hin- und hergedacht hatte, was denn da anzufangen sei, kam sie auf einen Gedanken, der allem Zweifel und Streite ein Ende machen sollte. Sie stieg in die Dill'nkammer hinauf, nahm

drei Riedel Haar*) und ging damit in die Stube hinab, wo die drei Buben eben bei der Marende saßen. Sie setzte sich auch an den Tisch, legte die drei Riedel vor sich hin und begann: „Ihr wißt wohl, daß unser Anwesen klein ist und für drei Familien nicht ausreicht. Es hat mir schon vielen Kummer gemacht, welchen von euch ich den andern beiden vorziehen und als Erben einsetzen soll. Da hat nun jeder von euch einen Riedel Haar, den mögt ihr zu euren Mädlen tragen und wer seinen Riedel am schönsten gesponnen zurückbringt, dem gehört unser Höflein zu eigen, und er mag sich sein Mädl als Eheweib heimführen.“ Sie vertheilte nun die Riedel an die drei Buben und machte sich wieder zur Thüre hinaus.

Die zwei ältern Brüder waren pudelnärrisch vor Freude und jeder dachte sich: „Da kann's nicht fehlen. Die Meinige spinnt am schönsten im ganzen Revier und in einigen Wochen geht's an die Hochzeit.“ Noch am selben Abend gingen sie zu ihren Mädlen in Heimgart und brachten ihnen die Riedel und erzählten, was die Mutter gesagt habe.

Dem Hans aber kam die ganze Geschichte spanisch vor und er wußte nicht recht, was er mit dem Riedel anfangen sollte. Abends machte er sich aufs gerathewohl mit seinem Riedel auf den Weg und schlenderte ein Stück durch das Moos hin.

Er dachte nur daran, wo er etwa eine gute Spinnerin finden könnte nnd schaute nicht rechts und nicht links. Auf einmal hörte er eine Stimme, die ihm in einem fort zurief:

---

*) Haar = Flachs.

„Hansl, wo gehst hin?“
Gwagg, gwagg.
„Hansl, wo gehst hin?“
Gwagg, gwagg.

Er schaute drein wie ein Narr, als er immerfort diese Worte hörte und sprozte nach allen Seiten hin, um zu erfahren, wer denn der müde Schreier sei. Er sah aber keinen Menschen weitum und bemerkte nur in der Nähe eine Pfütze, aus der die Stimme zu kommen schien. Er ging hin und da sah er eine mächtige Kröte auf ihn zupatschen, die schaute ihn gar freundlich an und schrie noch in einem fort:

„Hansl, wo gehst hin?“
Gwagg, gwagg.
„Hansl, wo gehst hin?“
Gwagg, gwagg.

Hansl erzählte nun die ganze Geschichte, daß er sich um eine Spinnerin für den Riedel umsehen müsse, den er bei sich trage, und daß diese Spinnerin, wenn sie das Stück Arbeit recht gut vollendet hätte, sein Weib werden sollte. —

Die Kröte hatte fleißig aufgemerkt und wie die Erzählung zu Ende war, fieng sie wieder an zu schreien und schrie in einem fort:

„Hansl, nimm mi!“
Gwagg, gwagg.
„Hansl, nimm mi!“
Gwagg, gwagg.

Wie er die Kröte so wehmüthig bitten hörte, nahm Hansl den Riedel, warf ihn vor sie hin und blieb nun noch eine geraume Weile auf dem alten Flecke stehen. Denn

es wunderte ihn, was das plumpe Thier mit dem Haare anfangen würde. —

Rasch packte die Kröte den Riedel und fuhr damit um einige Stauden herum, so daß der Hans gar nicht recht verstand, wo denn das eigentlich hinauswolle, und ärgerlich von dannen ging. Er riß sich fast die Haare aus, daß er dem dummen Thiere seinen Riedel vorgeworfen habe, und mißmuthig grunelte er vor sich hin: „Da hast du wieder den Gescheidten gespielt. Hättest du den Haar behalten, so hättest du doch etwas, jetzt aber hast du gar nichts mehr.“

Am andern Tage ging ihm wieder die Geschichte vom vorigen Abend im Kopfe herum und es kam ihm in den Kopf, doch noch einmal nachzuschauen, wie die Kröte mit dem Riedel gehaust habe. „Vielleicht, dachte er sich, geht die ganze Geschichte doch am Ende nicht übel aus.“

Er ging nun hinaus zur Pfütze und war nicht wenig erstaunt, als er einen großmächtigen Strehn des feinsten Garns um die Stauden gezogen sah. Die Kröte kam auch wieder herangepatscht, schaute mit ihren kugelrunden Augen zum Hansl auf und sagte: „Du wirst sehen, Hansl, daß der Haar deiner Brüder nicht so fein gesponnen ist, wie der deinige und daß das Anwesen dir zufallen wird. Aber weißt du, Hans, dann mußt du mich auch heirathen!“ Bei diesen Worten machte Hans ein saueres Gesicht, die Kröte aber schaute ihn schelmisch an, und nachdem sie eine Weile seine Grimassen betrachtet hatte, fuhr sie wieder fort: „Hast du das Hüttlein einmal in Händen, so mache nur einen kurzen Prozeß und laß unsere Hochzeit nach Schick und Brauch dreimal verkünden. Dann laß in der Pfarrkirche ein feierliches Amt

singen und wenn ich auch noch nicht dabei bin, so soll dir deßwegen kein graues Haar wachsen. Aber während des Amtes muß mein Brautkleid in der Sakristei bereit sein und dann wird schon alles recht werden. So, b'hüt Gott, Hans!"

„B'hüt Gott, Krötl," sagte Hans, stand noch eine Zeit lang da, als wenn er angepappt wäre, nahm dann den Strehn und ging wieder nach Hause. Er zeigte der Mutter das Garn und sie konnte fast nicht begreifen, wie denn ein so feines Gespinnst zu Stande gebracht werden könne. Die Brüder brachten auch ihr Garn, aber das konnte mit dem Strehne des Hansl gar keinen Vergleich aushalten und es war daher schnell ausgemacht, wem das Hüttlein gehöre.

Hansl erzählte nun auch die Geschichte von der Kröte und sagte, daß er zum Pfarrer gehen wolle, um sich verkünden zu lassen. Da lachten Mutter und Brüder, daß ihnen der Bauch naggelte*), und schalten ihn einen Lappen, daß er sich so etwas einfallen lasse. Er aber blieb bei seinem Vorhaben und ging zum Pfarrer. Der Pfarrer mußte über Hansels Einfall ebenfalls lachen, aber Hansl bestand auf seinem Begehren und sagte: „Kurzum ihr müßt mich verkünden und mir das Hochzeitsamt halten." Der Pfarrer gab sich endlich, und Hansl ging vergnügt nach Hause.

Nach vierzehn Tagen war das Brautpaar ausverkündet und es kam der Hochzeitstag.

Hansl ging mit dem Brautzug in die Kirche, hängte aber zuvor das Brautkleid in der Sakristei auf. Das

*) = wackelte.

Amt fing an, es kam das Gloria, Credo, aber die Braut wollte sich noch immer nicht sehen lassen. Hansl schaute von Zeit zu Zeit verzagt auf die Sakristeithüre, aber Niemand kam heraus. Das Amt wollte schon zu Ende gehen und der arme Bräutigam hätte sich gern in das Loch einer Kirchenmaus hineingewünscht.

Die Leute, die in der Sakristei waren, schauten auch neugierig in's Freie hinaus, ob denn wirklich etwas kommen werde, oder ob Hans wieder einmal einen recht dummen Streich gespielt hätte. Sie glaubten schon das letztere, als auf einmal jene Kröte heranhüpfte und in die Sakristei hineinpatschte. Da schaute das garstige Thier neugierig herum und als es das Brautkleid sah, hüpfte es mit einem Satze in dasselbe hinein. Holla! wie rissen da die Kirchenbuben und Meßnerknechte die Augen auf, als einmal eine wunderschöne Jungfrau in dem Kleide steckte und sich bewegte und in die Kirche hinausging und neben den Hansl hinkniete. Dieser aber war fast außer sich vor Verwunderung und er getraute sich kaum seine Braut recht anzuschauen, so schön war sie. Die Leute in der Kirche vergaßen auf einmal den Geistlichen am Altare, und alles reckte die Köpfe auf und schaute nur mehr auf die schöne Braut.

Das Amt war schnell zu Ende, der Pfarrer trat vom Altare herab und gab das Brautpaar zusammen. Dann ging es ins Wirthshaus zu Tisch und Tanz, und Hansl freute sich sein Lebtag, daß er ein so schönes und braves Weib bekommen hatte.

(Mündlich aus Absam.)

Der schlafende Riese.

Es schlief einmal ein Riese knietief und schnarchte, daß die Bäume weit und breit zitterten. Da fuhr ein Fuhrmann mit seinem Lastwagen, an dem acht Paar Rosse zogen, des Weges daher und dachte sich: das ist heute doch ein Sturmwind, daß die Bäume so sausen. Als er schon lange gefahren war, kam er zum Riesen, hielt ihn für einen steilen Berg und fuhr darüber. Er fuhr wacker zu, und glaubte immer noch, er befinde sich auf dem rechten Wege. So ging es lange fort, bis er zur Nase des großen Mannes kam. Da dachte sich der Fuhrmann: Hier sind jetzt zwei Hohlwege, und wußte nicht, ob er in den linken oder rechten einfahren sollte. Endlich meinte er: Ich wage es einmal und schlage den Weg rechts ein, und lenkte in das rechte Nasenloch des Riesen. Wie er so hineinfuhr, kitzelte das Fuhrwerk den Riesen. Er wachte darob auf, mußte niesen, und nieste so, daß das Fuhrwerk vier Meilen weit davonflog. Das ließ sich der Fuhrmann in Zukunft gesagt sein und war mehr auf der Hut.

Und was geschah weiter?

Muß ich dir Etwas erzählen
Von Bohn' und Fisälen,
Von rotzigen Buben,
Von Kraut und von Ruben?

(Mündlich aus Absam.)

Die Kröte.

Ein muthwilliger Bube legte einmal einen brennenden Schwamm*) auf den Rücken einer großen Kröte, die an einer Mauer saß. Da kniete das arme Thier auf, faltete die Vorderbratzen und sah den Knaben so flehend an, daß er gleich den Zunder wegnahm. Die Kröte war aber eine arme Seele gewesen.

(Mündlich aus Absam.)

Der Klaubauf.

Es hatten einmal zwei blutarme Leute ein recht böses Kind, das ihnen viel Verdruß machte. Die Mutter sagte wohl oft zu ihm: „Wenn du nicht folgen willst, so geb' ich dich dem Klaubauf.“ Aber das fruchtete wenig bei dem Rangen, der seine Wege ging und die Ermahnungen seiner Aeltern in den Wind schlug. So trieb er es lange Zeit. Da nahte denn wieder der St. Nikolaustag und am Vorabende desselben kam wirklich ein Klaubauf in die arme Hütte. Der Klaubauf hatte gar lange Hörner und große feuersprühende Augen. Schellend und polternd trat er in die Stube, wo sich das unfolgsame Kind befand, und frug die Aeltern mit hohler Stimme: „Darf ich den Fratzen mitnehmen?“ Die Aeltern bejahten seine Frage. Er wiederholte sie zum zweiten und zum dritten Male und als die Aeltern immer Ja antworteten,

*) = Zunder.

nahm er das Kind und trug es zur Thüre hinaus. — Draußen fuhr er mit dem Kinde, das laut aufschrie und um Hilfe rief, durch die Luft von dannen. Die armen bekümmerten Aeltern mochten sich wohl abhärmen und nach dem Kinde forschen, sie konnten keine Spur mehr von ihm entdecken. (Mündlich aus Patznaun.)

Das fromme Kind.

Es war einmal ein gar gutes, frommes Mädchen und das trieb die Schafe in den Berg und hütete sie dort. Auf dem Berge war aber ein Bildstöcklein der Mutter-Gottes, und dem machte das Mädchen Kränze und band ihm Blumensträuße zusammen. Einmal wand es ihm wieder ein Kränzlein, und da lief es um Blumen so hin und her, daß es voll Ritze wurde. Und wie's mit dem Kranzl fertig war, war es schon stockfinstere Nacht. Da ist es dem Kinde schlecht gegangen, denn es konnte nicht heimfahren und nirgends einkommen und mußte bei den Bamberlen*) über Nacht liegen. Das Kind schlief aber auch da süß, bis der Morgen kam. Wie es Tag zu werden anfieng, gingen die Leute das Kind suchen und fanden es ganz zerritzt und zerkratzt im Stalle bei den Bamberlen liegen. Und bei ihm stand die Muttergottes, die so aussah wie auf dem Bildstöcklein. Nur noch viel schöner war sie, und leuchtete wie die Sonne. Neben ihr standen viele Engel und glänzten und sangen, und wie die Mut-

*) = Lämmlein.

tergottes fortging, gingen auch die Engel mit und nahmen das fromme Mädchen mit sich in den Himmel.

(Mündlich aus Algund.)

Das Birkenreis.

Es lebte einmal eine arme, arme Mutter; die hatte kein Brot, um sich und ihr Kind zu nähren. Sie und ihr Knabe lebten nur von fremder Leute Gnade, und wenn sie ihre Wassersuppe kochen wollten, so mußten sie selbst in den Wald gehen, um sich das Holz zu holen. Das war eine gar traurige Wirthschaft, wobei der Hunger der Koch und der Schmalhans der Hauser war. Einmal hatte die Mutter wieder kein Scheitlein Holz und sprach zum Knaben: „Sepp, geh in den Wald hinaus, denn ich habe kein Scheitlein Holz mehr, um uns die Suppe zu wärmen. Mach dich aber vorwärts und bringe heut mehr Reisig heim, denn es kommt morgen ein Feiertag."

Der Knabe ließ sich das nicht zweimal sagen, steckte in seinen Schnappsack ein Stücklein schwarzes Brod, nahm das Seil, um das Holzwerk zusammen zu binden und wanderte (obwohl er hungrig war) willig in den grünen Wald hinaus. Als er im Forste war, fing er an, Holz und Reisig zu sammeln, daß ihm der Schweiß von der Stirne niedertropfte und er seines Hungers vergaß.

Es dauerte nicht gar lange, und der brave Sohn hatte schon ein großes Holzbündel, das er nun zusam-

menband und auf dem Kopfe weiter trug. Es war ein warmer Tag und die Sonnenstrahlen brannten gewaltig heiß nieder, als der Knabe so durch den Wald ging und unter der schweren Bürde einherkeuchte. Er glaubte, er könne das Holz nicht mehr weiter bringen, so matt und müde war er, und dazu kam noch der leere Magen, der sich auch mehr und mehr meldete. Er schnitt wohl ein saueres Gesicht, und doch freute sich das brave Kind, wenn es an die Freude dachte, die seine Mutter beim Anblicke des großen Bündels haben werde.

Wie er so hintrollte und an die Mutter dachte, stand plötzlich ein Weiblein vor ihm. Das war meeralt, ihr Gesicht war voll Runzeln und ihre Augen funkelten wie zwei Feuer. Ein Bündel Holz lag zu ihren Füßen und sie klagte, daß sie die Last nicht mehr weiter bringen könne. —

„Geh, hilf du mir," sprach das unheimliche Weibchen den daher kommenden Knaben an.

„Ja, meinte er, ich habe selbst genug zu tragen und darf die Mutter nicht zu lange warten lassen."

„Ei, du hast junge Füße," entgegnete die Alte lächelnd. „Du kommst noch früh genug heim, wenn du mir auch das Holz zur Hütte trägst; denn mein Häuschen ist nicht weit von hier, und wenn du mir folgst, soll es dich gewiß nicht gereuen. Ich will dich dafür gut bezahlen."

Der Knabe dachte sich: das wird eine schöne Bezahlung sein; das Weiblein hat ja selbst nichts. Er ließ aber dennoch sich bewegen, legte sein Bündlein ab, nahm das andere auf und trottete der Alten, die ihm den Weg

wies, nach. Sie wären eine nicht große Strecke gegangen, als die Alte vor einem Hüttchen stille stand und zum Knaben sprach: „Nun kannst du das Bündlein ablegen, denn hier ist meine Behausung. Warte nur ein bischen, und ich werde dich bezahlen.“

Der Knabe legte das Bündlein ab, und es wunderte ihn sehr, was das arme Waldweiblein, welches in's Hüttchen gegangen war, ihm bringen werde.

Es dauerte nicht lange, da trat das Weiblein wieder heraus und trug ein Birkenreis in der Hand. Das alte Mütterchen kam jetzt dem Knaben viel größer vor und es war so feierlich und ernst, daß er sich fast fürchtete.

„Du bist ein braves Kind, das mit armen und alten Leuten Mitleid hat, und dafür will ich dich belohnen. Nimm dieses Birkenreis und bewahre es gut, denn es wird dir goldene Früchte tragen.“ — Mit diesen Worten gab sie ihm das Reis und war in's Haus verschwunden.

Der Kleine mußte über das Geschenk beinahe lachen, doch behielt er den Zweig und eilte in den Wald zu seinem Holzbündel zurück. Er nahm es wieder auf den Kopf, trug die Gerte in der rechten Hand und wanderte durch den Wald. Da war er aber gar bald matt und müde, daß ihm die Augen zufielen und er sich dachte: „Ich will ein wenig rasten und schlafen, denn so geht das Fuhrwerk nimmer weiter.“ Gesagt, gethan. Er legte das Bündlein ab, steckte das Birkenreis in die Erde, streckte sich dabei in das weiche Moos und fing an gar süß und sanft zu schlummern. Als die Sonne sich neigte

und der Abendluft durch den grünen Wald zog, erwachte der Junge erst aus seinen schönen Träumen und rieb sich den schweren Schlaf aus den blauen Augen. Sein erster Blick ward auf das Holzbündel, sein zweiter auf das kostbare Birkenreis geworfen; doch wie groß war sein Erstaunen, als er an der Stelle des Zweiges einen stolzen Baum sah, an dem goldene und silberne Blätter und Früchte in die Wette flimmerten und glänzten. Ein Schrei der Freude entrang sich seiner Kehle, und jubelnd sprang er zum Wunderbaume und begann Blätter und Aepfel abzupflücken und sie in seinen Sack zu stecken. Als er ganz gefüllt und so schwer war, daß er genug zu tragen hatte, nahm Sepp vom Walde und seinem Bündel Abschied und eilte der Heimath zu. Die Mutter hatte indessen mit Bangen und Sehnen auf den lange wegbleibenden Knaben geharrt und besorgte ein Unglück. Wie groß war ihre Freude nun, als sie ihren Sohn in die Hütte treten sah und ihn jubeln hörte. Doch wie sie ihn ohne Holz und Reisig sah, wurde sie böse und sprach: „Wo hast du dich den ganzen Tag herumgetrieben? Ich habe dich am frühen Morgen um Holz in den Wald hinaus geschickt, und jetzt ist es später Abend, und du kommst ohne ein Scheitlein zurück."

„Sei nicht böse, liebes Mütterchen," fiel nun beschwichtigend der Knabe ein, ich habe wacker gearbeitet und du sollst mit mir zufrieden sein."

Bei diesen Worten schüttete er die silbernen und goldenen Blätter und Früchte auf den runden Tisch heraus und die Schätze funkelten und glänzten, daß der Mutter fast das Sehen verging. „Woher hast du dieses goldene Zeug?" fragte besorgt die Mutter, denn sie

fürchtete, der Schatz könnte nicht auf rechtem Wege erworben sein.

„Ich habe das Alles im Walde verdient," jubelte der Junge auf und blickte mit freudetrunkenen Augen die erstaunte glückliche Mutter an. Er erzählte ihr nun die Geschichte vom alten Weiblein und vom goldtragenden Baume. Die Mutter war nun beruhigt und hoch erfreut, und seit diesem Tage litten Beide keinen Mangel mehr, sondern waren reiche Leute.

Und wo ist das Bäumlein jetzt?

Es steht im dichten Walde draußen eine Viertelstunde hinter der Kapelle, und nur brave Buben können es finden. Oft bringt auch der heilige Nikolaus, wenn die Kinder fleißig beten, ihnen ein solches Bäumlein, und wenn du recht fromm bist, wird dir der heilige Mann auch eins bringen.

(Mündlich bei Innsbruck.)

Die Heugabel.

Es kam einmal ein Bauer zu seinem Nachbar und bat ihn recht inständig, er möchte ihm doch helfen beim Heueinführen. Denn er habe so gewaltig viel auf den Wiesen liegen, daß seine Leute allein nicht im Stande seien, es alles heute noch einzubringen. Der Nachbar aber machte dicke Ohren und schlug die Bitte ab.

Nachmittags, als der Bauer sein Heu zu einem Haufen zusammengerecht hatte, kam ein Wirbelwind und

trug das Heu bei Putz und Stengel hinweg. Der Bauer hatte das Nachsehen und wurde so ärgerlich, daß er die Heugabel in die Höhe warf und schrie: „Weil der Teufel das Heu fort hat, soll er die Gabel auch dazu nehmen.“ Und richtig, wie die Gabel aus seinen Händen fuhr, flog sie lustig auf und davon.

Bald darauf erkrankte der Nachbar. Er mußte lange Zeit das Bett hüten und die Leute sagten schon herum, daß er in keiner guten Haut stecke. Der Bauer hörte freilich auch von der Krankheit seines Nachbars, er ging aber gar nie hin, um ihn heimzusuchen. Die Krankheit wurde alleweil ärger und alle Leute, die den Kranken sahen, schüttelten die Köpfe und meinten: „Holla, mit dir ist's Mathäus am letzten.“ Wie der Bauer in einem fort hörte, daß es mit dem Nachbar so schlimm stehe, ging er in sich und dachte: „Kopf machen ist nie fein g'wesen.“ Er verzieh ihm, ging ihn heimsuchen, fragte mit dem freundlichsten Gesichte um allerlei: „Wie gehts? wo hast weh? Woas sogn denn die Dokter? Konn dir koaner helfen?“ Auf diese Frage schaute ihn der Kranke wehmüthig an und sagte: „Na, Dokter konn mar koaner helfen, ober du konnst mar helfen.“ Während er das sagte, schob er das Federbett bei Seite und zeigte dem Nachbar eine Heugabel, die in seiner Hüfte stack. Der Nachbar erschrack zuerst, zog aber die Heugabel schleunig heraus und der Kranke konnte bald aufstehen und seine Arbeit thun, wie zuvor.

(Mündlich bei Meran.)

Die drei Soldaten und der Doktor.

Es kamen einmal in einem Wirthshause drei abgedankte Soldaten zusammen und ein Doktor. Die Soldaten fragten den Doktor, ob er auch gut kuriren könne. „Freilich kann ich das,“ sagte der Doktor. Ich will euch, während ihr schlaft, die Arme abnehmen und Herz und Augen herausreißen und das alles wieder hineinmachen, ohne daß ihr es merkt.“ Soldaten sind ein leichtes Blut, daher sich die drei gar nicht lang besannen, sondern frisch zum Doktor sagten: „Wenn du das kannst, so sollst du deine Kunst an uns probiren.“ Als nun die Nacht herankam und die drei Soldaten im Bette lagen und schliefen, da trat der Doktor in ihre Kammer und nahm dem ersten den Arm ab, schnitt dem zweiten das Herz aus dem Leibe und riß dem dritten die Augen heraus. Die drei Stücke brachte er dem Wirthe und sagte, er möge sie fleißig aufbewahren bis nach Mitternacht. Der Wirth nahm die drei Stücke zu sich, that sie aber an einen Ort, wo sie die Katze gewahrte und davontrug. Als er nun einmal schauen ging, ob die drei Stücke wohl noch an ihrem Platze seien, gewahrte er zu seinem großen Schrecken, daß alles weggekommen war. Als er eine Weile nachdachte, erinnerte er sich gehört zu haben, daß ein Schwein und ein Mensch ein ähnliches Herz haben. Er stach also schnell ein Schwein ab und nahm das Herz heraus. Nun hatte er freilich wieder ein Herz, aber noch keine Augen und keinen Arm. „Ah was,“ dachte er sich, „Menschenaugen und Katzen-

augen gleichen sich ja," erwischte eine Katze und stach ihr die Augen aus. Dann lief er hinaus zu dem Galgen, schnitt einem Gerichteten einen Arm ab, ging heim und hob vor dem Schlafengehn die drei Stücke fleißig auf, damit sie ihm nicht wieder wegkämen.

Nach Mitternacht kam der Doktor zu dem Wirthe und begehrte von ihm die drei Stücke. Der Wirth stand auf und gab ihm Herz und Augen und Arm. Der Doktor glaubte, daß diese Stücke keine andern seien, als die er dem Wirthe zur Aufbewahrung gegeben hatte. Er ging also in die Kammer der drei Soldaten und heilte ihnen die drei Stücke an, dem ersten den Arm, dem zweiten das Herz und dem dritten die Augen.

Als die drei aufwachten, fragten sie einander: „Spürst du etwas? Spürst du etwas?" Allein keiner wollte etwas spüren. Dann gingen sie in die Wirthsstube und lobten den Doktor, weil er gar so kunstreich kuriren könne. Hierauf machten sie aus, alle viere in einem Jahre wieder in dies Wirthshaus zu kommen und zu erzählen, was ihnen inzwischen begegnet sei. Somit ging jeder seiner Wege.

Nach einem Jahre trafen die drei Soldaten und der Doktor wieder in dem Wirthshause zusammen. „Nun, nun, wie gehts, wie stehts?" fragte der Doktor den Soldaten, dem er den Arm kurirt hatte. „Ja es ginge ganz gut, antwortete er, aber das ist ein gspaßigs Ding seit einem Jahre. Wenn ich etwas zu Gesicht kriege, was einem andern gehört, so will der Arm, den ihr mir hereingemacht habt, immer darnach tappen."

Dem Doktor kam das spanisch vor und er fragte den zweiten, dem er das Herz hineingemacht hatte: „Und

wie gehts denn dir? Was hast du gemacht das ganze Jahr? „Mir ginge es sonst schon gut, antwortete er, aber so oft ich einen Koth sehe, kommt mir gerad vor, ich müsse hineinspringen und mich darin wälzen."

„Sonderbar, sonderbar," sagte der Doktor und fragte den dritten: „Wie gehts denn dir mit deinen Augen?" „O mir gehts nicht schlecht, aber ich weiß nicht, was das ist seit einem Jahre. So oft mir eine Maus bekommt, mein' ich immer, ich müße darauf losspringen, wie eine hungrige Katze."

Der Wirth war nebenbei gestanden, während sie das erzählten und die Geschichte fing ihm an um den Magen zu gehn. Der Doktor, der wohl merkte, daß mit den drei Stücken etwas müsse vor sich gegangen sein, wendete sich zu ihm und wollte ihn fragen. Der Wirth aber ließ den Doktor gar nicht zu Wort kommen, und bekannte alles ein, wie es ihm mit den drei Stücken ergangen sei, denn er dachte sich, das Lügen hilft da doch nichts mehr, als höchstens, daß es mir noch schlechter geht.

Die Soldaten verstanden jetzt wohl, warum sie seit einem Jahre so sonderbare Gelüste verspürten. Weil ihnen aber durch die Nachlässigkeit des Wirthes nichts Aergeres begegnet war, so verlangten sie von ihm nichts anderes zur Strafe, als daß er ihnen tüchtig Geld gebe.

Und wie viel haben sie denn verlangt? Das weiß ich selbst nicht, mein Kind, und der mirs erzählt hat, hats auch nicht gewußt.

(Mündlich bei Meran.)

Die zwei Künstler.

Ein Goldschmied und ein Wahrsager kamen an einem Sonntage in einem Wirthshause zusammen. Sie fiengen an sich mit ihren Künsten zu prahlen und da keiner dem andern nachgeben wollte, so beschlossen sie, es etwas gelten zu lassen. Sie wetteten also dreihundert Gulden, die derjenige bekommen sollte, der in einer Woche das größere Kunststück zuwege bringen würde.

Der Goldschmied ging schon am Montag zu seiner Arbeit und saß den ganzen Tag in der Werkstätte. Wenn jemand sagte, er solle doch bald Feirum lassen,*) so dachte er sich: du hast leicht sagen, du weißt nicht, was es gilt. Der Wahrsager aber that, als ob ihm gar nichts daran läge, kam alle Abend fein fleißig ins Wirthshaus und soff sich einen tüchtigen Dusel an. Da der Goldschmied sah, wie sein Wettgeselle alle fünf gerade sein ließ, zweifelte er gar nimmer, daß er gewinnen werde. Wie aber die Woche zu Ende ging und schon der Freitag da war, fieng auch der Wahrsager an, zu arbeiten, um bis zum Sonntage mit seinem Kunststücke fertig zu werden.

Am Sonntage kamen die beiden Künstler ins Wirthshaus und es sagte einer zum Andern: „Nun, laß schauen, was du hast.“ Da ließ der Goldschmied ein Becken mit Wasser bringen, packte dann etliche Goldfische aus und warf sie ins Wasser. Da fiengen sie an herumzuschwimmen und aufzuhüpfen wie lebendige Fische und er meinte

*) v. der Arbeit aufhören.

so ein Stück habe der Wahrsager doch nicht zu Stande gebracht. Der Wahrsager lachte ihn aber aus, zog zwei Flügel aus seiner Tasche und schwang sich dieselben über die Achseln. Dann hob er sich vom Boden, flatterte zum Fenster hinaus und flog dreimal um das Haus herum. So oft er wieder ein Mal herumgeflogen war, schaute er beim Fenster herein, zum Zeichen, daß er wieder einen Flug um's Haus gemacht habe. Der Goldschmied wollte kaum seinen Augen trauen, allein endlich mußte er doch glauben, was er sah und als der Wahrsager nach der dritten Runde zum Fenster hereinschoß, hieß es den Beutel aufthun und die dreihundert Gulden bezahlen.

Der Wahrsager hatte einen Sohn, dem das Fliegen seines Vaters gar so gut gefiel, so daß es ihm keine Ruhe ließ, bis er nicht auch die Flügel probirte. Er schwang sich die Flügel auf die Achsel, und flog auf. Wie er aber einmal in der Höhe war, da ging's mit ihm fort, wie der Wind, und er mochte anstellen, was er wollte, er konnte nicht wieder herabkommen. Es schwindelte ihn ganz, wenn er auf die Erde hinabschaute und ein Dorf nach dem andern, eine Stadt nach der andern unter ihm vorbeilief.

Er war schon lange Zeit so fort geflogen, da gelang es ihm endlich, in einem fernen, fernen Lande auf den Boden zu kommen. Als er sich umschaute, sah er einige Schweinehirten neben sich, die ihn anschauten, wie die Narren, weil sie nicht wußten, wie er da zuweg geflogen kam. Er besann sich nicht lange, was er zu den Hirten sagen sollte, denn auf der langen Reise hatte er einen Hunger bekommen, daß ihm der Magen völlig hinabfiel. Er bat also zu allererst um ein Stück Brod. Den Hirten kam das sonderbar vor, daß der rüstige, schön geklei-

dete junge Herr, der aus der Luft geflogen kam, um ein Stück Brot bat. Weil er aber gar so inständig bat und man ihm die Mattigkeit an allen Gliedern ansehen konnte, so faßten sie Mitleid gegen ihn, reichten ihm nicht nur Brot zur Stillung des Hungers, sondern gaben ihm auch Arbeit, so daß er bei ihnen bleiben und unter ihnen sich sein Brot verdienen konnte. Deß war der Sohn des Wahrsagers froh und blieb bei den Hirten.

Nicht weit von dem Platze, wo diese ihre Schweine hüteten, wohnte der König des Landes. Der hatte eine wunderschöne Tochter, die er aber immer eingesperrt hielt, so daß Niemand zu ihr kommen konnte. Er hatte sogar den Fußboden des Zimmers mit Asche bestreuen lassen, damit es schnell aufkäme, wenn einer es wagte, seine Tochter zu besuchen.

Auch der Sohn des Wahrsagers hörte von der schönen Königstochter und ihrem strengen Vater erzählen. „Wart nur, dachte er sich, ich komm schon doch hinein, wenn auch Alles verriegelt und versperrt ist". Er nahm seine Flügel, schwang sich auf und flog zu dem Fenster der Königstochter. Mit kräftiger Baßstimme rief er zu ihr hinein: „Ich bin der Engel Gabriel und bin vom Himmel gekommen, um dich aus deiner Gefangenschaft zu retten". Dann flog er wieder weg und kam ein zweites- und drittesmal wieder und sagte die nämlichen Worte. Einmal flog er gar durch das Fenster hinein und trat mit einem Fuße in die aufgestreute Asche, so daß sein Fußtritt in derselben sichtbar blieb.

Als nun der Engel Gabriel wieder weg war und der König zu seiner Tochter in das Zimmer trat und den Fußtritt in der Asche bemerkte, da wurde er krebsroth

vor Zorn und gab sogleich Befehl, daß alle seine Unterthanen vor ihm erscheinen müßten. Als nun die Leute von allen Orten und Enden seines Reiches zusammenkamen, da mußten alle versuchen, ob ihr Fuß in den in die Asche gedrückten Fußtritt passe. Allein keiner wollte passen und der König meinte schon, daß alle seine Mühe vergeblich sei. Eines Tages kamen drei Schweinehirten am königlichen Palaste vorbeigegangen und da der König merkte, daß diese noch seinem Gebote nicht nachgekommen seien, rief er sie zu sich herauf. Sie mußten nun auch ihren Fuß mit dem Fußtritte in der Asche vergleichen lassen. Und richtig, als sie alle nach einander ihren Fuß hinhielten, schrie der König auf einmal mit wüthender Miene: „Richtig! du bist es, der sich erfrecht hat, zu meiner Tochter zu kommen. Du sollst mir aber bitter dafür büßen". Der, den er so anfuhr, war aber kein anderer, als der Schweinehirt mit den Flügeln.

Der König befahl nun, man solle seine Tochter und den Schweinehirten in abgesonderte Gemächer einsperren, er werde dann beide der verdienten Strafe überantworten. Wie der Schweinehirt das hörte, erhob er seine Stimme und sprach: „O König! möchtest du mir nur eine Bitte noch gewähren, so wollte ich gerne meine Strafe aushalten".

„„Was willst du noch?"" fragte barsch der König.

„Ich bitte dich, daß du mir erlaubst, deiner Tochter nur einen einzigen Kuß zu geben, bevor ich auf immer von ihr scheide".

Das wurde ihm gerne gewährt. Als nun die Prinzessin herbeikam, eilte der Schweinehirt auf sie zu, schlang seine Arme um sie und gab ihr einen herzhaften Kuß. Dann ließ er sie aber nicht los, sondern fieng an, seine

Flügel zu schlagen, flog zum Fenster hinaus und trug die Königstochter mit sich durch die Luft. Jetzt hatte der König eine lange Nase und mochte Gift und Galle speien, — alles half ihm nichts.

Der Schweinehirt flog mit der schönen Jungfrau seinem Vaterlande zu, und nach einer langen, langen Luftfahrt kam er endlich in demselben an und kehrte mit der Prinzessin im nächsten Wirthshause ein. Hier fand er mehrere Gäste, welche sich eben erzählten, daß vor einigen Jahren der Sohn des Wahrsagers mit den wunderlichen Flügeln fortgekommen sei. Er hörte eine Weile ihrem Gespräche zu. Endlich aber stand er von seinem Sitze auf, trat vor die übrigen Gäste und sagte: „Der Sohn des Wahrsagers, von dem ihr da redet, steht vor euch, und die schöne Jungfrau da drüben ist eine Königstochter, die ich als meine Braut mit mir heimgebracht habe."

Die Gäste schauten ihn groß an, und als sie ihn als denjenigen erkannten, der vor mehreren Jahren davongeflogen war, da staunten sie nicht wenig über seine plötzliche Zurückkunft.

Der Sohn des Wahrsagers aber hielt Hochzeit mit der schönen Königstochter und lebte mit ihr glücklich bis an sein Ende. (Mündlich bei Meran.)

Die zwei Schächtelchen.

Es war einmal ein Mädchen und ein Bübchen, die nahmen einander bei der Hand und gingen in den Wald hinaus, wo sie einen Platz wußten, der von Erd-

beeren dicht überwachsen war. Als sie dort ankamen und die rothen Dingerchen ihnen entgegenlachten, jutzten sie auf vor Freude, nahmen ihre Körbchen hervor und knieten auf den Boden hin. Sie pflückten, so viel nur die Hände erthaten*) und schauten nicht rechts und nicht links. Als sie beide die Körblein voll hatten, stellten sie dieselben bei Seite und fiengen an nach Herzenslust zu essen. Es war ihnen, wie dem Vogel im Hanf, und sie assen und assen, ohne ans Heimgehen zu denken. Wenn sie aufhören wollten, so sahen sie wieder ein Paar schöne und große Beeren unter den grünen Blättern hervorgucken, die sie unmöglich hinten lassen konnten. Hatten sie aber wieder angefangen, so konnten sie nicht sogleich wieder aufhören.

Als es aber anfing, tiselet werden und im Dorfe Ave Maria zu läuten, da sagten sie zu einander: „Jetzt müssen wir doch heimgehen, sonst benachten wir". Sie nahmen ihre Körblein vom Boden, reichten sich die Hand und gingen heimwärts. Unterwegs kamen sie zu einem vermoderten Stocke, darauf saß ein altes zaggeltes**) Bettelmannl, welches ausschaute, wie die liebe Noth. Die Kinder erschracken, drückten die Händchen fester in einander und wollten vorbeihuschen. Das Mannl aber redete sie an und sagte: „Liebe Kinderlen, wollt ihr mir nicht Läuse suchen". Der Knabe schaute das Mannl ganz verwirrt an und entschuldigte sich schleunig: „Das können wir dir heut nimmer thun, es fängt schon an zu nachten und wir müssen noch heimgehen". Sogleich wandte

---

*) erthun = thun können zuwegebringen.

**) zaggelt = zerlumpt.

er sich wieder weg und wollte mit dem Mädchen fortlaufen. Der Alte aber fiel schnell ein: „Mädele, du bist gewiß braver, als der Bruder; geh', such' du mir etliche Läuf' ab". Das Mädchen macht sich vom Brüderl los, geht zum Alten hin und sucht ihm Läuse. Als das geschehen war, zog das Mannl zwei Schächtelchen hervor und gab eines dem Mädchen und eines dem Bübchen, verbot ihnen aber die Schächtelchen zu öffnen, bevor sie daheim wären.

Mädchen und Bübchen gaben sich wieder die Hände und liefen mit ihren Körbchen und Schächtelchen der Heimath zu. Sie hatten einen großen Wunder, was etwa in den Schächtelchen sei, getrauten sich aber doch nicht, sie aufzumachen. Wie sie heimgekommen waren und in die Stube traten, stellten sie sogleich ihre Körbchen bei Seite und das Mädchen fing an, sein Schächtelchen vorsichtig aufzumachen. Neugierig schauten beide mit großen Augen auf die Schachtel — und jusui, wie freuten sie sich, als der Deckel aufging und eine ganze Schaar Engelein heraushüpfte und in der Stube herumflog. Die Kinder wollten nicht aufhören zu jutzen und zu lachen und zu springen und in die Hände zu klatschen. Aber jetzt dachte sich der Knabe: „Ich muß doch mein Schächtelchen auch aufmachen". Er nahm es und that vorsichtig den Deckel auf, aber schreiend warf er Schachtel und Deckel weg, lief der Mutter in die Arme und verbarg sein Angesicht in ihrer Schürze. Lauter kleine Teufelchen waren aus dem Schächtelchen geschlüpft und hüpften jetzt in der Stube herum und machten ihre Sprünge um den weinenden Knaben. Siehst du, böser Bube, da hast

du's! Warum hast du dem Alten nicht gethan, um was er dich gebettelt hat!

(Mündlich aus dem Oetzthale.)

Die räthselhaften Antworten.

Es kam einmal ein Herr in ein Bauernhaus und fand da einen Knaben. Weil er diesen gerade allein sah, dachte er sich, es sei sonst Niemand im ganzen Hause und fragte, wo denn der Vater sei. Der Knabe schaute ihn gescheidt an und sagte: „Der Vater ist auf das Feld hinausgegangen, um aus einem Schaden zwei zu machen". Der Herr verstand diese Worte des Knaben nicht und bat ihn, er möchte ihn doch bedeutschen, was diese Antwort sagen wolle. „Ja, die Leute sind immer über das Getreidefeld gegangen, antwortete der Knabe, und haben sich einen ganzen Weg durch dasselbe gemacht. Jetzt ist der Vater hinausgegangen, diesen Weg mit einem Zaune zu vermachen. Meinst du nicht, jetzt werden die Leute neben dem alten Weg vorbeigehen und sich einen neuen bahnen? Und so sind denn wohl zwei Schäden aus einem gemacht". Der Herr staunte über die Pfiffigkeit des Knaben und sagte: „Schau, schau, das hätt' ich von dir nicht gedacht, daß du so gescheidt bist. Aber jetzt sag mir, wo du die Mutter hast?" „„Die Mutter ist bei'm Backofen draußen und backt das Brot, das wir die vorige Woche gegessen haben"". „Wie ist aber das möglich, daß sie heut das Brot backt, welches ihr schon gegessen habt?" „„Ist halt doch, wie ich gesagt habe. Die Mutter hat ja das Brot geliehen,

das wir in der vorigen Woche gegessen haben. Und jetzt backt sie eines, um es zurückzugeben''''.

Der Herr staunte noch mehr, als das erstemal und fragte wieder: „Und wo hast du denn die Schwester?" „„Die Schwester, die ist in der Kammer oben und beweint, was sie das vorige Jahr gelacht hat''''. Der Herr verstand wieder nicht, was hiemit gemeint sei und verlangte eine Aufklärung. Der Knabe erklärte ihm die Sache so: „Die Schwester hat das vorige Jahr in Saus und Braus, in Lust und Leichtsinn dahingelebt, und jetzt weint sie immerfort über ihr schlechtes Leben''.

Der Herr bedankte sich für die Erklärung, sagte: „B'hüt Gott'', und ging nachdenkend von hinnen. Wohin er gegangen ist, das weiß der liebe Himmel.

(Mündlich bei Rattenberg.)

Warum ist der Tod so dürr?

Ein ausgedienter, verabschiedeter Soldat ging einmal durch einen Wald und begegnete zweien Bettelleuten, die ihn um Almosen ansprachen. Der Soldat hatte nichts als sechs Kreuzer in der Tasche, aber weil er mitleidigen Herzens war, reichte er jedem von den Bettlern einen Kreuzer. Wohlgemuth ging er weiter, aber als er einige Scheibenschüße weit gegangen war, standen schon wieder zwei Bettler am Wege und baten um ein Almosen. Der Soldat ließ sich erweichen und gab jedem von ihnen einen Kreuzer. Dann gings weiter, aber in kurzer Frist brachten ihn zwei andere Bettler um seine letzten zwei Kreuzer.

Mit leerem Sacke setzte er seine Wanderung fort, sah aber bald wieder einen Bettler am Wege stehen, der auf ihn zuging und ihn um etwas der Gottswill'n bat. Weil er nichts mehr hatte, konnte er ihm auch nichts geben; allein es war ihm leicht am Gesichte anzusehen, wie weh es ihm that, einen armen Menschen ohne Gabe von sich zu weisen. Der Bettler, der wohl auch seinen guten Willen sah, redete ihn aufs neue an und sagte: „Weißt du, wer ich bin?“ „„Wie sollte ich das wissen? Hab ich dich ja mein Lebtag nicht gesehen.““ — „Ich bin der Apostel Paulus, und weil du dich so mildthätigen Herzens gezeigt hast, so ist es dir erlaubt, drei Wünsche zu thun, die ich dir zu Danke erfüllen will.“

Der Soldat machte große Augen und wußte anfangs nicht recht, was er sich denken sollte. Dann aber fieng er an zu wünschen und wünschte sich vor allem, nach dem Tode in den Himmel zu kommen. Auch der zweite und dritte Wunsch kostete ihm nicht viel Kopfbrechen, er war gleich mit sich selber eins und sagte: „Zum zweiten wünsche ich mir eine Karte, mit der ich jedes Spiel gewinne, und zum dritten wünsche ich einen Sack, bei dem ich bloß sagen darf: Marsch hinein, um alles darin zu haben, was mir gefällt.“

Der Apostel versprach ihm die ewige Seligkeit und gab ihm die übrigen zwei Stücke ohne Verzug. So wanderte der Soldat wohlgemuth weiter und kam bald an ein Wirthshaus. Hier ging er hinein und fand zwei vornehme Herrn, welche beim Weine saßen und ein's diskurirten. Er setzte sich zu ihnen hin, fieng auch an mit Ihnen zu plaudern und schlug endlich ein Spielchen vor. Die Herrn waren sehr bereit und der Soldat zog

seine Karten aus der Tasche. Nun ging das Spielen an, aber die Herrn mochten aufpassen, wie sie wollten, der Soldat gewann immer und that doch nicht falsch. So oft ein Spiel aus war, meinten die beiden, das nächstemal müßten sie gewinnen. Sie spielten wieder und richtig gewann es wieder der Soldat. So ging es lange Zeit fort und der Abschiedler gewann so viel Geld, daß er sich ein Pferd kaufen konnte.

Er ließ die Herrn mit langen Gesichtern nachschauen, kaufte dem Wirthe einen tüchtigen Gaul ab, und ritt weiter. Das taugte ihm jetzt schon besser, als das langweilige zu Fuße gehn. Er dünkte sich fast ein General und ritt auch gerade so, wie er es bei seinem Obersten gesehen hatte. Bis zum Abend des andern Tages ging es so fort. Da kam er zu einem mächtigen Schlosse, und weil ihm das Reiten verleidete, stieg er ab, band sein Roß an eine Ecke und schritt zum Thore hinein. Er ging Stiegen auf, Stiegen ab, Zimmer aus, Zimmer ein, — aber alles war wie ausgestorben. Er hörte keinen Tritt und sah keinen Menschen, aber das machte ihn nicht irre, denn von Furcht wußte er nicht viel und er hatte sich einmal in den Kopf gesetzt, hier zu übernachten. Als es anfieng, recht finster zu werden, ging er in ein großes, schönes Zimmer, worin ein Bett aufgerichtet war, und da legte er sich nieder. Weil er müde von der Reise war, brauchte er aufs Einschlafen nicht lange zu warten. Es wurde Mitternacht, da weckte ihn ein fürchterliches Getöse vom Schlafe auf. Er erhob sich im Bette und schaute im Zimmer herum. Da sah er einen schwarzen Bock, der auf ihn zulief und zu stoßen anfieng. Er besann sich nicht lange und rief: „Marsch hinein." Der Bock sitzt im

Sacke, der Soldat aber legt sich aufs rechte Ohr und schläft weiter.

Es dauerte eine halbe Stunde, da ging der Lärm aufs neue an und der Soldat fuhr wieder aus dem Schlafe. Er setzte sich auf, schaute im Zimmer herum und sah einen Stier, der mit den Hörnern auf ihn los ging. „Marsch hinein!“ Der Stier fährt in den Sack, der Soldat legt sich auf ein Ohr und schläft wieder.

Es dauerte aber wieder nur eine halbe Stunde und ein neuer Lärm weckte ihn auf. „Was ist doch das für eine Ordnung?“ schreit er im Aufwachen, und schaut im Zimmer herum. Er sieht ein Kameel auf das Bett losgehen, aber — „Marsch hinein“ und das Kameel steckt im Sacke. Er schlief aber nicht wieder ein, denn alsbald stand eine wunderschöne Jungfrau vor ihm, welche ihm für ihre Rettung dankte. Sie erzählte ihm auch, daß sie von drei Teufeln hier gefangen gehalten worden, jetzt aber, weil er die Teufel gefangen gesetzt habe, durch ihn befreit sei.

Der Soldat hörte ihr aufmerksam zu und hatte eine Freude, daß es nicht zu sagen ist. Er nahm die schöne Jungfrau zu seiner Frau und beschloß mit ihr in seine Heimat zu gehn, die er schon lange nicht mehr gesehen hatte.

Er machte sich bald auf die Reise und freute sich innig, die schöne Frau seinen Verwandten vorzustellen. Sein Weg führte ihn zufällig zu einer Schmiede. Hier ließ es ihn nicht vorbeigehen, denn die drei Teufel wollte er doch ein wenig abklopfen lassen. Er trat also in die Schmiede und gab dem Meister seinen Sack. „Seid doch so gut und klopft mir für gute Bezahlung die drei

Kerle, die darinnen stecken, ordentlich zusammen.“ Der Schmied nahm den größten Hammer, den er nur schwingen konnte, hielt den Sack auf den Ambos und klopfte aus Leibeskräften darauf los. Die Teufel fingen an jämmerlich zu schreien, aber der Schmied hatte keine Ohren. Endlich als alle drei aus Herzensgrund aufschrieen, und ein= über das anderemal versprachen, einem Soldaten nie mehr etwas in den Weg zu legen, da ließ sich der Abschiedler erweichen und sagte zum Schmiede: „Jetzt laß es gut sein, sie haben ihr Theil und werden unser einem nicht das zweite mal unter die Hände kommen wollen.“ Der Schmied that wie er befahl, machte den Ranzen auf und wie der Wind fuhren alle drei Teufel zur Oeffnung heraus.

Der Soldat bezahlte den Schmied für die Arbeit und verfolgte seinen Weg weiter. Nach wenigen Tagen kam er in der Heimath an. Da war große Freude über seine glückliche Wiederkunft und die Tage vergingen je lustiger desto schneller. Der Soldat fieng nach und nach an sein Alter zu spüren und der Gedanke, daß ihn der Tod bald abholen werde, fiel ihm schwer auf die Seele. Es dauerte auch nimmer lange, da erschien der Tod wirklich und wollte ihn holen. Er besann sich aber zur rechten Zeit und rief: „Marsch hinein!“ Der Tod flog in den Sack und den Soldaten plagte keine Sorge mehr. Den Sack hängte er an dem Ofen auf und ließ ihn da hangen sieben Jahre lang. Als das siebente Jahr vorbei war, da kam der Apostel Paulus zum Soldaten und sagte: „Warum hältst du den Tod so lange gefangen? Sieben volle Jahre hast du ihn schon eingesperrt und sieben Jahre hat kein Mensch sterben können!“ Der

Soldat that dem Heiligen seinen Willen und ließ den Tod frei. Darauf starb er und fuhr vom Mund auf in den Himmel.

Weißt du jetzt warum der Tod so dürr ist? Wenn er sieben Jahre lang am Ofen gedörrt worden ist, wirst du dich doch nimmer darüber verwundern.

(Mündlich bei Rattenberg.)

Wer bekommt das Haus?

Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Söhne, mit Namen: Michel, Jackel und Hansl. Hansl war anscheinend ein dummer Bursch; er war aber hie und da sehr pfiffig. Eines Tages sagte der alte Bauer zu seinen Söhnen: „Wer mir einen Widder bringt, der bekommt die Erbschaft. Aber er darf nicht gekauft, sondern er muß gestohlen sein". — Die zwei Söhne antworteten: „O, wir werden dir schon einen bringen, aber der Hansl darf nicht mit, sonst könnte er uns den ganzen Fang verderben". Der Hansl war sehr über den Schimpf erbittert und dachte: „Wartet nur, wir wollen schon sehen". Hansl loste nun auf, wo die Brüder hingehen wollten, lief voraus, und sagte zum Eigenthümer: „Hörst du, heute kommen Diebe, die dir einen Widder stehlen wollen. Gib mir einen Widder und einen Hammer, so werde ich ihnen das Wiederkommen schon verleiden". Gesagt, gethan. Hansl nahm den Hammer und ging damit in den Widderstall, setzte sich vor die Oeffnung, wo man das Licht hereinläßt, und wartete auf die Diebe.

Um Mitternacht kamen sie wirklich. Der Michel sagte zum Jackel: „Geh' du hinein, ich werde heraußen warten, und den Widder dir abnehmen". Der Jackel kroch nun hinein; kaum hatte er aber den Kopf ins Loch gesteckt, als er einen Schlag empfieng, daß ihm der Kopf brummte. „O weh, schrie er, Michel, Michel, zieh mich zurück, sonst stoßen mir die Widder den Kopf ein!" Michel gab ihm einen Puff und flüsterte: „Bist ruhig, oder ich haue dich windelweich. Du bist ein nichtsnutziger Tropf! Laß mich hinein". Jedoch auch dem Michel ging es nicht besser, und so mußten sie unverrichteter Sache wieder forttrollen. Hansl aber kehrte mit einem Widder zurück und hatte somit das Haus geerbt. Jedoch seine Brüder ließen dem Vater keine Ruhe, bis er ihnen wieder eine Probe auflegte, nämlich, die schönste Gans gestohlen nach Hause zu bringen. Die Brüder sagten wieder: „Den Hansl lassen wir nicht mit". Jedoch Hansl wußte den Ort, wo sie die Gans stehlen wollten, lief voraus und sagte zum Eigenthümer der Gänse: „Du, heut kommen Gänsediebe. Gib mir eine große Zange und eine Gans, so werde ich dir die Diebe vom Halse schaffen". Der Bauer gab dem Hansl das Verlangte, worauf er sich in den Stall begab. Am Abende kamen richtig die Brüder. Diesmal mußte zuerst der Michel hinein, denn Jackel sagte: „Ich habe das vorige Mal zuerst hinein müssen!" — Der Michel kroch also hinein; doch kaum war er mit dem Kopfe darin, als schon der Hansl die Nase desselben mit der Zange dermaßen kneipte, daß Michel laut um Hilfe schrie. Dießmal kroch aber der Jackel nicht mehr hinein, sondern machte sich über Hals und Kopf davon. Also kamen Michel und Jackel mit leeren Händen, Hansl

aber mit einer feisten Gans heim. Jedoch die Brüder ließen nicht ab, den Vater zu bitten, bis er ihnen noch eine dritte Probe auferlegte, die war: Wer am meisten Geld nach Hause bringen würde, wird Erbe werden. Diesmal ließen die Brüder den Hansl mit. Alle drei nahmen Etwas mit sich. Michel nahm einen Kübel voll Wasser, Jackel einen Sack voll kleiner Steine mit, und Hansl schleppte eine schwere Eisenthüre. So kamen sie in den Wald, als es schon dunkel war. Sie fürchteten sich vor wilden Thieren und stiegen auf eine hohe Eiche. Hansl war zu unterst. Um Mitternacht kamen auf einmal drei Hexen auf ihren Besen durch die Luft hergefahren, mit großen Geldsäcken unter den Armen, und setzten sich unter die Eiche, um das Geld zu zählen. Michel, vor Angst ganz außer sich, ließ den Kübel gerade auf die Hexen niederfallen, welche glaubten, die Meisterin lasse heute regnen. Jackel glaubte nun, sie seien verrathen und warf Hände voll Steine auf die Hexen; diese sagten: „Heute wirft's große Schloßen." Plötzlich ließ Hansl die schwere Eisenthüre auf die Hexen fallen, welche sämmtlich davon erschlagen wurden. Weil nun Hansl am niedrigsten saß, so war er mit einem Sprunge auf der Erde, nahm alles Geld, und lief heim zum Vater. Dieser übergab ihm das ganze Gut, und Hansl war glücklich und reich.

(Mündlich aus Hinterpusterthal.)

Die Fanggen.

Ein Büblein verirrte sich tief in den Wald und konnte um alle Welt nimmer heraus finden. Wie es schon lange Zeit so herumgeirrt war, und ihm immer bänger zu Muthe ward, kam ein uraltes Weib daher, welches recht schmutzig und zerlumpt aussah. Die Alte ging auf das Büblein zu und lud es ein ihr zu folgen. Das Büblein aber fürchtete sich sehr und hatte keine Lust mitzugehen. Es nahm allerlei Ausflüchte und suchte sobald als möglich, die üble Gesellschaft los zu werden. Da fieng die Alte an mit allerlei Versprechungen und Drohungen dem Büblein zuzureden, bis es endlich nachgab und sich mit ihr auf den Weg machte. Die Alte humpelte voran, das Büblein ging hintendrein und so kamen sie durch allerlei wüste, abscheuliche Orte zu einem Felsen, der voller Höhlen und Löcher war. In eine solche Höhle gingen sie hinein, und hier bekam das Büblein prächtig zu essen, wie ihm die Alte versprochen hatte. Aber was half dem armen Häuterlein das gute Essen? Es wurde in ein enges Ställchen gesperrt, wo es Tag und Nacht zubringen mußte. Es hatte immer lange Weile und das Heimweh drückte ihm schier das Herz ab. Dabei hatte es die größte Furcht für die Zukunft, denn alle Tage kam ein altes Weib und befahl ihm, ein Fingerlein aus dem Stalle zu strecken, damit sie greifen könne, ob es bald fett genug sei. Denn wenn es recht nudelfett wäre, so wollte sie es schlachten und braten. Die bösen Weiber aber, die das Büblein in ihre Hände bekommen hatten, waren Fanggen.

So oft nun die Fangge zum Ställchen kam und das Büblein seinen Finger herausstrecken sollte, so streckte es dafür einen Rechenzahn heraus, den es zu seinem Glücke gefunden hatte. Die Alte meinte immer, das Büblein müsse bei der guten Kost fetter werden, allein tagtäglich kam derselbe zaundürre Finger heraus und tagtäglich mußte die Fangge unwillig und murrend abziehen.

Einstmals aber hatte das Büblein den Rechenzahn verloren und als die Alte wieder kam, mußte es sein eigenes Fingerlein, das in der langen Zeit sehr fett geworden war, aus dem Ställchen herausstrecken. Die Alte fühlte es an und wunderte sich, wie das Büblein, das sich früher nie länden*) wollte, auf einmal so fett geworden sei. Sie rief sogleich eine noch ältere Fangge, welche bei dem Stalle Wacht halten mußte, während sie selbst zu den übrigen Fanggen herumlief, um sie zu dem Braten einzuladen.

Dem Büblein war jetzt wohl recht übel zu Muthe, aber alle Hoffnung ließ es doch nicht sinken. Es fieng an die Alte, welche vor dem Ställchen stand, recht inständig zu bitten, sie solle ihm doch vergönnen, ein wenig zu ihr hinaus zu gehen. Sie wollte anfangs nicht recht ja sagen, aber wie das Büblein ihr versprach, ihr zum Danke dafür Läuse zu suchen, so machte sie schnell die Thüre auf. Das Bübchen kam heraus, setzte sich nieder und suchte der Alten, die ihm ihren grauen Kopf in den Schooß gelegt hatte, die Läuse ab. Es dauerte nicht lange, so schlief die Alte ein. Wie das Büblein dies merkte, so gab es ihr einen tüchtigen Schlag auf den Kopf und lief zur Höhle hinaus. Dann floh es in den Wald hinein und lief

*) sich landen, länden, = fett werden.

in einem Athem fort, bis es an einen Bach kam. Hier mußte es stehen bleiben, denn das Wasser war zu groß, als daß es hinüber kommen konnte. Jetzt wird das arme Bübchen halt warten müssen, bis die Fanggen nachkommen und es wieder zurückbringen, um es zu schlachten und zu braten, hast du gemeint. Wenn das Büblein keinen Schutzengel gehabt hätte, so wäre es ihm wohl nicht anders gegangen. Allein es kam der heilige Schutzengel, nahm das Büblein unter den Arm und flog mit ihm über den Bach. Als er es auf dem andern Ufer niedergestellt hatte, liefen schon die Fanggen heran, um das Büblein zu erwischen. Sie wußten aber nicht, wie über den Bach zu kommen sei, und riefen daher zum Büblein hinüber: „Büblein, wie bist du hinüber gekommen?“

„„Ich habe ein Brettlein genommen,
„„Und bin herüber geschwommen.““

Da suchten alle Fanggen Brettlein zusammen, warfen dieselben in's Wasser und setzten sich darauf. Allein das Wasser nahm sie mit fort und allemiteinander ertranken. Und seitdem gibt es keine Fanggen mehr, aber ihre Löcher, wenn es dich wundert, die kannst du noch sehen.

(Mündlich aus Oberinnthal.)

Die zwei Hafner.

Zwei Hafner waren mitsammen auf der Wanderschaft. Da traf es sich einmal, daß sie beim Einbruche der Nacht noch im Walde waren und daran denken mußten, hier zu übernachten. Es ging aber die Rede von diesem

Walde, daß in demselben Hexen hausten und auf einem hohlen Baume ihre nächtlichen Zusammenkünfte hielten.

An diesen hohlen Baum kamen die zwei Hafner und der Eine von ihnen sagte, darin wolle er über Nacht bleiben. „Sei doch klug, sagte der andere, weißt du denn nicht, daß die Hexen hier zusammenkommen und schon manchen, der sie in dem hohlen Baume belauschen wollte, herausgezogen und jämmerlich zerrissen haben."

„„Das weiß ich wohl, sagte der erste, aber das schreckt unser einen nicht ab. Ich übernachte in dem hohlen Baume, und damit punktum."" Der andere redete ihm noch eine Weile zu, wie aber alles nichts half, mußte er sich entschließen allein weiter zu gehen und hieß seinen Kameraden wohlleben. Dieser blieb bei dem Baume, suchte sich nassen Lehm und bildete daraus einen Mann. Wie er damit fertig war, trug er denselben zu dem Baume. Dann kroch er in die Höhlung hinein, stellte den lehmernen Mann vor sich hin, er selbst aber hockte dahinter und wartete auf die Hexen.

Um Mitternacht hub ein heftiges Geräusch an, und fuhr durch die Bäume hin und her. Das kam von den Hexen, welche auf ihren Besen in der Luft umherritten und sich endlich auf dem hohlen Baume niederließen. Hier machten sie eine Musik, die dem Hafner durch Mark und Beine ging, und als die Musik fertig war, fiengen sie an, einander allerlei abenteuerliche Geschichten zu erzählen. Wie sie eine Weile geplaudert hatten, sagte Eine: „Ich weiß etwas." Sprach die zweite: „Ich versteh' etwas." Sprach die dritte: „Ich spür' etwas." „Was weißt du denn?" fragten sie die erste. „„Ich weiß, daß in diesem Augenblicke die Königstochter von einer Schlange

gebissen worden ist, und daß es nur Ein Mittel gibt, welches sie heilen kann.“

„Was verstehst du?“ fragten sie die zweite. „„Das Mittel, das sie heilen kann, verstehe ich. Wenn man ihr Pferdemist auf die Wunde legt, so wird sie genesen.““ „Und was spürst du?“ fragten sie die dritte. „„Ich spüre, in unserm Baume steckt ein Mensch.““ Darauf fuhren alle drei vom Baume herab, schossen in die Höhlung hinein und rissen den lehmernen Mann mit sich heraus. In einem Nu hatten sie ihn in tausend Stücke zerrissen und mit wüstem Jubelgeschrei fuhren sie durch die Lüfte davon.

Der Hafner war froh, weil das Spektakel vorbei war, und kroch aus dem Baume hervor. Er ging seines Weges weiter, bis er in die Königsstadt kam. Hier ließ er sich bei dem Könige melden und trug ihm seine ärztliche Hilfe an. Der König war froh über den Antrag des Fremden und er versprach ihm die Prinzessin zur Frau zu geben, wenn sie durch ihn vom Biße der Schlange geheilt würde. Der Hafner nahm Pferdemist, legte ihn auf die Wunde und in wenigen Tagen war die Königstochter frisch und gesund. Dann wurde die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert und nach dem Tode des Königs bekam der Hafner auch Krone und Szepter und die Macht über alle Lande, die der alte König regiert hatte.

Tag um Tag verging und es trug sich zu, daß der andere Hafner zum Könige kam, um von ihm etwas zu betteln. Aber kaum hatten sich die zwei Kameraden gesehen, so erkannte einer den andern. Der Arme war sehr neugierig zu wissen, wie sein Reisegefährte zu solchem Reichthume und solchen Ehren gelangt sei. Der König verheimlichte ihm nichts, sondern erzählte ihm treu und offen,

was sich bei dem hohlen Baume begeben und wie er des Königs Tochter zur Frau bekommen habe.

Der arme Teufel machte sich auf, ging zu dem hohlen Baume und machte es gerade so, wie es sein Kamerad angestellt hatte. Er stellte einen lehmernen Mann vor sich und wartete auf die Hexen. Diese aber waren gewitziget worden und wie sie zum Baume fuhren und merkten, daß jemand darinnen sei, so ließen sie den lehmernen Mann in Ruhe, über den Hafner aber fielen sie her und zerrissen ihn in tausend Stücke.

(Mündlich aus Rattenberg.)

Vom armen Bäuerlein.

Es war einmal ein armes, armes Bäuerlein, das Nichts hatte als eine halbverfallene Hütte für sich und seine Hausfrau zur Wohnung und eine magere Kuh im Stalle und Hunger und Noth als Tischgenossen.

Aber Beide arbeiteten fleißig und bewahrten sich vor dem größten Mangel und sagten oft selber zu einander, es könnte doch noch schlechter seyn. Endlich aber wollte auch die Arbeitsamkeit nicht mehr vor arger Noth schützen, so daß sie gar nicht wußten, was nun anzufangen sei. Die Hütte verkaufen, war eine harte Sache, weil sich kein Käufer fand, und sie wohl auch nicht gerne unter freiem Himmel schlafen wollten. Sonst aber meinten sie, wäre Nichts, was sie verkaufen könnten um Geld zu bekommen. Als sie so nachdachten, hörte die Bäuerin

die Kuh im Stalle muhen, auf die sie ganz vergessen hatten. „Geh, sagte sie — treibe die Kuh auf den Markt, sie muß ja sonst doch verhungern, schau doch was du dafür bekommst.“ — Das Bäuerlein nahm einen Haselstecken und trieb die Kuh ins nächste Dorf, wo so eben Markt war, wenn er auch wenig Hoffnung auf einen hohen Kaufpries hatte, weil das arme Thiere gar jämmerlich aussah. Er war eben noch nicht gar lange fortgegangen, als ihm ein kleines, altes Männlein in grasgrüner Kleidung begegnete und ihm schon von Weitem zurief: „He! du, ist die Kuh nicht feil?“ „O ja, entgegnete ihm der Bauer, wenn du brav zahlst.“ „Ich habe nicht viel Geld mein Lieber, antwortete das Männlein und sah ihm mit lächelnder Miene ins Angesicht, aber da sieh her — und hielt ihm eine Flasche hin — könnten wir nicht eben einen Tausch machen? Gib du mir die magere Graue da, — und ich gebe dir diese Flasche. Du wirst schon sehen, es reut dich nicht, wenn du mir glaubst, denn das Fläschchen hat gar gute Tugenden.“ Das grüne Männchen schien so treuherzig, daß der Bauer ihm glauben mußte. „Nun, weil du es so lobst, sagte er — schlag ein, wir wollen tauschen.“ Der grüne Käufer führte die Kuh fort, und der Bauer ging wieder in seine Hütte zurück und stolperte oft unterwegs, denn er betrachtete immer die Flasche, und sah nie auf die Steine, die auf dem Wege lagen.

Als er nun nach Hause kam, wunderte sich die Bäuerin sehr, wie er sein Geschäft abgemacht habe und ließ ihn kaum zu Worte kommen und fragte: „Was hast du denn für die Kuh bekommen?“ Als aber der Bauer die Flasche auf den Tisch setzte, und ihr erzählte, was das grüne Männlein zu ihm gesagt, da fieng sie

fast zu weinen an und machte ein langes Gesicht — weil er so dumm sei und jedem Narren glaube. Das machte den Bauer nun auch unruhig, er hob die Flasche vom Tische auf und indem er sie wieder hinstellte, murmelte er: „Hätt' ich nur Geld und etwas Ordentliches zum Essen!"

Allein kaum hatte er das gesagt, so klingelte und klapperte es, und ein großer Haufe harter Thaler lag da auf dem Tische neben den dampfenden Schüsseln, daß die Zwei gar nicht wußten, wie das zuging und große Augen machten.

„Das hilft uns wenig, sagte nach einer Weile der Bauer, als er sich von seinem Erstaunen erholt hatte — wenn wir dastehen und das Essen kalt werden lassen. Das grüne Männlein hat gar wohl recht gehabt, daß die Flasche gute Tugenden besitze; nun wollen wir es aber auch von Herzen hoch leben lassen." Die Bäuerin hatte jedoch nichts Eiligeres zu thun, als die harten Thaler zusammenzuklauben, erst dann setzte auch sie sich zu Tische und der Schmaus wollte gar kein Ende mehr nehmen.

So war das arme Bäuerlein reich geworden, und lebte im Wohlsein, froh und glücklich. Jedermann redete von der Wunderflasche und wünschte sich auch eine solche zu haben. Da unternahm einmal der König eine Reise durch sein Land. Er kam auch in diese Gegend, wo das Bäuerlein wohnte, und beschloß hier mit seinem Hofstaate eine Zeit lang zu bleiben. Da aber seine Großen Langeweile bekamen, wollte er ihnen, um sie fröhlich zu machen, eine große Tafel geben. Es wurde Alles aufgeboten, um sie so prächtig als möglich zu machen, aber dem König schien Alles noch zu gering; denn Alles

was er that, sollte königlich seyn. Daher war er sehr froh, als er von der wunderbaren Flasche hörte, und dachte nach, wie er in ihren Besitz kommen könnte. Er ließ das Bäuerlein rufen und bot ihm einen großen Haufen Silbers und Goldes für die Flasche an. „Ha, dachte der Bauer „wär schon recht; aber was soll ich machen wann ich meine Flasche verkaufe. Es ist doch eine gar zu seltene Sache.“ Doch der König hörte nicht auf, Vorstellungen zu machen und versprach ihm immer noch mehr Gold, bis Jener einwilligte. Alsogleich wurde nun die Probe mit der Flasche gemacht uud da wunderten sich die Begleiter des Königs über die prachtvolle Tafel über alle Maßen, denn nicht einmal in der Residenz des Landesfürsten hatten sie so viele und schmackhafte Speisen bekommen, und selbst der Schatzmeister des Königs, welcher Anfangs ein ziemlich saueres Gesicht schnitt, als soviel Geld für ein eitles Glas hinweggetragen wurde, machte jetzt eine ganz heitere Miene.

Das Bäuerlein aber ließ sich bei seinen Goldfüchsen wohl sein, lud seine Nachbarn zu Tische und tafelte so wacker, wie ein Graf oder wie der König selber. Wenn aber seine Nachbarn hie und da ein Wort fallen ließen, daß sich ein großer Graben ausschöpfen, aber schwer wieder ausfüllen lasse, dann gab er immer zur Antwort: „Ei, haben wirs doch — mir werden ja sonst die Thaler grau.“ Inzwischen merkte aber der lustige Bruder nicht, wie sein Kasten immer leerer und leerer wurde, und als er es endlich sehen mußte, schlug er sich vor den Kopf und wünschte, daß er wieder zum grünen Männlein käme, um einen Tausch zu machen. Ja es war endlich so weit gekommen, daß er am Ende Nichts mehr hatte, als eine

magere Kuh im Stalle und die halbverfallene Hütte. Was war nun zu thun? Die Flasche war verkauft, das Geld verschmaust. Das Männlein wußte er nicht zu finden. Zudem taugte es ihm gar nicht, daß die Nachbarn ihn immer spottweise den reichen Bauer hießen und lachten. „Geh“ dachte er, „verkauf' wieder deine Kuh — vielleicht kommt das grüne Männlein doch noch einmal und bringt dir eine Flasche. Versuchs einmal.“

Gesagt, gethan — er geht in den Stall und fährt mit der Kuh auf den Markt. Noch war er nicht lange voll Unmuth fortgegangen, als auf dem nämlichen Platze, wie früher, ihm das grüne Männlein begegnete und ihm eben so bereitwillig, aber mit etwas schelmischem Lächeln den Tausch mit der Flasche antrug, den das Bäuerlein gerne annahm. In der größten Freude sprang nun das Bäuerlein über Stock und Stein nach Hause und freute sich schon voraus auf den herrlichen Braten, den er sich nun anschaffen werde. Kaum war er zu Hause angekommen, wo die Bäuerin vor Freude fast nichts sagen konnte, so mußte nun die Flasche ihren Dienst leisten. Allein wie staunten und erschracken sie, als statt der Speisen und der harten Thaler zwei gewaltig große Riesen aus der Flasche hervorsprangen. Sie wollten davonlaufen, aber die Riesen ließen sie nicht zur Thüre hinaus, sondern fielen über die armen Bauersleute her und schlugen mit Fäusten auf sie zu, zur Strafe ihrer Verschwendung. Das Gerücht von dieser wunderbaren Sache verbreitete sich weit und breit im ganzen Lande und kam endlich auch dem Könige zu Ohren, der auch diese Flasche wieder kaufen wollte, um seinen Hofleuten einen Possen zu spielen. Er ließ das Bäuerlein zu sich kommen und kaufte ihm die Flasche um sehr viel

Gold und Silber ab, wozu dieser sehr leicht zu bewegen war. Froh kehrte er in seine Hütte zurück, ließ diese nun aufbauen und fieng eine bessere Wirthschaft an.

Der König aber ließ seine Großen nicht lange warten, ihnen die Eigenthümlichkeit der neuen Flasche zu zeigen. Er lud sie alle zur Tafel, und nachdem sie der einen Flasche brav zugesprochen, sollten sie auch der andern ihre Ehre widerfahren lassen. Die ganze Tafelgesellschaft war begierig, was da kommen würde; sie wurde es aber nur zu bald inne, denn die Riesen richteten eine schreckliche Geschichte an, so daß alle Gäste mit blauen Rücken auf und davon liefen und noch laufen, wenn sie nicht stehen geblieben sind.

(Mündlich aus Zillerthal.)

Die vier Tücher.

Ihr seid nun groß und stark, sagte ein Vater zu seinen vier Söhnen, und müßt euch auch einmal in der Welt umsehen — vielleicht macht ihr euer Glück; — hier könnt' ihr doch nicht immer bleiben. Darüber waren die rüstigen Jungen sehr erfreut und wollten nun Alle zugleich in die Fremde gehen, denn schon lange war das ihr sehnlichster Wunsch. Der Vater aber bedeutete ihnen, daß er sie doch nicht Alle auf einmal von sich entlassen könne, sondern es werde an jeden die Reihe kommen, sobald nur der Andere zurückgekehrt sei. Deß waren die Brüder zufrieden und der Aelteste sollte zuerst Stock und Reisebündel nehmen und sich auf den Weg machen.

Einen guten Spruch, den ihm der Vater an's Herz gelegt, im Gedächtniß, und einige Groschen als Reisegeld von der Mutter in der Tasche, verließ Wastl, so hieß der Bursche, das väterliche Haus und ging, ein Liedlein trillernd, auf Gerathewohl der Nase nach, da er selbst nicht wußte, wohin er wollte. Er war schon eine ziemliche Strecke fortgegangen, als ihm ein kleines graues Männlein begegnete, welches ihn fragte, ob er nichts zu schachern habe? „Nein," antwortete Wastl, „ich verstehe mich schlecht aufs Schachern," und wollte vorwärts. — „Nu — eil' doch nicht so," sagte lachend das Männlein, „vielleicht habe ich Etwas, was dir zu seiner Zeit wohlbekommen dürfte. Hat dir nicht die Mutter Geld gegeben auf die Reise? Geh kauf mir dieses Tuch da ab." Wastl wunderte sich nicht wenig, als der winzige Wicht, den er doch nie zuvor gesehen hatte, von den Paar Groschen wußte, die ihm das Mütterchen zugesteckt hatte; doch getraute er sich nicht zu widersprechen, denn ihm wurde völlig unheimlich. Er ging daher den Kauf ein und wanderte dann, unbekümmert um das Männlein, weiter, — ja er hatte nicht einmal das Tuch recht angesehen, weil ihn gruselte.

So ging er zwei Tage seines Weges. Als aber der zweite Tag zu Ende ging, da wußte er keine Nachtherberge. Nirgends sah er ein Wirthshaus, sondern es lag ein großer, dunkler Wald vor ihm. — Wenn nur ein Haus in der Nähe wäre, dachte er, und kam so nachsinnend immer näher und endlich ganz nahe an den Wald. Aber erst jetzt fiel es ihm ein, daß er ja kein Geld mehr habe, und er lachte über sich selbst, wie es ihm habe einfallen können, ohne Geld so weiter zu gehen,

oder gar an einen Abendschmaus zu denken. Mißmuthig setzte er sich nieder, nahm sein Tuch heraus und breitete es lachend vor sich auf den Boden. Er schaute es nun zur Kurzweil an, weil er nichts Besseres zu thun wußte. Es war hellroth und mit goldenen und silbernen Sternlein auf den Seiten ganz übersäet. Ihm gefiel's, als er es so betrachtete, nicht übel, aber Geld hätte ihm doch noch besser gefallen. Da dachte er: „Ja hätte ich nur so viele Thaler, so viel Sternlein darauf sind, dann wär's schon recht." Kaum gedacht, da lagen auch schon die klingenden Thaler zu Hauf auf dem Tuche, ohne daß unser Wastl wußte, wie das zugegangen.

Nun fieng er an, das Geld in seine Tasche zu stecken und merkte gar nicht, daß es Nacht und immer dunkler und dunkler wurde. Und als er es gewahrte und fortgehen wollte, sah er sich von einer Schaar Räuber umgeben, die ihn hernahmen und herumstießen, daß ihm Sehen und Hören verging. Er mußte, wollte er wollen oder nicht, zu ihnen in die Höhle, wo er eine nicht verhoffte Nachtherberge fand. Am andern Tage versammelten sich die Räuber um ihn und wollten, wie sie sagten, die Sache ganz kurz machen, wenn er ihnen das Tuch nicht gäbe. Wastl war froh, nur mit dem Leben davon zu kommen und ließ ihnen gerne, was sie verlangten. Darauf führten sie ihn aus der Höhle und er wanderte nach kurzer Abwesenheit ganz betrübt wieder nach Hause und begehrte nicht mehr in die Fremde zu gehen.

Als er daheim seinen Brüdern und dem Vater erzählte, wie es ihm ergangen, versicherten die drei Andern, sie wollten sich gewiß besser in Acht nehmen, und der Zweite ließ nicht nach und bat immerfort, ihn ziehen zu

lassen, bis endlich der Vater auch ihm das Reisebündel schnürte und die Mutter ihm einige Groschen gab und ihn wandern ließ.

Ganz wohlgemuth zog er fort; aber nicht auf demselben Wege, wie sein Bruder, um sich vor den Wegelagerern zu hüten, und dachte immer: „Wenn nur bald das graue Männlein käme und mir auch so ein Tuch brächte, wie meinem Bruder! Ich wollte gewiß nicht erschrecken". Und richtig — es dauerte nicht lange, sah er ein Männlein so klein, wie ein Zwerg, daherkommen. Gleich fiel es ihm ein, das müße das Männlein mit mit den Tüchlein sein. Die Beiden redeten einander an und das Männlein both ihm ein Tüchlein zum Kaufe an. Da kaufte denn unser Reisende das ihm angebotene Tuch dem kleinen Schacherer ab. Diesmal aber war es nicht mehr ein rothes, sondern ein blaues mit runden Flecken und Flaschen bemaltes Tuch. Kaum war das Zwerglein hinweg, setzte sich der frohe Hans, so hieß der zweite Bruder, in's Gras hin und wünschte Geld, so viel nur immer Gott Vater selber wünschen kann; aber es war umsonst. Jetzt fieng ihn sein Handel zu reuen an. Er hörte nicht auf, den Zwerg einen listigen Betrüger zu nennen, und so lange grollte, schmähte und schalt er, bis seine Kehle ganz trocken wurde und er statt des Scheltens eine Flasche Wein sich wünschte. Wie er aber diesen Wunsch gethan hatte, stand auch schon die Flasche da und nun meinte er, gehe es in Einem hin, und wünschte sich auch Speisen in Hülle und Fülle. Alle seine Lieblingsgerüchte nannte er her und alsogleich stand Alles schon zu Diensten. Als es Abend wurde, ging er in ein nahegelegenes Dorf und begab sich schnell in ein Wirthshaus, wo er vom Wirthe

nur ein Bett verlangte. Für das Nachtmahl, sprach er, werde er schon selber sorgen.

Der Wirth wunderte sich, daß sein Gast, so mir Nichts dir Nichts von der Straße in's Bett laufe, er ging daher demselben nach und lugte beim Schlüsselloch in's Zimmer hinein. Nun mußte er freilich sehen, wie Hans sich sein Nachtmahl zurichtete und wie ihm die Speisen mundeten. Da wässerten ihm die Zähne nach einer so wohlbestellten Küche. Er sann nun die ganze Nacht, wie er denn dieses Tuch sich verschaffen könnte, und am andern Tage ließ er den Gast nicht aus dem Hause und that so fein und schmeichelnd und zutraulich, als wie mit einem alten Bekannten, bis er ihn dahin gebracht, für heute noch bei ihm zu bleiben. Inzwischen aber schickte er nach den Gerichtsdienern und ließ ihn in der Nacht noch festnehmen, indem er ihn beschuldigte, er habe ihm die Zeche nicht bezahlt. So mußte Hans die Nacht im Kerker zubringen und konnte nur durch das Zurücklassen seines Tuches wieder frei werden. Ganz zornig trat er den Rückweg an und kam endlich mißvergnügt über seine Reise nach Hause, wo er noch dazu von seinem dritten Bruder, Klaus, wacker ausgezankt wurde, der sich dann in aller Eile auch auf den Weg machte, um zu versuchen, ob es ihm nicht besser glücken werde, als den zwei andern Brüdern. Aber er mochte lange Zeit gehen, bis ihm das Männlein entgegen kam, so daß er schon zweifelte, ob ihm die Brüder wohl die Wahrheit gesagt hätten. Eben, als er so sinnend dahin schlenderte, spazierte auf einmal ein kleines winziges, aber steinaltes Herrlein auf der Straße einher, und Klaus, der immer auf den Boden sah und in Gedanken rasch vorwärts ging, hätte das kleine Ding beinahe übersprun-

gen. Da schauten Beide einander gewaltig groß an und Klaus, fast erschrocken, wollte vorwärts eilen; der Alte aber hielt ihn, und lachend bot er ihm ein schwarzes Tuch zum Kaufe an. Klaus ließ sich das nicht zweimal sagen, nahm schnell das Tuch für wenige Groschen und schritt dann rüstig weiter. Kaum war das Männlein ihm aus den Augen, langte er alsbald sein Tuch hervor und wünschte Geld; — aber umsonst. Er wünschte Wein und Braten; aber es wurde keine Flasche sichtbar. Da ging ihm die Geduld aus, er kehrte und wendete das Tuch nach allen Seiten und gewahrte zufällig einen Riß in demselben, was ihn unwillig machte. Aber er nahm, weil er es doch nun gekauft hatte, das Tuch mit und hielt es vor's Gesicht und lachte und schalt zugleich. Auf einmal sah er seinen Vater und die Brüder zu Hause arbeiten und hörte, wie sie miteinander sprachen. Da merkte er, daß dieß allemal der Fall sei, so oft er durch den Riß hindurchschaute. Nun, — dachte er, das ist nicht übel, und freute sich über die neue Entdeckung.

Nun wanderte er weit und breit in der Welt umher. Da kam er in eine große schöne Stadt, deren König eben gegen einen benachbarten Fürsten Krieg führte. Das hörte Klaus und da fiel ihm ein: „Ich könnte vielleicht ein angesehener und reicher Herr werden", und er both sich dem Könige an, Alles zu sagen, was seine Feinde gegen ihn im Sinne hätten. Darüber war der König sehr froh und versprach ihm große Belohnung, wenn er in seine Dienste treten wolle, was jener auch gerne that. Bald war nun der König Sieger über seine Feinde und seine Macht wurde immer größer und größer. Aber dem, der ihm zu seiner Macht verholfen hatte, vergalt er schlecht

seine guten Dienste. Denn sobald er merkte, auf welche Weise sein Dienstmann Klaus Alles wissen könne, nahm er ihm das Tuch, fertigte ihn mit schönen Worten ab und ließ ihn aus dem Lande jagen. Solches hatte sich Klaus freilich nicht verhofft; um jedoch die Sache nicht noch schlimmer zu machen, nahm er sich vor, geraden Weges nach Hause zu gehen und seinen jüngsten Bruder vom Reisen abzuhalten. Doch kaum war er daheim angekommen, wollte der Jüngste auch schon fort und mochte es kaum erwarten, bis er über alle Berge hinweg wäre. Weil der Vater den Andern erlaubt hatte, in die Fremde zu gehen, erlaubte er es, durch viele Bitten bewegt, auch seinem jüngsten und liebsten Sohne, wie sehr er ihm auch einschärfte: „In der Fremde sei nicht der Ort zum Wohlleben". Der junge Wanderer dachte gar nicht, wie seine Brüder an das Männlein, sondern nahm sich ernstlich vor, sich wenig um den Zwerg zu kümmern. — Doch dieser blieb auch bei ihm nicht aus, sondern kam nach einigen Wandertagen auch zu ihm und gab ihm für das Geld, das er noch hatte, ein weißes Tuch zu kaufen. Der Reisende hätte gerne sehen mögen, wozu denn etwa *sein* Tuch nütze und kam endlich auf die Entdeckung, daß mit dem seinigen die Kunst verbunden sei, sich unsichtbar zu machen. Da ging ihm auf einmal ein Licht auf. — Geraden Weges schritt er jetzt der Gegend zu, wo sein ältester Bruder unter die Räuber gefallen war, und schlich sich, da er einige derselben sah, in ihre Höhle. Hier fand er in einer Ecke das rothe Tuch, welches sie seinem Bruder weggenommen und machte sich unsichtbar mit demselben davon. —

Auf seiner Weiterreise sah er vor sich an der Straße ein großes schönes Haus und da eben die Sonne nicht

gar hoch am Himmel stand, beschloß er dort zu übernachten, wenn man ihn aufnehmen würde. Als er an's Haus kam, stand ein wohlbeleibter Herr vor der Thüre, der ihn gar höflich einlud, dazubleiben. Aha, dachte sich da der Reisende, das ist gewiß das Wirthshaus, wo mein Bruder so arg geprellt wurde. Er ging hinein und machte es gerade so, wie sein Bruder es früher gemacht hatte. Der Wirth, als er das sah, glaubte wieder einen reichen Fang zu machen und führte ihn in das nämliche Zimmer, wie den früheren Reisenden. Hier war auch noch das schöne blaue Tuch auf einem Tischchen, das unserm Jungen geschwind in die Augen fiel. Wie nun der Wirth sah, daß sein Gast anfieng, auf einem rothen Tuche Geld zu zählen, schickte er ohne sich lange zu besinnen, zum Gerichtsdiener. Ehe aber der noch ankam, waren der Gast und das blaue Tuch verschwunden.

„Jetzt wird mir auch der Herr König nicht entgehen, sagte er lachend zu sich selbst, als er das Wirthshaus verlassen hatte, und eilte, um nur bald in die Königsstadt zu gelangen. Unter verschiedenen Vorwänden wußte er sich beim Könige Zugang zu verschaffen und durch die Eigenheit seines Tuches war es ihm ein Leichtes überall ungesehen aus und ein zu kommen, bis er auch das schwarze Tuch in Händen hatte. Furchtlos stellte er sich nun vor dem Könige und gestand ihm frei, was er gethan. Der König, im höchsten Zorn über solche Kühnheit, wollte ihn alsogleich festnehmen lassen; aber der Bursche antwortete ihm lachend: „Du kriegst mich ganz gewiß nicht“! Und darauf war er verschwunden, und kehrte wieder zum Vater und zur Mutter heim, die nun

viele glückliche Tage mit ihren Söhnen verlebten und die reichsten Leute weit und breit im Lande wurden.

(Mündlich aus dem Zillerthale.)

Die Drachenfedern.

War einmal vor langer Zeit ein reicher Wirth, der hatte eine wunderschöne Tochter. Neben dem Wirthshause wohnte in einer gemietheten Hütte ein armer Holzhacker mit seinem Sohne. Dieser war ein lebensfroher, rüstiger Junge, der schönste Bursche im ganzen Dorfe und dazu noch recht brav und arbeitsam. Immer war er guter Dinge und zur Arbeit aufgelegt, nur wenn er die Liese, die Wirthstochter sah, dann stand ihm der Gedanke still und sein Blick verlor die frühere Fröhlichkeit. Auch Liese war dem Jungen herzlich gut; nur Schade, daß er so blutarm war, und ihr Vater, wenn sie um seinen Segen ihn gebeten hätten, ganz gewiß nicht ja gesagt haben würde. Aber versuchen konnten sie's ja doch, und sie thaten's auch.

Der Vater hieß die Tochter ein dummes Ding und wies ihr die Thüre, dem Freier aber gab er lachend zur Antwort, wenn er sich seine Tochter verdienen wolle, müße er dem Drachen im großen Walde, der einige Stunden vom Dorfe entfernt lag, drei goldene Federn ausreißen und sie ihm herbringen, sonst solle er sich gleich fortmachen. Der Junge war ganz zufrieden mit dieser Bedingung, denn obwohl er wußte, wie grimmig der Drache über jeden herfalle und wie schreckenhaft er aussehe, so hoffte er doch durch List dem Ungethüme beikommen zu

können und machte sich sogleich auf den Weg zum Schloße des Drachen, das in einem dunkeln Walde lag.

Unterwegs kam er an einem Hause vorbei, vor dessen Thüre ein alter Mann saß, der den Kopf auf beide Hände stützte und sehr traurig schien. „Was bist du denn so traurig?“ redete der Vorübergehende ihn an. — „Ja, meine Tochter ist schon viele Jahre krank und nur der Drache könnte ihr helfen — aber“ — Da unterbrach ihn der Holzhacker: „Ich gehe jetzt eben zu ihm, vielleicht erfrage ich ein Mittel von ihm und wenn ich wieder komme, will ich's dir dann sagen“.

Der Holzhackersohn ging weiter und sah in einem grünen Anger eine große Menge Menschen um einen Apfelbaum versammelt. „Gefällt euch denn der Baum so gut, ihr Leute, daß ihr so hinaufschaut?“ fragte er im Vorbeigehen. „Ja der Baum“ — redete da Einer aus ihnen den Fragenden an, „der Baum gefiele mir freilich, wenn er wie früher goldene Aepfel trüge; aber leider treibt er jetzt nur schlechte Blätter. Wenn du aber zum Drachen gehen willst und ihn fragen, warum dieß geschieht, — so sollst dus mir nicht umsonst thun“. „Ja, ja“, sagte der Holzhackersohn, „das will ich auch“ und ging weiter. —

Schon sah er den dunkeln Wald vor sich, über den eine Nebeldecke sich ausbreitete, und förderte seine Schritte. Da gelangte er an einen Fluß, wo ein alter Fischer ihn in einem kleinen Kahne hinüberführte und ihm klagte, daß er schon so lange dieses langweilige Geschäft versehe und nie abgelöst werden könne, wenn ihm nicht der Walddrache einen guten Rath gebe. Der dienstfertige Holzknecht versprach ihm, auch sein Anliegen dem Drachen

vorzutragen, nachdem er ihm erzählt hatte, warum er in den gefährlichen Wald gehe. Der gute Fischer fieng fast zu weinen an, weil er sehr für das junge Leben des Burschen besorgt war. Aber er war doch froh in der Hoffnung, daß auch er noch erlöst werden könnte und versprach ihm viel Geld zur Belohnung.

Bald fand der junge Brautwerber, weil eben jetzt die rechte Zeit war, das Schloß des Drachen. Er ging hinein und war ganz erstaunt über die große Pracht, die ihm überall entgegenstrahlte; den gefürchteten Herrn aber wurde er nicht gewahr, denn zum Glücke war er eben nicht zu Hause. Der Drache hatte jedoch eine Frau, die keinem Menschen Leides, sondern nur Gutes that. Als diese den Holzknecht sah, ging sie ihm entgegen, war sehr freundlich mit ihm und als er ihr sein Anliegen klagte und vom traurigen Manne, vom Apfelbaume und vom Fischer erzählte, versprach sie ihm sogar selbst seine Sache zu übernehmen und versteckte ihn unter der Bettstelle. — Spät in der Nacht erst kam der Hausherr zurück und war heute recht wild, noch viel wilder als sonst und sobald er in's Gemach eintrat, rief er, voll Zorn um sich blickend:

„Ich schmeck', ich schmeck' einen Christen!“

„O nein,“ entgegnete darauf die Frau sich verstellend und schmeichelnd: „es ist ja Niemand hier gewesen.“ —

Der Drache ließ es so gelten und als die Frau ihm recht schön that und ihn streichelte, wurde er viel zufriedener und war nicht mehr so wild und zornig. Nach einer Weile gingen sie zu Bette und der Drache schnarchte bald und fiel in einen tiefen Schlaf. Schnell riß die Frau ihm nun eine goldene Feder aus und gab sie dem

Holzhacker unter der Bettstelle. Da wachte aber der Drache auf und schrie zornig:

„Wer hat ein Recht mich zu zupfen und zu rupfen!“

„Sei nur nicht böse“, rief die Frau im Schrecken. „Ich habe es im Schlafe gethan. Mir träumte, ein alter Mann habe eine kranke Tochter. — Was soll sie etwa versuchen, damit sie wieder gesund würde“? „Die muß die Hostie, die man unter ihrem Bette versteckte, hinwegschaffen, wenn sie noch gesund werden will“, antwortete der Drache und schlief wieder ein. Nun riß sie ihm die zweite Feder aus und gab sie schnell dem lauschenden Holzhacker.

„Wer hat ein Recht, mich zu zupfen und zu rupfen“? schnaubte wieder zornig der Drache.

„Sei nur still“, sagte die Frau leise. „Ich habe einen Traum gehabt von einem Apfelbaume, der früher goldene Aepfel trug; jetzt aber trägt er keine mehr. Wenn ich doch wüßte, wie er wieder fruchtbar würde“. —

„Die Schlange muß ausgegraben werden, die unter dem Baume liegt und die Wurzeln benagt“, murmelte der Drache schon halb schlafend. —

Jetzt ging's auf's Letzte und die Frau riß ihm auch die dritte Feder aus und machte es wie früher. Aber da war die Wuth des Unthiers auf's Höchste gestiegen:

„Wer rupft und zupft mich“? schrie der Schreckliche und wollte aus dem Bette springen. Die Frau aber hielt ihn und bat: „Sei doch nicht böse, ich habe geträumt von einem alten Fischer, der immer die Leute über den Fluß führen muß und nie frei wird“.

„Er soll dem Ersten, der zu ihm kommt, dieses Geschäft übergeben und davon laufen — der dumme Alte“ —

schnarchte der Drache. Jetzt aber laß mich in Ruh', sonst zerreiß' ich dich"! Darauf schlief er wieder ein und der Holzhacker schlich sich ganz sachte fort und sagte auf dem Heimwege Jedem den Rath, den ihm der Drache gegeben, dem Fischer aber sagte er ihn erst, als er ausgestiegen war aus seinem durchlöcherten Fahrzeuge. Alle gaben ihm Gold und Silber in Menge, denn sie waren voll Freude, daß ihnen geholfen worden.

Am meisten aber freute sich daheim die Liese, als sie den lieben Holzhacker wieder sah. Sie konnte kein Auge von ihm abwenden und hielt ihn immer bei der Hand bis der Vater kam und nun recht gerne ja sagte, weil der arme Nachbar jetzt viel reicher war, als er selbst. Die jungen Brautleute luden alle Verwandten und Freunde zur Hochzeit. Da waren alle voll Fröhlichkeit, sie selbst aber die Fröhlichsten und Glücklichsten von Allen. —

(Mündlich aus dem Zillerthale.)

Vom reichen Ritter und seinen Söhnen.

In alter Zeit, als die Männer noch eiserne Hemden und lange Schwerter trugen, lebte ein starker Ritter, der hieß Sehrreich, weil er im ganzen Lande für den Reichsten galt. Er wohnte mit seinen drei Söhnen: Veit, Jörg und Hans oben auf seinem Schloße und wenn auch sonst Niemand bei ihnen war, als nur wenige Diener, so waren doch Alle voll Frohsinn. Wollte aber manchesmal die lange Weile als unwillkommener Gast sich einschleichen, da war das rechte Mittel gleich zur Hand und es

wurden Reh und Hirsche im weiten Forste so lange gejagt und gehetzt, bis sie verschwand. Denn Reh und Hirsch, und Pfeil und Bogen, das waren des Ritters Lieblingsworte, und das Jagen gab ihm immer gute Laune. —

Da war es einmal an einem schönen Sommermorgen, daß der Ritter und mit ihm seine Söhne mit allen Dienern fröhlich zum Schloßthor hinaus in den Wald ritten, um sich einen Abendschmaus zu erjagen. Das war den ganzen Tag über ein Jauchzen, und ein Schmettern der Jagdhörner, ein Klaffen und Bellen der Hunde, daß es schien, es sei für die armen Rehlein der letzte Tag gekommen. Als aber die Sonne hinter den grünen Tannen hinabgesunken war, da verstummte auch plötzlich das Gejaid und wie am Himmel die ersten bleichen Sterne flimmerten, da trug man den Ritter ohnmächtig und blutend durch das Schloßthor. — Sein scheues Roß hatte ihn abgeworfen und dieser Sturz war für ihn die Ursache des Todes. Schon am andern Tage war er nicht mehr. —

Nun standen die drei Junker ganz allein in der Welt und wußten vor Traurigkeit nicht was anfangen. — Die Mutter war schon früh, als sie noch Kinder waren, gestorben. Jetzt war auch der Vater todt, von dem sie glaubten, daß er ihnen großen Reichthum hinterlassen habe. Doch gerne hätten sie Alles hergegeben, wenn nur der Vater noch lebte. Sie wollten und mußten nun in die weite Welt hinaus. Daher beschloßen sie die Burg dem treuen Wartel zu übergeben und dann fortzuziehen.

Ehe sie jedoch den Sitz ihrer Väter verließen, gedachten sie einen Theil der väterlichen Schätze unter sich zu theilen. Aber wie groß war ihr Erstaunen und ihr Schrecken, als sie nirgends im ganzen Schloße die gesuchten Schätze

fanden, obwohl sie Kisten und Kästen von oben bis unten durchsucht und jeden Winkel durchstöbert hatten, und wußten, daß ihr Vater von seinem Golde Sehrreich hieß. Nur eine alte wurmstichige Kiste hatten sie unbeachtet gelassen.

Was war nun zu beginnen? Noch einmal durchsuchten sie Alles und diesmal fiel ihnen auch die alte wurmstichige Truhe auf. Sie öffneten und fanden in derselben drei Abtheilungen. In der ersten lag ein kleines Pfeifchen, in der zweiten ein grünes Hütlein und in der dritten ein kleiner Ring. Sonst war fast ganz und gar Nichts zu finden. Diese drei Stücke wollten sie als Andenken an ihren Vater und ihre Heimat, mit sich auf die Fahrt nehmen. So nahm denn der Jüngste das Pfeifchen, der Andere das Hütlein, und der Dritte den kleinen Ring. Die wenigen Thaler, die sie fanden, steckten sie zu sich, und jeder ließ sich ein Pferd satteln und dann ritten sie fort. —

Am zweiten Tage gegen Abend kamen sie zu einem großen Walde, in dessen Nähe am Weg eine ärmliche Schenke stand. Hier beschloßen sie einzukehren und zu übernachten. Als sie so am Tische saßen, fiel dem jüngsten Bruder ein, seinen zwei Brüdern, weil sie gar so traurig waren, ein Stückchen vorzublasen. „He! meinte er: Ich muß doch versuchen, was mein Pfeifchen für einen Ton gibt?" Er zog es aus der Tasche und blies. Urplötzlich stand ein alter grauer Ritter ganz in Eisen gehüllt vor ihm und fragte lächelnd:

„Was will der Herr, was schafft der Herr?"

Diese Frage klang freilich unter allem am schönsten für den jungen Rittersohn. „Ja wenn's nur auf's Schaffen ankommt, sagte er lachend, so schaff' ich für's Aller-

erste einen Säckel voll Geld, so groß wie ein Roßkopf." — Der alte Ritter brachte augenblicklich das Verlangte und war dann so schnell, wie er erschienen, auch wieder verschwunden.

Jetzt versuchten die Andern dasselbe, schwenkten das Hütlein und drehten den Ring und es zeigte sich der gleiche Erfolg. Nun war es ihnen klar, woher der Vater sein Geld genommen, aber nach Hause wollten sie nicht zurückkehren, sondern zogen nun wohlgemuth weiter. —

Als sie nach einigen Stunden den Wald im Rücken hatten, theilte sich die Straße nach drei verschiedenen Richtungen hin. Sie hielten stille und besprachen sich was sie thun sollten, sich trennen oder noch mitsammen weiter reiten. — Das Erste schien ihnen das Beste und so gaben sie sich einander das Wort, über's Jahr sich in der Waldschenke wieder einzufinden, und nahmen von einander Abschied.

Junker Hans, so hieß der Jüngste, spornte sein Rößlein, sah noch einigemale nach den Brüdern zurück, bis sie ihm aus dem Auge verschwanden und trabte dann in Gedanken vertieft fort. Sein Weg führte ihn über Hügel und Halden, durch Feld und Wald, durch Flecken und Dörfer bis zu einer prachtvollen Hauptstadt, der Residenz des Königs. Staunend über die Pracht der Gebäude ritt er durch das hohe, festgemauerte Stadtthor ein und begab sich in ein großes, schönes Gebäude, ober dessen Thor eine mächtige, goldene Flasche hing, denn er dachte, weil der Herr des Hauses goldene Flaschen heraushängen könne, werde er auch Weinflaschen und Wein vorräthig haben. —

Er hatte richtig gedacht und der treffliche Rothe machte ihn gar lustig und munter. Da hörte er unten auf der

Straße ein Hochrufen und ein Rasseln von Wägen. Er sprang an's Fenster und sah einen prachtvollen Wagen mit vier Schimmeln bespannt, umgeben von schmucken Reitern, durch die Straße fahren. — „So einen Wagen und solche Schimmel muß ich auch haben," rief er, blies in sein Pfeifchen und sogleich stand der graue Ritter wieder da und fragte ihn:

„Was will der Herr, was schafft der Herr?"

„Einen solchen Wagen und solche Schimmel, war die Antwort, wie der König hat, der eben vorüberfuhr." Darauf sprang er die Stiege hinab vor das Einfahrtsthor der Herberge zur goldenen Flasche und fand Alles schon bereit. Das freute ihn ungemein; aber aus Furcht vor dem Könige ließ er für Heute die Roße abspannen und fuhr erst am andern Tage aus. Da nun alles Volk meinte, er sei der königliche Prinz, rief es: „Hoch," und drängte sich rings um den Wagen, was dem jungen Ritter ungemein wohlgefiel.

Als der König das erfuhr, daß ein Anderer auch königlich geehrt werde, war es ihm zu schlecht und er fuhr demnächst mit sechs Schimmeln und in einem noch prächtigern Wagen aus. — Hans that es ihm auch dießmal nach und ließ sogar Geld unter das Volk auswerfen. Neugierig, woher denn der Fremde so viel Geld nehme, so vornehm zu thun, und zornig zugleich über dessen Keckheit, ließ er ihn zu sich in den Palast rufen, verbarg seinen Aerger, nannte ihn einen Fürstensohn und sagte ihm allerhand Schmeicheleien. Endlich lud er ihn zur Tafel, zu der auch die Großen des Reiches und die Königstochter geladen wurden. Die Königstochter war zwar sehr schön, jedoch auch sehr schlau, um den Unerfahrnen nur desto leich-

ter in ihr Netz zu ziehen. Man setzte sich zu Tische. Auch die Königstochter erschien in goldstrahlendem Schmucke — und um den jungen Ritter war's geschehen. — Einige flüchtige Worte nach Tische und süße Schmeichelreden der Letztern, und die Aeußerung des Königs: er würde sich glücklich schätzen, ihn seinen Eidam nennen zu können, reichten hin, den Verblendeten in's Garn zu locken und den Vogel einzufangen. Man wies ihm prächtige Zimmer im königlichen Palaste an, ehrte ihn wie einen Fürsten und schien alle Aufmerksamkeit nur ihm allein zu schenken. — Und die Königstochter verstand es erst gar, ihn zu berücken! Das zweite Wort, wenn sie mit ihm sprach, war immer: „Mein goldener Bräutigam!" Ihr schien er Alles in Allem zu sein.

Schon waren so drei Vierteljahre vorüber gegangen und Hans befand sich sehr wohl bei seiner Braut in seinen schönen Träumen. Trotz aller Fragen hatte er sich jedoch immer sehr sorgfältig gehütet, die Quelle seines Goldflußes zu verrathen, bis ihn eines Tages die Königstochter, als Beide im Garten lustwandelten, fast traurig und schüchtern fragte: „Mein lieber Bräutigam, was hat dir wohl deine Braut gethan, daß du ihr noch immer Etwas verheimlichst, was sie gar so gerne wissen möchte, und so gleichgiltig bist bei ihrer Trauer?" —

Das war zu viel für ihn. — „Nein — du darfst nicht traurig sein, rief er, wenn ich dich froh machen kann!" — Nun erzählte er ihr Alles von seinem Vater und seinen Brüdern und was es für eine Bewandtniß mit dem Pfeifchen habe. — Zuletzt ließ er die feine Braut sogar selbst versuchen, wie gehorsam der alte, graue Ritter auf den Ruf des Pfeifchens dastehe. Die aber hatte

kaum ihren Zweck erreicht, als sie ganz anders zu reden anfieng, nach Dienern und ihrem Vater rief und dem verdutzten Hans allerhand Grobheiten in's Gesicht sagte. Die herbeigeeilten Höflinge spöttelten und lachten über den reichen Fürstensohn, die Königstochter blies fleißig auf dem Pfeifchen und ließ den Eigenthümer durch Schergen fortschaffen.

Fast ohne zu wissen wie es zugegangen, stand der Betrogene am Stadtthor, durch das er einst eingeritten war. Es schien ihm als sei er vom Himmel in die Hölle gefallen und er ärgerte sich blau und blaß über seine schlecht abgelaufenen Händel. Nur Eine Hoffnung blieb ihm noch. — Das Jahr war bald zu Ende und er konnte zu den Brüdern nach der Waldschenke zurückkehren. Wenn er sich auch vor ihren Vorwürfen fürchtete, machte er sich doch auf, bald zu ihnen zu gelangen uud vielleicht mit ihrer Hülfe das verlorne Pfeifchen wieder zu erhalten.

Nach wenigen Tagen kam er ganz ermüdet bei der alten Schenke an und fand daselbst wirklich seinen Bruder Jörg lustig und guter Dinge, der älteste Bruder Veit war noch nicht da und er kam auch nicht, noch konnte man von ihm Nachricht erhalten. Wie nun Hans vom Staub bedeckt und traurig eintrat und Alles erzählte, da schimpfte Jörg gewaltig auf ihn los. „Dacht' ich's mir ja, schmähte er, du werdest Narr genug sein, in jede Falle einzugehen und an jedem Köder anzubeißen! Du weißt auch gar nicht, wie du die Sache anfangen mußt. Unsereiner läßt sich wohlsein wie ein König, und kümmert sich dafür wenig um Königstöchter, so kann aber Unsereiner auch jetzt das Wünschhütlein schwingen. Daß du in's Garn liefst, wundert mich wenig; aber wo nur

etwa Veit bleiben mag! Er ist gewiß auch in die Falle gegangen. — Hans versicherte, nachdem er zu Athem gekommen war, sein Pfeifchen gewiß wieder zu erhalten, wenn der Bruder ihm sein Hütlein nur leihen wolle und bath so lange, bis Jörg, den das Bitten sehr verdrießlich machte, endlich nachgab und ihm wiewohl ungern das Hütlein lieh, jedoch mit der Drohung: wofern er es nicht wieder bringe, dürfe er ihm nicht mehr unter die Augen kommen.

Einen Tag hielt Hans Rast, dann wanderte er wieder durch Fluren und Felder, über Höhen und Halden zur fernen Königsstadt hin und überboth den König weit bei jedem öffentlichen Aufzuge. Der aber hatte kaum gemerkt, daß der Fremde wieder hier sei und vielleicht wieder ein Pfeifchen oder sonst Etwas habe, sein Geld zu vermehren, als er ihn rufen ließ und zur Tafel lud. Hans kam aber dießmal nicht; sondern ließ dem Könige sagen: „Ich werde den Weg zur Stadt hinaus schon selbst finden; man braucht mich nicht wieder zu foppen und dann hinauszujagen." Da bemühte sich die Königstochter selbst zum neuangekommenen Ritter und that so schön und bat um Vergebung, daß Hans, wie verzaubert, sie nicht mehr verlassen konnte. Alle seine guten Vorsätze waren zu Wasser geworden und es ging ihm, wie es ihm schon früher ergangen war. Einige Wochen waren verflossen, er stand wieder traurig am Stadtthore, und hatte weder Pfeifchen noch Hütlein. —

Was war nun zu thun? Seine Goldquelle war versiegt und zu seinem Bruder durfte er nimmer zurück. — Das Beste schien ihm, sich an einen Baum zu knüpfen, denn sein Schwert hatte man ihm genommen. Gerade

sah er nicht weit vor sich auf einem Hügel zwei Bäume und es war ihm recht, daß er nicht lange zu suchen brauchte. Er ging, bestieg den Hügel und als er oben war, sah er sich die Bäume erst recht an und sah, daß beide voll der schönsten Birnen hiengen. An Einem hiengen schöne und ungewöhnlich große, und am Andern kleine. — „Zum Sterben ist's noch immer Zeit, ich will einmal versuchen, wie die Birnen schmecken.“ Mit diesen Worten stieg Hans auf den Baum, der voll der schönsten Birnen hieng, und aß deren ein halbes Dutzend, weil sie außergewöhnlich süß waren. Als er wieder herabstieg, merkte er, daß seine Nase um sechs Spannen länger geworden sei und erschrack gewaltig. Nun versuchte er, was die kleinen Birnen für eine Wirkung haben würden. Nachdem er auch von ihnen ein halb Dutzend verkostet, war seine lange Nase verschwunden.

Jetzt fiel Hansen Etwas ein. — Er dachte: „Wie stände etwa der Königstochter eine sechs Spannen lange Nase an? Wart die schöne Hexe will ich dran kriegen.“ Das Aufknüpfen war für jetzt aufgeschoben. — Er ging in die Stadt, tauschte mit einem Bettler sein Gewand, nahm ein Körblein und füllte es mit großen Birnen von seinem Birnbaume. Darauf setzte er sich auf den Marktplatz und rief immer: „Kauft Birnen!“ Wenn aber Jemand solche kaufen wollte, verlangte er für je sechs und sechs ein ungeheure Summe. Das war sehr auffallend, und als der König durch einen seiner Diener den ungeheuren Preis erfuhr, kaufte er auch sechs, besonders weil seine Tochter es verlangt hatte. Hans aber lachte und machte sich mit gefülltem Beutel aus dem Staube. Der Königstochter mundeten die Birnen so ausgezeichnet, daß

sie Alle nur allein aß und erst zuletzt die unliebsame Veränderung merkte, die an ihr vorgegangen. Vor Schrecken fiel sie in Ohnmacht und in der ganzen Stadt und im ganzen Lande wurde schnell die Nachricht laut vom sonderbaren Unglücke der Königstochter.

Jeder Heilkundige und wer nur immer einen Rath geben konnte oder ein heilsames Kräutlein wußte, wurde befragt und hatte freien Zutritt beim Könige zu jeder Stunde; aber Alle zuckten die Achsel und sagten, die Prinzeß müße ihre Nase zeitlebens behalten. Das war ein Weinen und ein Klagen im Königspalaste, als ob das ganze Reich ein übergroßes Unglück getroffen hätte. Auch Hans hatte gehört, daß Jeder Zutritt beim Könige habe. Er kleidete sich wie ein reicher Doktor und ließ sich, sobald er sechs große und sechs kleine Birnen verbrannt und zu Pulver gestoßen, bei der Königstochter melden. Er wurde freudig empfangen, that sehr gelehrt und machte der Königstochter gute Hoffnung. Wirklich wurde ihre Nase auf ein Pülverchen aus den kleinen Birnen um eine Spanne kürzer, und die Freude darüber war ganz unbeschreiblich. Am andern Tage gab er ein Pülverchen von den großen Birnen und die Nase wurde wieder so lang wie früher. Der Doktor aber entschuldigte sich, er sei zu rasch zu Werke gegangen im Eifer die Heilung zu beschleunigen, es werde schon wieder recht werden. Er gab ihr nun nach und nach immer täglich ein Pülverchen von den kleinen Birnen und in einer Woche war sie vollkommen hergestellt. In der ersten Freude über ihre Genesung gab sie dem Doktor das verlangte Pfeifchen und das Hütchen, denn sie hielt keine andere Belohnung für angemessener als diese. Nun wollte der Herr Dok-

tor alsbald abreisen und gab der Königstochter unter dem Vorwande die Nase auch von innen vollkommen zu heilen, die übrigen Pülverchen von den großen Birnen, die sie aber erst nach etwa drei Tagen nehmen dürfe. Ehe der hochverehrte, kunsterfahrene Mann abreiste, durfte er sich eine Gnade ausbitten und der schlaue Hans bat den König, ihm ein schnelles, sehr schönes Pferd zu geben, wovon er ein besonderer Liebhaber sei.

In einer Stunde war Hans fort — und nach drei Tagen hatte die Schöne wieder ihre sechs Spannen Länge. — Der Herr Doktor aber saß schon bei seinem Bruder Jörg voll guter Laune in der Waldschenke. Jetzt erst fiel es dem Könige ein, das könne wohl gar Hans selber gewesen sein, der diesen Streich gespielt. Er ließ mit vielen Soldaten dem Doktor nachjagen und wirklich erreichten sie ihn in der Schenke und wollten ihn festnehmen und mit sich fortführen.

Hans und Jörg hatten sie kommen gesehen und merkten bald, worauf es abgesehen sei. Das blies Hans in sein Pfeifchen und schnell war der Ritter da mit seinem „Was will der Herr?" „Nochmal so viel als diese! Ausjagen sollst sie!" befahl Hans und alsbald geschah es so, daß die Soldaten mit Schimpf abziehen mußten. — Bruder Veit kam nicht mehr zum Vorscheine, Hans und Jörg aber zogen heim nach ihrem Schloße und lebten noch viele lange Jahre in Saus und Braus und erzählten ihren Kindern und Enkeln oft die Geschichte von dem Pfeifchen und der Königstochter und ihrem seligen Vater Sehrreich. (Mündlich aus dem Zillerthale.)

Der glückliche Schneider.

Es war einmal ein blutarmer Schneider, der kam auf den Gedanken, sein Schwein an den König zu verkaufen, um doch einen ehrlichen Preis dafür zu bekommen. Er fuhr also mit demselben in die Hofburg und da ihm gerade ein Bedienter in den Weg kam, so erkundigte er sich, wie viel er etwa bei dem Könige für seine Waare verlangen dürfe. „Verlange nur die gruselnde Henne," antwortete ihm der Bediente. Der Schneider merkte sich das und ging zum Könige. Als ihn dieser fragte, was er denn wolle, sagte er ihm, daß er ein Schwein gebracht habe und dasselbe um die gruselnde Henne verkaufen möchte. Alsogleich rief der König: „Gruselnde Henne! zwig, zwig, zwig," und es stand eine gelbgraue Henne vor ihm, welche anfing zu legen und statt der Eier ein Häuflein Dukaten legte.

Dem Schneider gefiel das Thier ganz wohl, er ließ dem Könige das Schwein, nahm dafür die Henne und machte sich auf den Heimweg. Unterwegs kehrte er in einem Wirthshause ein und ließ sich recht wohl sein. Als es Abends zum Zahlen kam, so stellte der Schneider, weil er kein Geld in der Tasche hatte, die Henne auf den Tisch und sagte: Zwig, zwig, zwig. Alsbald fieng die Henne an zu legen und legte ein Häuflein Dukaten, womit der Schneider seine Zeche bezahlte. Der Wirthin aber gefiel das Kunststück der Henne gar zu wohl, und während der Schneider schlief, nahm sie dieselbe heimlich fort und stellte dafür eine andere hin, welche der gruselnden ganz gleich sah.

Des andern Morgens machte sich der Schneider wieder auf und wanderte rüstig der Heimath zu. Kaum hatte er den Fuß ins Haus gesetzt, da rief er nach seinem Weibe: „Heute wohl, Alte, bring ich etwas schönes. Jetzt kanns uns nimmer fehlen! In etlichen Tagen haben wir Geld wie die Ballen.“

Das Weib zweifelte Anfangs, ob ihr Mann recht bei den Groschen sei, allein nach und nach wurde sie doch gläubig und sie war neugierig zu sehen, was für eine Geldmühle der Mann mitgebracht habe. Der Schneider machte nicht lange Worte, ging mit dem Weibe in die Stube und stellte seine Henne auf den Tisch. „Zwig, zwig, zwig! Wirst sehn, Alte, jetzt kommts.“ Die Schneiderin schaute fleißig auf die Henne, aber diese that nichts anderes als gewöhnliche Hennen, reckte den Kragen nach allen Seiten hin und fieng an zu gackern. Der Schneider meinte das Goldlegen müsse bald angehen, doch alles Warten war umsonst. Da schämte er sich gewaltig vor seiner Frau, und lief voll Unwillen auf und davon. Er ging und ging bis er wieder in den königlichen Palast kam. Hier begegnete ihm der Bediente, der ihm das vorigemal den guten Rath gegeben hatte. Diesem erzählte er, wie es mit der Henne gegangen sei, und fragte ihn, ob er denn beim Könige keinen Ersatz ansprechen könne. „O ja,“ antwortete der Bediente: „Geh du nur zum Könige und sag: Ich wünsche das Tuch, das hinter der Thüre hängt.“ Der Schneider sagte sein bhüt Gott, und ging zu dem Könige. Diesem erzählte er wieder sein Mißgeschick mit der Henne und bat zum Ersatz um das Tuch, welches hinter der Thüre hieng. Der König rief sogleich: „Tafel deck dich!“ Im Nu flog

das Tuch hinter der Thüre heraus, breitete sich über den Tisch und war voll der herrlichsten Speisen. Wie den Schneider der Braten so röselig anlachte und der feurigste Wein entgegenfunkelte, da hatte er eine Freude, daß er die Henne ganz darüber vergaß. Nachdem er genug getafelt hatte, räumte er das Uebrige ab, legte das Tüchlein hübsch zusammen und steckte es zu sich. Dann nahm er vom Könige Abschied und ging wieder seiner Nase nach bis er zu dem Wirthshause kam, in welchem sie ihm die Henne gestohlen hatten. Als er in der Wirthsstube war, kommandirte er: „Tafel deck dich!“ Das Tüchlein flog aus dem Sack, breitete sich über den Tisch und stand voll der herrlichsten Speisen. Der Schneider setzte sich hin und aß nach Herzenslust.

Die Wirthin hatte bei dieser Mahlzeit zugeschaut und sie dachte daran, das kostbare Tüchlein in ihre Hände zu kriegen. Als es Nacht war und der Schneider im tiefen Schlafe lag, ging sie in seine Kammer, suchte nach dem Tüchlein und wie sie es gefunden hatte, steckte sie es schleunig zu sich und legte ein anderes an dessen Stelle.

Des Morgens in aller Frühe machte sich der Schneider auf den Weg, und marschirte aus Leibeskräften seiner Heimath zu. Kaum war er hinter der Hausthüre, so rief er schon seinem Weibe: „Heda, schau was ich heute mitgebracht habe. Wenn itzt das Hausen nicht geht, dann ist der Kukuk dran schuld!“ Das Weib lief ihm neugierig entgegen: „Was bringst du denn heut?“ „Ein Tüchlein deck dich! Komm nur, wir wollen's gleich probiren.“ Sie gingen beide in die Stube und der Schneider rief: „Tafel deck dich!“ Er wollte sich schon hinsetzen und nach dem Löffel greifen, — aber der Tisch

war bodenleer und das Tüchlein steckte fein sauber im Sacke.

Der Schneider schnitt ein Gesicht wie ein Essigpanzen, fieng an zu fluchen und machte sich zur Thüre hinaus. Schnurstracks lief er wieder in die königliche Burg, um von dem Könige Schadenersatz zu erlangen. Auf der Stiege begegnete ihm wieder derselbe Bediente, der ihm schon zweimal gut gerathen hatte und auch diesmal auf seine Frage guten Bescheid gab. „Geh nur zum Könige, sagte er, und begehre den hölzernen Schlegel. Der Schneider bedankte sich und ging zu dem Könige. Er brachte seine Bitte vor und der König rief: „Sack öffne dich!" Augenblicklich sprang aus seiner Tasche ein hölzerner Schlegel und fing an in der Luft herumzutanzen und herumzuschlagen, daß Schneider und König genug zu thun hatten, ihm auszuweichen.

Als der Tanz fertig war, steckte der Schneider den Schlegel in seine Tasche und nahm Abschied vom Könige. Auf dem Heimwege kehrte er wieder im nämlichen Wirthshause ein, wo es ihm zweimal so übel ergangen war. Er setzte sich hinter einen Tisch und die Frau Wirthin setzte sich zu ihm um ein bischen zu plaudern, denn bei den Weibsbildern muß das Maul eine Arbeit haben. Der Schneider erzählte unter anderm, daß er heute etwas in der Tasche habe, was sogleich herausspringe, wenn er rufe: „Sack öffne dich!" Die Wirthin faßte sogleich den Gedanken, dies sonderbare Ding in ihre Hände zu bekommen.

Als es Nacht war und der Schneider im Bette lag, schlich sie sich in seine Kammer, und sagte: „Sack öffne dich!" Kaum war das Wort aus ihrem Mund, so

war auch der Schlegel aus dem Sacke und trommelte so kräftig auf der Frau Wirthin herum, daß sie anfieng zu schreien und zu jammern, als ob Feuer im Hause wäre. Sie rief Mann und Knechte zu Hilfe und bat den Schneider inständig, er solle doch den Schlegel zurückkommandiren, sie werde ihm gerne die gruselnde Henne und das wunderbare Tüchlein zurückgeben. Der Schneider gab ihren Bitten nach und bekam seine zwei Kostbarkeiten wieder. Lustig wanderte er dann nach Hause und erzählte seinem Weibe, wie es ihm ergangen sei. Dann lud er alle, deren Schuldner er war, in sein Haus, bewirthete sie beim Tüchlein Deckdich auf's herrlichste, ließ die Henne vor ihren Augen Dukaten legen und rief endlich den Schlegel aus dem Sack, der alle Gläubiger mausetodt schlug.

(Mündlich bei Meran.)

Der Hirtenknabe.

Es war einmal ein armer Bauernbube, der hatte für seine Gemeinde die Geise zu hüten und bekam dafür nichts als die Kost. Wenn er mit seinen Thierlein den Berg hinaufzog und genug geschnellt und gejutzt hatte, schaute er oft lange Zeit seine Hosen und seine Joppe an und fieng an die Löcher zählen, deren täglich mehr wurden. Er hatte das tiefste Mitleiden mit sich selbst, weil ein gar so armes G'wandl an seinem Leibe hieng und dachte oft daran, wie er zu einem ehrlichen Schlampen kommen könnte. Endlich fiel ihm ein neben dem Geishüten zu korben, um sich so etliche Kreuzer zu verdienen.

Er fieng mit allem Ernste sein Handwerk an, und in wenigen Tagen stand das erste Körbchen fertig vor ihm. Er hatte eine große Freude darüber, kehrte es zehnmal um und schaute es von allen Seiten an. „Muß doch schauen, ob es auch einen Krach hebt,“ dachte er sich, nahm einen tüchtigen Stein und legte ihn in das Körbchen. Patsch, — da liegt der Stein sammt dem Boden des Körbchens vor ihm auf der Erde.

Der Knabe verzog sein Gesicht zum Weinen und Thränen auf Thränen kugelten über seine Wangen zur Erde hernieder. Er hätte aus der Welt gehen mögen, weil ihm auf einmal alle Freude und Hoffnung genommen war. Während er sich die Thränen aus den Augen wischte und bald die locherigen Hosen, bald das zerrissene Körblein betrachtete, kam ein Jüngling auf ihn zu, der so schön und freundlich war, wie ein Engel vom Himmel. Er redete den Knaben mit liebreicher Stimme an und fragte ihn, warum er denn gar so bitterlich weine. Der Knabe fieng aufs neue an zu schluchzen, zeigte auf das zerrissene Körbchen und stammelte mit harter Mühe etliche abgebrochene Worte hervor, in denen er sein Elend erzählte. Kaum war er mit der Erzählung zu Ende, so ging das Weinen und Schluchzen aufs neue an, so daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen. Der Jüngling nahm den Knaben freundlich bei der Hand, tröstete ihn und fragte, ob er nicht mit ihm gehen möchte. Der Knabe gewann ein Zutrauen gegen ihn und sagte: „Gern wollte ich mitgehen, aber die Geise muß ich zuvor heimtreiben.“ „Laß dir das nicht am Herzen liegen, erwiederte der Jüngling, die Geise werden schon allein nach Hause finden, folge mir nur

unbesorgt.“ Der Knabe traute diesen Worten und ging mit. Sie wanderten mitsammen fort und waren freundlich miteinander, als ob sie sich schon lange gekannt hätten. Ein gutes Stück Weges hatten sie schon hinter sich, da begegnete ihnen ein schönes Weibsbild, welches dem Knaben freundlich winkte und ihn vom Jünglinge wegzulocken suchte. Dieser aber sprach seinem Begleiter in einem fort zu, er solle sich nur nicht von ihm abwendig machen lassen. Der Knabe gehorchte und entfernte sich nicht von ihm. Als das Weibsbild vorbei war, schaute er noch einmal darnach um und sah mit Entsetzen, daß dasselbe einen feurigen Schweif hinter sich herzog.

Es fieng an Abend zu werden und der Weg wurde immer beschwerlicher. Sie mußten einen Berg hinangehen, der so steil war, daß der Jüngling den Hirtenknaben oft nur nachschleppen mußte. Als sie nach saurer Mühe auf dem Gipfel des Berges ankamen, fanden sie da eine Herberge, in der sie vortrefflich bewirthet wurden.

Nachdem sie die Mühen des ersten Tages verschlafen hatten, machten sie sich des andern Morgens wieder auf den Weg. Der Marsch war eben so mühevoll, wie am vorigen Tage. Es ging über Stock und Stein, durch Wald und Gestrüpp und manchmal so stark aufwärts, daß ihnen fast der Athem ausblieb. Zudem mußte der Knabe zwei harte Kämpfe bestehn mit einem großmächtigen Vogel und mit einem abscheulichen Wurme. Nachdem das alles glücklich vorüber war und der Tag sich zu Ende neigte, hatten sie wieder einen hohen Berg vor sich, den sie nur mit der größten Mühe erklimmen

konnten. Als sie oben ankamen, fanden sie eine Herberge, in der sie auf das vortrefflichste bewirthet wurden. Des andern Tags in aller Frühe traten sie neugestärkt ihre Wanderung an. Sie waren eine gute Strecke gegangen, da begegnete ihnen der Knochenmann. Er grüßte sie aufs allerfreundlichste und lud den Knaben ein mit ihm zu gehen. Der Knabe warf einen fragenden Blick auf das Gesicht des Jünglings und dieser gab ihm die Erlaubniß, der Einladung zu folgen. So ging denn der Knabe mit dem Knochenmanne von dannen und sie wanderten mit einander in die Ewigkeit.

(Mündlich aus dem Raunserthale.)

Der Schafhirt.

Ich weiß nicht wie lange es etwa her ist, — da lebte einmal ein Herr und eine Frau, welche ein einziges Kind hatten. Dies war ein frischer Bursche, dem das Stillsitzen nicht taugen wollte. Schon in früher Jugend bat er seine Eltern, sie möchten ihm doch erlauben, in die Welt hinaus zu ziehen und sein Glück zu versuchen. „Nein, sprach der Vater, bevor du nicht sechzehn Jahre alt bist, darfst du nicht fort, aber dann kannst du ziehen, wohin es dich gelüstet.“ Der Sohn mußte sich geben und wartete ungeduldig die Zeit ab, bis sein sechzehntes Lebensjahr verstrichen wäre. Er zählte die Tage und Stunden, und richtete sich einstweilen alles zur Reise zurecht Als er das sechzehnte Jahr vollendet hatte, nahm er Abschied von den Eltern, setzte sich auf sein Pferd und

ritt wohlgemuth von dannen. Ohne Ziel und Plan ging es so fort in die weite Welt hinein und je länger er ritt, desto besser wollte es ihm gefallen.

Eines Tages führte ihn der Weg durch einen stockfinstern Wald. Wie er so gedankenlos dahinritt, drang auf einmal der herrlichste Gesang an sein Ohr, so daß er stille hielt und eine Zeit lang den lieblichen Tönen lauschte. Er beschloß den Sänger aufzusuchen und ritt dem Orte zu, von welchem der Gesang zu kommen schien. Er war nicht lange geritten, da öffnete sich der Wald und vor ihm lag eine schöne große Wiese, auf welcher ein Hirtenknabe seine Schafe hütete. Er nahte sich dem Knaben und redete ihn an: „Möchtest du nicht tauschen mit mir? Ich gebe dir mein Pferd und du gibst mir deine Schafe zu hüten!“ Der Hirte wußte nicht, wie ihm geschah. Er machte eine Zeitlang große Augen, aber als er merkte, daß es mit dem Handel Ernst sei, schlug er sogleich ein, hieß den Fremden vom Pferde steigen und übergab ihm seinen Stab und seine Tasche. „Siehst du, sagte er, wenn du ein rechter Hirte sein willst, so mußt du schon einen tüchtigen Stecken haben, und eine Schale mit einem paar Brocken ist auch ein gutes Zeug. Aber jetzt laß dir sagen: die Schafe, die du zu hüten hast, gehören dem Bauer da drüben auf dem Büchel. Wenn du Abends heimfahrst, so werden die Schafe schon selbst in den Stall gehen. Du aber gehst in die Küche und setzest dich auf den Hackstock. Wenn dich die Bäurin fragt: „Hansl was magst denn?“ so sagst du: Ein Butterbrod. Du mußt aber recht niedergeschlagen thun und ein saures Gesicht machen, dann wird die Bäurin fragen: Hans, was fehlt dir denn?

Darauf antwortest du: Mir fehlt sonst nichts. Dann wird sie schon merken, daß nimmer mehr der Hansl Schafhirt ist, sondern ein anderer. Wenn du aber brav bist, wird sie schon zufrieden sein mit dir, und du wirst es gut haben.“ Nachdem er so geredet, schwang er sich aufs Pferd und ritt auf und davon.

Der neue Schafhirt saß nun unter seinen Thieren, welche fleißig am Grase rupften und von Zeit zu Zeit während des Kauens zu ihm aufschauten, als wollten sie sich besinnen, ob das der rechte sei. Er ging zu den Schafen und Bamberlen herum und streichelte und kratzte sie unten am Hals, was sie recht gern zu leiden schienen. Bald fieng er an Neugierde zu bekommen, wie es etwa in der Umgegend aussehe. Er stieg auf einen nahgelegenen Hügel und beschaute sich von da aus die ganze Nachbarschaft. Da sah er nicht unweit von sich auf einem Büchel ein großes und prächtiges Schloß. Es wunderte ihn, wem etwa das große Gebäude gehören möchte, aber weil er niemanden bei sich hatte, den er fragen konnte, gab er sich einstweilen zufrieden und stieg wieder zu seinen Schafen hinab. Es dauerte nimmer lange, so fieng es an dunkel zu werden, und er trieb seine Heerde dem großen Bauernhause zu. Die Schafe liefen in ihren Stall, der Hirt aber ging in die Küche und setzte sich auf den Hackstock. Die Bäurin schaute ihn zuerst nicht viel an und setzte gerade jene Fragen, die ihm der andere Hirte vorausgesagt hatte. Sie erkannte ihn auch an seinem traurigen Wesen, allein er gefiel ihr sonst nicht übel und sie ließ sich den Tausch gerne gefallen. Auch führte sie ihn zu dem Bauern und gab ihm allerlei Regeln, nach denen er sich im neuen Dienste zu

verhalten habe. „Vor allem gib Acht, sagte sie, daß kein Schaf über den Gränzstein laufe und im Feld unserer Nachbaren grabe. Denn dies sind drei Riesen, welche da drüben im Schlosse wohnen, und den Leuten solchen Schrecken einjagen, daß unser König demjenigen sogar seine Tochter versprochen hat, welcher den Dreien den Garaus macht."

Der Junge war froh einmal zu wissen, wem dieses prächtige Schloß gehöre und versprach auch den Ermahnungen der Bäurin fleißig zu gehorchen.

Das Schafhüten taugte ihm gar nicht übel und dann der beständige Aufenthalt unter Gottes freiem Himmel kam ihm lustiger vor, als das ewige Stubenhocken. Er kaufte sich eine Zither und spielte und sang auf der Wiese, daß die Berge ringsum wiederhallten. Die Riesen im Schlosse hörten sein Spiel und seinen Gesang und es dauerte nicht lange, bis einer von ihnen aus Neugier zu ihm herüberkam. Der Kerl war so lang, daß er über alle Bäume hinausreichte und der Hirte sah ihn schon von Weitem daherkommen. Schnell stieg er auf den Gipfel eines hohen Baumes und schaute dem Riesen entgegen. Als dieser nahe kam und ihn fragte, warum er auf dem hohen Baume sitze, sagte er: „Ich bin heraufgestiegen, damit ich dich anschauen kann." Der Riese hatte große Freude an dieser Antwort und sagte: „Steige nur vom Baume herab; ich will jetzt Wein und Brot vom Schlosse herüberholen und dann werden wir miteinander essen und trinken und singen und spielen." Als er dieß gesagt hatte, drehte er sich um und machte einige große Schritte gegen das Schloß hin. Der Hirtenknabe fieng an vom Baume herabzusteigen, allein

bis er auf den Boden kam, war auch der Riese schon wieder zurückgekehrt. Er hatte ganze Haufen Wein und Brot mitgebracht und hieß nun den Hirten lustig sein und sich gütlich thun. Der Hirte hatte aber ein Fläschchen mit einem starken Schlaftrunke bei sich und davon goß er unvermerkt einige Tropfen in das Trinkglas des Riesen. Sie hatten kaum angefangen zu trinken, so packte den Riesen ein gewaltiger Schlaf. Er legte sich seiner ganzen Länge nach auf das Gras und fieng an zu schnarchen. Der Hirte wartete nicht lange, nahm ihm sogleich sein Messer von der Seite, schnitt ihm den Kopf ab und schnitt auch die Zunge aus dem Kopfe heraus. Dann begrub er den Leichnam, und ließ sich gar nicht ankennen als ob etwas geschehen wäre. Er gab wieder auf seine Schafe Acht und sang und spielte die Zither, daß man es weitum hören konnte.

Alsbald kam der zweite Riese, that freundlich mit dem Hirten, setzte sich zu ihm nieder, packte Brod und Wein aus und lud den Hirten dazu ein. Der Hirte brachte wieder ein paar Tropfen von seinem Schlaftrunke in das Glas des Riesen und wartete bis er einschlief. Dann nahm er ihm das Messer von der Seite, schnitt ihm den Kopf ab und die Zunge heraus und grub den Leichnam ein. Als er damit fertig war, schaute er wieder zu seinen Schafen und sang und spielte dazu auf der Zither. In kurzer Zeit kam der dritte Riese, trank und sang und spielte mit dem Hirten, bekam aber auch einen Schlaftrunk und verlor seinen Kopf. Der Hirte scharrte seinen Leichnam zu den zwei andern ein, die drei Zungen aber steckte er zu sich, um sie einmal als Wahrzeichen brauchen zu können.

Nicht lange Zeit darauf traf es sich, daß ein Förster, der seiner Arbeit nachging, an diesen Ort kam und die drei Riesenleichname sammt den abgeschnittenen Köpfen auffand. Der Förster hatte eine übergroße Freude, nahm die drei Köpfe mit sich und ging alsbald zu dem Könige. Er erzählte ihm, daß er den drei Riesen das Licht ausgeblasen habe und forderte ihn auf, ihm seine Tochter dem Versprechen gemäß zur Gemahlin zu geben. Der König wollte ihm nicht aufs Wort hin glauben, sondern forderte auch Beweise für seine Behauptung. Der Förster zeigte ihm die drei Köpfe, und als er diese sah, so war er zufrieden und führte der Tochter den Förster als ihren Bräutigam vor. Die Prinzessin aber wollte von dieser Heirath nichts wissen, denn sie konnte den Förster nicht lieb gewinnen und behauptete steif und fest, ein anderer und nicht der Förster müsse die Riesen getödtet haben. Inzwischen kam der Schafhirt an den Hof, zeigte dem Könige die Zungen der drei Riesen, und erbat sich von ihm seine Tochter zur Frau. Weil er die Zungen brachte, erkannte man ihn als den eigentlichen Thäter und die Königstochter wurde mit der größten Freude seine Gemahlin.

(Mündlich aus Kramsach.)

Der Ziegenhirt.

Es war einmal ein armer Holzhacker, der lebte sehr sparsam mit seinem Weibe und seinem Kinde, denn nur mit der größten Anstrengung konnte er sich und den Seinigen den nöthigsten Lebensunterhalt verschaffen. Als er

aber starb, härmte sich das Weib so ab, daß sie ihm bald nachfolgte und Hiesl, so hieß das Kind, ganz einsam und verlassen dastand. Nachdem es zwei Tage und zwei Nächte bei dem Grabe seiner Eltern geweint, machte es sich auf, um aus dem Wald zu kommen, den es früher noch nie verlassen hatte, und wollte durch Handarbeit sich das Nothwendigste verdienen.

Da kam Hiesl an eine breite Strasse, auf welcher er getrost weiter ging, und gelangte nach langem Wandern in eine große, schön gebaute Königsstadt. Hier fragte er fast in jedem Hause, ob er nicht Arbeit bekommen könne, er verlange Nichts als die nothwendige Nahrung, aber überall wies man den zerlumpten, furchtsamen Knaben ab, so daß er traurig und hungrig jede Hoffnung aufgab, sich in einem abgelegenen Winkel verbarg und nach Herzenslust weinte.

Nachdem er so die ganze Nacht mit Weinen zugebracht, raffte er sich am Morgen auf, um zum letzten Male zu versuchen, ob er nicht Arbeit bekommen könnte. Er ging auf ein großes schönes Haus zu, worin der König wohnte, und fragte nach Arbeit. „Ja, sagte man zu ihm, wenn du die Ziegen hüten willst, so kannst du schon bleiben, sonst braucht man dich nicht." Hiesl ging freudig den Vorschlag ein.

Als der König erfuhr, daß sich ein Ziegenhirt gemeldet, so war er herzlich froh, denn er glaubte nicht, daß noch Einer kommen würde, da schon so Viele ihr Leben mit dem Hüten eingebüßt hatten. Er ließ deßhalb den Knaben zu sich rufen und sprach zu ihm:

Wenn du fleißig dein Geschäft verrichtest, so bekommst du eine neue Kleidung, gute Nahrung und am Ende

eines jeden Jahres einen großen Lohn. Aber merke wohl, was ich dir sage. Die Ziegen mußt du auf den Berg bei der Stadt treiben, wo das prächtige Schloß steht. Um das Schloß herum befinden sich schöne Gärten, Felder und Wiesen, die nur mit einem schwachen Zaune vom Walde getrennt sind, wo du die Ziegen hüten mußt. Diese darfst du aber nicht in die fetten Felder und Wiesen hinein und darauf weiden lassen; wann dieses geschehen sollte, wird der Herr des Schloßes, ein furchtbarer Riese, erscheinen und dich in viele Stücke zerreißen. Dieser beobachtet dich immer, nur eine kurze Zeit des Morgens ausgenommen, wann er schläft". Nach diesen Worten entließ der König den Knaben.

Dieser froh, einen Dienst erhalten zu haben, sprang sogleich in den Ziegenstall, um sich mit seinen Pflegebefohlenen vertraut zu machen. Er blieb den ganzen Tag bei ihnen, ja er schlief sogar im Stalle, eine solche Freude hatte er an diesen Thierlein, und so gerne hörte er ihr Mäckern.

Morgens stand er in aller Frühe auf und trieb seine Heerde froh und munter den Berg hinan, die nöthigen Lebensmittel trug er in der Tasche. Vor dem Riesen hatte er keine Furcht; denn er nahm sich vor, die Ziegen weit vom Schloße weg in den Wald hinein zu treiben. Als er aber oben ankam, liefen Alle zum Schloße hin — denn sie kannten die fetten Wiesen zu gut, — so daß Hiesl den ganzen Tag in einem Athem laufen mußte, um ihnen zu wehren. Den Riesen sah er aber nicht.

Als er seine Heerde nach Hause getrieben, lobte ihn der König sehr, daß er so brav gewesen, und gab ihm einen großen Thaler.

Die ganze Nacht hindurch kam aber dem Hiesl das Schloß sammt dem Riesen nicht mehr aus dem Kopfe; er wollte, er mußte Alles sehen. Deßhalb trieb er am andern Tage in aller Frühe seine Ziegen auf den Berg, überließ sie ihrem Schicksale und schlich sich ganz heimlich in's Schloß. Aber wie erstaunte er über die Pracht und Herrlichkeit, die er im Schloße fand, wo Thür und Thor ihm offen standen. Sein Auge wurde geblendet vom Schimmer des Goldes, des Silbers und dem Glanze der Edelsteine, die haufenweise da lagen, sowie von den blanken Rüstungen, die an den Wänden herum hiengen. Er ging von einem Saal in den andern und fand endlich in einem den Riesen, auf einem Bette dahingestreckt, im tiefen Schlafe; neben ihm befand sich seine herrliche Rüstung. Hiesl erschrack anfangs über das Ungeheuer mit seinem furchtbaren Gesichte; besann sich aber nicht lange, sondern ergriff mit beiden Händen des Riesen Schwert und hieb ihm den Kopf ab.

Kaum hatte er diese Arbeit vollbracht, so stand ein kleines Männlein vor ihm, verneigte sich tief, begrüßte ihn als den Herrn des Schloßes sammt Allem, was darin und darum und fragte, was er befehle. Jetzt will ich was ordentliches zu essen und trinken, war die Antwort.

Kaum hatte Hiesl das gesagt, so verschwand das Männlein, kehrte aber bald mit Speise und Trank zurück.

„Während ich mich hier nun sättige", sprach Hiesl, „so sieh dich um meine Ziegen um, treib sie in die Schloßfelder herein und gib auch wohl Acht darauf". Aber nicht bloß während des Essens und Trinkens mußte das Männlein die Ziegen hüten, sondern auch noch so lange, als Hiesl das Schloß besichtigte. Spät Abends löste

er erst das Männlein ab, das zu ihm sagte: „Wenn du meiner bedarfst, so stampfe nur in dem Zimmer, wo du den Riesen getödtet, mit dem Fuße dreimal auf dem Boden und ich werde alsogleich zu Diensten stehen“. Darauf verschwand es.

Lustig und munter trieb Hiesl seine Heerde nach Hause; doch war er klug genug, von seinem Abenteuer Nichts auszuschwätzen.

Täglich trieb er seine Heerde auf den Berg, ging in sein Schloß, stampfte mit dem Fuße dreimal auf den Boden, das Männlein mußte ihm dann Essen und Trinken bringen und während des Tages die Ziegen hüten. Und so trieb er es längere Zeit fort; die Ziegen wurden fett, gaben sehr reichlich Milch, und der König war dem Hirten, der unterdessen bei guter Kost zu einem schönen starken Jünglinge herangewachsen, wegen seines Diensteifers sehr gewogen.

Der König hatte eine wunderschöne Tochter, um deren Hand sich viele, aber immer umsonst beworben hatten; denn sie war sehr dem schönen Hirten in Liebe zugethan und hätte Niemanden lieber geheirathet, als ihn, wann er nur von besserer Abkunft gewesen wäre. Weil sie deßhalb keine Hoffnung hatte, ihren Wunsch je erfüllen zu können, verschmähte sie jeden Freier. Da jedoch der König einen Nachfolger wünschte, so schrieb er ein großes Turnier aus, und derjenige Ritter, der drei Tage nach einander die übrigen Bewerber aus dem Sattel heben würde, der sollte mit der Hand der Tochter auch den Thron nach des Königs Tod erhalten.

Alle Anstalten dazu wurden auf's Beste getroffen und mit Freude sah man allenthalben diesem Feste entgegen,

nur die Königstochter war trauriger und in sich gekehrter, als jemals.

Am Tage des Turniers, während der König mit seiner Tochter, den Rittern und Großen des Reiches nach dem Kampfplatze zog, trieb Hiesl, scheinbar ganz unbekümmert um Alles, was vorging, seine Heerde auf den Berg, trat aber schnell in's Schloß und forderte vom dienstbeflissenen Männlein, ihm alsogleich einen Schimmel und eine stahlblaue, kostbare Rüstung zu bringen. Wie befohlen, so geschah es. Das Männlein brachte die verlangte Rüstung sammt Helm mit wallendem Federbusche, ein Schwert und eine große Turnier-Lanze; im Hofe stand ein muthiger Schimmel kostbar geschirrt. —

Hiesl rüstete sich mit Hilfe des Männchens und schwang sich auf den Schimmel, jagte den Berg hinab und erschien zum Erstaunen Aller, spät und ganz unbekannt auf dem Platze. Auf der entgegengesetzten Seite stand der bisherige Sieger, den der Hiesl zum Kampfe forderte. Dann legte er die Lanze ein, sprengte gegen ihn und warf ihn aus dem Sattel weithin in den Sand, und sprengte unter allgemeinem Beifall durch die Stadt dem Schloße zu. Er war schon Aller Augen entschwunden, bevor man vor Verwunderung sich zu sammeln im Stande war. Alles Nachforschen nach dem unbekannten Ritter war vergebens; denn dieser trieb spät Abends in seiner gewöhnlichen Kleidung die Heerde nach Hause.

Am zweiten Tage begann wieder das Turnier; Hiesl trieb wieder die Heerde den Berg hinan und forderte eine silberne Rüstung sammt einen Rappen, sprengte den Berg hinab in die Mitte des Kampfplatzes, warf den Sieger des Tages aus dem Sattel und jagte auf und

davon, ohne von den Reitern eingeholt zu werden, die der König deßhalb aufgestellt hatte. Auf Unwegen gelangte er in's Schloß.

Noch größer war an diesem Tage die Verwunderung des Königs, aber auch die Betrübniß desselben; die Tochter hingegen freute sich, weil sie dadurch der lästigen Freier los zu werden hoffte. Am dritten und letzten Tage erschien Hiesl in einer goldenen Rüstung auf einem braunen Pferde. Auch dießmal stach er den Sieger des Tags aus dem Sattel, ward aber von ihm an der Wade verwundet. Auch dießmal war das Verfolgen umsonst; er kam auf Unwegen und ungesehen in's Schloß. Als er aber seine Heerden nach Hause trieb, hinkte er wegen der Wunde.

Der König erblickte ihn und ließ ihn zu sich rufen. „Was ist dir begegnet, daß du so hinkest", fragte der König freundlich. Hiesl wollte mit der Sprache nicht heraus; aber durch die Bitten der Tochter wurde er endlich bewogen, daß er sein Abenteuer mit dem Riesen und die Vorfälle beim Turnier erzählte. Voll Freude fiel ihm die Königstochter um den Hals, denn jetzt war ja ihr Bräutigam derjenige, nach dem sie sich so herzlich gesehnt hatte. Aber auch der König war voll Freude über einen so stattlichen Eidam. Unter frohen Festen, bei Musik und Tanz wurde die Hochzeit vollzogen. Lange noch lebte der König und nach ihm herrschte viele Jahre der Ziegenhirt geehrt von Allen, und bei seinem Tode tief betrauert.

(Mündlich im Zillerthale.)

Warm und kalt aus Einem Munde.

Es war einmal ein Mann, der schlug tief im Walde Holz. Zu diesem kam ein Waldmännlein, das gar freundlich zu ihm sprach. Es war aber sehr kalt, denn es war mitten im Winter, und den Mann, der Holz hackte, frierte es sehr an seinen Händen. Oft legte er die Art bei Seite und hauchte in die hohlen Hände, um sie dadurch zu erwärmen. Das Waldmännlein sah dies, und fragte ihn, was das zu bedeuten habe. Der Holzschläger erklärte ihm, daß er durch den Hauch seines Mundes seine erfrornen Hände erwärmen wolle; das Männlein glaubte es, und war mit dem Aufschluße zufrieden. Da kam endlich Mittagszeit und der Holzschläger schickte sich an, am Feuer sein Mittagsmal zu bereiten, und kochte sich den fetten Schmarren. Noch immer war das Waldmännlein bei ihm, und sah ihm neugierig zu. Der Holzfäller aber hatte gar sehr Hunger, und wollte nicht warten, bis die Speise abgekühlt war, sondern er aß davon vom Feuer her. Da dieselbe aber noch recht heiß war, blies er mit seinem Munde auf jeden Löffel voll. Das Waldmännlein nahm dies Wunder und sagte: „Ist der Schmarren vom Feuer her nicht warm genug, daß du noch daranblast, wie an deine erfrornen Hände?“ Der Holzschläger aber erklärte ihm, daß er dies thue, um den heißen Bissen abzukühlen. Das konnte das Waldmännlein aber nicht mehr fassen. Es sprach zum Holzschläger: „Du bist ein ganz unheimliches Wesen; aus deinem Munde kommt bald warm, bald kalt, bei dir

mag ich länger nicht verweilen.“ Und augenblicklich ging das Waldmännlein davon.

(Mündlich in Unterinnthal.)

Die drei Holzhacker.

Drei Knechte waren einmal im Walde, um Holz zu fällen. Diese sahen, wie ein landfremder Mensch öfters an ihnen vorüber in den Wald zu einem gewissen Baume ging, der, nachdem er sich dort eine Zeit lang aufgehalten, aus ihrem Blicke bald verschwand. Aus Vorwitz gingen sie endlich auch zu besagtem Baume hin, setzten die Axt an seinen Stamm, und fällten ihn. Als der Baum mit großem Geräusche zu Boden fiel, sieh! da war er von innen hohl, und es rollte eine Menge Gold- und Silbermünzen aus demselben heraus, welche der fremde Mann darin verborgen hatte. Die drei Knechte hatten darüber eine sehr große Freude, denn nun waren sie auf einmal reiche Leute, und durften sich nicht mehr mit harter Arbeit plagen, um ihren Unterhalt zu erwerben. Das erste, was sie in ihrer übergroßen Freude thaten, war, daß sie Einen von ihnen um Wein in die nächste Ortschaft schickten; darnach wollten sie das Geld unter sich vertheilen. Dieser ging nun fort, um Wein zu holen, während die beiden andern beim Gelde blieben. Auf dem Wege aber kamen ihm allerlei böse Gedanken, die er sich nicht ausschlug, in die er endlich sogar einwilligte. Er dachte: ich will Gift in den Wein mischen, und wenn meine zwei Kameraden davon trinken und sterben werden, so gehört alles Geld mir. Er kaufte also nebst dem

Weine auch Gift, und kehrte zu seinen Gefährten in den Wald zurück. Aber auch diese wurden während seiner Abwesenheit von verschiedenen schwarzen Einfällen versucht, und wurden endlich dahin eins, daß sie den Dritten bei seiner Rückkehr ermorden, und sie zwei allein das ganze Geld theilen wollten. Als dieser das Getränk ihnen vorsetzte, schlugen sie ihn mit ihren Aexten todt zu Boden. Dann tranken sie nach Herzenslust, und fiengen an das Geld unter sich zu vertheilen. Bald aber brannte der Wein wie Feuer in ihren Eingeweiden, und sie endeten unter unsäglichen Qualen ihr Leben. Es lagen drei Leichen um das Geld herum. Die drei Knechte waren bei ihrer harten Arbeit besser und glücklicher gewesen, als nachdem sie einen großen Schatz gefunden hatten, wodurch sie recht glücklich zu werden hofften.

(Mündlich in Unterinnthal.)

Der Advokat.

Vor alter Zeit lebte ein Advokat, der das Recht verkehrte, wann und wie es ihm taugte, und sich weder um Hölle noch um Himmel kümmerte. Einmal mußte er wieder vor Gericht erscheinen und eine Aussage eidlich bekräftigen. Er legte seinen Eid ab, schwur aber falsch. Da erschien der Teufel in leibhafter Gestalt, wollte den Rechtsanwalt beim Kragen nehmen und in die Hölle tragen. Man holte, als man dieses sah, einen frommen, alten Priester, und dieser betete so lange, bis der Teufel sich in eine Katze verwandelte und die Gerichtsstube ver-

ließ. Sie ging in die Wohnung des Advokaten und legte sich dort auf die Stiege, wo sie bis zum Tode des Advokaten trotz aller Segnungen und Beschwörungen blieb. Dem Advokaten konnte sie aber kein Leid mehr thun, weil er von dem Meineide an sich gebessert hatte und rechtliche Wege wandelte.

(Mündlich bei Meran.)

Noch ein Mährchen von der Krönlnatter.

Es lebte vor langer Zeit, als du, mein Kind, noch den Pfeiffaltern nachflogst, eine kreuzbrave Dirne, die bei einem Bauern im Dienste war. Sie that treu und redlich ihre Pflicht, sah auf die Sache und das Vieh ihres Dienstherrn und arbeitete von früh morgens bis spät abends. Im Hause, in dem sie Ehehalt war, wohnte auch eine Krönlnatter. Das scheckige Würmchen, das ein hellglänzendes Krönlein auf dem Kopfe trug, hielt sich in einer Mauerritze des Stalles auf und ließ sich selten sehen. Die meisten Eingehäusen wußten nur deßhalb, daß eine Krönlnatter im Hause sei, weil sie ihr wunderschönes Singen oft hörten. So oft aber die brave Dirne in den Stall kam, um die Kühe zu melken, fand sich auch die Krönlnatter ein. Es war ein herziges Thierlein und hatte glänzende schwarze Aeuglein, mit denen es die Magd gar bittend und klug ansah. Da dachte sich dann die Dirne, ich weiß schon, was du möchtest, und goß ein wenig Milch in ein irdenes Schüsselchen und gab sie dem Thierchen zu trinken. Da

hättest du die Natter sehen sollen, wie sie ihr Zünglein spielen ließ und die weiße warme Milch gierig einschlürfte. Wenn sie dabei ihr Köpfchen wendete, schimmerte das Krönlein wie eitel Gold, daß einem hätte das Sehen vergehen mögen. War das Schüsselein geleert, nickte die Natter mit ihrem Köpfchen, daß das Krönlein hellauf funkelte, wie der Thau im Sonnenschein, und schlüpfte in die Ritze der Mauer. —

Die Dirne hatte ihre Freude an dem Thierchen und gab ihm Morgens und Abends Milch, und dieses geschah um so lieber, als sie sah, daß die Natter Glück und Segen brachte. Denn seitdem diese Milch bekam, waren die Kühe immer gesund und gaben viel mehr Milch, als früher. So ging es lange Zeit und nichts kam dazwischen. — Als eines Abends die Natter wieder im Stalle war und ihr Schlücklein Milch trank, kam der Bauer, der ein rechter Geizhals war, dazu und sah dieses. Alsogleich fing er an zu schelten und zu toben, wie ein wildes Thier, nannte die brave Magd eine Schelmin und machte ihr die bittersten Vorwürfe. Das arme Mädchen schluchzte und weinte, daß eine Thräne um die andere über ihre rothen Wangen floß, und betheuerte ihre Unschuld. Der Bauer ließ sich in seinem Fluchen und Schelten nicht irre machen und schrie: „Ich kann eine Dirne, die so wirthschaftet und die Milch den Würmern gibt, nicht brauchen. Nimm deine Hadern und packe dich aus meinem Hause!“ Die arme Magd mochte sagen und thun, was sie wollte, er bestand auf seinem Worte. Da ging die Dirne weinend in ihre Kammer, schnürte ihre Kleider zusammen und ging aus dem Hause. Bevor sie aber auf immer Abschied vom Hofe nahm, ging sie in den Stall, um noch einmal

die lieben Kühe zu sehen. — Wie sie dort stand und es sie schwer ankam, von den lieben Thieren, die ihre Stimme kannten und so oft ihre Hand geleckt hatten, zu scheiden, kroch plötzlich die Krönlnatter daher, machte vor der Dirne Halt und schüttelte das funkelnde Krönlein vor sie hin. In einem Hu war dann das Thierlein durch die Stallthüre hinaus und nie wieder gesehen. Die Dirne nahm das schöne Krönlein, das ihr die Natter aus Dankbarkeit gebracht hatte, zu sich und kehrte zu ihrer Mutter, die eine Einhäuslerin war, zurück. —

Und wie ist es dem braven Mädchen weiter ergangen? Ganz gut, denn das Krönlein macht jeden, in dessen Besitze es ist, steinreich. Der Bauer hatte aber, seitdem die Krönlnatter aus dem Hause war, kein Glück mehr. Seine Wirthschaft ging rückwärts und er kam später von Haus und Hof. So ward seine Unbarmherzigkeit und sein Geiz bitter bestraft. —

(Mündlich aus Absam.)

Der Bettler.

Ein Bettelmännlein kam einmal auf eine Alpe und bettelte um einen Zieger. Er bekam auch ein ordentliches Stück, denn die Almer waren mitleidige Leute und gaben gern von dem, was sie hatten. Das Stück Käse legte der Bettler in seinen zerlumpten Hut und während er seines Weges fortging, schaute er nicht immer auf den Boden, sondern jeden Augenblick betrachtete er wieder seinen Zieger. Den Fliegen aber, die um ihn herumsummten, stieg der Geruch davon auch in die Nase

und flugs saß es kohlschwarz auf dem Käse. Das Bettelmannl wurde darüber zornig, nahm den Hut in die linke Hand und holte mit der rechten zu einem tüchtigen Schlag aus und patsch! da klebten sieben Fliegen maustodt auf dem Käse. „Eins — zwei — drei — vier — fünf — sechs — sieben — richtig, ihrer sieben sinds," sagte das Männl und wollte fast eher glauben, daß es falsch gezählt, als daß es eine solche Heldenthat ausgeübt habe. Es zählte noch einmal langsam und bedächtig, allein es kam wieder bis zum Siebner und jauchzte laut auf: „Sieben auf einen Streich! Das müßen sie im Dorf auch wissen!" Gesagt, gethan. Er nahm einen Fetzen Papier und schrieb darauf: „Sieben auf einen Streich." Den Zettel heftete er sich auf den Hut und so zog er in das Dorf ein.

Alle Leute, die ihm begegneten, blieben stehen und schüttelten verwundert die Köpfe. „Das muß ein Mordskerl sein, sagte einer zum andern, der schlagt sieben auf einmal todt." Im Nu war die Nachricht des Bettelmannls durch das ganze Dorf verbreitet. Die Leute dachten sich, wenn der sieben Löttern auf einmal das Lichtl ausblast, so wird er einen Brummbär wohl auch her haben." Man bot nun dem Bettler einen großen Haufen Geld, wenn er den Bären im Walde draußen erlegen würde. Er traute sich so etwas schon zu und ging eilends in den Wald hinaus. „Kommt mir das Vieh nur, brummte er vor sich hin, ich will mit ihm schon fertig werden. Wer sieben auf einen Streich todt schlagt, der fürchtet sich nicht vor einem Bärlein." Während er so vor sich hinmurmelte, kam der Pez langsam aus dem Dickicht herausgetrippelt. Den Bär sehen und davon laufen, das war eins. Ohne umzuschauen lief das Bettelmannl bis

zu einer Hütte, die ihm gerade am Wege lag. Da lief es hinein, und der Bär hintennach, — aber der Bettler hatte Zeit schnell wieder umzukehren und bei der Thüre herauszuschlüpfen. Sobald er im Freien war, schlug er die Thüre zu und der Pez kam nimmer aus.

Dem Bettler war jetzt freilich die Angst wieder vergangen und er lief über Hals und Kopf in das Dorf. „Jetzt geht hinaus schauen, wenn euch wundert. Dort draußen in der Hütte ist er eingesperrt,“ so rief er den Leuten zu, die ihm begegneten. Alle verwunderten sich, daß er das wilde Vieh so mir nichts dir nichts in die Hütte hineingebracht habe. Die jungen Burschen gingen hinaus und wollten dem Pez den Garaus machen, konnten aber dem großen Kerl fast gar nicht Meister werden. Der Bettler, der bei der Arbeit zuschaute, lachte sie tüchtig aus und sagte: „Schämt euch doch große Löcher auf, wenn ihr mit dem eingesperrten Bären nicht fertig werdet; schaut, ich habe ihn gerade bei den Ohren genommen und in die Hütte gezogen. Das wäre ein anderes!“ Die Burschen mußten sich auslachen lassen, allein endlich hatten sie den Pez doch her und nachdem die Geschichte so abgelaufen war, mußte auch dem Bettler das versprochene Geld ausbezahlt werden.

Das Ding war gut, — aber es dauerte nicht lange, da kamen die Leute auf den Einfall, der starke Kerl, der den Bären bei den Ohren aus dem Wald geführt habe, könne sich wohl auch über den wilden Mann herwagen. Sie versprechen ihm wieder einen Haufen Geld und der Bettler geht in den Wald hinaus. Er wird des wilden Mannes bald ansichtig und wettet etlichemale mit ihm, wer von beiden stärker sei. Allemal aber

gewinnt der wilde Mann und der Bettler zieht den kürzern. Endlich fangen sie an mit einander Prügel zu klieben. Es dauert nicht lange, da klemmt sich der wilde Mann fest ein. „Geh nur gleich zu meinem Weibe der Fangga, und laß dir den Eisenkeil geben," sagt er zum Bettler. Der Bettler geht zur Fangga und begehrt den Geldbeutel. Die Fangga weiß nicht recht, wie sie daran ist, und schreit endlich ihrem Manne zu: „Oder soll ihnen göbe?" „Nu geschwind," schreit der wilde Mann. Der Bettler kriegt den Geldbeutel und lauft davon. Er kommt zu einer Schafheerde, faßt heimlich von dem Hirten ein Lamm und steckt es sich in den Hemdschlitz. Dann schneidet er dem Lamm während des Laufens den Bauch auf und wirft die Gedärme heraus. Jetzt läuft er noch schleuniger und endlich versteckt er sich im Gebüsche.

Es dauert nicht lange, da kommt der wilde Mann in einem Athem dahergerennt und wie er die Schafhirten sieht, fragt er sie, ob da Niemand vorbeigelaufen sei.

„Freilich ist einer vorbeigelaufen, der hat sich selber den Bauch aufgeschnitten und dann ist's noch viel schleuniger gegangen als zuvor."

Wie der wilde Mann das hört, nimmt er ein Messer, schneidet sich den Bauch auf und wirft die Gedärme heraus. „So, jetzt wird's besser geh'n," meint er, und da liegt er schon nach aller Länge auf dem Boden und geistert aus.

Der Bettler hüpft aus seinem Verstecke hervor, betrachtet lustig den todten Kerl und läuft in's Dorf zurück. „Geht hinaus schauen, wenn's euch wundert, da draußen liegt der wilde Mann und thut keinen Zappler mehr."

„Aber jetzt mit dem versprochenen Geld her!"

Die Bauern geh'n hinaus und seh'n wohl, daß dem wilden Mann kein Zahn mehr naggelt. Sie zahlen nun dem Bettler gern das versprochne Geld und der Bettler ist ein reicher Mann.

(Mündlich aus dem Oberinnthale.)

Die zwei Königskinder.

Es war ein König und eine Königin, die hatten sich lieb und waren fein mit einander, wie die Engel im Himmel. Noch war es nicht lange her seit ihrer Hochzeit, da brach ein furchtbarer Krieg aus. Der König mußte Abschied nehmen von seiner lieben Gemahlin und auf Wag und Gefahr dem Feinde entgegenziehen.

Wie er nun im Felde stand, erhielt er eines Tages einen Brief von seiner Mutter, darin geschrieben stand, „daß die junge Königin zwei Kinder bekommen habe, — einen Prinzen und eine Prinzessin. Die Prinzessin trage einen goldnen Apfel in ihrer Hand, auf der Stirn des Prinzen aber funkle ein goldener Stern. Uebrigens thue der König nicht gut und gescheidt, wenn er diese zwei Kinder als die seinigen aufnehme." Der König merkte nicht die Bosheit seiner Mutter, welche der jungen Königin spinnenfeind war und deßwegen Zwietracht zu säen suchte zwischen ihr und ihrem Manne. Feuerroth vor Zorn legte er den Brief bei Seite und schrieb seiner Mutter zurück, man solle die zwei Kinder auf die Seite schaffen und die Königin in den Thurm werfen.

Die Alte that wie ihr der König befohlen und ließ die arme Königin in das Gefängniß sperren. Die Kinder

aber wurden in ein hölzernes Kästchen geschlossen und Nachts in den Bach geworfen. Das Kästchen schwamm auf dem Bache dahin und wurde von den Wassern weit, weit fortgetragen. Endlich kam es an eine Mühle. Da es den Gang der Räder hemmte, so kam der Müller gleich nachzusehen, wo es denn stecke, daß die Mühle nicht mehr gehen wolle. Er fand das Kästchen, nahm es aus dem Wasser und die Räder fiengen wieder an zu rasseln und zu patschen. Der Müller aber war wie vom Himmel gefallen, als er das Kästchen geöffnet hatte und die beiden Kinder erblickte. Weil er ein gutherziger Mann war, so faßte er schnell den Entschluß die armen „Höselen" bei sich zu behalten und mit seinen eigenen Kindern aufzuziehen.

Die Kinder des Müllers hatten Anfangs ihre Freude mit den beiden Findlingen und es war Ruhe und Frieden im Hause. Es kam aber eine Zeit, wo des Müllers Kinder den beiden Königskindern vorhielten, daß sie eigentlich nicht hieher gehörten und bloß gefundene nicht aber rechte Kinder des Müllers seien. Das that den beiden Geschwistern wehe bis tief in die Seele hinein und als sie beiläufig in's zwanzigste Jahr gingen, beschlossen sie sich aufzumachen und in der weiten Welt ihre rechten Eltern zu suchen. Der Müller, der seine lieben Pflegekinder ungern von sich ließ, mochte sagen was er wollte, sie ließen sich nimmer aufhalten. Er gab ihnen einen Zehrpfennig und manche gute Lehre auf die Reise und die beiden Königskinder traten wohlgemuth ihre Wanderung an.

Sie gingen den ganzen lieben Tag in einem fort und dachten weder an's Müdewerden, noch an's Essen

und Trinken. Um's Vernachten kamen sie an ein einsames Wirthshaus und in diesem blieben sie über Nacht. Der Wirth war ein freundlicher Mann und fragte sie um dies und das, woher sie kämen und wohin sie giengen und zeigte die aufrichtigste Theilnahme mit ihrem Schicksale. Sie vertrauten ihm auch alles an, was auf ihrem Herzen lag und erzählten ihm, daß sie ausgegangen seien um Vater und Mutter zu suchen. Dem Wirthe, dem ihr Schicksal zu Herzen ging, gab ihnen ein Pferd und einiges Geld mit auf die Reise.

Des andern Tages machten sie sich wieder auf und ihr Weg führte sie nun in einen dichten finstern Wald. Da gingen sie eine Weile fort, bis sie zu einem wunderschönen Palaste kamen. In diesen gingen sie hinein, fanden aber darin zu ihrem Erstaunen keine Seele, wie keine ist. Aber Lebensmittel gab es da in Hülle und Fülle. Im Stadel lag auch reichliches Futter für's Pferd, und da ihnen hier gar nichts abging, so beschlossen sie, einstweilen in dem Schlosse zu bleiben.

Der Wald, in welchem das Schloß stand, gehörte zum königlichen Forste und der König, der unterdessen wieder vom Kriege heimgekehrt war, schickte einstmals seine Jäger aus um ein köstlich Stück Wildpret zu erjagen. Die Jäger ritten lange Zeit im Walde herum, konnten aber kein einziges Stücklein auftreiben. Sie blasen in das Horn, der Jüngling schaut zum Fenster des Schlosses heraus und wird von einem Jäger gesehen. „Der hat gewiß ein Stück Wild" dachte sich der Jäger und ging hinauf in das Schloß. Er erzählte dem Jüngling, daß er in königlichen Diensten sei und ließ auch sonst manches Wörtlein fallen über den königlichen Hof.

Der Jüngling gab dem Jäger den Auftrag, den König in seinem Namen zu einer Mahlzeit einzuladen.

Der Jäger richtete seinen Auftrag fleißig aus und in einigen Tagen ging der König hinaus in das Schloß im Walde, um bei den unbekannten Fremdlingen zu Gaste zu sein. Er wurde freundlich empfangen und auf's herrlichste bewirthet. Beim Essen ging die Rede über dies und jenes und endlich lud auch der König seine freundlichen Nachbaren in sein Schloß zu einem Mahle ein. Sie sagten ohne Weigern zu und der König ging nach Hause.

Die böse Schwiegermutter hörte auch von den beiden Geschwistern, die im Walde hausten und von ihrem Sohne zur Tafel geladen seien. Da regte sich ihr böses Gewissen und sagte ihr: „Holla, das könnten die zwei Kinder sein, die auf dein Anstiften in den Bach geworfen worden sind." Es war ihr angst und bange bei der Sache und sie ging zu einer Here, um sich Raths zu erholen. Die Here redete ihr die Flausen aus und sagte: „Laß du nur mich machen!"

Eines Abends geht die Here hinaus in den Wald, klopft an die Thüre des Palastes und bittet um Einlaß: „Husch, husch, ist mir kalt; darf ich mich nicht ein bischen erwärmen?" Die Königskinder vergönnen ihr das gerne und lassen sie augenblicklich herein. Sie hockt sich an das Feuer und lobt den Kindern in einem fort die Schönheit ihres Palastes vor und wie er so herrlich gelegen sei und wie sie es da so fein hätten und ohne Kummer und Sorge leben könnten. „Grad etwas solltet ihr noch haben, fügte sie endlich bei, — einen Sonnenbaum, der recht schimmert und leuchtet." Sie munterte

dann den Jüngling auf, diesen zu suchen und zeigte ihm auch die Gegend wo er zu bekommen sei. Sie that aber das in der bösen Absicht, den Jüngling in eine Wildniß hinauszulocken, wo er von giftigen Schlangen umkommen sollte.

So sehr sich der Jüngling den strahlenden Sonnenbaum wünschte, so konnte er sich doch nur hart entschließen, denselben zu holen. Es kam ihm immer vor als ob da nichts rechtes dahinter wäre. Auch die Schwester konnte es fast nicht über ihr Herz bringen von ihm Abschied zu nehmen, obwohl sie sich immer dachte: „Er ist ja nur einen Tag aus und wenn die Sonne heimgegangen ist, kommt er ja wieder zurück mit dem schönen glitzernden Sonnenbaum.“ Der Jüngling konnte sich aber doch nicht halten und eines Morgens sagte er zu seiner Schwester: „Heute werde ich ausziehen, den Sonnenbaum zu suchen. Laß uns die ganze Sache dem Himmelvater anheimstellen, er wird uns nicht verlassen.“ Sie zündeten dann zwei Lichter an und wenn eines von diesen auslöschen würde, so sollte das der Schwester als Zeichen gelten, daß dem Bruder etwas widerfahren sei und daß er nimmermehr zurückkehre. So lange aber die Kerzen brennten, solle sie immer noch gute Hoffnung haben, wenn es auch schon finstere Nacht sei.

Der Bruder begab sich nun auf den Weg und wanderte durch einen schauerlichen Wald dem Orte zu, wo nach der Beschreibung der Hexe der Sonnenbaum stehen sollte. Als er seinem Ziele nahe kam, hörte er hinter sich die Stimme eines großmächtigen Wurms, der ihm zurief: „Geh nit hin! Du bist hin. Geh dort hin!“ Der Jüngling folgt der Stimme des Wurms und geht

nach jener Seite hin, die er ihm angezeigt hatte. Es war schon tiefe Nacht, da sah er vor sich etwas leuchten und strahlen, daß er den Glanz fast nicht aushalten konnte, — und das war der Sonnenbaum.

Die Schwester wartete voll Sehnsucht auf ihren Bruder, — allein je tiefere Nacht es wurde, desto mehr sank ihre Hoffnung. Nur die beiden Kerzen, an denen immer noch helle Lichter brannten, waren ihr noch zum Troste. Jeden Augenblick schaute sie auf die Lichter, ob sie wohl noch brennen und dann wieder zum Fenster hinaus nach der Gegend hin, nach der ihr Bruder gezogen war. Endlich in später Nacht sah sie in der Ferne einen Glanz, der immer näher und näher zum Schlosse kam und immer heller und heller leuchtete. Bald erkannte sie, daß dieses der Sonnenbaum sei und allen Kummer hatte sie vergessen. Als der Bruder endlich mit dem Sonnenbaum, der ihm den Weg erleuchtet hatte, herankam, glaubten die beiden Geschwister fast, es müsse ihnen das Herz zerspringen vor Freude.

Die Zeit verging in Heiterkeit und Ruhe und bald kam der Tag, an dem die beiden Königskinder zu Hofe geladen waren. Beiden kam in den Sinn, daß der König ihr Vater sein könnte, und weil sie sich diesen Gedanken um alles in der Welt nicht aus dem Kopf bringen konnten, so dachten sie an ein Mittel, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Sie machten mit einander aus, bei der königlichen Tafel weder zu essen noch zu trinken bevor alle gegenwärtig wären, die zum königlichen Hause gehörten. Mit diesem Entschlusse machten sie sich auf und kamen an den Hof. Der König empfieng sie gar freundlich und führte sie in einen herr-

lichen Saal, wo eine mit den köstlichsten Speisen besetzte Tafel stand. Weil nun die Gäste da waren, setzten sich alle Anwesenden zu Tische und man forderte die Beiden auf, sich zu laben an Speise und Trank. Aber eines weigerte sich wie das andere früher zu essen, bevor alle Mitglieder des königlichen Hauses da wären. Man schickte nun nach der alten Mutter des Königs, die zuerst draußen geblieben war. Allein die zwei Gäste wollten noch nicht essen, denn „noch seien nicht alle da.“ Den Gästen zu lieb entschloß sich endlich der König auch seine seit vielen Jahren eingesperrte Gemahlin vorführen zu lassen. Man mußte eine Zeit lang warten bis endlich die Königin in erbärmlicher Gestalt in den Saal hereinwankte. Kaum hatte sie sich zur Tafel gesetzt, so setzte sich die eingeladene Königstochter an ihre Seite, der Königssohn aber setzte sich an die Seite des Königs. Bruder und Schwester nahmen nun ihr Glas und tranken auf das Wohl von Vater und Mutter.

Dem König wurde es ganz griselt vor den Augen, er wußte anfangs nicht, was das bedeuten solle und was da zu machen sei. Dann ließ er seine Räthe kommen und alle Thüren verriegeln. Es wurden nun alle Bücher und Schriften durchwühlt und alles wurde offenbar, was der König und die zwei Geschwister zu wissen wünschten. Man fand, daß die beiden Gäste des Königs Kinder seien und daß die Königin unverschuldet von der bösen Schwiegermutter verschwärzt worden sei. Darum wurde die Königin wieder von ihrem Gemahle in Liebe und Gnaden aufgenommen, die böse Schwiegermutter aber sammt der falschen Hexe vom Leben zum Tode hingerichtet.

Der Müller, der die beiden Kinder in seinem Hause erzogen und der Wirth der ihnen Geld und Pferd gegeben hatte, wurden reichlich beschenkt. Der Palast im Walde verschwand und am königlichen Hofe war nun wieder Freude und Friede wie ehedem.

(Mündlich aus dem Oberinnthale.)

Der Riese.

Unversehens kam einmal ein Hütbube in eine Berghöhle und erblickte da zu seinem Schrecken einen Mordskerl von einem Riesen. Der saß an einem Tische, stützte den schweren Kopf auf die Hand und schnarchte wie ein Trompeter. Der Bub hatte keine Schneid den langen Lümmel aufzuwecken und lief über Hals und Kopf in das Dorf. Keuchend erzählte er den Bauern, was er gesehen habe und wie er bei dem grausigen Anblick erschrocken sei. Die Bauern, die das hörten, rissen die Mäuler auf, wie nicht gescheidt und den meisten flatterte bei dem bloßen Hören das Herz, wie der Schweif eines Lämmleins.

Die zwölf tapfersten aber stellten sich zusammen und beschlossen hinauszugehen um dem Riesen den Garaus zu machen. Denn sie dachten sich: „So ein Nachbar ist doch nicht recht zu haben, — und wenn er todt ist könnts auch was tragen. Er wird doch auch was in seiner Höhle haben.“ Sie gingen nun alle zwölfe hinaus und schlichen sich in die Höhle hinein. Sie fanden den Kerl noch im tiefen Schlaf und neben ihm sahen

sie Schwert und Spieß liegen. Wie mit einem Griffe tappten alle zwölfe nach dem schweren Spieß und stießen ihn nach einem kräftigen Schwunge dem Riesen ganz durch den Leib. Durch den Stoß gerieth er in Bewegung und die Bauern glaubten nicht anders, als daß es ihnen jetzt gleim gehe, weil er schon anfange sich zu regen. Sie machten alle rechtsum und liefen mit solcher Hast in das Dorf, daß einer den andern fast überrannte.

Im Dorf erzählten sie den Leuten was das für eine schieche Geschichte gewesen sei mit dem Riesen, wie er über sie hergefallen sei und sie sich nur mit genauer Noth gerettet hätten. Da war ein Schrecken im Dorfe, als ob der jüngste Tag käme und Alt und Jung und Klein und Groß mußte sich rüsten, um gegen den Riesen auszuziehen. Nach langer Zeit kam es endlich zum Auszuge. Mit lautem Herzklopfen wanderte das ganze Dorf der Höhle zu. Wie sie da ankamen, war freilich von dem Riesen nichts anders mehr übrig, als die Knochen mit Staub bedeckt. Denn die Rüstung hatte so lange gedauert, daß der Leichnam völlig zerfault war.

Aber auch diese wenigen Ueberbleibsel vom Riesen setzten die Leute so in Schrecken, daß sie schnell Bäume und Sträucher umhauten und vor die Höhle schleppten. So verrammelten sie den Eingang, damit etwa der Riese gewiß nimmer herauskäme.

(Mündlich im Oberinnthale.)

Der gescheidte Bauer.

Es arbeitete einmal ein Bauer auf dem Felde, daß ihm die Rippen krachten. Da ritt just der Kaiser vorbei, und wie dieser den Bauern so rüstig arbeiten sah, rief er ihm zu: „Nit zu fleißig.“ „Dieß machen die zweiund dreißig, — antwortete der Bauer, — und die sieben müssen die fünf erhalten, und dann muß noch etwas übrig bleiben.“ Der Kaiser schaute bei dieser Antwort den Bauern groß an und verstand nicht was diese Antwort bedeuten sollte. Die Neugierde ließ ihm aber keine Ruhe und er fragte den Bauer: „So leg' mir doch aus, was du denn sagen willst. Ich versteh dich nicht recht. Hundert Thaler biet' ich dir gern für die Erklärung deines Räthsels. Aber das nehm ich mir aus, daß du dies Räthsel sonst niemand sagen darfst, bevor du mich nicht hundert und einmal gesehen hast.“

„Einen solchen Handel hab ich mein Lebtag nie ausgeschlagen — erwiederte der Bauer. Aufgelost! Die Zweiunddreißig, das sind die zweiunddreißig Zähne, die alle Tage etwas beißen wollen. Die Fünf — das sind die fünf Wintermonate. In diesen bekommst du nichts zu schneiden und einzuführen und deßwegen müssen die andern sieben Monate diese fünf erhalten. Und dann muß noch etwas übrig bleiben um dem Kaiser die Steuern zu zahlen. Das Alles macht uns Bauern fleißig sein. Verstanden?“ Der Kaiser war mit dieser Antwort zufrieden und ritt in seinen Palast zurück. Als er daheim war, stellte er eine große Mahlzeit an, wozu er

seine Hofleute und hohen Beamten einlud. Weil dem Essen kramte er sein Räthsel aus und erzählte, daß er es von einem gar so fleißigen Bauern gehört habe, dem er auf dem Spazierritte begegnet sei. Er versprach demjenigen sein Kaiserthum, der das Räthsel lösen würde. Die Gäste dachten sich: „Weil er uns keine andere Bedingung setzt, können wir den Handel wohl eingehen“ und alle erklärten sich bereit um das Kaiserthum ihre Klugheit zu versuchen.

Einer von den Gästen hatte es faustdick hinter den Ohren, und dachte sich sogleich: „Dir werde ich's schon machen. Du hast mir schon zu viel gesagt.“ Er ritt nun hinaus auf das Feld und kam gerade zu dem Bauer, der dem Kaiser die sonderbare Antwort gegeben hatte. „Nicht zu fleißig,“ sagte er zu dem Bauer. Dieser gab ihm zur Antwort: „Dieß machen die zweiundreißig, und die sieben müssen die fünf erhalten, und dann muß noch etwas übrig bleiben.“ Der Beamte merkte nun schon, daß er am rechten Orte sei, fuhr frisch in die Tasche und zeigte dem Bauer zehn Thaler: „Magst du die? Wenn du mir dein Räthsel auch auflösest, kannst du sie haben!“ Dem Bauer stachen die Thaler freilich in die Augen, allein er ständete *) sich doch und sagte: „Ich habe dem Kaiser versprochen jetzt einmal niemandem den Sinn des Räthsels zu sagen, — und dabei bleibts.“

Der Beamte aber war recht müde **) und dem Bauer kamen die Thaler auch immer schöner vor. Endlich rückte er mit der Auflösung des Räthsels heraus

*) sich ständen = sich bemühen, sich Gewalt anthun.
**) ungestüm.

und der Beamte ritt kreuzlustig in den Palast des Kaisers. Er ließ sich vor dem Kaiser melden und als er vorgelassen wurde, sagte er ihm den Sinn seines Räthsels. Der Kaiser aber hatte auch nicht Stroh im Kopfe und dachte sich sogleich, wie es der Beamte möchte angestellt haben. Er ließ daher diesen sogleich einkeuchen und den Bauer vor sich rufen. Der Bauer kam und machte ein Gesicht, als ob gar nichts geschehen wäre. Als ihm der Kaiser die Planeten las wegen des verrathenen Geheimnisses, machte er sich nicht viel daraus und antwortete: „Eure Majestät thun mir Unrecht über und über. Ich habe alle die hundert Gulden, die mir der Herr Kaiser bezahlt und die zehn Thaler, die mir der Beamte gegeben, fleißig angeschaut, bevor ich das Räthsel aufgelöst habe. Es war aber auf jedem Gulden und auf jedem Thaler das Kaiserbild darauf und einmal habe ich eure Majestät selbst auf meinem Acker gesehen. Das zusammen hundert und elf, nicht bloß hundert und eins. Drum hab ich mit allem Recht dem Beamten gesagt, was er zu wissen verlangte."

Der Kaiser war erstaunt über die Gescheidtheit des Bauers und es kam ihm vor, daß der besser auf den Thron passe, als der eingesperrte Beamte, der das Räthsel gelöst hatte. Er machte also den Bauer zum Kaiser und als selber auf dem Throne saß, mußten alle hohen Beamten dreimal um ihn herum gehen und jeder mußte ihm einen Schlag auf den Kopf geben. Der neue Kaiser nahm sich bei dieser Ceremonie nicht genug zusammen und es entwischte ihm einmal ein Furz. Die Beamten, die das hörten, ermahnten den Kaiser, daß so etwas für ihn nicht mehr schicklich sei. Er aber gab ihnen zur

Antwort: „Sobald der Herr kommt, muß der Bauer weichen.“ Und so saß halt der Bauer auf dem Throne und war Kaiser sein Lebtag.

(Mündlich bei Meran.)

Die schöne Wirthstochter.

War einmal eine schöne Wirthin, die hatte eine Tochter, welche noch weit schöner war als sie selber. Die Wirthin war aber ein überaus eitles Ding und es jagte ihr allemal die Galle auf, so oft sie von den Gästen zu verstehen bekam, daß das Wirthstöchterlein den Leuten weit besser gefalle, als die Frau Mutter. Endlich wurde sie so eifersüchtig, daß sie ihren Knechten den Auftrag gab, die Tochter in den Wald hinauszuführen und ums Leben zu bringen. Als Wahrzeichen verlangte sie Hände und Füße und Zunge des armen Mädchens.

Die Knechte schickten sich an, diesen Auftrag zu vollziehen und schleppten die Wirthstochter hinaus in den finstern Wald. Hier fiel das Mädchen auf die Kniee nieder und hob seine schneeweißen Hände auf und bat die rauhen Knechte, ihr wenigstens die Zunge zu lassen, damit es in seinem Elende doch zu Gott beten könne. Im übrigen sollten sie dem Befehl der Mutter nur nachkommen, und ihm Hände und Füße abhacken.

Die Knechte wurden durch die Bitten des unschuldigen Mädchens gerührt, hackten ihm bloß Hände und Füße ab, ließen ihm aber die Zunge um damit zu Gott zu beten. Auf dem Heimwege packten sie einen Hund,

dem sie die Zunge ausrissen, um sie statt der Zunge des Mädchens als Wahrzeichen nach Hause zu bringen.

Die Wirthstochter blieb in dem Walde und ward von ihrer bösen Mutter für todt gehalten. Sie führte da ein elendes mühseliges Leben und hätte gar keine Freude gehabt, wenn sie nicht ihre Zunge hätte zum Gebete rühren können. Eines Tages kam sie zu einem königlichen Obstgarten, der ganz angefüllt war von Fruchtbäumen mancherlei Art. An der Ringmauer des Gartens entdeckte sie ein Loch, durch welches ein Wasser herausfloß. Weil sie der Hunger gar so sehr plagte, so schlof sie bei der Nacht durch diese Oeffnung hinein und letzte sich mit einigen Früchten. Dem Könige kam es bald zu Ohren, daß im Garten Früchte weggekommen seien. Er stellte daher eine Wache aus und gab derselben den strengsten Befehl, den kecken Dieb abzufangen. Als die Wache im Garten stand und auf jedes Säuseln und Rauschen der Blätter Acht gab, ließ sich immer und immer nichts sehen, bis es späte Nacht war. Da kam endlich etwas bei einem Loche hereingekrochen, das schien weder Hände noch Füße zu haben und doch sonst einem Menschen zu gleichen. Es reffte auf seinen Knieen zu einem Baume hin und aß ein Paar Aepfel herab. Die Wache getraute sich nicht das seltsame Wesen anzureden, weil sie sich vor diesem Geschöpfe fürchtete, von dem sie nicht wußte ob es ein Thier oder ein Mensch sei. Des andern Tages aber meldeten sie dem Könige, was im Garten vorgegangen sei und erzählten, daß es sich bei der Nacht nicht ausnehmen ließe, was denn der Dieb für ein gspassiges Wesen sei. Wie der König sah, daß durch seine Wache nichts ausgerichtet war, so ging

er die folgende Nacht selbst in den Garten, nahm ein geladenes Gewehr mit sich und paßte auf den Dieb. Bei später Nacht kam endlich etwas herbeigerefft und näherte sich einem Baume. Der König wollte schießen, — allein eben wie er im Begriffe war los zu lassen, sah er daß dieser sonderbare Dieb doch mehr Gleichniß habe mit einem Menschen als mit einem Viehe. Er faßte sich ein Herz und redete das unbekannte Wesen an. Auf seine Fragen: „Wer und woher bist du und was machst du da?“ erhob das Mädchen erschrocken seine Stimme und wie einmal der Schrecken vorbei war, erzählte es aufrichtig, wie es ihm ergangen, daß ihm die eifersüchtige Mutter habe Hände und Füße abhacken lassen, und daß nur die mitleidigen Knechte ihm das Leben und die Zunge gelassen hätten. Der König war nicht klein verwundert bei dieser Erzählung, sein Herz wurde gerührt, und er nahm das Mädchen zu sich in das Schloß. Da er sah, daß dasselbe gar so schön sei, so ließ er ihm silberne Hände und Füße machen und that ihr überhaupt alles, was er ihm nur an den Augen ansah. So oft er es anschaute, gewann er es lieber, und es dauerte nicht lange, so dachte er sich: „Diese und keine andere muß meine Frau werden.“

Nach kurzen Zubereitungen wurde die Hochzeit mit aller Pracht gefeiert und König und Königin lebten in Eintracht und Liebe beieinander. Es dauerte aber nicht lange, da mußte der König Abschied nehmen von seiner Frau und in den Krieg ziehen. Während er im Felde war, bekam die Frau Königin zwei Kindlein. Beide waren Knaben und jedes war so schön, daß man es nicht genug anschauen konnte. Wie sehr sich die Köni-

gin gefreut hat über die zwei Prinzen, und wie gern sie dieselben gehabt hat, das ist gar nicht zu sagen. Allein es lebte noch die Mutter des Königs und diese konnte die junge Königin nicht leiden, weil sie von niederem Herkommen war und nicht von königlichem Geblüte. Sie hatte immer darauf gedacht, ihrer Schwiegertochter ein bitteres Leid anzuthun und sie vom königlichen Hofe zu entfernen. Als nun die Königin die Kindlein bekommen hatte, so gab die Alte Befehl, die zwei Prinzen sollten ihr auf den Rücken gebunden und sie selbst aus der Gegend fortgeschafft werden. Alsogleich thaten die Knechte der bösen Schwiegermutter, wie ihnen befohlen war und banden der armen Königin ihre zwei Kindlein auf den Rücken. So wurde sie aus der Gegend hinausgetrieben, und weil sie auf ihren silbernen Füßen nicht gehen konnte, so mußte sie auf allen Vieren fortkrabeln. Sie kam hinaus in einen finstern Wald und kroch da durch das Gesträuche fort, bis sie zu einem Wasser gelangte. Hier rastete sie und wusch die Windeln für ihre zwei Kleinen. Während sie damit beschäftigt war, kamen zwei Fremde zu ihr heran, sahen ihr zu und fiengen an mit ihr zu reden. Sie hatten Erbarmen mit der unglücklichen Frau, weil sie da eine Arbeit thun mußte, zu der die silbernen Hände und Füße nicht recht tauglich waren. Auch fragten sie, ob die zwei Kleinen schon getauft seien. „Nein," antwortete die Frau. „Nun so sollen sie jetzt getauft werden," sagten die zwei, machten Anstalt zur Taufe und wurden selbst die Pathen der zwei Kinder. Das eine bekam in der Taufe den Namen Peter, das andere den Namen Paul.

Bevor die zwei Fremden Abschied nahmen, sagte der

Eine zum Andern: „Was geben wir der Frau für ein Pathengeschenk?“

„Ich gebe ihr gesunde Hände,“ antwortete der Gefragte.

„Dann geb' ich ihr gesunde Füße,“ sagte der andere. Alsbald hatte die Königin gesunde Hände und Füße und konnte gehen und arbeiten wie andere Leute. Die beiden Fremden hießen sie jetzt ihre Kinder nehmen und ihnen folgen, und führten sie ein Stück durch den Wald, bis sie zu einem schönen blauen See gelangten. In der Mitte des See's stand ein nettes Häuschen und an dem Ufer war ein kleines Fahrzeug angebunden. „Siehst du, sagten die Fremden, dieses Haus sollst du bewohnen, und auf dem Schifflein das hier am Ufer hängt, kannst du zu demselben hinein-, und so oft es dir beliebt, wieder zurückfahren. Niemand kann ohne deinen Willen zu dir kommen, denn auf dem ganzen See ist kein anderes Schifflein, als dieses.“ Als die Fremden dieß gesagt hatten, nahmen sie Abschied von der Königin und gingen ihres Weges fort. Die Königin setzte sich alsogleich in das Schifflein und fuhr in das Haus, das mitten in dem Wasser stand. Hier wohnte sie mit ihren Kindlein mutterseelenallein, und wenn ihr die Zeit gar zu lang wurde, so setzte sie sich auf das Schifflein und fuhr auf dem blauen Wasser umher.

Der Krieg hatte inzwischen sein Ende erreicht und der König war mit der größten Sehnsucht nach Hause geeilt. Seine erste Frage war: „Wo ist meine Gemahlin:“ Aber er bekam zur Antwort: „Sie ist eines Tages plötzlich verschwunden, und Niemand weiß wo sie hingekommen ist.“ Kein Mensch gab ihm einen andern

Bescheid, als diesen. Da weinte er viele Tage aneinander und war gar nicht zu trösten. Als der Schmerz mit der Zeit etwas nachgelassen hatte, dachte er wieder an die Jagd, die er von jeher gern getrieben hatte. Manchen Tag jagte er ganz allein im Walde herum und kehrte erst spät Abends wieder nach Hause. Einmal begegnete es ihm aber, daß er sich im Walde verirrte und so lange pfad- und planlos herumtappte, bis er benachtete. Er suchte noch lange im Dunkel herum, konnte aber keinen Ausweg finden. Endlich kam er auf einen Hügel, von welchem aus er ein Licht erblicken konnte. Er ging dem Lichte zu und gelangte bald zu einem See. Auf demselben schwamm ein Schifflein herum und darin saß eine Frau mit ihren zwei Kindern. Er rief in seiner Bangigkeit zu dem Schifflein hinein und bat die Frau zu ihm heraus zu fahren und ihm ein Obdach für die Nacht anzuweisen. Die Frau fuhr heraus und hieß ihn in das Schifflein steigen. Sie erkannte ihn auch augenblicklich als ihren Gemahl, gab sich ihm aber nicht zu erkennen, sondern brachte ihn wie einen Fremdling in ihr Haus auf dem See. Hier stellte sie ihm ein kräftiges Nachtessen auf und bereitete ihm ein weiches Nachtlager. Er aß mit großem Appetit, weil er von dem vielen Herumlaufen hungerig geworden war, und nachdem er gegessen hatte, legte er sich wegen Müdigkeit alsogleich ins Bett. Im Schlafe begegnete es ihm, daß er den Fuß etwas über das Bett hinaushangen ließ. Die Königin bemerkte es und sagte zu ihrem Sohne: „Peter geh' hin und lege dem Vater den Fuß ins Bett." Der Peter ging hin und that, wie ihm die Mutter befohlen hatte. Der König aber war noch nicht tief eingeschlafen

und hatte die Rede der Frau so halb und halb verstanden. Das Wort Vater kam ihm so sonderbar vor, daß es ihm nimmer aus dem Kopf wollte. Weil er aber nicht wußte, ob er etwa bloß geträumt habe, so legte er jetzt die Hand über das Bett hinaus. Die Königin bemerkte das wieder und sagte zu ihrem andern Sohne: „Paul lege dem Vater die Hand ins Bett.“ Wie er das hörte, sprang er sogleich aus dem Bette und fragte die unbekannte Frau, ob sie denn wirklich seine Gemahlin und die zwei bildschönen Knaben seine Kinder seien. Als sie es bejahte, fiel er ihr und den Söhnen um den Hals, küßte und herzte sie ohne Ende und hatte eine Freude, daß er hätte laut aufjauchzen mögen. Er fragte die Königin um alles, wie sie hieher gekommen sei und woher sie die gesunden Hände und Füße bekommen habe und erzählte dann selbst wieder von seinen Kriegszügen und Abenteuern, so daß die Nacht vor lauter Fragen und Erzählen im Augenblick vorbeiging, ohne daß sie ans Schlafen gedachten.

Als der Tag anbrach, setzten sie sich alle vier auf das Schifflein und fuhren ans Ufer. Hier stiegen sie aus und begaben sich nun auf den Weg in die Heimath. Am Hofe wurde die Königin von niemandem erkannt und daß die zwei Knaben des Königs Söhne seien, das wäre gar keinem im Traume eingefallen.

Der König ließ jetzt Anstalt machen zu einer herrlichen Mahlzeit und lud zu derselben alles ein, was nur am Hofe war, und auch die Mutter der Königin. Bei der Mahlzeit fieng er an die Lebensgeschichte seiner Gemahlin zu erzählen, that aber, als ob sich dieselbe nur sonst mit irgend einer Frau zugetragen hätte. Als er

mit seiner Erzählung zu Ende war, fragte er die Wirthin, was die Mutter und Schwiegermutter, von denen in der Erzählung die Rede war, für eine Strafe verdienen würden.

Die Wirthin meinte, es könnte ihr Urtheil nicht ganz gerecht ausfallen, es solle die alte Königin urtheilen, die in diesen Stücken sicherlich mehr verstände. Der König wandte sich also an seine Mutter, und forderte sie auf ihre Meinung zu sagen. Sie war mit ihrem Urtheile bald fertig und sagte: „Solche Bösewichter verdienen auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden."

„Ist ganz recht," erwiederte der König und gab alsogleich Befehl, daß seiner Mutter und der Wirthin nach diesem Urtheil geschehe.

Der König und die Königin lebten jetzt froh und glücklich beieinander und hatten alles, was sie wünschten, in Hülle und Fülle. Am meisten Freude machten ihnen die zwei Prinzen, welche so schleunig heranwuchsen, daß man es ihnen fast von Tag zu Tag ansehen konnte. Sie waren bald so stark, daß sie mit dem Vater in den Forst hinausgehen und das Jägerhandwerk betreiben konnten.

Als sie in das Alter gekommen waren, wo junge Leute Lust bekommen, die Welt zu sehen, da sagten sie zu ihrem Vater: „Vater wir sind jetzt lange genug in der Heimath gesessen, wir wollen nun auch hinausziehen und uns in der Welt umschauen." Der Vater gab ihnen seine Erlaubniß und sie machten nun alles zur Abreise fertig. Auch gingen sie in den Wald hinaus und jeder von ihnen erwischte sich ein junges Bärlein, um es zum Tanzen abzurichten. Auch steckten sie ein Messer in einen

Baum und sprachen zu einander: „Wenn einer von uns wiederkehrt, und sieht dies Messer von Rost angelaufen, so soll ihm das ein Zeichen sein, daß dem andern ein Unglück begegnet ist.“ Sie gingen nun wieder nach Hause und nachdem die Bärlein einige Tänze gelernt hatten, und sonst zur Abreise in Ordnung war, nahmen sie Abschied von der Heimath und gingen hinaus in die weite, weite Welt. Der Peter reiste nach Babylon, der Paul aber noch tiefer hinein in das Morgenland.

Als der Peter in Babylon angekommen war, zog er mit seinem Bärlein in der Stadt herum und ließ es vor den Leuten seine Tänze aufführen. Der Ruf von dem jungen Menschen und seinem Tanzbärlein kam auch dem babylonischen Könige zu Ohren und er ließ ihn alsbald an den Hof berufen. Der Bursche erschien und gefiel dem Könige so sehr, daß er ihn nicht wieder fortließ, sondern bei sich am Hofe behielt. Er gewann ihn auch von Tag zu Tag lieber und war ihm bald so zugethan, daß er ihm seine Tochter zur Gemahlin gab und ihn zum Vizekönig von Babylon ernannte.

Der junge Vizekönig hatte keine liebere Unterhaltung, als die Jagd, und durchstreifte oft die finstern Wälder, ohne Jemanden mit sich zu nehmen, als sein tanzendes Bärlein. Die Vizekönigin hatte wohl oft große Sorge um ihn und sagte: „Schau geh' nicht allein hinaus in den finstern Wald. Es könnte dir leicht etwas zustoßen von wilden Thieren oder von bösen Menschen.“ Der Vizekönig aber ließ sich dadurch nicht irre machen, suchte seiner Gemahlin die Sorgen auszureden und ging wieder mit seinem Bärlein allein auf die Jagd.

So war er auch einmal mit seinem Bärlein tief in den Wald hineingerathen. Auf einmal sah er kohlschwarze Wolken heranziehen und hörte einen schaurigen Wind durch die Bäume rauschen. Es wurde immer finsterer und auf einmal fing es an zu regnen, als ob der Himmel offen wäre. Vor Wind und die Nässe bekam der Vizekönig bald so kalt, daß er Holz zusammenzulesen begann und sich ein Feuer anmachte.

Als das Feuer unter einem dichten Baume recht lustig aufflackerte, und er dabeistand und mit den Händen über die Flammen fuhr, kam ein altes Mütterchen herbei, dem vor lauter Frost die Zähne klapperten. „Darf ich mich nicht ein bischen wärmen an deinem Feuer?“ brummte die Alte und schaute den König verstohlen an. „Komm nur näher, erwiederte der Vizekönig, und schau, daß du warm bekommst. Es friert heute stark.“ „Aber thut mir das Vieh da wohl nichts?“ fragte die Alte wieder, schlug aber zugleich mit einer Ruthe, die sie mit sich trug, auf das Bärlein. Und im Augenblicke war das Bärlein in Stein verwandelt. Dann schlug sie mit der Ruthe auf den Vizekönig und augenblicklich hatte auch dieser seine menschliche Gestalt verloren und war in Stein verwandelt.

Der andere Bruder Paul war indessen weit, weit in das Morgenland hineingereist und hatte allerlei gesehen und erlebt, so daß er glaubte, es könne jetzt einmal genug sein, und sich anschickte nach Hause zu reisen. Nachdem er viele Tage und Wochen gewandert war, kam er endlich in dem Walde an, wo die zwei Brüder das Messer in den Baum gesteckt hatten. Voller Neugierde und Besorgniß suchte er den Baum auf, und mit dem

größten Schrecken sah er das ganze Messer mit Rost überzogen. Sogleich dachte er: „Meinem Bruder muß etwas Böses widerfahren sein; ich will mich aufmachen nach Babylon und sehen, was ihm begegnet ist.“ Augenblicklich kehrte er wieder um und machte sich auf's neue dem Morgenlande zu.

Nach langer, langer Wanderung kam er in Babylon an. Als ihn die Leute mit seinem Bärlein durch die Gassen kommen sahen, erhob sich von allen Seiten ein Jubel und Freudengeschrei, das gar nimmer enden wollte. Denn weil er seinem Bruder auf ein Haar gleich sah und auch ein Bärlein mit sich führte, so hielten ihn die Leute für den Vizekönig und thaten ihm alle Ehren an. Bei Hofe wurde er auch als Vizekönig begrüßt und freudenvoll aufgenommen, und der Vizekönigin war der schwerste Stein vom Herzen gefallen, weil sie glaubte, ihr Mann sei wieder gekommen. Paul gab sich auch nicht zu erkennen und erkundigte sich nur insgeheim über seinen Bruder.

Er war erst wenige Tage am Hofe als er einmal sagte, er wolle jetzt in den Wald hinaus gehen auf die Jagd. Da fieng die Vizekönigin an zu weinen und bat ihn kniefällig, zu Hause zu bleiben und ihr nicht wieder solche Aengsten zu verursachen. Er aber ließ sich nicht irre machen und ging mit seinem Bärlein hinaus in den Wald.

Er war noch nicht lange zwischen den Bäumen herumgestrichen, da zogen stockfinstere Wolken herauf und ein schneidiger Wind pfiff durch die Bäume. Es fieng an völlig unheimlich zu werden in dem dunkeln Walde und wenn du und ich dabei gewesen wären, so hätten

wir uns zu Tod gefürchtet. Bald fieng es auch an zu schütten, als ob der Himmel offen wäre und Blitz und Donner wechselten immerfort ab. Wegen des scharfen Windes und der Nässe fing es an, den Paul zu frieren, er suchte Holz zusammen und machte sich ein Feuer. Als die Flammen unter einem dichten Baume aufflackerten und der Paul mit den Händen darüber hin und her fuhr, kam eine abscheuliche Alte mit einer Ruthe zwischen den Bäumen hervor, und schnatterte, als ob sie das Fieber hätte. „O wie ist es so kalt, wie beutelt es mich zusammen, darf ich mich nicht ein bischen wärmen?“ murmelte sie in einem fort. „Komm nur her, sagte Paul, das Feuer ist groß genug für uns beide.“ „Aber thut mir das Bärlein wohl nichts?“ fragte die Alte. „O nein“ sagte Paul und riß der Alten die Ruthe aus der Hand, als ob er das Bärlein damit fortjagen wollte. Er schlug aber nicht auf das Bärlein, sondern auf die Alte und augenblicklich war sie in Stein verwandelt. Dann schlug er mit der Ruthe auf den nächsten Stein, und sieh da, statt des Steines stand ein Bärlein vor ihm, das gar freundlich um ihn herumtappte. Dann ging er wieder zum nächsten Steine und schlug mit der Ruthe darauf. Und augenblicklich stand sein Bruder vor ihm, fiel ihm um den Hals und wollte nimmer aufhören ihn zu herzen und zu küssen vor lauter Freude und Dankbarkeit. Dann gingen die zwei Brüder mit ihren Bärlein zurück nach Babylon, wo es eine Freude und Verwirrung abgab, die ohne Gränzen war. Die Leute sahen wohl, daß einer von den Beiden der Vizekönig sein müsse, konnten aber nicht unterscheiden, welcher es denn eigentlich sei. Manche schauten sich fast die Augen heraus, konnten aber doch

keinen Unterschied zwischen den Beiden herausfinden. Als sie endlich an den Hof kamen und vor die Vizekönigin traten, so wußte sich diese nicht zu rathen und zu helfen, weil sie ihren Gemahl nicht herausfinden konnte. Peter aber gab sich ihr durch ein verborgenes Merkmal zu erkennen und da war ihre Freude erst vollkommen. Sie lebten wieder froh und glücklich bei einander bis in ein spätes Alter.

Paul ging nach Hause zu seinen Eltern und auch ihm ging es gut sein Lebetag.

(Mündlich bei Meran.)

Der Menschenfresser.

Einmal verspätete sich ein Büblein, das Erdbeeren klaubte, im Walde. Es dunkelte schon und an ein Nachhausekommen war nicht mehr zu denken. Da dachte das Büblein: „Vielleicht wohnen Leute in der Nähe, bei denen ich übernachten könnte. Wart ich will mal auf einen Baum klettern und schauen, ob nirgends ein Haus zu sehen sei.“ — Gedacht, gethan. Es spuckte sich in die Hände und reffte auf eine Tanne hinauf, wie ein Eichkätzchen. Als es am hohen Wipfel droben hieng, schaute es nach allen Seiten aus und sah in nicht weiter Entfernung ein Hüttchen stehn. Darob hatte das Bübchen keine kleine Freude und stieg rasch und munter vom Baume herunter, dann schlug es den Weg zum Hüttchen ein, bei dem es auch bald anlangte; das Büblein wollte nun hineingehen, allein die Thüre war geschloßen. Da klopfte

der Knabe an die Thüre und bald wurde sie geöffnet, und ein altes kleines Mütterlein fragte um sein Begehr.

Da sprach das Büblein: „Ich bitt um eine Nachtherberge, denn ich komme heut nicht aus dem Walde und da draußen fürcht ich mich vor den Wölfen und Bären.“ —

Darauf antwortete das Mütterlein: „Mein gutes Kind, da bist du hier nicht am rechten Ort, denn hier wohnt der Menschenfreßer, der dich mit Haar und Bein auffräße, wenn er deiner ansichtig würde.“ —

Als das Büblein dies hörte, fieng es an zu weinen und sprach bittend: „Gebt mir doch eine Nachtherberge und versteckt mich vor dem Menschenfresser.“ Das Mütterlein hatte Mitleiden mit dem Knaben und führte ihn in das Hüttchen. Dort versteckte sie ihn in einem leeren Fäßchen, gab ihm ein Hölzchen und sprach: „Nun ducke dich und halte dich mäuschenstille. Wenn dich aber der Alte dennoch aufspürt und er einen Finger von dir sehen will, so halte ihm das Hölzchen heraus.“ — Dann ging sie weg und ihren Geschäften nach. Dem Büblein war aber in seinem Fäßchen höllenangst, so daß ihm der kalte Schweiß herabrann. So war ihm unter Furcht und Angst schon einige Zeit verstrichen, als es draußen polterte und der wilde Mann in die Stube trat. Dieser witterte und sprach dann:

„Ich schmeck, ich schmecke Menschenfleisch.“ — Da wollte das alte Mütterchen ihm diesen Glauben nehmen und sagte: „Du schmeckst, du schmeckst einen Hennendreck.“ —

Der Menschenfresser ließ sich aber nicht irre machen, witterte immer mehr und mehr und kam zum Fäßchen,

in dem das Bübchen saß, da sprach der Alte mit grauser Stimme:

„Da drinn, da drinn ist Menschenfleisch. Reck du deinen Finger heraus, damit ich sehe, ob du fett bist.“ —

Da dachte das Büblein an den Rath des alten Weibchens und hielt das Hölzlein heraus. Das betastete der Menschenfresser und sprach: „Dieses Stück ist noch holzdürr! Es muß noch gemästet werden.“ — Dann setzte er sich zum Tische, fraß, trank und fluchte, und ging, als er satt war, in's Bett. Das Büblein war aber seelenfroh und dankte Gott für seine Rettung. Dann schlief es auch ein. Am andern Morgen ging der wilde Mann schon frühe in den Wald. Als er fort war, hieß das alte Mütterchen den Knaben aus dem Fäßchen gehen und gab ihm ein Frühstück. Dann sagte sie: „Jetzt iß und stille deinen Hunger, dann will ich dich aus dem Walde führen.“ —

Der Knabe ließ sich das nicht zweimal sagen, aß, wie ein Drescher, und ging dann mit dem alten Mütterlein in den Wald hinaus. Dieses führte ihn durch dichten und dünnen Wald bis sie in's Freie kamen, dann sagte sie zum Bübchen: „Verspäte dich in Zukunft nicht mehr im Walde, denn es könnte dir schlechter gehen, als dieses Mal.“ — Das Bübchen dankte der kleinen Frau und lief dann über Stock und Stein in die Heimath. — Seit dem verspätete es sich nie mehr und kam immer zur rechten Zeit nach Hause.

(Mündlich in ganz Deutschtirol.)

Das Berggeistl

Es war einmal ein blutarmes Weib, und das lag sterbenskrank und hatte weder einen Bissen Brod, noch einen rothen Pfennig zu Hause. Da sprach es zu seinem einzigen Kinde, das ein gar braves, frommes Mädchen war: „Geh in Wald, Moidele! und klaube dort Beere. Die kannst du dann in die Stadt tragen und dort verkaufen.“ — Das Mädchen nahm ihr Weidenkörbchen und ging in den Wald hinein, und kam immer weiter und weiter im dunkeln Forste, bis es endlich Schwarzbeeren in Unzahl fand. Es sammelte nun dieselben in's Körbchen, hatte auf nichts Anderes Acht und wurde des Pflückens gar nicht müde. Dabei dachte es sich: wenn ich das Körbchen gehäuft voll habe, kann ich zwei Sechser bekommen und der Mutter auch etwas besseres als nur Brod kaufen. — Indessen war der Tag sehr vorgerückt und der Abend dämmerte schon hinter den Bergen herauf. Da stand auch das Mädchen auf, sah seelenvergnügt aufs volle Körbchen und wollte heim gehen.

Es machte sich nun auf den Weg, doch bald war der Steig verschwunden und es wußte nicht wohin und woaus. Es lief nun über Stock und Stein, durch Dick und Dünn, doch je weiter es gegangen, desto dichter wurden die Bäume und desto mehr begann es zu dunkeln. Da wurde es dem Kinde gar unheimlich zu Muthe, stand stille und weinte bitterlich. Dann faßte es sich wieder und ging vorwärts, doch an ein Finden aus dem Walde war nicht zu denken. Wie Moideln schon jede Hoffnung

nach Hause zu kommen aufgab, trappelte es plötzlich durch die Bäume daher und ehe sie es meinte, stand ein kleines, kleines Männchen, das in grauen Baumbart gekleidet war, vor ihr. Es war das Berggeistl. Als es sah, daß das Mädchen weine, redete es gar freundlich dieses an und fragte: „Was fehlt denn dir, daß du weinest?"

„Ach, antwortete schluchzend Moidele, ich habe Schwarzbeere geklaubt, um dafür Brod und Fleisch für die kranke Mutter zu kaufen, und jetzt find' ich nicht mehr aus dem Walde, und muß hier übernachten, und die kranke Mutter ist ganz allein."

„Wenn nur das fehlt, erwiderte das Männchen, so ist dir leicht zu helfen. Warte, ich werde dich gleich aus dem Walde führen, folge mir nur!" —

Mit diesen Worten ging das Berggeistl voraus, und wo es hintrat, war guter Weg. Das Mädchen folgte, obwohl es hundsmüde war, und bald wurde der Wald lichter und lichter und sie standen im Freien. Dem Moidele klopfte nun das Herz vor Freude und es dankte dem kleinen Männchen gar herzlich.

„Deine Mutter ist krank, sprach da das Berggistl. Weil du so brav bist, soll ihr geholfen werden." — Da bückte es sich und pflückte einige Kräuter, die es dem Kinde gab. „Siede sie heute noch, und gib das Wasser davon deiner Mutter zu trinken und sie wird alsogleich gesund werden." Das Berggeistl lächelte und im Husch war es verschwunden. — Moidele lief nun voll Freude heim und erzählte der Mutter, was ihm im Walde begegnet war." Dann ging es in die rußige Küche, machte Feuer an und sott die Kräuter. Als dies geschehen war, seihte sie das Wasser davon ab und brachte es der

Mutter. Diese trank es und kaum hatte sie den letzten Tropfen davon zu sich genommen, als sie ganz gesund sich fühlte und aufstand. —

Dies alles hatte der Bube des Nachbars, der öfters in die Hütte kam, gesehen und gehört und dachte sich: „Warte, jetzt will ich auch in den Wald hinausgehen und mir solche Wunderkräuter geben lassen. Die will ich dann in der Stadt um theures Geld verkaufen und mir dafür Zuckerfeigen und anderes anschaffen.“ —

Gedacht, gethan. — Am andern Tage ging der böse Bube in den Wald, aß dort Heidelbeere und als er deren satt war, drang er tiefer in den Wald und fieng endlich zu flennen und zu heulen an, daß die Bäume es wiederhallten. Er hatte schon lange gelärmt, als das Berggeistl dahergegangen kam und fragte: „Was macheſt du hier in meinem stillen Walde für einen Lärm.“ —

„Weil ich nimmer heimfinde und meine kranke Mutter ganz allein ist.“ Dabei weinte der Knabe und hob beide Hände auf und bat kniefällig, ihn doch aus dem Walde zu führen.

„Wenn dir nichts anderes fehlt, so soll dir geholfen werden,“ sprach das Berggeistl und ging voran. Der Knabe folgte ihm. Da führte das Berggeistl den falschen Buben vier Stunden lang durch den dichtesten Wald, bergab, bergauf, so daß er todmüde ward und seine Falschheit bitter bereute. Als der Knabe vor Müde beinahe nicht mehr weiter kam, stunden sie endlich am Saume des Waldes. Da war der Knabe froh und wollte schon davon laufen, als das Männlein sprach: „Warte, ich muß dir auch ein heilsames Kräutlein mitgeben.“ —

Bei diesen Worten bückte sich das Berggeistl und rupfte einige Blätter ab, die es dem Buben gab. — Dann sprach er: „Siede sie dir und trink vom heilsamen Wasser.“ — Kaum hatte der Knabe die Kräuter, so eilte er über Stock und Stein nach Hause und that nach den Worten des Berggeistls. Er ging in die Küche, machte Feuer an und sott die Kräuter. Dann seihte er das Wasser ab und trank es voll Gier. Doch sieh, kaum hatte er es getrunken, als er für seine Falschheit bitter, bitter bestraft wurde. Es begann ihn zu grimmen, daß er sich vor Schmerzen, wie ein Wurm wand und bog. Das dauerte einige Tage, und seitdem war er ein braver Bursche, denn das Kräutlein hatte eine gar heilsame Wirkung gethan.

(Mündlich aus Zirl.)

Beutel, Hütlein und Pfeiflein.

Es war einmal ein Vater, der hatte drei Buben und vermachte jedem von ihnen ein kostbares Erbstück. Für den ältesten bestimmte er einen Geldbeutel, der nie leer wurde, für den zweiten ein Hütlein, durch das man alles bekam, was man nur wünschte, und für den jüngsten ein Pfeiflein, mit dem man sich soviele Soldaten herbei- und fortpfeifen konnte, als einem in den Kopf kam. Nachdem der Vater gestorben war, nahmen die drei Söhne Besitz von ihrem Erbtheile und der Aelteste dachte daran, seinen Beutel gut anzuwenden. „Ei, sagte er eines Tages zu seinen Brüdern, ich habe gar keine Lust mehr in der

engen Stube zu sitzen, ich will hinausgehen und ein bischen die Welt anschauen. Wer einen Beutel hat, wie ich, dem kann es auf der Reise nicht fehlen.“ Also nahm er Abschied von seinen Brüdern und zog hinaus in Gottes freie Welt ohne Plan und Regel. Nachdem er eine Zeitlang herumgereist war, kam er in die Residenzstadt des Königs. Hier gefiel es ihm, weil es Gelegenheit gab sich zu zeigen und mit Gelde zu glänzen. Er lebte in Saus und Braus wie ein Fürst und gab es so groß wie es nur einer thun kann, dessen Beutel ohne Leiden ist. Alles in seinem Hause glänzte von Gold und Silber und in der Küche ging es so vornehm her, daß die Köche statt des Holzes Zimmetspähne verschürten. Darob verbreitete sich ein so starker Geruch in der ganzen Stadt, daß der König auf den fremden Mann aufmerksam wurde und ihn an seine Tafel zog, um sich des Nähern zu erkundigen. Der König hatte auch eine Tochter, die that dem neuen Gaste so schön und wußte sich so bei ihm zuzumachen, bis ihm endlich das Maul zerbrach. Er zeigte der schönen Prinzessin seinen Geldbeutel und erzählte ihr von der Wunderkraft, die ihm innewohnte. Der König hieß ihn bei Hof bleiben und hielt ihn so in Ehren, daß er ihn endlich gar zu seinem Minister machte.

Die schlaue Königstochter verschaffte sich indeß einen Geldbeutel, der dem wunderbaren Säckel ganz gleich sah und lud eines Tages den Minister zu einem Spaziergange ein. Der Minister nahm die Einladung an und ging mit der schönen Prinzessin hinaus in die freie Weite, bis sie zu einem großen schattigen Baume kamen. „Hier wollen wir ein wenig ausrasten, sprach die Königstochter, und ein gutes Glas zur Erquickung trinken.“ Der

Minister war ihr wieder zu Willen und so setzten sich Beide in der kühlen Schatten des Baumes. Die Prinzessin zog eine Flasche aus dem Sacke, und brachte es dem Minister. Dieser wußte nicht, wie faustdick es die Königstochter hinter den Ohren hatte, und that einen kräftigen Zug. Es dauerte aber nicht lange, so fühlte er die Wirkung des Schlafpulvers, das die Prinzessin in den Wein gethan hatte, ließ von Zeit zu Zeit den Kopf schnappen und schlief endlich wie eine Ratte. Nun machte sich die Prinzessin über seine Taschen her, stahl ihm den wunderbaren Beutel und that den nachgemachten, tüchtig mit Gold angefüllt, an dessen Stelle. Dann ließ sie den Minister Minister sein und machte sich aus dem Staube.

Als der Minister aufwachte und keine Königstochter mehr bei sich sah, kam ihm die ganze Sache nicht mehr richtig vor und sein erster Griff ging in die Tasche, darin er den wunderbaren Beutel zu tragen pflegte. Er gewahrte den vollen Beutel, stand auf und ging ohne weitere Sorge nach Hof zurück. Der Beutel hatte aber seine treffliche Eigenschaft verloren, so daß er in wenigen Tagen leer wurde und nimmer voll werden wollte. Der Minister merkte nun wohl, daß er von der Prinzessin hintergangen worden sei, konnte aber weder seinem Aerger Luft lassen, noch den kostbaren Beutel wiederbekommen. Nach langem Kopfzerbrechen reiste er nach Hause, um dort Hilfe zu suchen. Er ging zu seinem jüngern Bruder, der das Wünschhütlein geerbt hatte, und bat ihn: Lieber Bruder, ich bin um meinen Beutel schändlich betrogen worden und nur du kannst mir wieder dazu verhelfen. Sei doch so gut und leihe mir auf kurze Zeit dein Wünschhütlein, damit ich meinen Beutel wieder bekommen kann.

Ich würde dir dafür Dank wissen mein Lebetag. Der Bruder war ein guter Kerl und schlug ihm seine Bitte nicht ab, sondern brachte ihm alsogleich das wunderbare Hütlein. Der Minister wollte nimmer aufhören zu danken, nahm das Hütlein und reiste damit an den Hof zurück. Er ließ sich also beim Könige melden und der König lud ihn zur Mittagstafel ein. Da wurde gegessen, getrunken und musizirt, und der Himmel war voller Geigen. Der Minister machte zwar anfangs ein Gesicht, wie ein Pechstecher, vergaß aber bald Kummer und Sorgen und scherzte und lachte wie alle übrigen. Der schlauen Königstochter entging das nicht, sie setzte sich wieder an seine Seite, und wußte sich so bei ihm zuzumachen, daß er vor ihr kein Geheimniß hatte und ihr von seinem Wünschhütlein erzählte. „Ei, dachte die Prinzessin, das Hütlein ist viel werth, das lasse ich nicht aus." Sie machte es wieder, wie das erstemal, verschaffte sich ein Hütlein, das dem Wünschhütlein ganz ähnlich sah, und ging mit dem Minister spazieren. Unter einem schattigen Baume machten sie Rast und der Minister bekam wieder ein Tränklein, auf das er in einen tiefen Schlaf versank. Als er aufwachte, war die Prinzessin fort und sein Wünschhütlein war auch fort; denn so oft er mit dem Hütlein, das er jetzt auf hatte, etwas herbeizuwünschen versuchte, kam gar nichts zu wege. Was sollte nun der arme Minister machen? Den Beutel verloren, das Hütlein verloren und sonst auch nichts haben, das war ein bischen zu arg. Hätte er nur jetzt das Pfeiflein des jüngsten Bruders gehabt, er hätte Soldaten ausmarschiren lassen ohne Maaß und Ziel und würde Beutel und Hütlein schon wieder bekommen haben. Ja, — dieses

Pfeiflein sah ihn jetzt wohl recht an, aber er besann sich doch lange, bis er sich wieder entschloß nach Hause zu gehen und auch noch das Pfeiflein zu leihen. Endlich machte er sich auf den Weg und als er heimkam begab er sich zu seinem jüngsten Bruder: „Schau Brüderle, ich bin um alles gekommen, um Beutel und Hütlein. Wenn du mir dein Pfeiflein gar nicht leihen wirst, so werden wir das keineweder jemals zurückbekommen.“ Der jüngste Bruder war ein guter Kerl, brachte ihm sein Pfeiflein und wünschte ihm Glück auf den Weg. Nun war der Minister wieder hinten und vorn auf und eilte dem Hofe zu. Er ließ sich beim Könige melden und wurde wieder zur Tafel geladen. Da war alles kreuzlustig und der Minister nicht minder, denn Speise und Trank mundeten ihm gut. Das kostbare Pfeiflein ließ ihn auch nicht kopfhängerisch sein.

Wie aber die Prinzessin den Minister wieder sah und merkte, daß er so lustig sei, so dachte sie sich gleich: Holla, der hat gewiß wieder etwas mitgebracht! Sie setzte sich an seine Seite, that freundlich mit ihm, und wußte sich wieder so zuzumachen, daß er ihr das Pfeif-lein zeigte und von dessen wunderbarer Eigenschaft erzählte. Nun ging Sinnen und Trachten der Prinzessin wieder einzig und allein darauf hin, des wunderbaren Pfeifleins habhaft zu werden. Sie verschaffte sich zu dem Ende ein ähnliches Pfeiflein, lud den Minister zu einem Spaziergange ein und gab ihm unter einem kühlen Baume ein Tränklein, das ihm alsbald die Augen zufallen machte. Als er nach langem Schlafe wieder zu sich kam, war die Prinzessin aus dem Staube und auf dem Pfeiflein, das er in der Tasche hatte, konnte er keinen

einzigen Mann herbeiblasen. Nun saß er freilich recht übel im Butter! Der Beutel fort, das Hütlein gestohlen und das Pfeiflein staubaus, — was war da zu machen? Bei seinen Brüdern hatte er nichts mehr zu hoffen, außer höchstens die Greiner, und an den Hof zurückzugehen konnte er auch keine Lust mehr haben. Er wußte nicht, was anfangen, vor lauter Zorn und Aerger. Endlich sprang er von seinem Sitze auf und lief über Hals und Kopf in den Wald hinein. Da irrte er lange Zeit herum und dachte an nichts, als an die drei verlornen Stücke. Eines Tages trug es sich zu, daß er tief im Walde an eine Klausnerhütte kam. Er ging hinein und da saß ein grauer Mönch, der ihn freundlich anredete, und um sei Anliegen fragte. Dem erzählte er sein ganzes Unglück von A bis Z und bat ihn, er möge ihm doch helfen, wenn es anders in seiner Macht stünde. Der Mönch horchte fleißig auf und murmelte für sich in den Bart hinein. Als die Erzählung zu Ende war, tröstete er den Minister und sagte: „Helfen kann ich dir schon, aber du mußt pünktlich vollziehen, was ich dir sage.“ Der Minister versprach auf's genaueste zu folgen und es wunderte ihn nur, was ihm der Alte für ein Mittel geben werde.

Der Mönch suchte eine Zeitlang in der Zelle herum, zog endlich einen Korb aus einer Ecke hervor und brachte ihn dem Minister: „Siehst du da hast du einen Korb voll Aepfel und unter diesen ist ein ausnehmend schöner, der ganz wunderbare Kräfte hat. Denn wer immer davon ißt, dem wachsen alsogleich Hörner, die ihm kein Doktor mehr wegdoktern kann. Du gehst nun in die Stadt, setzest dich auf den Marktplatz und bietest deine

Aepfel zum Verkaufe. Aber diesen schönen darfst du nicht wohlfeiler lassen, als um einen Louisdor. Denn wenn du ihn so theuer gibst, so wird ihn gewiß niemand anders kaufen, als der König." Der Minister versprach fleißig zu folgen, zog eine alte Kutte an, die er vom Mönch zu leihen bekam, und ging in die Stadt. Auf dem Obstplatze setzte er sich nieder und bot seine Aepfel zum Verkaufe. Viele Leute, die vorbei gingen und den schönen, großen Apfel sahen, feilten ihn an, aber als sie den Preis hörten und durch Handeln nichs ausrichteten, ließen sie ihn gerne stehen. Endlich kam die Köchin des Königs, sah den schönen Apfel und zahlte ohne Widerrede den hohen Preis. Sie tischte ihn am selbigen Tage noch bei der Mittagstafel auf und freute sich schon auf das Lob, das sie wegen des schönen Obstes davonzutragen hoffte. Bei der Tafel staunte alles über den herrlichen Apfel und weil es gar so etwas außerordentliches war, wurde er in drei Theile zertheilt, so daß der König ein Stück erhielt und eins die Königin und eins die Prinzessin. Alle drei machten sich mit der größten Gier darüber her und ließen sich kaum Zeit zum Käuen. Als aber alle drei einen Bissen verschluckt hatten, — wie schauten sie da einander an! Einem jeden schoben sich zwei Hörnlein zur Stirne heraus, die wuchsen immer schneller und schneller und in einigen Minuten schauten alle drei aus wie der leibhaftige Gangerle. Da wurde die größte Verwirrung im ganzen Schloße, man holte einen Arzt nach dem andern und eine Salbe nach der andern, aber nichts wollte helfen, — die Hörner blieben so fest und so lang als sie anfangs gewesen waren.

Als der Minister den kostbaren Apfel so gut an Mann

gebracht hatte, war er über die Maßen froh, nahm seinen Korb und ging schleunig in die Klausnerhütte zurück. Mit der größten Freude erzählte er dem Mönch von dem glücklichen Handel und schilderte ihm die Prinzessin vor, wie gut sie sich mit den Hörnern ausnehmen würde. „Jetzt warte ein wenig, sagte der Mönch, ich werde dir eine Salbe geben, mit der du die Hörner wieder wegbringen kannst. Aber dann sieh' zu, daß du deine drei Stücke wieder bekommst. Er holte eine Salbe, gab sie dem Minister und nahm Abschied von ihm. Dieser dankte lange Zeit und ging wohlgemuth in die Residenz zurück. Auf dem Wege kam er an ein Wirthshaus, in dieß ging er hinein und erkundigte sich, ob es nichts neues gäbe. „Ja neues genug," hieß es, „bei Hof sind ja Hörner gewachsen, und kein Doktor kann diese Dinge wieder fortbringen." „„Da wäre ja ich der Mann, erwiderte der Fremde. Die Hörner sollen fortgehn, wie weggeblasen."" „Ja wenn du das kannst, hieß es, dann geh nur und laß dich bei Hofe melden." Er ging und ließ dem Könige ansagen, daß ein Doktor gekommen sei, der alle Hörner flugs wegbringen könne. Wie der König das hörte, ließ er ihn sogleich zu sich kommen und bat ihn um seine ärztlichen Dienste. Der Minister packte seine Salbe aus, bestrich die Hörner des Königs und alsbald war nichts mehr davon zu sehen. Der König war herzlich froh, der unanständigen Zierde los zu sein, und rief nach seiner Gemahlin. Die Frau Königin mit dem zweizackigen Diadem trat herein und schrie vor Freude laut auf, als sie ihren Gemahl zum erstenmale wieder ohne Hörner sah. „Da ist der Mann der dich curiren kann, sagte der König. Komm und halte ihm dein Haupt hin." Die Frau Kö-

nigin lief auf den Doktor los, daß sie ihn fast mit den Hörnern niederstieß und bat ihn um seine Hilfe. Der Doktor machte nicht lange Umstände, bestrich die Hörner mit seiner Salbe und im Hui waren sie weg.

Auf den Ruf des Königs kam nun auch noch die gehörnte Prinzeß hereinstolzirt und schaute groß drein, als sie den König und die Königin auf einmal ohne Hörner sah. Sie erschrack ordentlich als sie daran dachte, daß sie jetzt die einzige gehörnte Person am Hofe sei. Sie war aber sogleich wieder getröstet, als sie der König zu dem Doktor führte, und ihr sagte, daß es dieser Mann sei, der für die Hörner helfen könne. Der Doktor griff sogleich zu seiner Salbe und schmierte die Hörner der Prinzessin damit ein. Aber o Schrecken! anstatt abzunehmen fingen die Hörner an zu wachsen und wurden um ein gutes Stück länger. Während alle vor Schrecken die Hände zusammenschlugen und zumeist die Pinzessin, lächelte der Doktor und sagte: „Königliche Hoheit müssen vielleicht ein ungerechtes Gut besitzen, weil die Salbe die verkehrten Wirkungen macht. Als die Prinzessin das hörte, wurde sie brennroth vor Scham, lief in ihr Gemach und brachte den wunderbaren Beutel. Der Doktor schob den zu sich und fieng wieder an, die Hörner einzuschmiern. Aber mein! Die Hörner fiengen wieder an zu wachsen und fuhren noch immer um ein gutes Stück in die Höhe. Da wußte sich die Prinzessin nimmer zu helfen vor Entsetzen und wollte anfangen den Doktor zu schelten. Dieser aber lächelte wieder und sagte: „Königliche Hoheit müssen noch ein ungerechtes Gut besitzen, weil die Salbe die umgekehrte Wirkung thut.“ Brennroth vor Scham lief die Prinzessin in ihr Gemach und kam alsbald mit dem

Wünschhütlein wieder. Der Doktor nahm das Hütlein zu sich und beschmierte die Hörner zum drittenmal. Die Hörner fiengen wieder an zu wachsen, wuchsen aber nicht rückwärts, sondern stiegen wieder fein langsam in die Höhe. Der Doktor aber ließ die Prinzessin nicht anfangen zu schelten und zu jammern, sondern sagte sogleich: „Königliche Hoheit müssen noch ein ungerechtes Gut besitzen, weil die Salbe die umgekehrte Wirkung thut.“ Brennroth vor Scham lief die Prinzessin in ihr Gemach und kam eiligst mit dem wunderbaren Pfeiflein wieder. Nun salbte ihr der Doktor die Hörner zum viertenmale und im Hui waren sie verschwunden. Die Prinzessin war froh, daß ich nicht sagen kann wie, und dankte wie ein Lotter. Auch König und Königin waren außer sich vor Freude und gaben ein großes Fest, das ich dir nicht beschreiben will, weil dir sonst die Zähne darnach wässern könnten.

Der Doktor war froh seine drei Stücke wieder zu besitzen und freute sich auf das gute Leben, das nun vom neuen angehen sollte. Zu seinen Brüdern wollte er nicht mehr zurückkehren, sondern die zwei Stücke, die er von ihnen geliehen hatte, ungerechter Weise für sich behalten. Dafür traf ihn aber die Strafe Gottes, denn der König fiel über ihn her, nahm ihm alle drei Stücke ab, und brachte ihn selber ums Leben.

(Mündlich bei Meran.)

Die Wette.

Büblein, wie heißest du?

„Hansele."

Wenn du Hansele heißt, so muß ich dir schon wieder einmal ein Geschichtlein von einem Hansl erzählen. Hansl hieß ein recht dummer Bauer, der kaum fünfe zählen konnte. Dieser fuhr einmal mit seiner Kuh auf den Markt und weil das Vieh bald so langsam forttottelte, wie eine Schnecke, bald mit seinen schwerfälligen Füssen davonlief, daß der Koth aufflog, so ging dem Hansl die Geduld aus, und er brummte und fluchte und wachtelte mit seinem Stecken herum, daß ihn fast hätten die Gänse auslachen müssen. Er hatte noch einen guten Scheibenschuß bis zum Marktplatze, da er an einem Menschen vorbeikam, der eine Geis feilboth.

Hansl hörte das Angeboth und beschloß schnell einen Handel zu machen, um nur einmal die lästige Kuh*) ahnig los zu werden. „Auch schon auf, guter Freund?" rief er. „Wollen wir etwa einen Tausch machen. Ich wollte mein Kühlele da auf den Markt treiben, — aber wenn du mir deine Geis dafür gibst, so brauch ich mir nicht viel Mühe zu machen, und ich geh wieder heim." Der Angeredete machte zuerst große Augen, dachte sich aber: „Eine Kuh für eine Geis, das thut sich allemahl, schob die Geis dem Hansl zu und führte dafür die Kuh nach Hause. Hansl fuhr mit der Geis seinem Heimatle zu, und es war ihm zu Muthe

*) ahnig, uhnig werden = los werden.

wie dem Vogel im Hanf, weil er ein so feines Geislein für die störrische Kuh eingehandelt hatte.

Aber alles auf der Welt dauert nicht lange, und so auch die Freude des Hansl. Die Geis fieng an, zu meckern, stellte sich dem Hansl gegenüber auf und lief dann auf ihn zu, daß sie ihn fast mit den Hörnern über den Haufen stieß. Dieser Spaß schien dem Viehe zu gefallen, und von Zeit zu Zeit bekam Hansl wieder ein paar Püffe. Das Ding wurde ihm bald zu arg, und wie ihm recht die Galle aufstieg, dachte er auch schon daran, die Geis auf gute Weise an Mann zu bringen. Wie gerufen kam eine Bäuerin aus einem am Wege gelegenen Hause, die eine ganze Heerde von Schnatter-Gänsen mit einem Stecken vor sich hertrieb.

„Guten Morgen, Weibele;“ rief Hans, „wollen wir einen Tausch machen?“ „Was willst du? schrie die Bäuerin — wenn die Vieher so schreien, daß man sein eigenes Wort nicht versteht!“ — Hans fuhr mit seiner Geis ganz nahe zur Bäuerin und ließ die Gänse schreien und pfeifen und aufhüpfen, so viel sie wollten: „Eine Gans sollst du mir geben für mein Geislein,“ schrie er der Bäuerin in's Ohr, „hast du verstanden?“

„Verstanden hab ich's jetzt wohl, antwortete die Bäuerin, aber das kann nicht dein Ernst sein.“

„Hand drauf,“ sagte Hansl, und drückte der Bäuerin recht kräftig die Hand.

„Selbst gethan, selbst haben,“ antwortete die Bäuerin, nahm die Geis und erwischte dafür dem Hansl eine Gans. Hansl ging nun seines Weges weiter, führte die Gans an einem Stricke und dachte an die guten Händel, die er heute schon gemacht hatte. Aber die

Freude dauerte kaum ein paar Augenblicke, denn die Gans hüpfte und flatterte rechts und links, den geraden Weg aber wollte sie nicht finden. Da fieng der Hansl wieder an ungeduldig zu werden, und in seinem Aerger schrie er endlich: „Wäre mir ein Pfifferling lieber, als so eine dumme Gans.“

Ein Hennenmädl hatte diese Worte gehört, sprang sogleich aus dem Hause, wickelte Hennenkoth in ein Papier und lief dem Hansl damit nach.

„Heda, einen Pfifferling habe ich in dem Papiere.“

„Ach einen Pfifferling, der wird dir halt um meine Gans nicht feil sein?“

„Warum denn nicht? Nur her mit der Gans; da ist der Pfifferling.“

Das Hennenmädl nahm die Gans und lief in das Haus, Hansl nahm den Pfifferling, und zog seines Weges weiter. Er glaubte, was er da für ein Wunderding gekriegt habe, und war guter Dinge. Als er an ein schönes, vornehmes Wirthshaus kam, da ließ es ihn nimmer vorbei; er ging hinein und setzte sich in's Herrenzimmer.

Er war noch nicht lange bei seinem Seitel gesessen, da fiengen die Herren an herumzuschauen und herumzuriechen als ob es irgendwo nicht recht richtig wäre.

„Ist etwa der Pfifferling in meiner Tasche die Schuld?“ fragte Hansl auf einmal die Gesellschaft, und zog das Wunderding hervor. Die Herren lachten laut auf, als sie den Pfifferling sahen, und sie merkten sogleich wie viel Uhr es bei dem Bäuerlein geschlagen habe. Sie hatten nun den armen Häuter für einen

Narren, und lockten ihm nach und nach die ganze Geschichte heraus.

Als er ihnen alles Stück für Stück erzählt hatte, riefen sie wie aus einem Munde: „Aber was wird denn dein Weib dazu sagen?“

„O meine Alte, die hat gewiß nichts gegen meinen Handel.“

„Aber das können wir doch nicht glauben, daß sie dich heute nicht ein wenig filzen wird.“

„Glaubt's, oder glaubt's nicht. Ich kenne mein Weibele schon.“

„Willst du wetten, daß es heute Sturm gibt, wenn du nach Hause kommst?“

„Wetten so viel ihr wollt.“

„So wetten wir hundert Gulden. Kriegst du's wenn du heim kommst, so zahlst du die hundert Gulden und sonst zahlen wir sie.“

„Ganz recht. Hand darauf!“ erwiederte Hansl und reichte jedem der Herren seine rechte Hand.

Er stand dann auf heim zu gehen, und zwei von den Herren mußten ebenfalls mit, um den Empfang bei seinem Weibe mit anzusehen.

Als Hansl mit den beiden Herren zu seinem Hause kam, fand er die Thüre gesperrt, denn sein Weib war schon in das Bett gegangen. Aber auf seinen ersten Ruf kam sie schon zur Thüre und schob den Riegel auf: „Bist du endlich da? Wie hast du das Kühlele verkauft?“

Hansl erzählte, wie er um die Kuh eine Geis eingetauscht habe, und die beiden Herren meinten schon jetzt werde das Wetter losgehen.

„Hast wohl recht gethan, — sagte die Bäuerin, — für eine Geis haben wir doch Futter genug, bei der Kuh aber hatte es immer seine liebe Noth. Hast du die Geis schon eingestellt?"

„Nein, ich habe das ungeschickte Viech ja um eine Gans umgetauscht."

„O wie recht hast du gethan, mein Hansl. Wir haben ein leeres Bett im Hause, und jetzt können wir es doch mit Federn füllen. Aber wo hast du denn die Gans?"

„Ja, — die Gans habe ich freilich nimmer. Aber einen Pfifferling habe ich für dieselbe bekommen."

„Nichts Besseres hättest du bringen können, mein Hansl. Heute ging ich zur Nachbarin hinüber und wollte von ihr ein Bischen Salz leihen, und denke dir, da schnarrte sie mich an und sagte: Du kommst doch um jeden Pfifferling zu mir. Jetzt braucht sie nichts mehr zu sagen, weil wir selbst einen Pfifferling im Hause haben."

Die beiden Herren hatten bei diesem Zwiegespräche immer größere Augen gemacht und sahen jetzt wohl, daß die Wette für sie verloren sei. Sie zahlten dem Hansl die hundert Gulden und machten sich fein hübsch aus dem Staube.

Gefällt dir das Geschichtlein, Hansele?

„Ja."

Möchtest du auch ein solcher Hansl sein?

„So dumm möcht ich nicht sein, aber die hundert Gulden kriegen von den Herren."

(Mündlich bei Rattenberg.)

Der Vogel Phönix, das Wasser des Lebens und die Wunderblume.

Es verirrte sich einmal ein junger Ritter auf der Jagd dergestalt, daß er um alles in der Welt den Rückweg nimmer finden konnte. Von allen Seiten umstanden ihn alte Tannen, moosige Lärchen und riesige Fichten, und kein Weg und kein Steig zeigte ihm den Heimweg. Da war er gar traurig und suchte von neuem einen Ausgang, doch es war umsonst. Es begann schon Abend zu werden und die letzten Strahlen der Sonne zitterten und schoßen durch die Aeste der Bäume, daß es ein lustiges Spiel war, dann verschwanden sie. Es wurde nun im dichten Walde noch dunkler und unheimlicher. Da dachte sich der Ritter, im Walde hausen gar viele wilde Thiere, und diese werden mich zerreißen und auffressen, wenn sie mich hier finden. Er besann sich hin und her, was in seiner Lage zu thun sei. Wie er so eine Zeit lang nachgedacht hatte, fiel ihm ein auf einen Baum zu steigen, um dort zu übernachten. Er hoffte, daß er dort sicher sein werde. Gesagt gethan. Er kletterte die zunächststehende Tanne empor und immer höher und höher, bis er auf einen der höchsten Aeste droben saß, wie ein Eichhörnchen. Wie er so auf dem hohen Baume droben war, konnte er den Wald nach allen Seiten hin übersehen. Er hatte sich noch nicht lange umgeschaut, als er plötzlich ein Licht nicht gar ferne schimmern sah. Er merkte sich die Gegend, von der der Schein kam, genau, stieg dann behende vom hohen Baume herunter und wanderte dem Lichte zu. Mit seinem Schwerte

haute er sich Bahn durch das Gestrüppe und Gedörne, bis er endlich müde vor einer ärmlichen Bauernhütte, in der das Licht brannte, ankam. Er klopfte an die Thüre und bat um eine Nachtherberge. Kaum hatte er dies gethan, öffnete sich das Haus und ein altes Bäuerlein hieß ihn willkommen. Er wurde in die Stube geführt und dort von den Töchtern des Bauers gar freundlich aufgenommen. Eine davon ging alsogleich in die Küche, machte dort Feuer an und sott ihm einige Eier. Der Ritter erzählte, wie er sich verirrt habe und dann andere Jagdabenteuer, die er früher bestanden hatte. Als er das schmale Nachtessen zu sich genommen hatte, legte er sich, weil er so müde war, auf die Ofenbrücke, auf der er übernachten sollte. Er war nicht lange gelegen, als der Schlaf sich einstellte und er gar süß zu schlummern begann. Wie die drei Töchter des Bauern merkten, daß der schöne Ritter eingeschlafen sei, fiengen sie an von ihm zu reden. Da sagte unter anderm die Aelteste: „Wenn ich einen so schönen Mann bekommen würde, müßten meine Kinder werden, wie Milch und Blut.“ Die Zweite meinte, wenn sie einen so stattlichen Burschen hätte, müßten ihre Kinder lieblicher als Schnee und Wein aussehen. Da nahm die Jüngste das Wort und sprach: Bleibt mit euren Wünschen zu Hause! Wenn ich einen so prächtigen Mann bekommen würde, müßte ich Kinder kriegen so schön, wie weiß' und rothe Rosen, und ihre Haare müßten sein, wie von purem Golde!

Als sie dieses sprach, war der Ritter gerade erwacht und hörte ihre Rede. Und weil die Dirne so schön war, entschloß er sich, sie zur Frau zu nehmen. Er hielt sich aber ruhig und stille und ließ von seinem Vorhaben

Nichts merken. Am andern Tage, als die Jüngste zuerst in die Stube gekommen war, eröffnete ihr der Ritter seinen Entschluß. Das Mädchen wußte nicht, wie ihr geschah. Es blickte bald fragend den Ritter an, bald schlug es die Augen zu Boden. Als aber der schöne Herr auf seiner Rede bestand, hatte sie eine übergroße Freude und wußte nicht, was sie vor Lust thun sollte. Der Ritter theilte sein Anliegen ihrem Vater mit, und da dieser Nichts dagegen einzuwenden hatte, war die Heirath geschlossen, es mochte die beiden ältern Schwestern ärgern wie es wollte. Der Ritter nahm noch am nämlichen Tage von der Bauernhütte Abschied und kehrte mit seiner Braut auf sein Schloß zurück. Da ging es nun lustig und laut her, als die Hochzeit gefeiert wurde, daß der Traurigste hätte froh werden müssen. Der Ritter und seine schöne Frau lebten nun ein gar glückliches Leben und sie meinte oft, es könnte im Himmel nicht feiner sein, als sie es hier auf Erden hätte. — Es dauerte aber nicht lange, und das Glück wurde gestört. Der Ritter mußte nämlich in den Krieg ziehen, um das Land zu vertheidigen, und da hatte die Frau gar trübe, traurige Zeiten. Sie verging fast vor Sehnsucht nach ihrem lieben Gemahle und konnte vor Leid beinahe weder essen noch schlafen. Während der Ritter noch im Felde stand, erfüllte sich die Zeit der Frau, und sie genas zweier Kinder, eines Söhnleins und eines Töchterleins. Die Kinderlein waren aber so schön, wie rothe und weiße Rosen, und ihre Haare waren von purem Golde. Da hatte die Frau eine unaussprechliche Freude, daß ihr Wunsch so in Erfüllung gegangen war, und wollte ihrem Herrn gleich davon Nachricht geben. Sie bat deßhalb eine

Schwester, die auf's Schloß gekommen war um der Kinder zu warten, dem Ritter vom glücklichen Ereignisse zu schreiben. Diese ließ sich nicht zweimal heißen und schrieb einen Brief. Weil sie aber schon lange Zeit die jüngste Schwester um ihr Glück beneidet hatte, meldete sie dem Ritter im Briefe, seine Gemahlin habe zwei Kinder bekommen, diese hätten aber Hundsköpfe und seien so häßlich, daß sie ihm rathen müße, dieselben in's Wasser werfen zu lassen. Mit diesem Briefe sandte sie einen Boten an den Ritter. Dieser wollte anfangs, als er das Schreiben las, seinen Augen nicht trauen. Als er aber den Brief wieder gelesen hatte, und sah, daß es wirklich so heiße, war er anfangs innigst betrübt, doch bald verwandelte sich sein Schmerz in wüthenden Zorn und er gab Befehl, man solle die Kinder in das Wasser, seine Gemahlin aber in's Gefängniß werfen. Die grausame Anordnung des Ritters wurde vollführt. Die Rabenschwester ließ die zwei schönen Kinder in einen Mühlbach, und die Frau Ritterin in den Kerker werfen. Der Schmerz über diese schnöde Behandlung und die Trennung von ihren Kindern betrübten aber die gute Frau so sehr, daß sie erkrankte und in kurzer Zeit, wie todt, im Kerker gefunden wurde.

Die armen Kinder wurden vom kalten Wasser weggetragen, bis sie von einem Rechen, der bei einer einsamen Mühle stand, aufgehalten wurden. Als der Müller, der ein seelenguter Mann war, die armen naßen Kindlein sah, hatte er das größte Mitleid mit ihnen, nahm sie aus dem Wasser und trug sie in die Stube. Da sah er erst recht, wie schön sie waren, und konnte sich nicht satt an ihnen schauen. Wie er merkte, daß die

Kindlein noch am Leben seien, empfand er die größte Freude, legte sie in sein Bett und gab ihnen, als sie sich erholt hatten, zu essen und zu trinken. Er entschloß sich, die Kleinen, weil sie gar so schön waren, bei sich zu behalten und aufzuziehen. So lebten nun Brüderchen und Schwesterchen in der Mühle, wuchsen und wurden von Tag zu Tag schöner und lieber. Der Müller hatte seine Freude an ihnen und liebte sie so, als ob es seine eigenen Kinder wären, und sie hielten ihn für ihren wahren Vater und thaten Alles, was sie ihm an den Augen ansehen konnten. So ging es viele Jahre. Als die zwei Findlinge eines Abends wieder in der Stube bei dem Müller saßen, das Mädchen spann und der Knabe schnitzte, da eröffnete ihnen der Müller, daß er nicht ihr rechter Vater, sondern nur ihr Nährvater sei. Die Kinder machten, als sie dieß hörten, große Augen und wollten den Worten ihres vermeinten Vaters nicht glauben. Wie der Müller dies sah, erzählte er ihnen haarklein, wie er sie gefunden habe, und daß er trotz aller Bemühungen ihre Aeltern nicht habe auffinden können. Die guten Kinder wurden über diese Nachricht tiefbetrübt. So lieb der alte Müller gegen sie war, und so gut es ihnen in der Mühle ergangen war, so kam ihnen nun doch Alles fremd vor und sie empfanden eine große Sehnsucht nach ihrer wahren Heimath. So oft sie allein waren, sprachen sie darüber, wo wohl ihr Vaterhaus sein möchte, und nachts träumten sie davon. Diese Sehnsucht wurde nach und nach so stark, daß sie beschlossen die Mühle und ihren Pflegevater zu verlassen und in die weite Welt zu wandern, um die Heimath aufzusuchen. Der Müller mahnte sie anfangs von ihrem

Beginnen ab, als er aber sah, daß sie sich von ihrem Vorhaben nicht abwendig machen ließen, gab er ihnen seinen Segen, gute Lehren und ein Säcklein mit Lebensmitteln mit auf die Wanderung. Sie zogen nun aus und gingen, weil ihnen der Müller erzählt hatte, daß er sie im Mühlbache gefunden habe, bachaufwärts. So waren sie schon lange gegangen und hatten von ihrer Heimath und ihren Aeltern keine Spur entdeckt. Da kamen sie eines Abends müde und matt zu einer großen, großen Stadt, und vor dieser stand ein prächtiges Schloß mit einem schönen Thore und hohen Thürmen.

„Schau es will schon Nacht werden, sprach das Mädchen, und ich bin so müde, daß ich fast keinen Fuß mehr auferhebe!" — Das Bübchen antwortete: „Ich bin auch müde und dazu hungerig. Geh, schauen wir, daß wir im Schloße hier über Nacht bleiben können." —

Sie gingen nun zum Burgthore und baten dort um eine Herberge. Dem Thorwart, der sonst ein mürrischer, griesgrämiger Kauz war, gefielen die bildschönen Kinder so, daß er sie einließ und ihnen freundlichen Bescheid gab. Der Ritter hatte an den Kindern sein Wohlgefallen und fühlte sich, ohne zu wissen warum, zu den Kleinen hingezogen. Er sprach lange und viel mit ihnen, ließ sie gut bewirthen und wünschte ihnen eine gute Nacht. Da waren Brüderchen und Schwesterchen seelenvergnügt und suchten, nachdem sie sich satt gegessen hatten, ein warmes Nestchen, worin sie gar gut schliefen und allerlei zusammenträumten. Als der Tag schon vorgeschritten war, erwachten die Zwillinge, nahmen ihr Frühstück und wollten dann weiter gehen, ihre Heimath aufsuchen. Bevor sie jedoch weiter wanderten, gingen sie zum Ritter,

um ihm für die Nachtherberge zu danken. Dieser empfieng sie sehr freundlich und fand die Kinder so lieb, daß er sie nicht weiter ziehen ließ. „Bleibt nur noch eine Zeit lang bei mir, sprach er, und es soll euch Nichts abgehen.“ Den Kindern gefiel dieser Antrag und sie entschlossen sich bald, in dem Schloße zu bleiben. So freundlich aber der Ritter war, so ungünstig war seine Wirthschäfterin. Diese hatte gegen die fremden Bälge, wie sie die zwei Kinder nannte, die größte Abneigung und wollte sie selbst durch Gewalt aus dem Wege räumen. Sie gab ihnen nur böse Worte, stieß sie hin und wieder, so oft der Ritter es nicht sah, und begegneten ihnen auf die liebloseste Weise. Als sie sah, daß die Kinder trotzdem im Schloße blieben und keine Miene machten sich zu entfernen, suchte sie durch List den Knaben, der ihr am meisten zuwider war, zu verderben. Sie that ihm nun schön, gab ihm gute Worte und schmeichelte sich bei ihm ganz und gar ein. Der gute Knabe ahnte nicht Böses, nahm alle ihre Liebkosungen für baare Münze und war ihr in allem willfährig.

Da sprach sie eines Morgens zu ihm: „Du könntest mir eine große Freude machen, wenn du mich wirklich gern hast.“ Der Knabe fragte sie, was er thun sollte, und sie antwortete: „Wenn du in den Wald hinaus gingest, den Vogel Phönix zu holen, wärest du der bravste Bursche auf der Welt.“ Dies sagte sie, weil sie wohl wußte, daß es dem Burschen unmöglich sein werde, und weil sie hoffte, der Knabe werde im Walde, der von wilden Thieren wimmelte, zerrissen und aufgefressen werden.

Der Knabe nahm seine Juppe und seinen Strohhut

und ging guter Dinge in den finstern Forst hinaus. Er war voll Freude und sah auf jeden Baum hinauf, in der Meinung, es könnte drauf der Phönix nisten. So war er schon eine gute Strecke gewandert und der Wald wurde immer dichter. Uralte Bäume standen so dicht, daß ihre bemoosten Aeste ineinander griffen und undurchdringbare Gehäge bildeten. Da war guter Rath theuer und dem Knaben fiel das Herz in die Hosen. Er fieng an sich zu fürchten und wußte nicht mehr wo an und wo aus. Wie er so rathlos dastand, kam ein Fuchs dahergeschlichen, der einen ellenlangen Schweif nachzog und gar pfiffig darein schaute. Als er ganz in die Nähe des Knaben gekommen war, fieng er an zu reden, und sprach: „Ich weiß wohl, du willst den Vogel Phönix. Wenn du aber mir nicht folgest, so wirst du den Wundervogel nie bekommen.“ Der Knabe konnte sich über den redenden Fuchs nicht genug verwundern, und ihm kam die ganze Sache nicht geheuer vor; doch folgte er dem Fuchse, der sich oft nach ihm umsah. Als sie so eine Strecke schweigend fortgewandert waren, kamen sie zu einem ungeheuern Strome, der hoch und wild einherging.

„Da drüben hat der Phönix sein Nest,“ sprach der Fuchs, als sie am Ufer standen. „Da hinüber mußt du, obwohl keine Brücke ist. Doch das macht nichts, wenn du nur Muth hast. Hänge du dich nur an meinen Schweif und halte an ihm fest, dann sollst du glücklich hinüberkommen. Läßt du aber den Schweif los, wirst du unrettbar verloren sein.“ Der Knabe hängte sich nun an den Schweif des Fuchses, und dieser sprang in den Fluß hinein und schwamm lustig durch das Wasser. Ehe man's

erwartet hätte, standen beide, freilich durchnäßt wie eine getaufte Maus, am jenseitigen Ufer. Da ragte ein steiler Felsen empor und daran hieng, wie hinauf geklebt, das Nest, aus dem drei junge Phönixe herausguckten. „Siehst du, sprach der Fuchs, das Nest dort oben? — Da mußt du nun hinauf und von den drei Jungen dasjenige holen, das in der Mitte ist. Würdest du aber ein anderes erwischen, müßtest du sterben.“ Der Knabe kletterte nun hinauf, wie eine Spinne, packte den bezeichneten Phönix und brachte ihn glücklich herunter. Nun ging es an die Rückfahrt. Der Knabe hängte sich wieder an den Schweif des Fuchses und dieser schwamm wieder durch das wilde Gewässer an's Ufer. Dann geleitete er den Knaben durch den wilden Wald bis zum Felde, und erst hier verließ er ihn. Dem Burschen war jetzt katzenwohl, weil er das Schloß wieder sah und er eilte mit der größten Freude auf dasselbe zu. Als er daselbst angekommen, lief er jubelnd zur Frau und gab ihr den Phönix. Diese nahm den Vogel an, lächelte und lobte den Burschen, obwohl ihr Herz vor Gift und Galle schwoll.

Nachdem ihr der erste Versuch, den Knaben zu verderben, mißlungen war, sann sie einen neuen Plan aus, seiner los zu werden. Dazu bot sich bald eine Gelegenheit. Der Graf wurde krank, so schwer, daß der herbeigerufene Doktor die Sache sehr bedenklich fand. Er zuckte die Achseln, räusperte sich und sprach sich endlich dahin aus, dem Kranken könne nur durch das Wasser des Lebens geholfen werden. Die böse Wirthschäfterin ging nun zum Knaben und trug ihm auf, das Wasser des Lebens zu holen. Sie wußte wohl, mit wie vielen Gefahren und Beschwerden dies Geschäft verbunden sei und hoffte

deßhalb, daß der Knabe darob zu Grunde gehen werde. Der Knabe war guter Dinge und machte sich gleich auf die Füße, um in der Ferne das Wasser des Lebens aufzusuchen. Er ging wieder in den Wald und dort immer weiter gegen Sonnenaufgang. Als er schon eine gute Strecke gegangen war, begegnete ihm wieder der Fuchs und fragte ihn: „Wohin gehst du?"

„Ich muß das Wasser des Lebens holen, erwiderte der Knabe, denn der Graf ist sterbenskrank."

„Da hast du eine halsbrecherische Arbeit, versetzte der Fuchs. Doch sei getrost; denn wenn du mir folgst, soll es gut enden." Der Fuchs ging nun voraus und der Knabe folgte. Drei lange Tage wanderten sie ohne ein Wörtchen zu reden durch den stockfinstern Wald. Da begann sich endlich das Dickicht zu lichten und sie sahen vor sich einen Teich. Da sprach der Fuchs: „Dieser ist der Teich des Lebenswassers, daraus mußt du schöpfen. Ein Drache bewacht aber das Wasser und diesen müssen wir täuschen. Ich werde ihn necken, bis er mich verfolgen wird, und dann mußt du, sobald er mir nacheilt, bei Handen sein, das Wasser schöpfen und dich flüchten; denn würde er dich erreichen, so wärst du ein Kind des Todes."

Der Fuchs ging nun verabredeter Weise voraus und näherte sich dem Drachen, der sich am Gestade sonnte. Sobald die wilde Bestie den Fuchs sah, fuhr sie auf ihn los und verfolgte ihn auf das Hitzigste. Der Knabe schlich sich indessen zum Teiche, füllte sich den Krug schnell mit Wasser und eilte über Stock und Stein auf der andern Seite davon. Er war noch nicht lange gelaufen, da kam ihm der Fuchs nach, und führte ihn aus dem finstern

Walde. Wie sie am Ende des Forstes waren, nahm der Fuchs Abschied, sagte jedoch, daß sie sich bald wieder sehen werden. Der Knabe eilte nun auf das Schloß, wo der todkranke Graf schon in den letzten Zügen lag. Er röchelte schon und seine Augen waren fast gebrochen. Man gab ihm nun vom Lebenswasser ein, und sieh! Kaum hatte er einen Tropfen davon auf die Zunge gebracht, so sprang er gesund aus dem Bette und fühlte sich stärker und besser, als jemals. — Der Graf hatte seitdem den Knaben noch lieber und hielt ihn wie seinen Augapfel. Das ärgerte die Schwester der verstorbenen Gräfin noch mehr und sie beschloß auf's Neue den Knaben zu verderben. Sie schmeichelte ihm mehr als je, liebkoste ihn und gewann ihn ganz. Da sprach sie eines Tages zu ihm: „Wenn du mir die schönste Blume in der Welt holtest, würdest du mir die größte Freude machen und ich würde dich noch lieber haben als jetzt.“ Sie dachte sich aber, wenn ich ihn um die schönste Blume in der Welt schicke, dann weiß Gott wie weit er gehen wird, und sicherlich wird er nicht mehr zurückkehren. Der Knabe nahm die Rede der Frau für baare Münze, griff zu seinem Stocke und machte sich auf, die schönste Blume in der Welt zu suchen. Er ging wieder in den dunkeln Wald hinaus, wo der Fuchs auf ihn schon wartete. „Wohin geht heute dein Weg?“ fragte er den Knaben. Dieser antwortete: „Ich soll die schönste Blume auf der Welt holen und weiß nicht, wo sie zu finden ist.“ —

„Da hast du keine leichte Aufgabe, versetzte der Fuchs, denn sie ist gar weit weg von hier. Wenn du sie erreichen willst, so mußt du dich auf mich setzen, denn sonst würdest du vor Mattigkeit erliegen, ehe du zur Blume kommst.“

Der Knabe ließ sich den Rath nicht zweimal geben, — schwang sich auf den Fuchs und ritt so schnell fürbaß, wie auf dem besten Reitpferde. In Eile ging es über Stock und Stein, Distel und Dorn und die Bäume alle schienen rückwärts zu laufen. Nachdem er lange, lange Zeit im Saus fortgeritten war, kamen sie zu einem groß-mächtigen Fluße. Da stieg der Knabe ab, hängte sich wieder dem Fuchs an den Schwanz und schwamm so an das jenseitige Ufer wie früher. Dann ging es wieder querfeldein, bis man zu einem zweiten Fluße kam, da stieg der Knabe wieder ab, hängte sich dem Fuchs an den Schwanz und schwamm an das jenseitige Ufer. Als sie dort angekommen waren, ging es wieder querfeldein, bis sie zu einem dritten Fluße kamen, der viel breiter und tiefer, als die zwei früheren, war. Er stieg wieder ab und übersetzte das Wasser wie früher. Als sie wieder das jenseitige Ufer erreicht hatten, kamen sie zu einem Baume, der gar hoch und schön war. An ihm hiengen drei Blumen, die in schönster Blüthe standen und so schön waren, daß man sich nichts Schöneres denken kann. Wie der Knabe ganz geblendet von der Pracht der Blumen dastand und sie in einemfort angaffte, sprach der Fuchs: „Siehst, wir sind nun an der Stelle. An diesem Baume sind die schönsten Blumen der Welt. Steige nun hinauf und hole dir eine herunter. Nimm aber nicht die größte und schönste, denn ihre Blätter würden bald abfallen; auch nimm nicht die kleinste, denn diese würde bald verwelken.“ Der Knabe kletterte nun rasch den Baum empor und pflückte die Blume, die ihm bezeichnet war. Froh stieg er dann vom Baume und trat den Rückweg an. Das war ein saueres Stück Arbeit. Es mußten wieder die

drei großen, breiten Flüße durchschwommen und der lange beschwerliche Ritt über Stock und Stein gemacht werden. Der Knabe war aber deßungeachtet guter Laune, denn er brauchte nur die prächtigste Blume anzublicken und es lachte ihm das Herz im Leibe. Nachdem er sieben Tage geschwommen und geritten war, kamen sie endlich an das Ende des Waldes zurück. Da stieg der Knabe ab, dankte dem guten Thiere und nahm von ihm Abschied. Der Fuchs sprach auch ein Lebewohl, sagte, daß sie sich in kurzer Zeit wieder sehen werden und verschwand im Walde.

Der Knabe machte nun hurtige Füße und eilte auf das Schloß, daß der helle Schweiß ihm über die Wangen rann. Jubelnd sprang er zur Frau und brachte ihr die schönste Blume von der Welt. Diese hatte aber keinen kleinen Schrecken, als der Bube heil und gesund zurückkam. Eine desto größere Freude hatte aber der Graf, als er den so herzlich geliebten, guten Knaben, den er schon verloren glaubte, wieder sah. Er herzte und küßte ihn und ließ ihm zu essen und zu trinken bringen, was der Tisch nur zu tragen vermochte. Als der Knabe sich gestärkt und ausgeruht hatte, da führte ihn der Graf mit sich auf sein Zimmer, nahm ihn dann bei der Hand und sprach zu ihm: „Du bist mein größter Wohlthäter, denn du hast mir das Leben gerettet. Ich will nicht undankbar sein und dir deine That gräflich belohnen. Wenn du mir noch ein Räthsel, das ich dir geben werde, lösen kannst, so werde ich dich zu meinem Erben einsetzen, und deine Schwester zu meiner Frau machen.“ Wie der Phönix, der in einem gar prächtigen Vogelhause sich im Zimmer befand, dies hörte, fieng er zu singen an:

„Gib nur dem Sohn das Gut,
Doch heirath nicht dein eignes Blut!"

Der Gesang des Phönix wurde aber nicht beachtet, und der Knabe verlangte die Aufgabe zu hören. Als der Junge auf seinem Begehren bestand und nicht nachgab, sprach der Graf: „Binnen drei Tagen sollst du mir sagen, warum ich so traurig bin." — Die Frage kam zu unerwartet, und der Knabe wußte sich keinen Rath. Zwei Tage lang sann er umsonst auf die Lösung dieser Frage und konnte keine Antwort finden. Als er keinen Rath wußte, erinnerte er sich an den Fuchs und lief alsbald in den Wald hinaus. Er war noch nicht weit gegangen, als ihm der Fuchs begegnete. Er grüßte ihn und legte ihm das Räthsel, so ihm der Graf aufgegeben, vor. Darauf antwortete der Fuchs: „Sage dem Grafen, ihn mache die Sorge, daß er seine Frau zu voreilig verurtheilt habe, so schwermüthig." Dann nahm er von dem Knaben Abschied, legte die Vorderfüße auf dessen Schultern, beleckte ihm den Mund und bat ihn, recht bald wieder zu kommen. Der Knabe versprach ihm dieses hoch und theuer, und dann trabte das Thier in den Wald zurück. —

Der Knabe eilte auch auf das Schloß zurück und lief stracks zu dem Grafen. „Kannst du nun dein Räthsel lösen?" forschte der Graf. „Ja," antwortete der Knabe. „Die Sorge, daß ihr die Frau zu voreilig verurtheilt habt, macht euch so trüb und schwermüthig." Als der Graf dies gehört hatte, fühlte er tief, daß der Knabe die reinste Wahrheit gesagt habe und sprach zu ihm: „Du hast Recht, und bist ein so kluges Kind, daß man keines deines Gleichen finden kann. Du sollst deßhalb mein

Erbe sein, und deine Schwester will ich als meine Braut zum Altare führen.“ Der Phönix war wieder im Zimmer und hörte diese Worte. Da begann er wieder zu singen.

„Gib nur dem Sohn das Gut,
Doch heirath nicht dein eig'nes Blut!“

Wie der Graf dies hörte, war er nicht wenig überrascht, denn es schien ihm gar absonderlich, daß ein Vogel sprechen könnte. Er staunte noch lange und fragte endlich den Knaben, wie er zu diesem Wundervogel gekommen sei. Dieser erzählte ihm, wie er auf Befehl der Schloßfrau habe den Vogel holen müssen und welche Abentheuer er auf dieser Fahrt bestanden habe. Da kam dem Grafen dies Alles und die Rede des Vogels so wunderlich vor, daß er auf der Stelle seine Schwägerin zu sich kommen ließ, und ihr den Vorgang mit dem Vogel erzählte. Als sie die Reime, die der Phönix gesungen hatte, hörte, war sie sehr betroffen, und ward bald roth wie Gluth, bald bleich wie Wachs. Sie glaubte, ihre Frevel seien verrathen, fiel vor dem Grafen auf die Kniee und bekannte ihm Alles, was sie verschuldet hatte.

Es schien nun sonnenklar, daß der Knabe und das Mädchen die Kinder des Grafen seien. Dieser umarmte seine wiedergefundenen Lieben, drückte sie an seine Brust, küßte und liebkoste sie. Dabei weinte er so sehr vor Freuden, daß eine Thräne die andere schlug. — Nachdem die erste Freude des Wiedersehens vorüber war, ging der Graf ernst und feierlich auf seine Schwägerin zu und sprach das Todesurtheil über sie aus, das auch alsbald vollzogen wurde. —

Der Graf und seine Kinder lebten nun glücklich beisammen. Da dachte eines Tages der junge Graf wieder

des Fuchses, dem er all sein Glück zu verdanken hatte. Er nahm nun Hut und Geschoß und ging in den Wald, um dort seinen Wohlthäter aufzusuchen. Er war noch nicht lange gegangen, als ihm der Fuchs schon entgegenkam, ihm die Hände leckte und recht freundlich that. Der Fuchs ging wieder als Wegweiser voraus und der junge Graf folgte ihm. Es ging weit, weit in den Wald hinein, bis sie zu einer schönen grasgrünen Wiese kamen. Da machte der Fuchs plötzlich Halt und sprach mit bittender Stimme: „Ich habe dir schon viel Gutes erwiesen, nun thue auch mir Etwas zu Dank.“ — Wie der junge Graf dies hörte, war er gleich bereit, alles, sei es auch noch so schwer, für seinen Wohlthäter zu thun, und fragte ihn, was er wolle. Da antwortete der Fuchs: „Ich bitte dich bei allem, was dir heilig ist, schlage mich todt!“ —

Der Graf war über diese unerwartete Rede gar betroffen und sprach: „Wie sollte ich das thun und dich, dem ich Alles verdanke, tödten können?“ —

Der Fuchs stand aber von seinem Begehren nicht ab, und bat inständig, er möchte ihn doch erschlagen. — Da konnte der Grafensohn nicht länger den Bitten widerstehen, nahm sich ein Herz, ergriff in Gottesnamen einen Prügel und versetzte mit abgewandtem Gesichte dem Thiere einen Schlag auf den Kopf. —

Kaum hatte er dies gethan, so hörte er einen Freudenschrei und als er umsah, erblickte er eine bildschöne Frau vor ihm. Sie eilte mit offenen Armen auf ihn zu, umarmte, küßte und herzte ihn, daß es eine Lust war. Wie er dastand und nicht wußte, wie ihm geschah, und er große Augen darob machte, öffnete sie den Mund und

sprach: „Lieber Sohn, wie sollte ich dir genug meinen Dank und meine Freude ausdrücken können! Du bist es ja, der mich von der Verwünschung meiner bösen Schwester befreit hat.“ —

Dem Grafen war nun Alles klar, und als er seine erlöste Mutter vor sich sah, kannte er kein Maaß des Glückes mehr, er weinte vor Freude und in seinem Herzen schlug und pochte es, wie in einer Schmiede. Nachdem die erste Freude vorüber war, dachten sie erst an die Ihrigen. Froh eilten sie dann dem Schloße zu, wo sie den Grafen und die Grafentochter im Garten fanden. Da hättest du die Freude sehen sollen, als der edle Herr seine todtgeglaubte schöne Frau wieder sah und in seine Arme schloß! — Da gab es nun ein Fest, wie seit Menschengedenken keines gefeiert worden ist. —

Seitdem lebte die Grafenfamilie glücklich beisammen, theilte Freude und Wohl, bis sie der Tod nach langer, langer Zeit schied.

(Mündlich aus Obermiemingen.)

Die Schlange.

Vor alter Zeit, da noch das Schloß auf dem Hügel droben stand, lebte in demselben ein Graf mit seiner Hausfrau. Sie hatten Güter in Hülle und hätten das glücklichste Paar sein können, wenn ihnen nicht ein Kind und der häusliche Friede gefehlt hätten. Vom früheſten Morgen bis spät Abends zankten und haderten Graf und Gräfin und er hieß seine Frau nie anders, als die hale *)

*) hal = glatt, schlüpfrig.

Schlange. So war es viele lange Jahre gegangen und der Graf war noch schlimmer als je, als seine Frau endlich wider Erwarten in die Hoffnung kam. Da ward der schlimme Herr freundlicher und freute sich ob des künftigen Erben. So ging es viele Wochen lang fort und man meinte, es sei der Friede für immer in das Schloß eingekehrt, als es schlimmer wurde als je; denn die Gräfin wurde, als die Wochen vorüber waren, einer Schlange entbunden. Als sich der Graf in seiner süßen Hoffnung so bitter getäuscht sah, war er erboster als jemals. Er tobte und wüthete wie ein wildes Vieh, schalt seine Frau eine böse Hexe, die mit dem Teufel im Bunde stehe, und wollte die Schlange ohne Weiteres tödten. Da bat die Gräfin so lange und so innig, daß er ihr Kind am Leben lasse, damit sie wenigstens sehe was daraus werde, bis er endlich nachgab und die Schlange nicht tödtete. Er blieb aber seitdem immer böse und kümmerte sich weder um Weib noch um Kind und ging seine Wege. Die Gräfin hatte aber die Schlange so lieb, als ob es der schönste Knabe wäre, und stand Tag und Nacht an der Wiege. Der Wurm aber wuchs und wuchs, und die Gräfin hatte ihn noch lieber und pflegte ihn als ihr eigen Kind. So ging es zwanzig Jahre hindurch und die Schlange war noch nie aus ihrer Kammer gekommen. Als sie zwanzig Jahre alt geworden und die Gräfin eines Abends bei ihr in der Kammer saß, öffnete die Schlange plötzlich ihr Maul und fieng zu sprechen an.

„Liebe Frau Mutter!" sprach sie, „ich bin nun zwanzig Jahre alt und möchte heirathen; deßhalb bitte ich euch, daß ihr mir um eine Braut umsehet." Die Gräfin war nicht wenig erstaunt, als sie ihr Kind sprechen hörte,

und noch mehr über das, was es gesprochen. Sie versprach ihm seinen Wunsch zu erfüllen und suchte für ihre Schlange eine Braut. Allein das war ein schweres Kuppeln, denn es mochte eine Dirne noch so heirathszerrüttet sein, so wollte sie von einer solchen Versorgung nichts wissen. Die Schlange wiederholte tagtäglich ihre Bitte und die Gräfin sah sich immer ängstlicher um eine Braut für ihr Kind um, konnte aber keine auftreiben. Da kam ihr das Hennenmädl, das ein gar liebes, folgsames Kind war, in den Sinn und sie dachte, dieses werde gewiß darauf eingehen und es für ein Glück schätzen, wenn sie Frau Gräfin werden könne. Daran hatte sich aber die Frau Mutter verrechnet, denn das Hennenmädl wollte, als ihr der Antrag gestellt wurde, ganz und gar nichts davon wissen. Das Mädchen meinte, es werde, wenn es brav sei, wohl auch sonst durch die Welt kommen, und es könnte die Schlange doch nicht gerne haben. Es wolle lieber ein armes Hennenmädl bleiben und schwarzes Brot essen, als an der Seite eines so unheimlichen Thieres das reichste Leben führen. Wie die Gräfin dieses hörte, ward sie böse auf das arme Mädchen und sprach: „Wenn du dein Glück verschmähest, werde ich schon eine andere finden.“ — Das hatte aber seine Zeit und die Gräfin mußte überall, wo sie für ihr Kind warb, mit langer Nase abziehen. Als sie dies sah, wandte sie sich wieder an das liebe, fromme Hennenmädl und gab ihm viele schöne, süße Worte. „Sei doch nicht so dumm und steh nicht selbst deinem Glücke im Wege,“ redete sie ihr zu. „Wenn du mein Kind heirathest, wirst du Gräfin und bist für dein Lebetag aufgehoben. Was hast du denn, wenn du so bleibst, für

Aussichten. Du mußt die Hennen füttern und bleibst die geringste Dirne, während dir, wenn du meinem Rathe folgest, Ehre und Reichthum lachen?“ — So lag ihr die Gräfin an und sprach ihr zu, daß es dem armen Kinde im Kopfe wie ein Mühlrad hin- und herging, und es nicht wußte, was es thun sollte. Die Gräfin drang, wie sie die Rathlosigkeit des Mädels sah, noch heftiger ein, bis das Kind endlich um der Gnädigen los zu werden und sich sammeln zu können, drei Tage Zeit verlangte, um sich darüber zu besinnen. Die Gräfin war damit zufrieden und verließ das Kind.

Am folgenden Tage kam sie aber schon wieder und fragte um den Entschluß und sprach dem Mädchen zu. So machte sie es auch am zweiten. Da wußte sich das Kind nicht zu helfen und dachte: wenn mir der Himmel nicht guten Rath gibt, weiß ich nicht, was zu thun ist. Wenn ich die Schlange nicht heirathe, dann habe ich keine Ruhe mehr, denn die Frau ist gar so mühlich; und sie zu heirathen habe ich auch keine Lust. In diesen Zweifeln ging es hinauf in den Gang des Schlosses, wo in einer Ecke ein gar schönes Muttergottesbild stand. Das fromme Mädchen hatte dazu eine besondere Andacht und hatte in verschiedenen Anliegen schon oft Erleichterung dabei gefunden.

So oft es daran vorbei ging, sprach es deßhalb ein Ave Maria und dann fühlte es sich besser und wohler. Es kniete sich diesmal vor der Mutter Gottes nieder und betete recht andächtig um Rath, was in diesem Falle zu thun sei. Als das Mädchen schon lange gebetet hatte und es meinte, es müße die Mutter Gottes Ja winken oder Nein schütteln, fieng das wunderbare Bild

auf einmal zu sprechen an und sagte: „Dein Gebet ist erhört; heirathe der Gräfin Kind, denn du bist berufen es zu erlösen. Es ist wegen des sündhaften Lebens seiner Eltern zwar eine Schlange, du kannst ihm aber die menschliche Gestalt geben. So höre denn! Wenn du in der Hochzeitnacht bei der Schlange allein in der Brautkammer sein wirst, wird sie sagen: „Zieh dich aus!" Da mußt du erwidern: „Zieh du dich zuerst aus," und die Schlange wird einmal sich häuten. Dann wird sie wieder sagen: „Zieh dich aus," und dann mußt du wieder entgegnen: „Zieh du dich zuerst aus." Die Schlange wird sich dann wieder häuten. So muß es sieben Male geschehen, und wenn du zum siebenten Male gesagt haben wirst, zieh du dich zuerst aus, wird die Schlange die siebente Haut abstreifen und der Grafensohn wird erlöst sein und als schöner Jüngling vor dir stehen." — Das Bild hatte es gesprochen und verstummte. Ein Stein war vom Herzen des bedrängten Mädchens genommen, und es fühlte sich nun leicht und beruhigt. Es dankte dem Himmel für seine Hilfe und ging dann zur Gräfin und sagte ihr, daß es die Schlange heirathen wolle. Da war diese hoch erfreut und nannte das Hennenmädchen ihre liebe Tochter und koste es; dann ging sie mit ihm zu ihrem Kinde und führte ihm die Braut vor. Weil aber die Gräfin fürchtete, es könnte das Mädchen seinen Sinn wieder ändern, wollte sie am nämlichen Tage noch das Paar getraut sehen. Sie hieß deßhalb die Braut sich festlich putzen, und gab ihr Schmuck und Kleider. Als diese sich gewaschen, gekleidet und geschmückt hatte und wieder in das Zimmer getreten war, ließ die Gräfin den Capellan holen, der das Paar traute. Da

war die Gräfin froher Dinge und wünschte dem Brautpaare Glück. Die Schlange zeigte sich auch munter und die Braut liebkoste sie, daß man sich darüber wundern mußte. Indessen war es Abend geworden und am Himmel zogen die Sterne herauf. Da nahm die Gräfin von ihren Kindern Abschied und ließ sie allein. — Als die Schlange sich mit ihrer Braut allein im Zimmer sah, sprach sie: „Zieh dich aus.“ Da erwiderte die Braut: „Zieh du dich zuerst aus.“ Die Schlange schien über diese Antwort froh zu sein und schälte sich alsogleich eine Haut ab. Dann sprach sie wieder: „Zieh dich aus.“ Die Braut entgegnete: „Zieh du dich zuerst aus,“ und die Schlange zog wieder eine Haut aus. Dann sprach sie wieder: „Zieh dich aus“; die Braut antwortete aber wieder, wie die zwei ersten Male. So geschah es siebenmal und als die Braut zum siebenten Male gesprochen hatte: „Zieh du dich zuerst aus,“ da zog die Schlange die siebente und letzte Haut ab und siehe — anstatt der Schlange stand ein so wunderschöner Jüngling vor ihr, daß sie nie einen schönern Ritter gesehen hatte. Er flog auf sie zu, umarmte und herzte sie und nannte sie seine liebe, liebe Braut und seine Erlöserin. Dann bestiegen sie das hohe Brautbett und schliefen gar selig, bis der Morgen graute und es im Schloßhofe laut wurde. —

Als der Tag angebrochen war und das schöne Paar aus der Kammer trat, stand die Gräfin schon an der Thüre; denn es wunderte sie sehr, wie die Brautnacht vorübergegangen sei. Wie groß war da ihr Staunen, als sie anstatt der häßlichen Schlange den schönsten Mann sah! — Sie konnte Anfangs fast nicht ihren

Augen trauen. Als der schöne Ritter aber sie Mutter nannte und ihre Hand küßte, da sah sie ein, daß er wirklich ihr umgewandelter Sohn sei, und kannte keine Gränzen der Freude.

Es wurde nun die Hochzeit gefeiert, bei der es so laut und lustig zuging, wie im ewigen Leben. — Doch dauerte das Glück nicht immer. Wenn die alte Gräfin ihren Sohn betrachtete und sah, wie schön er war, da schien ihr, er sei für das Hennenmädel schade, und sie beneidete ihre Schwiegertochter um ihren Mann. Sie wurde immer verstimmter und neidischer, so, daß sie ihrem Sohne zuredete, er solle seine Gemahlin verstoßen. Der junge Graf aber, der seine Frau zärtlich liebte, hatte keine Ohren für die Rathschläge seiner Mutter und blieb seiner Frau treu. Als die alte Gräfin ihm wieder anlag und ihn durchaus bewegen wollte, seine Frau zu verstoßen, sprach er: „Meiner Gattin verdanke ich meine Erlösung, und deßhalb werde ich ihr immer dankbar und treu bleiben."

Seit dieser Rede sah die Gräfin ein, daß ihre Rathschläge umsonst seien und machte zu dem übeln Spiele ein gutes Gesicht. Das junge Ehepaar lebte noch lange, lange Zeit recht glücklich. (Mündlich aus Absam.)

Der Stinkkäfer.

Vor langer, langer Zeit lebte ein armer Knabe, der eine gar böse Stiefmutter hatte. Sie war so herbe, daß er ihr nichts recht machen konnte und alle Tage Schelt-

worte und Schläge bekam. Einmal gab sie dem guten, armen Kinde einen großen Korb und sprach: „Mach' dich, kleiner Darm, gleich in den Wald hinaus und klaube Moosbeer, und bringst du den Korb nicht voll zurück, so sollst Schläge bekommen, daß dir die Rippen krachen.“ —

Der arme Bursche nahm den Korb und lief mit weinenden Augen in den grünen Wald hinaus, denn er sah wohl, daß er, wenn er zehn Hände statt einer hätte, so viele Moosbeere nicht pflücken könnte und fürchtete sich vor den gedrohten Schlägen gar sehr. Im Walde kroch er von einer Staude zur andern, und pflückte nach Leibeskräften. Allein er sah nur immer deutlicher, daß er den Korb nicht werde voll machen können. Er hatte schon einige Stunden gearbeitet und die Sonne brannte gar heiß nieder. Da fieng der Knabe an schläfrig zu werden vor lauter Hunger und Müdigkeit. Er sank ermattet in das Moos und fieng an zu schlafen, daß es eine Lust war. Die Sonne wollte schon Abschied nehmen, als der Knabe seine Augen aufschlug und mit Schrecken sah, daß es schon Abend sei. Um wie viel größer war aber sein Schrecken, als ein winziges Männlein in einem grünen Röcklein vor ihm stand und ihm mit seinen kleinen stechenden Augen fest und steif in's Gesicht schaute. Als der Zwerg den Knaben so erschrocken sah, redete er ihm freundlich zu und fragte ihn, was er hier mache.

„Ja ich muß hier Moosbeere klauben, den ganzen Korb voll, erwiederte stotternd der Knabe, und wenn er nicht voll wird, bekomme ich Schläge, denn die Mutter ist gar so herb mit mir.“ „Sei getröstet,“ sprach das

Männlein, und fieng an Moosbeere zu pflücken, daß der Korb im Augenblicke voll war. Dann gab er dem Knaben ein Schächtelchen mit den Worten: „Du bist ein braver Bub; bleibe so und es soll dir nichts Uebles zustoßen. Nimm das Schächtelchen, doch öffne es erst in der größten Noth, wenn du sonst keinen Ausweg mehr siehst, und es wird dir geholfen werden.“ Der Knabe versprach es dem alten Männlein, griff freudig nach dem Schächtelchen und dankte dafür, wie brave Kinder es thun. Kaum war dies geschehen, so war das Waldmännlein auch verschwunden. Der arme Bursche steckte das Schächtelchen behutsam ein, nahm den vollen Korb auf den Rücken und wanderte froher, als je, seiner väterlichen Hütte zu, denn er hatte ja einen Helfer in seiner Tasche. Als er müde und vom Schweiße triefend heim kam, stand seine böse Stiefmutter schon auf der Thürschwelle und wollte ihn mit Scheltworten empfangen. — Wie sie aber den vollen Korb sah, bekam sie Respekt vor dem Buben und machte zum sauren Spiele ein süßes Gesicht. Seit diesem Tage quälte sie den Knaben nicht mehr so sehr und gab ihm oft freundliche Worte. In der That haßte sie das arme Kind doch, wie früher, und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, sich seiner loszuschlagen. Der Knabe hatte nun glückliche Tage und sah wohl oft, wenn er allein war, das Schächtelchen an, öffnete es aber nie, denn er hatte dieses ja dem Männchen versprochen, und Hilfe war ihm auch gerade nicht nöthig. So ging es einige Wochen. Da kam einmal ein unbekannter Mann in's Dorf und dieser hatte ein gar wunderliches Pfeiflein. Wenn er damit pfiff, mußten ihm alle Kinder, die nicht gesegnet waren, nachlaufen, und

niemand konnte sie mehr von dem geheimnißvollen Pfeifer befreien. Wie der Hansl das Pfeiflein hörte, schoß es ihm auch in die Füße, daß er mitlaufen mußte, denn die böse Mutter hatte ihn absichtlich nie gesegnet. Der Mann ging pfeifend voraus, ein großer, großer Haufen ungesegneter Kinder folgte ihm. Der Zug ging durch das Dorf dem Walde zu, wo ein kahler, grauer Berg aufragte. Als sie bei diesem angekommen waren, that der Mann einen lauten Pfiff und der hohle Berg öffnete sich. Die armen Kinder mußten in den finstern Schacht hinein und hinter ihnen schloß sich polternd die Oeffnung des Felsens. Da hättest du die armen Kinder sehen sollen! — Von aller Welt verlassen befanden sie sich im stockfinstern Berggewölbe, wohin nie ein Sonnenstrahl drang, und wußten nicht, was mit ihnen geschehen werde. Sie weinten und jammerten, daß es ein steinernes Herz hätte rühren mögen; doch alles war umsonst.

So ging es drei Tage und drei Nächte, und Hansl weinte und klagte mit den übrigen Kindern. Am vierten Tage fiel ihm endlich ein, daß er ja das Schächtelchen noch ungeöffnet bei sich habe und daß ihm dieses vielleicht helfen könnte. Gedacht, gethan! — Mit der größten Vorsicht nahm er das Geschenk des Zwergleins aus seinem Sacke und öffnete es behutsam. Wie fühlte er sich aber in seinen Erwartungen getäuscht, als er bemerkte, daß ein ganz gewöhnlicher Stinkkäfer aus demselben hervorkroch, der endlich summend und brummend aufflog und bald da, bald dort surrend anprallte. So war er längere Zeit herumgesurrt, als er sich auf den Boden niederließ, die Erde aufwühlte, und endlich ein kleines, kleines Schlüsselein fand, das er dem Hansl

brachte. Dieser war darüber nicht wenig erfreut, nahm das Schlüsselchen und tastete an allen Ecken und Wänden herum, um ein Schlüsselloch zu finden. Er hatte wohl schon lange herum gesucht, als er endlich ein kleinwinziges Schlößlein fand, in das der Schlüssel gerade paßte. Er steckte ihn an, rieb ihn um und es sprang eine bisher nicht bemerkte Pforte auf. Welche Freude hatten da die armen Kinder, als das goldene Tageslicht in den hohlen Berg fiel und sie einen Ausgang sahen. Froh und munter eilten sie der Thüre zu, und in das Freie. Da war aber eine ihnen ganz unbekannte Gegend, die sich durch Schönheit und Anmuth auszeichnete, fette Wiesen und kühle Wäldchen mit riesigen Eichen und Buchen, und zwischendurch rieselten und murmelten spiegelklare Bächlein. Die schönsten Blumen hoben ihre bunten, duftenden Kelche empor und die prachtvollsten Schmetterlinge flatterten durch die laue, würzige Luft. Die Kinder kannten nun kein Ende der Freude und das eine lief dahin, das andere dorthin. Hansl, der seinen Stinkkäfer wieder in das Schächtelchen gesteckt hatte, ging allein auf einem Steige, der sich durch ein Wäldchen schlängelte, fort und dachte nach, was er nun anfangen sollte, denn er hatte gar wenig Lust, wieder nach Hause zurück zu kehren. Als er eine gute Strecke gegangen war, sah er plötzlich ein großes, prächtiges Schloß vor sich stehen. Es ragte mit seinen hohen Thürmen und Zinnen hoch über die riesigen Bäume empor, die es umgaben. Um das Gebäude zog sich ein herrlicher Garten mit grünen, stolzen Bäumen, glühenden Blumen und rauschenden Springbrunnen. Hansl konnte sich lange nicht an all dieser Pracht und Herrlichkeit

satt sehen. Als er alles lange Zeit angegafft hatte, dachte er sich, ich muß doch schauen, wie es drinnen ausschaut. Er suchte nun einen Eingang, aber all sein Suchen war vergebens, denn nirgends fand er eine Thüre oder ein Gitter. Er ging noch einmal um das Schloß herum und konnte gar nicht begreifen, wie man ein Haus ohne Aus- und Eingang bauen konnte. Wie er so dastand und schaute, hörte er plötzlich eine Stimme rufen: „Wenn du den Schlüßel findest, gehört dir Schloß und Hof."

Da war der Junge nicht verlegen und nahm zu seinem Schächtelchen die Zuflucht. Der Käfer wurde losgelassen und das kluge Thierlein flog und surrte herum, bis es sich endlich auf dem Boden niederließ, die Erde aufgrub und dort einen goldenen Schlüssel fand. Hansl war über diesen Fund nicht wenig erfreut, und suchte nun am Thurme hin und her, bis er das Schlüsselloch sah. Da steckte er lustig den Schlüssel an, rieb ihn um, und in einem Nu war das Thor offen. Da hättest du dabei sein und alle die Pracht und Herrlichkeit im Schlosse sehen sollen. Und da gab's einen Jubel und eine Freude, daß dem Hansl Sehen und Hören darob verging. Als er so dastand und vor Staunen nicht zu sich kommen konnte, kam ein alter König auf ihn zu und dieser führte eine wunderschöne Prinzeß an seiner Hand. Der alte König umarmte den Hansl und dankte ihm für seine Erlösung, und die seiner Tochter und seiner Leute. Dann bot er ihm seine Tochter zur Frau und das reiche Königreich zur Erbschaft an. Da besann sich Hansl nicht lange, ging den Handel ein und es wurde noch an demselben Tage Hochzeit gehalten. Der

König war aber kein Anderer als der Stinkkäfer, in den er von einer bösen Hexe verwandelt worden war.

(Mündlich aus Absam.)

Der Fürpass.

Einmal ist halt auch ein Mannl und ein Weibele gewesen, die nichts gehabt haben, als den Lotter und jeden Kreuzer haben anschauen müssen. Das Leben ist ihnen nie verleidet und der Mann hat oft zum Weib gesagt: „Wir sind zufrieden und was braucht's mehr?"

Einmal hat der Mann müssen fort gehen und davor hat er dem Weib aufgetragen recht zu sparen und etwas für den Fürpaß zu behalten. „Ist schon recht, hat das Weib gesagt, sparen will ich schon, daß mir die Rippen krachen, und für den Fürpaß will ich schon etwas aufbehalten."

Der Mann ist also abgereist und hat alles seinem Weib überlassen. Das Weib hat gespart und geraggert, wie alle Wetter, und hat immer auf den Fürpaß gedacht.

Einmal ist nun ein Bettelmannl in's Haus gekommen und hat zur Bäurin gesagt: „O Bäurin, ich bitt' euch um etwas der Gottswillen. Könnt ihr mir nicht ein Bröcklein Speck schenken?"

„„Nein, hat die Bäurin gesagt, ich kann jetzt nichts hergeben. Mein Mann ist weit fort, und ich muß alles für den Fürpaß aufsparen.""

„Das ist eben recht, hat das Bettelmannl g'meint, dann gebt nur mir den Speck. Ich bin ja selber der Fürpaß."

„„Ja dann, hat die Bäurin g'sagt, ist's freilich etwas anderes,““ und hat ihm die ganze Seite Speck geschenkt, die sie noch gehabt hat. Das Bettelmannl ist mit dem Speck durchgegangen, und die Bäurin hat gemeint: daß jetzt alles in Ordnung sei. Wie aber ihr Mann heimgekommen ist, hat die Sache ein anderes Gesicht bekommen. „Hast du fleißig gespart?“ hat er zuerst gefragt.

„„Ja, alles hab' ich für den Fürpaß aufgespart.““

„Und wo sind denn nachher die Sachen?“

„„Ja, du hast gesagt, ich soll für den Fürpaß sparen. Und dem Fürpaß hab' ich alles gegeben.““

„Was für einem Fürpaß denn?“

„„Der zu mir gekommen ist, die Sachen abzuholen.““

„Was für einer ist zu dir gekommen?“

„„Ja, daß ich's kurz sag', es ist ein Bettelmannl in's Haus gekommen, und wie ich ihm gesagt habe, ich könne ihm nichts geben und müsse alles für den Fürpaß behalten, so hat er gesagt: der Fürpaß sei er selber und ihm soll ich alles geben.““

Da ist der Mann zornig geworden, wie ein Piper, und hat räsonirt und gesagt: „Du dummes Weib, wirst du denn in alle Ewigkeit nimmer gescheidt? Ich habe gemeint, für die Zukunft sollst du etwas aufbehalten, damit wir nicht lottern müssen, wenn wir alt sind. Bist itzt deutsch? Das ist doch zum Fußausreißen, nichts für den Fürpaß in der Hütte haben und noch dazu einen solchen Kürbiß von einem Weib erhalten zu müssen!“ So hat er fortgeschimpft, bis ihm fast der Athem ausgegangen ist, und hat sich halt gegrabt und gekümmert um die Zukunft, als wenn's gerade auf's Erhungern angekommen wäre. Da ist ihm auf einmal in den Kopf geschossen, es

möchte das Gescheidteste sein, seine einzige Kuh zu verkaufen und so für den Fürpaß zu sorgen. Dann ist er in den Stall gegangen, hat die Kuh abgelöst und ist damit auf den Markt gefahren.

Lange Zeit ist er mit seiner Kuh auf dem Markt gestanden und hat alle Leute angeschrieen, ob sie ihm nicht die Kuh abkaufen wollten. Aber die Leute sind alle vorbeigegangen und haben ihn bei seiner Kuh stehen lassen. Endlich ist einer mit einem Esel gekommen und hat zu ihm gesagt: „Wenn du mir deine Kuh gibst, so geb' ich dir dafür meinen Esel."

„„Was nützt mich der Esel, hat der Bauer gesagt, wenn ich dann für den Fürpaß nichts habe, behalt' ich gescheidter die Kuh.""

„Aber weißt du, was der Esel kann? Der Esel kann Geld furzen, und wenn du Geld hast, braucht dich der Fürpaß nimmer verzagt zu machen."

Da hat sich der Bauer gedacht: „Wenn das Ding so ist, dann muß ich den Esel freilich nehmen," und hat dem Händler seine Kuh dafür gegeben. Nachher ist er mit dem Esel heim gefahren und hat sich schon gefreut, den Esel einmal furzen zu lassen.

Unterwegs aber ist er zu einem Wirthshause gekommen und weil es schon angefangen hat finster zu werden, ist er dort über Nacht geblieben. In dem Wirthshaus sind aber lauter Hexen gewesen, und die haben dem Bauer so schön gethan und ihn so auszufragen gewußt, daß er ihnen nach und nach alles erzählt hat, warum er auf dem Weg sei, wie er gehandelt habe und was für eine wunderbare Eigenschaft sein Esel habe. Da haben die Hexen nicht

lange Spaß gemacht, haben ihm seinen Esel durch, und einen andern dafür in den Stall gethan.

Am andern Tag hat der Mensch den Esel aus dem Stalle geholt und ist wieder weiter gegangen. Wie er heim gekommen ist, hat er schon von weitem seinem Weib zugerufen: „Schau her, was ich bring'. Das ist ein Esel, der Geld furzt.“ „„Auch recht, hat das Weib gesagt. Einen solchen Esel kriegt man nicht alle Tage.““ Sie sind nun miteinander in den Stall gegangen, haben einen Stecken genommen und haben den Esel gewollt machen Geld furzen. Der Esel aber hat sich nicht gerührt und keinen Gran Geld gefurzt. Da ist das Weib zornig geworden, hat angefangen den Mann zu schimpfen und hat gesagt: „So dumm, wie du, hab' ich doch nicht gethan. Jetzt gehst du gehn mit der guten Milchkuh auf den Markt und gibst sie für einen alten Esel her, von dem wir nichts haben, als daß wir ihn füttern können. Hättest gescheidter die Kuh gar verschenkt, du Kelben, du.“ So hat sie ihn lange Zeit herabgemacht und hat ihm alle Titel gegeben, die sie nur gewußt hat. Der Bauer hat sich das halt müssen gefallen lassen und ist einmal fein tasig gewesen. Aber dann ist er wieder fortgegangen und hat den Menschen gesucht, der ihm den Esel angehängt hat. Wie er zu dem gekommen ist, hat er gesagt: Du Betrüger, du nichtsnutziger, schau, daß du mir meine Kuh wieder gibst, sonst werd' ich dich schon kriegen. Du hast gesagt, daß dein Esel Geld furzt, und das ist erstunken und erlogen.“ Der Mensch hat sich nicht lang schimpfen lassen und hat gesagt: „Wenn du lästern willst, so geh' in das Wirthshaus, wo sie dir den Esel abgetauscht haben, und leere dort dein Maul aus. Ich habe dir schon einen Esel gegeben, der

das Geldfurzen kann. Aber weil du wirklich um den Esel drumgekommen bist, will ich dir jetzt eine Henne geben, die statt der Eier Gold legt. Schau' aber, daß es dir nicht wieder geht, wie mit dem Esel, und geh' nimmer in das Wirthshaus hinein."

Der Bauer hat die Henne genommen und hat gesagt: „Nein das Wirthshaus sieht mich gewiß nimmer." Aber gesagt ist's bald. Wie er wieder zu dem Wirthshaus gekommen ist, ist die Kellnerin auf der Thür gestanden und hat ihm allerhand vorgemacht, daß er hungrig sein müsse und itzt etwas zu essen brauche und daß es heut so lustig sei im Wirthshaus und — weiß ich, was alles? Kurzum sie ist so müd gewesen, bis es ihn endlich hineingerissen hat. Wie er in der Stube drinnen gesessen ist, haben sich die Hexen wieder herzugesetzt und ihn so lange ausgepratschelt, bis er halt endlich erzählt hat, wer ihm die Henne gegeben und was für wunderbare Eigenschaft sie an sich habe. Itzt haben ihm die Hexen wieder bei der Nacht seine Henne mit einer andern umgetauscht. Am andern Morgen hat er sich mit seiner Henne auf den Weg gemacht und hat sich lange auf das Goldlegen gefreut. Wie er heimgekommen ist, hat er seinem Weib schon von weitem zugeschrieen: „Weib, heute bring' ich etwas rechtes." „„Was bringst du denn?"" „Ich bring' eine Henne, die nicht Eier legt, wie die andern Hennen, sondern lauter Geld." Dann ist er in die Stube hineingegangen und hat gewartet, bis die Henne gelegt hat. Aber wie sie geschaut haben, ist nur ein Ei dagewesen und kein bißchen Geld. Da hat das Weib noch viel ärger aufbegehrt, als das erstemal, und hat gewettert, daß dem Mann lange Zeit die Ohren gesummt haben. Es ist ihm

freilich um das Geschrei der Alten weniger darum gewesen, als um die Henne, die sie ihm im Wirthshause abgetauscht haben.

Wie er sich nicht hat zu rathen und zu helfen gewußt, ist ihm endlich wieder eingefallen zum Händler zu gehn und zu schauen ob der ihm nicht helfen könne. Er hat sich also wieder auf den Weg gemacht und hat den Händler aufgesucht. Wie er ihn gefunden hat, hat er zu ihm gesagt: „O mein lieber Mensch, im Wirthshaus haben sie mir schon wieder die Henne abgetauscht und itzt ist mir halt alles hin, was ich gehabt habe. Schau, könntest du mir gar nimmer helfen?“ „Wenn du bei dem Wirthshaus nicht vorbeigehen kannst, dann ist dir nimmer zu helfen,“ hat der Händler gesagt. Der Bauer ist aber darauf bestanden, daß er in das verherte Wirthshaus gewiß nimmer hineingehen wolle. „Wenn du mir das versprichst, hat der Handler gesagt, nachher will ich dir itzt ein Tischlein geben. Wenn du dazu sagst: Tischlein richte dich! so werden allemal darauf die herrlichsten Speisen angerichtet sein.“ Dann hat er ihm das Tischlein gegeben, und der Bauer ist völlig aufgehüpft vor lauter Freude und ist wieder heimzu gegangen. „Itzt, hat er sich gedacht, habe ich doch noch das Beßte. Hätt' ich Geld gehabt, wie die Ballen, so hätt' ich doch immer die Speisen erst einkaufen müßen. So aber habe ich keine Mühe und mein Weib keine und wir können uns gerade zum gerichteten Tisch setzen.“

So hat er allerhand simulirt und ist derweil wieder zu dem Herenwirthshaus gekommen. Die Kellnerin ist akkurat wieder auf dem Schweller gestanden und hat den Bauer angeredet. Er aber hat ihr keine Acht gegeben

und ist seinen Weg weiter gegangen. Jtzt ist die Kellnerin zu ihm heraus und hat ihm gar so süß vorgeredet und so verhert schön geprachtet, bis er endlich sein Versprechen vergessen hat und mit ihr ins Haus hinein gegangen ist. Da hat er ihr auch noch von seinem Tischlein erzählt, woher er es habe und was für eine wunderbare Eigenschaft es besitze. Wie die Hexen von dem Tischlein gehört haben, ist ihnen sogleich die Lust darnach gekommen und sie haben es ihm wieder mit einem andern vertauscht. Wie er des andern Morgens fort gegangen ist, hat er das falsche Tischlein zu sich gepackt und ist daheim wieder recht übel angekommen. Kaum ist er sein Weib ansichtig geworden, so hat er angefangen erzählen von dem wunderbaren Tischlein, und was für ein herrliches Leben sie jetzt haben werden. Die Alte aber hat ihm nichts geglaubt und hat gesagt: „Zeig mir nur einmal was das Tischlein kann. Ich glaube nichts, bevor ichs nicht sehe.“ „Wirst schon glauben müssen,“ hat der Mann gesagt, hat dann sein Tischlein niedergestellt und dazu gesagt: „Tischlein richte dich.“ Das Tischlein ist aber fein ruhig geblieben und hat sich halt nicht gerichtet. Jtzt ist das Wetter wieder losgebrochen. Gefabelt und gelästert hat die Bäurin noch viel ärger als die beiden ersten Male und der Bauer hat sich geschämt große Löcher auf. Er hat kein anderes Mittel gewußt, als wieder zu dem Händler hingehen und ihn noch einmal um Hilfe bitten. Hart ist ihm das freilich angekommen, aber lieber als nichts haben hat er es doch gethan.

Wie er zum Händler hingekommen ist, hat er ihm wieder seine Noth geklagt und ihn wieder gebeten, er

möchte ihm aus der Klemme helfen. Der Händler ist ein guter Kerl gewesen und hat gesagt: „Weil du's bist, will ich dir halt noch einmal helfen. Ich gebe dir jetzt ein Stück, womit du alle andern zurück bekommen kannst, wenn du nur willst. Sieh, da hast du einen Hammer, der heißt Schlögele tummel dich, und so oft du ihn beim Namen nennst, wird er jeden tüchtig durchhämmern, dem du etliche Prügel auf den Rücken wünschest." —

Da hättest du hören sollen, wie der Mann gedankt hat für das Schlögele tummel dich und wie lustig er gesungen und gepfiffen hat auf dem Heimweg. Er ist aber nicht lange gegangen, da hat ihn schon wieder die Kellnerin vom Herenwirthshaus aufgepackt und ihm zugeredet, er solle ein Bischen einkehren. Diesmal hat er schleunig gefolgt, ist mit ihr in die Wirthsstube hinein und hat gesagt: „Schlögele tummel dich." Da ist der Hammer herausgesprungen, hat zuerst der Kellnerin und dann den andern Heren die Köpfe tüchtig abgetrommelt, und der Bauer hat zugeschaut und gelacht. Die Heren haben freilich gejammert und um Hilfe geschrieen, aber der Bauer hat gesagt: „Wenn ihr mir meine drei Stücke nicht zurückgebt, so werde ich euch maustodt schlagen lassen." Die Heren haben gleich versprochen Alles zurückzugeben und der Hammer hat mit seiner Arbeit aufgehört. Richtig hat der Bauer von den Heren den Esel, die Henne und das Tischlein bekommen und ist dann lustig nach Hause gegangen.

Wie ihm sein Weib begegnet ist, hat er geschrieen: „Ja Alte, sei lustig, jetzt hab' ich alles bekommen, den Esel, der Geld furzt, die Henne, die Gold legt, und das

Tischlein richte dich, und noch dazu ein Schlögele tummel dich."

Das Weib hat angefangen, hellauf zu lachen und hat gesagt: „Du wohl, du Dummkopf, hast noch allemal etwas sauberes heimgebracht. Wird dasmal schon auch etwas rechtes sein."

Da ist dem Manne das Hahnl aufgestiegen und er hat gerufen: „Schlögele tummel dich!" Der Hammer ist sogleich auf das Weib hingeschossen und hat ihr weiter den Kopf zusammengedroschen, daß es ein Elend gewesen ist. Wie der Mann geglaubt hat, daß es genug sei, hat er den Hammer wieder aufhören gemacht und seitdem ist die Alte friedlich und tasig gewesen ihr Lebtag. Daß sie bei dem Goldesel, der Goldhenne, dem Tischlein richte dich und dem Schlögele tummel dich ein gutes Leben gehabt haben, das kannst du dir denken.

Jtzt erzähl ich dir aber heut kein Geschichtlein mehr.

„O wohl erzähl noch eins."

Nein, heut keins mehr. Jtzt aber sei still!

Sonst kommt der Putz von der Dill.

(Mündlich bei Meran.)

Der Esel.

Vor uralter Zeit war bei einem Grafen auf einem Schloße ein gar braves, stilles Mädchen im Dienste. Sie diente ihrer Herrschaft treu und redlich und lebte in Zucht und Sittsamkeit. Dieses und ihre Schönheit gewannen ihr die Herzen aller und die Gräfin liebte das Mädchen fast, wie ihr eigenes Kind. So lebte die

Dirne schon manches Jahr auf dem Schloße vergnügt und glücklich, als ihr plötzlich ein unliebes Eintreffen die Ruhe störte. Es trug sich nämlich zu, daß sich in einer Nacht Etwas, sie wußte nicht was, zu ihr in das Bett legte; es war ihr da ganz unheimlich zu Muthe und dies um so mehr, als sie auf ihre Fragen nie eine Antwort erhielt. Es schien ihr, als ob der unheimliche Schalk, bevor er in das Bett stieg, etwas Schweres auf den Boden geworfen hätte, denn es hatte einen starken Klatsch gethan. Das Mädchen konnte vor Angst und Furcht nicht schlafen und zitterte, wie Espenlaub. Morgens, als es Ave Maria läutete, verschwand das unheimliche Wesen. Was sich in dieser Nacht zugetragen, wiederholte sich von nun an in den folgenden Nächten, und das Mädchen konnte vor Furcht nicht mehr schlafen und sah gar blaß und traurig aus. Dieses merkte die Gräfin und fragte die Magd, was ihr fehle. Da faßte das Mädchen ein Herz und erzählte ihrer Gebieterin haarklein, wie in jeder Nacht ein unbekanntes Ding komme und zu ihr in's Bett steige. Als die Gräfin dies gehört hatte, sprach sie: „Sei getrost mein Kind! Ich werde dir ein Steinchen geben und wenn du durch dasselbe durchschaust, wirst du die Gestalt des unheimlichen Wesens, das deine Ruhe stört, sehen.“ Nach diesen Worten ging sie zu einem Kästchen, langte einen glänzenden Karfunkel heraus und gab ihn dem Mädchen mit freundlicher Miene. Die Gräfin dachte aber im Herzen, wenn du meinen verwünschten Stiefsohn durch diesen Zauberstein anschauest, dann ist er auf's Neue verzaubert und er kann erst nach sieben Jahren wieder erlöst werden. Die Dirne nahm den Karfunkel mit Dank an und versprach, ihn nach dem Rathe der Gebieterin zu gebrauchen.

Als es wieder nachtete und die Dirne im Bette lag, kam wieder der unheimliche Besuch. Es klatschte Etwas zu Boden und dann stieg etwas in das Bett und legte sich neben die Magd. Diese hatte den Karfunkel und beobachtete durch denselben das, was in das Bett gestiegen war. Sie staunte nicht wenig, als der schönste Jüngling neben ihr lag. Er hatte lange blonde Haare und sein Gesicht war roth und weiß, wie Milch und Blut. Kaum hatte sie aber angefangen ihn zu betrachten, so fuhr er sie an: „Was hast du, verfluchte Hexe! mir gethan! Jetzt muß ich wieder meine Eselshaut nehmen und an den Ort der Verwünschung zurückkehren, bis mich Jemand erlöst." Mit diesen Worten sprang er aus dem Bette, nahm die auf dem Boden liegende Eselshaut, hüllte sich in dieselbe und verschwand in Eselsgestalt.

Die Dirne hatte keinen Frieden mehr und konnte die ganze Nacht hindurch keine Viertelstunde schlafen. Beim ersten Hahnenkraht verließ sie ihr Bett und ging in die Kirche und klagte dem heiligen Georg ihre Noth. Als sie auf das Schloß zurückgekehrt war und die Gräfin zu ihr kam und sie fragte, wie es in der Nacht gegangen wäre, erzählte sie ihr Alles und fragte die Frau, wie der arme Esel erlöst werden könnte. Die Gräfin wollte auf diese Frage keinen Bescheid wissen und meinte, man solle den Esel Esel sein lassen. Dem Mädchen kam aber der Esel nicht mehr aus dem Kopfe und es dachte bei Tag und bei Nacht daran. Da hörte es einmal, daß in dem Walde ein alter Einsiedler wohne, der ebenso durch Frömmigkeit als Weisheit berühmt sei. Bald hatte es sich entschlossen zu dem ehrwürdigen Manne seine Zuflucht zu nehmen und an einem Feiertage ging es in den grünen Wald hinaus,

um den Einsiedler aufzusuchen. Als es schon eine gute Strecke im Walde gegangen war, kam es endlich zur Klausnerhütte, vor der der Einsiedler saß. Er hatte einen langen weißen Bart und trug eine grobe braune Kutte. Das Mädchen ging auf ihn zu, küßte ihm die Hand und theilte ihm ihr Anliegen mit. Als der Greis es gehört hatte, sprach er: „Mein liebes Kind, da kann ich dir nicht helfen. Geh aber noch eine Viertelstunde weiter und dann wirst du wieder einen Waldbruder finden, der kann dir vielleicht in deiner Noth guten Rath geben.“ —

Das Mädchen war mit dem Bescheide zufrieden, dankte dem frommen Alten und ging weiter in den Wald hinein, um den andern Einsiedler auch zu sehen. Als sie eine Viertelstunde durch die hohen Tannen und die breitästigen Buchen gegangen war, kam sie endlich zur zweiten Klausnerhütte, vor der der Einsiedler saß. Er hatte einen noch längern weißen Bart als der erste und sah noch ehrwürdiger aus. Das Mädchen ging auf ihn zu, küßte ihm die Hand und theilte ihm ihr Anliegen mit. Als der Greis es gehört hatte, sprach auch er: „Mein gutes Kind, da kann ich dir nicht rathen. Gehe aber noch eine Viertelstunde weiter und dann wirst du wieder einen Waldbruder finden, der kann dir vielleicht in deiner Noth guten Rath geben.“ Die Dirne war mit dem Bescheide zufrieden, dankte dem frommen Alten und ging weiter in den Wald hinein, um den dritten Einsiedler aufzusuchen. Der Wald ward immer dichter und kein Weg führte durch die enge an einander stehenden Buchen. Sie ließ sich aber dies nicht verdrießen und ging in gerader Richtung vorwärts. Als sie eine Viertelstunde gegangen war, kam

sie zur dritten Klausnerhütte und davor saß der Einsiedel. Dieser war uralt und sah aus, wie ein Waldmann. Sein Bart reichte ihm bis an die Füße und seine Augenbrauen wölbten sich hoch und dicht. Das Mädchen ging auf ihn zu, küßte ihm die Hand und theilte ihm ihr Anliegen mit. Als der Greis dies gehört hatte, sprach er mit tiefer Stimme: „Mein gutes Kind, da kann ich dir guten Rath geben. Eine halbe Stunde von hier liegt ein Teich, in dem alle Verwünschten sich aufhalten müssen. Geh du hin und du wirst den Esel und noch viele andere, die dort gebannt sind, erlösen können. Um dies zu thun, brauchst du nur die verschiedenartigen Felle, die am Ufer liegen, schnell in den See zu werfen.“ Der greise Waldbruder zeigte der Dirne dann den Weg, den sie nehmen sollte, und gab ihr seinen Segen.

Sie war über diesen Rath sonder Maaß erfreut, dankte ihm und küßte ihm die Hand. Dann ging sie in der vom Einsiedler gezeigten Richtung vorwärts. Das war ein harter Weg. Es ging durch Dick und Dünn, über Stock und Stein. Als das Mädchen so eine halbe Stunde sich vorwärts gearbeitet hatte, fieng der Wald an lichter zu werden und bald stand es im Freien und ein großer, blauer See lag vor seinen Füßen. Am Ufer lagen viele, viele Felle von verschiedenen Thieren. Sie sah sich ein bischen um und als sie die Eselshaut erblickt hatte, ergriff sie alsogleich dieselbe und warf sie in den See und so machte sie es mit den übrigen Fellen, bis sie damit fertig war. So oft sie aber ein Fell in das Wasser geworfen hatte, tauchte ein erlöster Mann oder eine erlöste Frau auf und stieg an das Ufer. Als kein Fell mehr vorhanden und alle Verwünschten erlöst waren, trat der schöne

Jüngling, den sie einst durch den Karfunkel gesehen hatte, an der Spitze der übrigen Erlösten zur Dirne, verneigte sich vor ihr und dankte für die Rettung in seinem und der Anderen Namen. Er erzählte ihr, wie er durch seine böse Mutter, die Gräfin, in einen Esel verwandelt worden sei. Als er ihr Alles erzählt hatte, fragte er sie, ob sie nicht seine Frau werden wollte. Das Mädchen nahm den Antrag gerne an, und nachdem sie aus dem Walde zurückgekehrt waren, wurde die Hochzeit mit aller Pracht gefeiert.

(Mündlich im Gnadenwalde bei Absam.)

Der Grindkopf.

Es war einmal ein recht armes Bäuerlein, das oft nicht wußte, wie es sich und seinem Weibe den Hunger stillen sollte. Da ging es nun einmal in den Wald hinaus und klaubte Holz. Da wispelte ein großer fremder Mann daher, der hatte einen grünen Hut, und eine lange Hahnenfeder drauf, und sein Gesicht schaute recht wild aus. „Du“, sagte er zum Bäuerlein, „ich weiß, daß du dich sehr hart durchschlagen mußt, und habe Mitleid mit dir. Wärest du nicht froh, wenn dir jemand helfen würde?“

„Ja freilich wäre ich froh“, antwortete das Bäuerlein, „aber wer wird mir auch helfen können“?

„O das kann ich ganz leicht“, versetzte der Fremde, „ich habe mir vorgenommen, dir zu helfen, und weil es mich nicht viel kostet, verlange ich auch nicht viel dafür.

Schau, gib mir das, was du in deinem Hause nicht weißt, und dein Glück ist gemacht. Ist es dir so recht, dann schlage ein".

Da dachte das Bäuerlein: „Es kann gewiß nichts gar kostbares sein, wenn ich es in meinem Hause nicht einmal weiß", und topp, schlug er ein.

„Heute nach vierzehn Jahren", fuhr der Fremde fort „mußt du mir das Versprochene auf diese Stelle bringen. Jetzt geh nur nach Hause und sei lustig; im Keller wirst alles finden, was du nur wünschest", und mit diesen Worten war der unheimliche Mann verschwunden.

Der Bauer kümmerte sich nicht weiter um das Holz, und eilte mit freudestrahlendem Gesichte heim, um seinem Weibe das große Glück, das ihnen zu Theil geworden war, zu verkünden. „Grete", rief er schon unter der Thüre, „Grete, geh' nur gleich in den Keller und bring uns zu essen und zu trinken, was einem schmeckt, wenn man lange Zeit Hunger und Durst gehabt hat". Das Weib stutzte und meinte, Hans sei närrisch geworden, ging aber doch aus Neugierde in den Keller hinab. Und siehe, Alles war im Ueberflusse vorhanden, wie man es sonst nur bei steinreichen Leuten findet. Ganze Kisten voll Geld standen herum und der Duft der herrlichsten Speisen stieg ihr in die Nase.

Neben den vollen Schüsseln sah sie große Flaschen voll funkelnden Weines, und in großen Truhen waren die schönsten Kleider aufgehäuft. Grete sah nun wohl, daß ihr Mann vernünftig und wahr geredet habe.

Sie nahm ein Paar Schüsseln und etliche Flaschen mit sich und ging damit hinauf zu ihrem Manne. Dann setzten sich beide zu Tische, und assen und tranken, und

ließen sich wohl sein. Als der ärgste Hunger gestillt war, fiengen sie wieder an, zu plaudern, und Grete sagte:

„Aber, lieber Mann, wie ist denn das zugegangen, daß auf einmal der Keller voller Zeug und Sachen ist? Da muß doch etwas anderes dahinter sein"?

„Gelt", antwortete Hans, „jetzt sind wir reiche und vornehme Leute, brauchen uns nicht mehr zu schinden und zu plagen und die Vögel fliegen uns gebraten in's Maul. Und sieh', wie wohlfeil wir zu all' dem Glücke gelangt sind: Wir haben keine andere Verpflichtung, als das, was ich nicht weiß, in vierzehn Jahren herzugeben". Und dann erzählte er ihr den ganzen Hergang im Walde mit jenem fremden Manne.

Als das Weib das hörte, wurde es ganz traurig und sagte: „O, wie unbesonnen hast Du gehandelt! was für ein Unheil hast Du über uns gebracht. Das Kind, das wir bekommen werden, hast du verkauft." Da wurde auch der Mann traurig und niedergeschlagen, und von der Stunde an sah man keines von beiden jemals wieder fröhlich.

Als das Kind auf die Welt kam, war es ein wunderschönes Knäblein, aber auf der Stirne hatte es schon ein Zeichen. Die Mutter konnte es nie anders, als unter Thränen ansehen, und wenn der Vater den schönen Knaben erblickte, und an sein künftiges Schicksal dachte, so mußte er allemal weinen.

Wie der Knabe etwas älter war, und reden konnte, fragte er die Mutter oft, warum sie so traurig sei. Sie sagte ihm aber nie den Grund, sondern erwiederte ihm immer nur: „Du wirst es zeitig genug erfahren".

Die unglücklichen Leute genossen wenig von ihrem Reichthume und dachten nimmer an Geld und Gut, sondern nur an die vierzehn Jahre. Statt des Geldzählens zählten sie Jahr und Stunden und ehe sie sich's versahen, war das vierzehnte Jahr vorüber. Da nahm nun die Mutter laut weinend Abschied von ihrem Kinde, segnete es, und der Vater machte sich trauernd mit dem Knaben auf den Weg in den Wald.

Als sie sich an der Stelle befanden, wo der Tausch geschehen war, wispelte schon der Mann daher mit dem grünen Hute und der langen Hahnensichel drauf. „Sehen wir uns wieder", rief er schon von weitem, „nun das ist Recht, daß du dein Versprechen hältst. Währest du nicht gekommen, hätte ich zwar auch nichts machen können, aber so ist es besser. Der Kleine soll es gut haben bei mir; zu arbeiten gibt es wenig, und zu essen und zu trinken bekommt er vollauf".

Mit diesen Worten nahm er den Knaben zu sich und führte ihn fort. Der Vater sah ihnen betrübt nach und ging dann gar betrübt und traurig nach Hause.

Der Fremde war ein Schwarzkünstler und führte den Knaben auf einem fast unentdeckbaren Pfade durch den grünen Wald, bis sie nach langer Zeit zu einem Schloße kamen, in dem der Zauberer wohnte. Vor dem Schloße war eine Lache und ein Stall, und in dem Stalle war eine Löwin und ein Schimmel. Der Schwarzkünstler wandte sich zum Knaben und sagte: „Du darfst in meinem Schloße Alles gebrauchen, was du willst, darfst essen und trinken, was du willst, darfst Kleider anlegen, welche du willst, nur darfst du mir ja nicht in die Lache tauchen, und mußt mir die Löwin und den Schimmel

pflegen. Der Löwin gibst du das, was du selbst ißt, dem Schimmel aber nichts anderes, als trockenes Heu. Ich werde nun auf eine Zeit lang fortreisen und wenn du dich brav hältst, und thust, wie ich gesagt habe, so wird es dir gut gehen, sonst ist es um dich geschehen."

Der Zauberer ging fort und der Knabe that alles, wie es ihm befohlen war: der Löwin gab er, was er aß, dem Schimmel trockenes Heu und ging nie zu nahe an die Lache. Als der Mann wieder zurückkam und sah, wie die Löwin fett und der Schimmel mager geworden war, da lobte er den Knaben und sagte, er solle nur so fortfahren, und dann ging er wieder fort. Wie nun der Bursche wieder einmal in den Stall ging, hub der Schimmel an zu reden und sagte: „Warum gibst du denn mir schlechtes Futter und der Löwin das, was du ißt? Versuche es einmal und gib mir das, was du der Löwin gibst, und der Löwin trockenes Heu, daß sie mager werde und ich fett. Fürchte deinen Herrn nicht, thue, was ich dir sage, tunke deine Finger in die Lache vor dem Stalle und besorge nichts". Dem Knaben kam es seltsam vor, daß das Roß auf einmal reden konnte. „Ja, versuchen kann ich es wohl einmal", dachte er. „Es wird etwa doch nicht gar so gefehlt sein. Er gab nun dem Schimmel das, was er selbst aß, und bald war dieser fett; die Löwin hingegen war bald ganz abgemagert, weil sie nichts als trockenes Heu bekam. Einmal ging er auch zur Lache, tauchte den Finger ein, und wie er das gethan hatte, sieh', da zog er denselben ganz golden heraus. Er mochte reiben und schaben wie er wollte, das Gold blieb haften. Da war er nun voll Angst und Sorge und band sich das Fingerlein ein, als hätte er sich beschädigt. Nicht lange

darauf kam der Zauberer, und als er die magere Löwin und den fetten Schimmel und das eingebundene Fingerchen sah, da wußte er gleich alles, was geschehen war und fuhr den Knaben zornig an: „Warum hast du mir nicht gefolgt? Hättest du das vorige Mal deine Pflicht nicht fleißig erfüllt, so würdest du jetzt nicht mehr lange leben. Dieses Mal will ich noch nachsichtig sein, doch wenn du in Zukunft dich nicht ordentlich hältst, so bist du des Todes".

Bald ging der Zauberer wieder fort und der Knabe that ganz nach dessen Vorschrift, so daß die Löwin fett und der Schimmel mager ward. Da hob der Schimmel wieder einmal zu reden an und sprach: „Gib mir wieder das, was du ißt, und der Löwin trockenes Heu und tauche deinen Kopf in die Lache! Fürchte den Zauberer nicht! Wenn er zurückkommt, so nimm den Sack hinter dem Tennenthor und sitze auf mich und ich werde dich forttragen. Der Mann wird uns wüthend nacheilen; aber wenn du meinst, er fasse dich, so schlage den Sack über die Schultern zurück und er kann dir nicht mehr schaden". Der Knabe traute den Worten des Schimmels und gehorchte ihm. Er gab der Löwin trockenes Heu und dem Schimmel, was er selbst aß, und tauchte den Kopf in die Lache. Und als er den Kopf aus der Lache zog, siehe! da rollten Locken über sein Haupt herab, die waren von hellem Golde. Während er aber erfreut um sich blickte, da sah er den Zauberer von weitem daherkommen mit lautem Schelten und Toben. Er gedachte der Worte des Schimmels, lief sogleich hinter das Tennenthor und holte den Sack. Dann sprang er in den Stall und schwang sich auf den Schimmel. Dieser flog eiligst zur Stallthüre hinaus und im

vollen Galopp gings dann über Stock und Stein durch des Waldes Dickicht. Der wilde Mann war bald dahinter und wollte den Reiter ergreifen, aber da schlug dieser gleich den Sack über die Schultern und der Zauberer mußte zurückfliehen.

Das Roß und sein Reiter legten in kurzer Zeit einen langen Weg zurück und kamen in einen Wald, wo sie einen Stall antrafen. Da sagte der Schimmel: „Ich werde hier in diesem Stalle bleiben; du gehst den Berg da hinauf und wirst zu einem Königsschloße kommen. Dort suche als Küchenjunge aufgenommen zu werden; man wird dich gewiß nicht abweisen. Aber laß ja deine goldenen Locken nicht sehen, bevor ich es dir erlaube. Wenn dir aber etwas zustößt, wo guter Rath theuer ist, so komme nur zu mir herab, ich werde dir schon helfen".

Da ging der Knabe den Berg hinauf und kam zu dem Schloße und wurde als Küchenjunge angestellt. Es ging ihm droben ganz gut und man hatte ihn gerne, weil er so schön war. Die goldenen Locken ließ er aber nie sichtbar werden und verbarg sie mit der größten Sorgfalt. Auf dem Schloße wohnte ein König, der hatte wunderschöne Töchter. Da geschah es einmal, daß die älteste davon Hochzeit hielt, und man fragte den Küchenjungen, der nun ein hübscher Jüngling geworden war, ob er sich über das Hochzeitauskochen aussähe. Er sagte, versuchen wolle er es schon einmal, ging dann zum Schimmel hinab und fragte, wie er es anstellen sollte. Der Schimmel zeigte ihm ein Pulver und sagte: „Nimm dieß und schütte es eine Stunde vor der Mahlzeit in heißes Wasser, dann werden zur Zeit nach einander die besten Speisen erscheinen". Der Junge nahm das Pulver mit sich in das Schloß und

traf weiter gar keine Vorbereitungen zum Mahle. Alle lachten oder ärgerten sich über seine Fahrläßigkeit und Jedermann meinte: das wird etwas sauberes werden von einem Hochzeitsschmaus. Aber er ließ sie sagen, was sie wollten, und kehrte sich an Niemand. Eine Stunde bevor das Mahl beginnen sollte, machte er Wasser heiß und schüttete sein Pulver hinein. Wie nun die Essenszeit kam, sieh! da stiegen nacheinander die herrlichsten Speisen aus dem Wasser hervor und Alle, welche sie kosteten, sagten, sie hätten ihr Lebtag nichts Besseres in den Mund gebracht. Der König war über die Massen zufrieden und befahl, die letzten drei Speisen solle der Koch selbst auftragen. Allein dieser wollte nicht folgen, bis er endlich, weil man durchaus nicht nachgab, die letzte Speise selbst auf den Tisch brachte. Er nahm jedoch selbst im Speisesaale die Mütze nicht vom Kopfe. Da wurde er aufgefordert, wenigstens aus Ehrfurcht vor dem Könige sein Haupt zu entblößen, wenn er es auch der übrigen Gäste nicht thun wollte. Er weigerte sich aber durchaus und da man drohte, ihm mit Gewalt die Kappe herabzureißen, sagte er: „Wenn ich euch sage, wie mein Kopf aussieht, so werdet ihr froh sein, daß er bedeckt ist, denn ich bin grindig".

Auf dieses Wort stoben die Gäste auseinander, als ob ein Sturm dareingefahren wäre. Der Küchenjunge wurde augenblicklich verjagt und ging wieder hinab zu seinem Schimmel. Diesem erzählte er alles und fragte ihn, was jetzt zu machen sei. Der Schimmel sagte: „Geh nur wieder in das Schloß hinauf und schau, daß man dich als Gärtner anstelle." Zugleich wies er ihm einen Samen an, den er ausstreuen solle; daraus würden dann die schönsten Blumen hervorsprossen, sobald er deren bedürfe. Der

Jüngling gehorchte, ging auf das Schloß und wurde als Untergärtner angestellt, da man gerade einen brauchte. Er säte den Samen aus und that redlich seine Pflicht; aber jedermann scheute den vermeintlichen Grindkopf und wich ihm aus.

Wie er einmal Bäume putzte, da geschah es, daß ihm ein Ast die Mütze etwas in die Höhe streifte und dadurch die goldenen Locken sichtbar machte. Hiebei hatte ihn die jüngste Königstochter beobachtet, und weil er auch sonst ein hübscher Bursche war, gewann sie ihn sogleich lieb. Auch er schaute nicht ungern auf die Prinzessin und hatte immer seine herzliche Freude, wenn sie durch den Garten ging und Pflanzen und Bäume anschaute. So ging es lange Zeit fort.

Da hielt einmal die zweite Tochter Hochzeit und jeder Gärtner mußte einen Blumenstrauß bringen. Auf das Verlangen des Untergärtners schossen aus dem Beete, worin er den wunderbaren Samen gesäet hatte, sogleich die herrlichsten Blumen empor, die er zu einem wunderschönen Strauße band. Sein Strauß war weit schöner, als alle übrigen, aber dessen ungeachtet wollte ihm denselben Niemand abnehmen, bis auf die jüngste Prinzessin, welche sogleich darnach griff. Sie bog die Blumen etwas aus einander, — da sah sie drinnen helles Gold blinken und wie sie ein wenig schüttelte, rollte eine Menge Goldstücke auf den Boden. Da erstaunten alle im ganzen Saale und Jeder hätte gern den kostbaren Strauß gehabt. Der Untergärtner blieb aber dennoch verachtet und hieß nur der Grindkopf.

Die Königstochter und der Untergärtner suchten von jetzt an einander so oft als möglich nahe zu kommen und

hatten sich von Tag zu Tag lieber. Dem Könige blieb alles verborgen, bis endlich die Prinzessin sich den Muth nahm, dem Vater zu entdecken, daß sie den Untergärtner gern habe und zum Gemahl möchte; von seinen goldenen Locken aber sagte sie nichts, weil es ihr verboten war. Da war der König sehr zornig, daß seine Tochter einen Grindkopf gern habe und schalt und schmähte sie. Weil aber die Tochter auf ihrer Liebe bestand und ihn bat, er möchte ihr den Gärtner zum Gemahle geben, so sprach er: „Nun, so thue, wie du willst, du eigensinniges Ding, und nimm ihn zum Mann. Jedoch wird keine Hochzeit gefeiert werden, und ihr müßt, wenn ihr euch geheirathet habt, im Hennenhause wohnen". Die Tochter ging mit diesem Bescheide zum Untergärtner. Sie heiratheten einander, bezogen das Hennenhaus und hatten sich gar lieb. So lebten sie lange Zeit recht vergnügt und glücklich und die Tage vergingen ihnen wie Sekunden.

Da geschah es einmal, daß der König einen Krieg führen mußte. Alle seine Kriegsmannen rückten in's Feld, nur den Untergärtner wollte man nicht mitziehen lassen. Da ging dieser zum Schimmel hinab und fragte, was er thun solle. Der Schimmel gab ihm Rüstung und ein Schwert und sagte: „Zieh nur in's Feld! Man wird dich in dieser Rüstung gewiß nicht erkennen. Das Schwert ist gut, und auf jeden Streich, den du damit thust, wird ein Mann fallen. Wenn der Krieg aus ist, dann bring mir alles wieder zurück"!

Der Gärtner war darüber voll Freude, ging noch von seiner Gemahlin Abschied nehmen und rückte dann in den Krieg. Niemand vermuthete unter dem schönsten aller Ritter den Grindkopf. Wie es nun zum Kampfe kam,

that dieser Wunder der Tapferkeit und der Sieg war beinahe ihm allein zu verdanken. Das sahen zwei Ritter mit neidischen Augen und wollten selbst als Urheber des Sieges gelten. Sie wollten ihn tödten und schossen nach ihm, trafen ihn jedoch nur an einem Fuße. Die Diener des Königs eilten sogleich herbei und verbanden die Wunde mit Binden, die mit dem Namen des Königs bezeichnet waren. Die Wunde gab dem schönen Ritter nicht viel zu schaffen und er eilte schnell zum Schimmel und stellte ihm Rüstung und Schwert zurück. Der Schimmel sagte ihm, jetzt dürfe er gelegentlich die goldenen Locken sehen lassen.

Der Untergärtner kehrte nun in das Schloß zurück und ging in das Hennenhaus.

Der König ließ eifrigst nach dem Ritter fragen, dem seine Diener die Wunde verbunden hatten. Da trat der Grindkopf vor ihn und sagte: „Der Ritter, den du verlangst, bin ich selber gewesen". Der König wollte dies nicht glauben, bis ihm der Grindkopf die Binde zeigte, worauf sein Name gezeichnet war und zugleich die Mütze vom Haupte zog, so daß die reichen goldenen Locken sichtbar wurden. Obwohl ihn der König Anfangs schalt, daß er sich nicht früher entdeckt hatte, so war er doch über die Maßen erfreut, daß der tapfere Ritter mit den schönen, goldenen Locken sein Schwiegersohn sei, und veranstaltete eine prächtige Hochzeit. Und wie die Gäste beisammen saßen und guter Dinge waren, da trat die Mutter des Grindkopf gar schön gekleidet in den Saal. Sie war vom Schwarzkünstler, der sie noch vor ihrem Knaben in den Wald gebracht hatte, in den Schimmel verwandelt worden und war nun durch ihr Kind erlöst.

Mutter und Sohn, König und Prinzeß lebten nun lange Zeit glücklich beisammen und nach dem Tode des Königs erhielt der Grindkopf die Krone und herrschte milde und gerecht, bis auch er starb.

Dann hab' ich ein Eiszapf'n angezund'n,
Dann ist er abgloschen,
Dann bin ich auf und davongloffen.

(Mündlich aus dem Zillerthale.)

Der Bauernbursche.

Ein Bauernbursche ging an einem Sonntage abends von seiner Heimat weg, um zu einem Mädchen heimgarten zu gehen. Er hatte ziemlich weit bis zum Hause des Mädchens und sein Weg führte ihn über einen Bach und dann durch einen pechfinsteren Wald. Da stand mitten zwischen den riesigen Bäumen eine Kapelle und dabei erblickte der Bursche einen großmächtigen Kerl, den er nicht kannte. Er glaubte aber, daß er in der gleichen Absicht dieses Weges sei, wie er selbst. Er redete ihn an und sie hatten noch nicht viele Worte gewechselt, da ging es an's Streiten. Vom Streiten kam es zum Raufen und der Bauernbursche mußte sich lange Zeit mit dem Fremden herumbalgen, bis er ihn endlich zu Boden warf. Da kam es ihm vor, als wenn er einen Kohlsack niedergeworfen hätte. Der Unbekannte, der unter ihm auf dem Boden lag, erhob seine Stimme und sagte: „Laß mich sogleich auf oder ich zerreiße dich, wie Sonnenstäubchen." Da merkte der Bursche, mit wem er es zu thun habe, ließ

den Kerl auf und machte sich fort. Als er nach Hause kam, merkte er erst, daß er die Sohlen so durchgerannt hatte, daß die Stiefelröhren bis zu den Knieen heraufgeschoben waren. Er ging sogleich zum Vater in die Kammer, weckte ihn auf und erzählte, wie es ihm ergangen sei. Der Vater richtete sich im Bette auf, hörte seine Erzählung an und gab ihm dann einen tüchtigen Verweis, wie es sich für einen gescheidten Vater gebührt.

(Mündlich bei Meran.)

Die Trude.

Es war einmal ein steinreicher Herr und dieser hatte eine gar absonderliche Magd. Sie ging jede Nacht aus und kam oft erst am frühen Morgen zurück, weil sie eine Trude war und einen großen Trieb in sich fühlte, andere zu drücken. Um dieses zu thun, schlich sie in dunkler Nacht in die Schlafzimmer und drückte die Schläfer so, daß sie nicht mehr im Stande waren, sich zu bewegen. Dies nächtliche Ausgehen blieb dem Herrn nicht lange geheim, er ließ die Magd vor sich kommen und fragte sie, warum sie nachts immer fortgehe. Sie solle es nur offen eingestehen, denn eine Lüge würde ihr doch nichts nützen. Da nahm sich die Magd kein Blatt vor den Mund, gestand Alles offen und sprach: „Haben Sie Erbarmen mit mir, gnädiger Herr! Ich gehe nicht aus freier Wahl zur Nachtzeit aus, sondern weil ich muß. Denn ich war in einer unglücklichen Stunde geboren, und bin deßhalb eine Trude. Es drängt und treibt mich, etwas Lebendiges

zu drücken, und mir kann nicht geholfen werden, bevor ich nicht etwas Lebendiges todtdrücken darf." —

Als der Herr dies hörte, hatte er Mitleiden mit der aufrichtigen Dirne und sprach: „Wenn dir so geholfen werden kann, dann sei getrost. Du sollst geheilt werden. Du kannst mein bestes Pferd, das ich im Stalle habe, erdrücken." — Die Dirne war mit dieser Erlaubniß sehr zufrieden und dankte für die Gnade. In der folgenden Nacht ging sie wirklich in den Stall und kam erst morgens wieder zurück. Man fand das Pferd todt im Stalle, sie war aber von ihrem Drange erlöst.

(Mündlich aus Reutte.)

Das Kasermännlein.

In alter Zeit ging einmal ein Bauernknecht auf das Bergmahd, um Heu herabzuholen. Auf dem Wege dahin kam er an einer Alpe vorbei, auf der eine Sennhütte leer und öde stand. In diese schrie er muthwillig hinein: „Kasermannl, wenn ich zurückkomme, mußt du mir Buttermilch geben," und ging seine Wege weiter. Der Bursche war bald auf dem Heumahd droben, besorgte lustig und froh seine Arbeit und dachte nicht mehr an seinen Scherz. — Als er nach vollbrachter Arbeit nach Hause kehrte, dunkelte es schon. Er beeilte deßhalb seine Schritte, um nicht auf dem Wege von der Nacht überfallen zu werden. Wie er aber zur Kaserhütte kam, sprang plötzlich ein kleines, mageres Männchen heraus, das einen großen Kübel voll Buttermilch trug. Der kleine Knirps hielt

ihn auf und sprach: „Du hast heute beim Vorbeigehen von mir Buttermilch verlangt, da hast du sie nun. Jetzt trinke sie bis auf den letzten Tropfen aus, sonst wird es dir nicht gut gehen.“ Mit diesen Worten gab er dem zitternden Knechte das Gefäß und blieb stumm und unbeweglich, wie eine Bildsäule, vor ihm stehen. Der Knecht wußte sich nicht zu rathen und zu helfen, denn es war augenfällig, daß er so viel Milch nicht austrinken könne. Endlich fieng er an zu trinken und trank, daß er zu zerbersten drohte. Als er aber sah, daß er nicht mehr trinken könne und daß das Gefäß beinahe noch voll sei, nahm er allen seinen Muth zusammen und sagte zum Kasermännlein: „Für heute habe ich genug Milch getrunken. Die übrige werde ich nach Hause nehmen und sie dort trinken. Ich werde gewiß keinen Tropfen im Kübel lassen.“ —

Als das Männlein diese Rede gehört hatte, sprach es mit freundlichem Ernst: „Sei froh, daß du diese Ausflucht gefunden hast. Dies war das einzige Mittel, dich zu retten.“ Und warnend setzte es bei: „Sei in Zukunft nicht mehr so leichtsinnig und muthwillig, du würdest es theuer büßen.“ — Mit diesen Worten war der Kasergeist verschwunden. Der Knecht kehrte gewitzigt nach Hause, wohin er auch die Buttermilch schaffte, und erlaubte sich nie einen ähnlichen Spaß mehr.

(Mündlich aus Selrain.)

Das Gromoaser Mannle.

A Gromoaser Mannle hat an Stöcken in der Hand hgöt, ist af a Büchele auch'n gangen. Droben hat ar g'schrieren: „Hui, Hui."

(Mündlich im Oetzthal.)

Eichhorn, Käfer, Maus.

Es lebte einmal ein reicher, mächtiger König; dieser hatte nur eine wunderschöne Tochter, welche aber so ernst und so traurig war, daß sie noch nie in ihrem Leben gelacht hatte.

Da der König gerne einen Eidam und Nachfolger im Reiche gehabt hätte, so fragte er seine Tochter, ob sie sich nicht verehelichen wollte. „O ja, war ihre Antwort, aber nur mit jenem Jünglinge, der mich zum Lachen bringt, damit ich Hoffnung habe, frohe Tage mit ihm zu verleben. Alle jene Freier aber, die dies nicht können, sollen sterben." Dies sagte sie, weil sie gerne frei geblieben wäre; denn sie hoffte, dadurch jeden Bewerber zurückzuschrecken. Der König suchte ihr diese grausame Bedingung auszureden, aber sein Bemühen war umsonst, so daß er den Entschluß seiner Tochter endlich bekannt machte. —

Kaum war dies geschehen, so strömten von Nah und Fern die Söhne der edelsten Ritter, Fürsten und Könige herbei, um sich die Hand der Königstochter sammt dem Königreiche zu erwerben.

Ein Jeder hoffte durch verschiedene Streiche die ernsthafte Jungfrau zum Lachen zu bringen. Aber Alles war vergebens; je mehr erschienen, desto mehr ließen unter dem Beile des Scharfrichters ihr Leben, bis es endlich ganz still und ruhig wurde, denn Keiner wollte die gefährliche Probe nachmachen.

Da hörte in einem fernen Winkel des Reiches auch ein Bauer von der Bekanntmachung des Königs, und erzählte das Ganze beim Essen. Er und die Seinigen lachten nach Herzenslust über die Thorheit derjenigen, die wegen einer schönen Jungfrau das Leben lassen wollten; der Bauer bemerkte aber nicht, daß Jemand nicht seiner Meinung sei. Dieß war sein Sohn Hansl, ein rechter Tölpel, der nicht recht reden gelernt, und zu wenigen Stücken zu brauchen war, weil er Alles verkehrt that.

Als dieser von der schönen Königstochter hörte, und wie derjenige sie heirathen könnte, der sie zum Lachen brächte, ging ihm auf einmal ein Licht auf und er dachte: „Das muß ja mir am Besten gelingen, weil ich andere Leute lachen machen kann, wenn ich nur will.“ Nach dem Essen sagte er deßhalb zum Vater: „Ich will es versuchen, ob ich nicht die Königstochter zum Lachen bringe und dann zum Weibe erhalte.“

Der Vater wollte ihm diesen Plan ausreden; denn so dumm auch Hansl war, so hatte er ihn doch so gern, weil er sein einziges Kind war; aber Alles war umsonst. Dem Hansl lag die Königstochter so im Sinne, daß er darüber sogar erkrankte. Da sagte endlich der Vater zu ihm: „Wenn ich dich nicht gehen lasse, so stirbst du mir doch, deßhalb kannst du gehen, wann du willst, und die Königstochter erobern oder sterben; denn zur Arbeit bist

du doch nicht mehr zu brauchen." Bei diesen Worten sprang Hans freudig aus dem Bette und war plötzlich gesund; er richtete seinen Schnappsack zurecht, schnitt sich einen Stock ab und machte sich noch denselben Tag auf, um die Königstochter zu erwerben. Sein Weg führte ihn durch einen großen, großen Wald. Da hörte er auf einmal eine wunderschöne Musik; er lugte lange umher, bis er endlich auf dem Wipfel eines Baumes ein Eichhorn erblickte, das eine Flöte blies.

Er wußte anfangs gar nicht, wie er etwa das liebe Thierlein fangen könnte. Nach langem Hin- und Herdenken reffelte er endlich ganz leise den Baum hinan, ergriff das Eichhorn beim Schweif, zog es mit sich herab und steckte es dann sammt der Flöte in den Schnappsack. Dann ging er fröhlich weiter.

Wenn ihm unheimlich war, so ließ er das Eichhorn, das er an ein Schnürlein angebunden hatte, aus dem Sack herausspaziren, theilte mit ihm sein Stücklein Brot und dafür blies es ihm die herrlichsten Stücke vor.

Auf der Wanderung kam Hansl endlich aus dem Walde auf eine breite Straße. Da hörte er von Ferne ein Hackbrett so schön klingen, wie er es zu Hause noch nie gehört; er wunderte sich darob, weil er keinen Menschen sah. Nach langem Herumblicken und Suchen gewahrte er endlich einen großen Käfer, der auf einem Brette herumhüpfte so zwar, daß es einen allerliebsten Ton gab. Er erhaschte den Käfer und schob ihn sammt dem Brette in den Sack zum Eichhorn.

Froh und munter setzte er seinen Weg fort, denn er hoffte, bald die Stadt zu erreichen. Er kam durch schöne Felder und Wiesen. Wie er so dahinschlenderte, da klang

ein gar wunderbarer Ton an sein Ohr; so was hatte er noch nie gehört. Neugierig blickte er nach allen Seiten herum und sah endlich unter einem Baume eine Maus, die auf einer Maultrommel spielte. Nach langem Jagen und Springen erhaschte er sie endlich, und sie mußte sammt ihrem Instrumente zu den zwei andern Genossen in den Sack spazieren, wo sie sich in die Wette mit dem Eichhorn um die letzten Brotkrummen des Hansl stritt.

Nach einigen Tagen kam dieser in der Königsstadt an. Er fragte alsogleich nach dem Könige und dessen Tochter und klopfte dann mit aller Gewalt an die Thore der Burg. Wie der Pförtner sein Anliegen hörte, wollte er ihm schnell die Thüre weisen; aber Hansl ließ nicht nach mit Lärmen und Bitten, bis ihn der Pförtner meldete. Alsogleich durfte Hansl erscheinen. Wie er mit seinem Schnappsacke in den Saal trat, wo ihn die Königstochter mit ihrem Vater und dem ganzen Hofstaat erwartete, wäre er auf dem glatten Boden bald gefallen; er nahm aber ohne alle Umstände den Stock vom Rücken, leerte den Inhalt auf den Boden und ließ seine lieben Thierlein musiciren, während er selbst die sonderbarsten Gesichter und Sprünge machte. Diese Erscheinung war so neu, Hansl geberdete sich so toll, daß die sonst so finstere Prinzeß sich des Lachens nicht enthalten konnte. Wie dies der König sah, erschrack er sehr. Erzürnt ließ er den Hansl in den Kerker werfen, und in wenigen Tagen wollte er ihn tödten; nur die drei unschuldigen Thierlein ließ man ihm.

Die Königstochter hatte aber eine große Liebe für den Hansl und verlangte ihn durchaus zum Gemahl; denn sie hoffte, daß bei einigem Unterricht er schon recht werden würde. Der König schlug ihr die Bitte aber

immer ab. Er wolle einen Prinzen, nicht einen Bauern-burschen zum Eidam, war die gewöhnliche Antwort.

Da wurde sie traurig und noch am selbigen Tage mußte sie sich zu Bette legen und wurde ernsthaft krank. Wie sie so einsam und klagend im Bette saß und an ihren lieben, lustigen Hansl dachte, erschien die Maus desselben mit einem Zettelchen, worauf geschrieben stand, ob sie ihn wohl liebe; wenn nicht, so müsse er sterben, denn nur sie könne ihn retten. Die Königstochter war darüber sehr erfreut und schrieb auf die andere Seite des Zettelchens, das sie der Maus um den Hals band: „Ich liebe nur dich allein und ohne dich muß ich sterben". Hansl war bei dieser Nachricht sehr erfreut und hoffte auf ein gutes Ende.

Die Königstochter wurde aber täglich schlechter und schlechter, weil ihr der Vater die Bitte immer abschlug. Alle Aerzte gaben sie auf, und die ganze Stadt wurde traurig, denn alle liebten sie sehr. Als nun eines Tages der Kerkermeister dem Hansl die Speise brachte, so fragte ihn dieser, warum er so traurig und in der Stadt Alles so ruhig sei.

„Ja", sagte dieser, „die Tochter des Königs wird bald sterben".

Da sprach Hansl: „Sage zum König, daß ich ein Kraut wisse, von dem die Tochter gewiß gesunden werde". Der König ließ den Hansl alsogleich kommen, und die kranke Prinzeß wurde schnell gesund. Wie dies der König sah, so willigte er endlich in die Bitte seines Kindes; er gab dem Hansl einen Lehrer, und ließ ihm nach wenigen Wochen seine Tochter zu Gemahlin. Unter grossem Jubel feierten beide die Hochzeit. Nachdem sich Hansl

in seine neue Rolle hineingearbeitet hatte, beschlich ihn die Sehnsucht, seine Eltern zu besuchen und ihnen die Schwiegertochter zu zeigen. Er machte deßhalb seiner Gemahlin diesen Vorschlag. Freudig ergriff diese den Antrag und schnell wurden die Anstalten zur Reise getroffen. Von einer zahlreichen Dienerschaft begleitet, kamen sie im väterlichen Dorfe an. Hier ließ er die Gemahlin mit der Dienerschaft bleiben. Er selbst zog seine alte Bauernkleidung an und eilte der Heimath zu, nachdem er gesagt, was er thun werde und was sie thun sollte.

Die Eltern waren hoch erfreut, als sie den Sohn erblickten und lachten in einem fort, als er ihnen erzählte, wie er in die Stadt gekommen, dort durch seine Thierlein die Königstochter lachen gemacht, wie man ihm aber die Braut und die Thierlein mit vielem Geld und schönen Worten abgeschwatzt habe. Als er aber sagte, daß er das Geld, welches gar so schwer gewesen, für zwei Strutzen einem Bäcker gegeben, damit er auf dem Wege nicht verhungere, da schalten sie ihn den einen Tölpel hin, den andern her. Nicht lange darnach, während die Mutter noch fortdonnerte, kam die Königstochter verabredeter Maßen vorgefahren. Sie sagte zu den erstaunten Leuten, daß sie gekommen sei, die Eltern des Hansl zu besuchen, der sie lachen gemacht, und wolle auch hier zu Mittag speisen, und Hansl solle bald erscheinen.

Als Hansl hörte, daß man ihn verlange, so bat er die Mutter in einem fort, daß er doch die Speisen hinein tragen dürfe, um Alles zu sehen. Die Mutter gestattete ihm endlich, die Knödel aufzutragen. Wie er nun behutsam trippelnd zur Thürschwelle gelangte, stolperte er und die Knödel rollten auf dem Boden herum und zu den

Füßen der Königstochter hin. Diese lachte hell auf. Hansl kroch zwar emsig auf dem Boden herum, sammelte die Knödel wieder und legte sie auf den Tisch; aber seine Mutter zerrte ihn fort und sperrte ihn in den Schweinestall, damit er in Gegenwart so hoher Gäste keine Dummheit mehr anstellen könnte. Nach dem Essen besah die Königstochter die ganze Wirthschaft; wie sie aber in die Nähe der Ställe kam, da polterte und stürmte Hans, daß es ein Gräuel war. Auf die Erkundigung, was denn so herumpoltere, sagte die Bäuerin, daß es ein wildes Schwein sei; man dürfe aber nicht einmal die Thüre öffnen. Auf der Königstochter Verlangen jedoch öffnete man und es stürzte zu Aller Erstaunen Hans heraus und eilte auf Umwegen dem Wirthshause zu. Dort kleidete er sich um und fuhr in der Kutsche vor seiner Eltern Haus. Die Königstochter ging ihm entgegen und stellte den Bauersleuten in ihrem Gemahl den Hansl vor, der vor Kurzem die Knödel verworfen. Nachdem die guten Leute vor Verwunderung kaum zu Athem gekommen waren, erzählte ihnen die Königstochter, wie Hans ihr Gemahl geworden sei. Da fand die Freude der Bauersleute kein Ende und die Mutter des Hans ging in die Küche und kochte, daß es eine Art hatte. Dann wurde vollauf gegessen und getrunken. Abends dann fuhren alle mit Hans und der Königstochter in die Stadt, wo sie gar glückliche Tage verlebten.

(Mündlich aus Zillerthal.)

Der starke Hansl.

Ein armes Bäuerlein hatte viele Knaben, mit denen er sich hart durcharbeitete; denn ein Jeder hatte einen großen Löffel, keiner aber konnte etwas verdienen. Nachdem sie aber größer geworden, mußten sie auseinander, um sich ihr Brot durch der Hände Arbeit selbst zu verdienen. Der älteste davon, Hansl genannt, war ein sehr starker Bursche, der bald bei einem Bauer einen Platz fand; denn dieser glaubte dadurch einen zweiten Knecht zu ersparen, wenn er den starken Hansl in's Haus brächte. Gleich am ersten Tage mußte Hansl dreschen, aber sieh! alle Dreschflegel waren dem Hansl zu leicht, er schlug sie alle auf den ersten Streich entzwei. Er ging deßhalb in den Wald hinaus und machte sich von zwei großen Bäumen einen, der für ihn paßte. Aber mit diesem Dreschflegel hatte er bald die Tenne durchgeschlagen, so daß jetzt schon der Bauer Sorgen bekam, wie es etwa wohl das ganze Jahr mit einem solchen Knechte gehen werde. Er machte jedoch für diesmal bloß ein saures Gesicht und sagte zum Hansl, er solle jetzt mit den andern Dienstboten essen gehen, damit er hernach in den Wald fahren könne, um Holz für eine neue Tenne zu holen. Beim Essen waren aber dem Hansl die gewöhnlichen Löffel viel zu klein; er ging deßhalb in die Küche, nahm die Wassergatze und fischte mit dieser den andern Tischgenossen die Nudeln in einigen Minuten weg. Da fieng die Bäurin zu stürmen an, als sie für die andern Leute noch einmal kochen mußte; aber es

war umsonst, denn Hansl war für ein ganzes Jahr gedungen worden und die Bäuerin mußte bald stille sein, um die Sache nicht noch ärger zu machen.

Hansl war unterdessen mit zwei Ochsen und einem großen Wagen in den Wald hinausgefahren, um Bäume für die neue Tenne zu holen. Hier riß er die größten Bäume sammt den Wurzeln aus der Erde, und lud sie auf den Wagen. Die Ochsen waren aber nicht im Stande, die ungeheure Last vom Fleck zu bringen. Er band die Ochsen deßhalb auch auf den Wagen und zog Alles selbst nach Hause, wo er die neue Tenne bald fertig hatte. Der Bauer sann nun auf eine List sich den unlieben Knecht vom Halse zu schaffen. Er befahl ihm, einen Ziehbrunnen zu graben. Wie Hansl bei dieser Arbeit etliche Klafter tief in der Erde war, da trug der Bauer wetteifernd mit dem Weibe große Steine herbei und wälzte sie auf ihn hinab. Dieser aber rief von Unten herauf, man solle doch die Hühner wegtreiben, die ihm immer Sand in die Grube hineinscharrten, sonst komme er mit der Arbeit nicht weiter. Wie die zwei an der Grube das hörten, da wußten sie sich gar nicht zu helfen. Sie blickten lange rathlos herum und ersahen endlich einen großen Mühlstein, welchen sie herbeizuschaffen und hinabzuwälzen beschlossen. Es kostete ihnen viele Mühe, den großen, schweren Stein von seinem Platze bis an den Rand des Brunnens zu bringen, aber nach längerer Anstrengung gelang es ihnen doch. Wie sie ihn hinabwarfen, fiel der Stein so auf, daß der Kopf des Hansl mitten durch das Loch fuhr und ihm der Stein auf den Schultern fest sitzen blieb. „Juhei, rief Hansl und stieg aus der Grube herauf, Juhei, jetzt hab ich einen Sonn-

tagskragen, wie ich noch nie einen so schönen gehabt." Vor Freude hüpfte und tanzte er wie rasend eine Zeit lang herum, legte dann seinen Sonntagskragen ab und stieg wieder in die Grube hinab, wo er nun ungehindert fortarbeiten konnte. Da fiel den geängsteten Bauersleuten noch ein Mittel ein, sich den Knecht vom Halse zu schaffen. Nicht gar weit vom Dorfe war eine einsam stehende Mühle, deren letzter Eigenthümer, ein rechter Geizhals, sich um eine große Summe Geldes mit Leib und Seele dem Teufel verschrieben hatte. Auf einmal war aber der Müller verschwunden, die Mühlen standen, und Niemand wagte sich in deren Nähe, denn es war nicht geheuer darin und man sagte allgemein, die Teufel hätten dort ihren Wohnsitz genommen.

Nach dieser Mühle nun sandten die Bauersleute den Hansl, der von der ganzen Geschichte Nichts wußte, mit einem großen Wagen voll Getreide, um es zu mahlen. Wie er bei der Mühle ankam, war die Thüre fest verschlossen; drinnen aber lärmte und polterte es fürchterlich herum. Hansl sprengte die Thür; da hüpften und sprangen Dutzende schwarzer Teufel von einer Ecke in die andere, grinsten und bleckten mit den Zähnen. Das erzürnte den Hansl gar sehr. Alsogleich kehrte er das Wasser ein, daß die Mühlsteine blitzschnell sich drehten und die Funken auseinander flogen. Er packte dann einen Teufel nach dem andern und mahlte sie alle sammt dem Getreide herunter, so daß das Mehl ganz schwarz wurde, und kehrte dann nach vollbrachtem Geschäfte zum Bauer zurück. Jetzt hatte Hansl vor Nachstellungen Ruhe; er mußte den ganzen Winter hindurch Steine brechen, zu andern Dingen wagte der Bauer ihn nicht zu verwenden.

Im Frühjahr fragte er den Knecht, ob er gehe, wenn er ihm den ganzen Jahrlohn zahle. „O ja," sagte Hansl. Der Bauer bezahlte ihn voller Freude aus, und dieser suchte und fand bald bei einem andern Bauern ein Unterkommen. Dieser hatte aber schon von Hansls Stücklein gehört und glaubte deßhalb die Sache recht klug anstellen zu müssen. Er nahm ihn deßhalb unter der Bedingung als Knecht an, daß er alle Arbeiten verrichten müsse, die man ihm auftrage; werde er deßhalb zornig, so solle er die Ohren und den Jahrlohn dazu verlieren; werde aber der Bauer zornig, so bekomme Hansl des Bauern Ohren, den doppelten Lohn und das Jahr sei dann zu Ende. Hansl ging gerne den Vorschlag ein. In den ersten Tagen ging Alles gut von Statten; der Knecht arbeitete recht brav, nur der Bäuerin war er bei Tische gar zu schnell. Die zweite Woche mußte er mit den andern Dienstboten auf die Wiesen hinaus, um zu mähen. Hier arbeitete er so viel wie zehn Andere; als aber die Zeit des Essens heranrückte, sagte der Bauer zu ihm: „Wir gehen jetzt essen, aber du sei unterdessen nicht faul, sondern arbeite fein brav." Hansl machte über diesen Befehl große Augen. „Bist etwa zornig?" fragte der Bauer mit einem spöttischen Lächeln. „Gar nicht," meinte Hansl und arbeitete unverdrossen weiter. Als aber der Bauer mit den Seinen beim Mittagsessen saß, eilte Hansl in den Stall, holte zwei der schönsten Kühe heraus, trieb sie zum Metzger und verkaufte ihm die Kühe; von dem Erlös ließ er sich beim Wirth was Ordentliches geben, und eilte dann wohlgestärkt wieder zur Arbeit aufs Feld zurück.

„Ich habe zwei Kühe verkauft, sagte er zum Bauer,

und mir was zu essen geben lassen, hier hast du das übrige Geld" und reichte dem Bauer, wie zum Spott, noch etliche Gulden hin. Diesem stieg das Blut in den Kopf und er griff nach einem Rechen. „Bist etwa zornig" fragte Hans. „Gar nicht," antwortete der Bauer, indem er den Rechen fahren ließ und schnell nach den Ohren griff.

Ein anderes Mal verkaufte Hansl die Pferde, ein anderes Mal die Schweine und so trieb er es fort, bis alle Ställe leer standen. Der Bauer jammerte zwar, durfte aber nicht zornig werden. Da fiel ihm ein Mittel ein. Er hatte bestimmt, daß das Jahr zu Ende sei, wenn der Kukuk schreie. Er befahl deßhalb seinem Weibe, sich mit Teig zu bestreichen und dann in einem Federbett sich herumwälzen und auf einen Baum zu steigen, wo sie das Geschrei des Kukuks nachahmen sollte. Als Hansl den Kukuk hörte, lief er in die Kammer, lud seine Flinte und schoß den Kukuk vom Baume. Wie dies der Bauer sah, da schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und schrie und fluchte, daß man's im ganzen Hause hörte. „Bist etwa zornig?" fragte Hans. „Wer sollte nicht zornig werden, antwortete der Bauer, zuerst verkaufst du mir mein Vieh und jetzt schießst du mir gar das Weib todt."

„Jetzt gib mir nur alsogleich die Ohren und den doppelten Lohn her," meinte Hansl, „und das Jahr ist zu Ende." Der Bauer bat und flehte, ihm doch die Ohren zu lassen, er wolle sie theuer bezahlen. Alles umsonst. Hansl schnitt ihm ohne Umstände die Ohren ab, nahm den doppelten Lohn und ging dann singend

und pfeifend seines Wegs, um anderswo ein Plätzchen zu finden.

(Mündlich aus Zillerthal.)

Das verzauberte Schloss.

Es lebte einstens ein reicher, mächtiger Graf. Dieser hatte drei Söhne, von denen die zwei ältern ziemlich herangewachsen waren, als ihre liebe Mutter starb; der dritte war aber noch sehr jung und klein. Die zwei ältern hatten keine größere Freude als auf die Jagd zu gehen, oder mit den Pferden sich herumzutummeln und den jüngsten Bruder zu necken; denn dieser blieb den ganzen Tag bei seinem trauernden Vater zu Hause, und fand nur seine Freude an den schönen Geschichten und angenehmen Erzählungen desselben. Deßhalb liebte ihn auch der Vater gar sehr. So ging es mehrere Jahre fort. Der Jüngste war auch größer geworden und der Vater hatte allmählig die Trauer um sein geliebtes Weib gemäßigt; aber dafür kam jetzt ein anderes großes Unglück über ihn, er wurde sehr krank und bekam einen häßlichen Ausschlag. Von weit und breit wurden die berühmtesten Aerzte berufen, doch keiner kannte ein Kräutlein oder ein Wässerlein gegen diese häßliche Krankheit.

Da erzählte eines Tages ein altes Weiblein, daß weit von hier sich ein Schloß befinde mitten in einem See, und in demselben schlafe eine verzauberte Königstochter. Dort könne man ein Wässerlein bekommen, das alle Krankheiten heile und von dem der alte Graf ganz gewiß gesund würde.

Wie dies der älteste Sohn hörte, sattelte er alsogleich sein Pferd, versah sich wohl mit Gold und Silber, schwang sich in den Sattel und sprengte auf und davon, um seinen Vater zu retten und die Jungfrau zu befreien. Wie er etliche Tage so fortgeritten, kam er an ein Wirthshaus, darin schien es sehr lustig zuzugehen, denn es wurde getanzt, gesungen und gesprungen, daß es eine Freude war und man den Lärm weithin hören konnte. Er machte verwundert und ermüdet Halt. Alsogleich sprangen etliche der lustigen Brüder mit der vollen Weinflasche aus der Schenke und hießen den schmucken Reiter herzlich willkommen. Dieser ließ sich auch nicht zweimal laden; er sprang aus dem Sattel, übergab das Pferd dem Knecht zur Versorgung und eilte mit den andern in die Gaststube hinein.

Hier wurde er von Allen in die Mitte genommen und nicht mehr losgelassen; er mußte Alles mitmachen, so zwar, daß er bald all sein Geld sammt dem Pferde verhaut hatte.

Wie nun der älteste Sohn zur bestimmten Zeit nicht kam, da sattelte der jüngere Sohn sein Roß, nahm viel Silber und Gold mit sich und sprengte auf und davon, um sobald als möglich den See sammt dem Schlosse zu erreichen. Nach etlichen Tagen kam er auch zum Wirthshause, worin sein älterer Bruder sitzen geblieben war. Wie dieser seinen jüngern Bruder daher reiten sah, eilte er ihm mit seinen Zechbrüdern entgegen und nöthigte ihn, auch in's Wirthshaus zu gehen. Da erging es ihm gerade so wie dem ältern; er blieb freiwillig so lange, bis er all sein Geld und Gut verpraßt hatte, so daß Beide wider Willen

bleiben mußten. Zu Hause wartete man mit Sehnsucht auf ihre Rückkehr, jedoch vergebens.

Da machte sich der jüngste der Brüder auf und versprach seinem Vater, das Heilwasser zu erobern, seine Brüder dann aufzusuchen und mit sich zurück zu bringen. Er sprengte immer fort, Tag und Nacht ohne Unterlaß. Wie er zum Wirthshause kam, hörte er wohl seine Brüder von weitem schon lärmen, er gab aber dem Pferde die Sporne und flog mit Windeseile am Wirthshause vorbei. Alles Rufen der Brüder und der andern tollen Zecher war vergebens, er ritt unaufhaltsam fort. Endlich kam er an einen großen See und in der Mitte desselben sah er ein schönes Schloß. Der Beschreibung nach mußte es das Schloß sein, das er aufsuchte.

Wie er nun am Gestade auf und nieder ritt und forschte, wie er wohl in's Schloß kommen könnte, — denn er sah weder Brücke noch Schiff, — da erblickte er ein altes Weiblein, das im See mit dem Wasser kämpfte und dem Ertrinken sehr nahe war. Voll Mitleiden sprang er in's Wasser und zog das alte Weiblein an's Ufer. Dies dankte ihm gar sehr für die Rettung und fragte ihn, was er denn am See wolle. Da erzählte er ihr sein Anliegen.

„Da ist bald geholfen, sagte das Weiblein. Weil du gegen mich so barmherzig gewesen und mich von der scheinbaren Gefahr des Ertrinkens gerettet, so will auch ich dich unterstützen. Ich bin zur Wächterin über das Schloß und die schlafende Prinzessin aufgestellt worden von dem mächtigen Zauberer. Aber dieß Geschäft wird mir zu langweilig und die holde Jungfrau erbarmet mir gar zu sehr, deßhalb will ich dich unterstützen, aber du

wasser, stellten sie an ihren frühern Ort und schliefen dann fest bis an den Morgen. Ohne allen Argwohn sattelte der Jüngste sein Pferd und verwahrte seine Flasche wohl; auch die zwei ältern brachen auf und ritten froh mit ihm der Heimath zu. Kaum angekommen erzählte der Jüngste die ganze Geschichte, die er erlebt, zog dann seine Flasche hervor und wusch den Vater; doch blieb dieser krank wie zuvor.

Da fragte er seine zwei andern Söhne, ob etwa sie das wahre Heilwässerlein gefunden hätten. „Wir haben wohl eines," sagten sie und ein Jeder zog seine Flasche hervor; und während sie den Vater wuschen, erzählten sie eine erdichtete Geschichte, wie sie dazu gekommen und nachdem sie zu erzählen und zu waschen aufgehört hatten, da wurde der Vater plötzlich gesund und blühend und schön wie ein Jüngling.

Da gingen dem Jüngsten die Augen auf, und er betheuerte, daß ihm die ältern Brüder die Flasche gestohlen hätten. Aber er konnte das nicht beweisen, und deßhalb wurde sein Vater sehr zornig auf ihn. Da schlich er gar einsam und traurig durch die Hallen der Burg und jetzt erst dachte er an die holde Prinzessin, die ihm über seinem Vater ganz aus dem Gedächtnisse entfallen. Wie er so herumirrte und nur an sie dachte, kam ein mit sechs Schimmeln bespannter Wagen dahergefahren; darin saß eine schöne Jungfrau von einer zahlreichen Dienerschaft umgeben. Der Graf eilte mit seinen drei Söhnen der Unbekannten entgegen und hieß sie aufs freundlichste willkommen, als der Jüngste in ihr die schlafende Prinzessin erkannte und seine Freude nicht mehr mäßigen konnte. Er eilte auf sie zu und bot ihr seine Rechte. Sie aber er-

zählte dem Grafen, wie sie durch den Jüngsten sei gerettet worden und jetzt da sei, ihn als ihren Bräutigam abzuholen. Als dies der Jüngste hörte, nahm er von seinem Vater und den beschämten Brüdern alsogleich Abschied, stieg mit seiner Braut, in den Wagen und fuhr mit ihr in's Schloß zurück. Dort hielt er Hochzeit und lebte viele Jahre mit ihr recht glücklich und zufrieden. —

(Mündlich aus Zillerthal.)

Der gehende Wagen.

Es lebte einmal in einer großen, schönen Stadt ein reicher Mann mit einer Tochter, die er sehr liebte. Alles, was sie nur wünschte, gewährte er ihr; nie hatte sie von ihm oder von den Dienstboten eine abschlägige Antwort erhalten. Wie sie größer geworden und zu einer schönen Jungfrau herangewachsen, bat sie der Vater, sie sollte sich doch aus den ersten Häusern der Stadt einen Jüngling zum Manne wählen. Sie aber wollte das nicht. Da aber der Vater mit seinen Bitten nicht nachließ, so erklärte sie endlich, daß sie dazu bereit sei aber nur unter Bedingungen: Sie müße einen Wagen erhalten, der nur von ihr geleitet vorwärts sich bewege, dann vier Kleider, ein himmelblaues mit goldenen Sternen besäet, ein silbergewirktes und ein golddurchwirktes und Eins, das aus den Bälgen der Feldmäuse gefertigt sei; und alle die verlangten Sachen müßten in drei Tagen fertig sein. Wie der Vater die Anforderung seiner Tochter hörte, war er

sehr bestürzt; doch durfte er ihr selbe nicht abschlagen, um sie nicht zu betrüben. Er ließ deßhalb die besten Schmiede der Stadt kommen und bat sie innerhalb dreier Tagen einen Wagen zu verfertigen, wie ihn die Tochter verlangte; ebenso wurden die kostbarsten Stoffe zu den drei Kleidern gekauft und zum vierten alle Mausfänger aufgeboten, um an Mäusebälgen keinen Mangel zu leiden. Am dritten Tage war auch wirklich zur größten Freude des Vaters der Tochter Wunsch erfüllt. Der Wagen hielt vor der Thüre und auf ihm lagen die vier verlangten Kleider. Die Tochter setzte sich in den Wagen und wollte alsogleich eine Probefahrt machen. Wie sie darauf saß, drehten sich die Räder, und der Wagen rollte und rollte unaufhaltsam fort und die Tochter kam mit ihren Kleidern in ein ganz unbekanntes fremdes Land. Nicht weit von einer großen Stadt zerbrach der Wagen. Sie stieg ab und sah sich eine Zeit lang die Gegend an. Sie erblickte eine hohle Eiche und in dieser barg sie die die drei Prachtkleider, das aus Mausfellen aber zog sie an und ging in die Stadt.

Hier suchte sie vergebens nach einem Unterkommen, denn nirgends wollte man die Unbekannte im grauen Pelzkleide dulden; nach langem Herumfragen bekam sie endlich doch bei einem Grafen einen Platz in der Küche. Hier mußte nun die schöne Jungfrau in Schmutz und und Asche herumkriechen, die Fußböden fegen, Schüßel und Teller reinigen und alle Geschäfte der niedrigsten Küchenmagd verrichten. Die Nacht schlief sie in einem schlechten Kämmerlein auf halbfaulem Stroh und hatte nichts darin als einen Stuhl und einen kleinen Kleiderkasten. —

Lange Zeit hatte sie schon im Grafenhause gedient, als der Herr einen großen Ball gab, der mehrere Tage dauern sollte; eigentlich wollte er sich aber unter den schönen Jungfrauen der Stadt eine Braut wählen. Jetzt hatte die Küchenmagd harte Tage; immerfort mußte sie Wasser tragen, Alles säubern und reinigen, Hühner rupfen und dergleichen Mehreres. Wie Alles bereitet war, erschienen die vornehmsten Gäste aus der Stadt. Da erinnerte sich die verlassene Magd an ihren Vater und wie sie zu Hause bei solchen Festlichkeiten immer dabei gewesen, wie sie getanzt habe und wegen ihrer Schönheit allen Andern vorgezogen worden. Sie bat deßhalb die Köchin, hinter der Thüre Alle beim Ein- und Ausgehen beobachten zu dürfen. Nach langem Bitten und nachdem sie ihre Geschäfte verrichtet, wurde es ihr gestattet. Sie aber ging in ihr Kämmerlein, wusch und putzte sich und eilte dann zur hohlen Eiche, zog hier das himmelblaue, mit goldenen Sternen übersäte Kleid an und eilte in's Haus zurück. Alles machte der schönen Unbekannten ehrerbietig Platz und sie gelangte unerkannt und ohne Hinderniß in den Saal. Da erstaunten Alle, die sie sahen, über ihr prächtiges Kleid, noch mehr aber über ihre Schönheit; der Graf war aber ganz überrascht. Er ging ihr entgegen, führte sie auf den ersten Platz und tanzte nur mit ihr allein. Nach einer Stunde aber verschwand sie aus dem Saale, eilte nach der hohlen Eiche, zog die gewöhnliche Kleidung an und erschien dann unbemerkt hinter der Thüre um zu sehen und zu beobachten, was sie für einen Eindruck hervorgebracht habe. Die Gäste gingen bald auseinander, denn der Graf, tief betrübt wegen ihres Verschwindens, hatte für diesen Tag die Festlichkeit bald

beendet und Alle auf den folgenden Tag wieder eingeladen. Alle erschienen auch wieder im schönsten Schmucke und bestrebten sich, dem Grafen, der sehr traurig nach der holden Unbekannten im blauen Kleide herumsuchte, aufzuheitern; aber alle Bemühungen waren vergebens. Sollte er fröhlich werden, so mußte die so sehnlich Erwartete erscheinen. Diese ging auch, nachdem sie alle ihre Geschäfte verrichtet hatte, die Köchin mit der Bitte an, hinter der Thüre Alles besehen zu dürfen. Es wurde ihr gestattet. Sie aber eilte in ihr Kämmerlein, wusch und putzte sich, eilte zur hohlen Eiche, legte das silberdurchwirkte Kleid an und eilte in's gräfliche Haus zurück. Wie sie durch die geöffneten Saalthüren eintrat, eilte ihr der Graf freudetrunken entgegen, führte sie auf den ersten Platz, sprach und tanzte nur mit ihr allein und war ganz selig in ihrer Gegenwart. Nach einer Stunde aber verschwand sie aus dem Saale. Der Graf hatte jedoch an die Thore treue Wächter gestellt, welche der Unbekannten nachschleichen sollten. Sie wußte dies, weßhalb sie durch ein Hinterpförtchen zur hohlen Eiche eilte, dort die gewöhnliche Kleidung anzog und dann nach Hause zurück kehrte. —

Mit ihr war aber auch alle Freude verschwunden. Der Graf von ihrer Schönheit bezaubert und wegen ihres Verschwindens ganz untröstlich, entließ die Gäste bald, nachdem er sie Alle auf den folgenden Abend wieder geladen hatte; denn er hoffte, daß die Unbekannte, wenn sie wieder erscheinen sollte, an dem Entweichen durch Umringung des Hauses könnte verhindert werden.

Wie er gehofft, so geschah es auch. Die Magd eilte am folgenden Abende nach erhaltener Erlaubniß zur Eiche, zog

dort das golddurchwirkte Kleid an und ging ins Schloß zurück. So schön wie diesmal war sie noch nie gewesen. Der Graf empfieng sie mit Jubel und Freude; er sprach und tanzte nur mit ihr; für alles Andere war er taub und blind. Doch wie die Stunde um war, wollte sie auch wieder zur hohlen Eiche entfliehen. Aber dies war nicht möglich, denn das ganze Haus war mit Dienern umringt. Sie schlüpfte deßhalb in ihr Kämmerlein, zog das kostbare Kleid aus und wollte es verbergen. Ein Diener hatte aber die Unbekannte in die Kammer der Küchenmagd entfliehen sehen. Dies hinterbrachte er alsogleich dem Herrn. Wie dieser hörte, daß die Unbekannte in die Kammer der Küchenmagd entflohen, ließ er die Thür sogleich öffnen und hier fand er seine Küchenmagd, wie sie eben im Begriffe war, das Kleid im Kasten zu verbergen. Er fiel ihr alsogleich um den Hals, und bat sie dann das Kleid wieder anzuziehen und mit ihm in den Saal zurückzukehren. Wie er mit ihr dort erschien und sie vor Allen seine Braut nannte, da war Jubel und Freude und gleich am andern Tage wurde Hochzeit gehalten. Beide aber lebten froh und glücklich recht viele Jahre im Kreise schöner Kinder und Enkel. —

(Mündlich aus Zillerthal.)

Der daumlange Hansl.

An dem Saum eines großen Waldes stand eine elende Hütte, worin zwei arme Ehleute mit ihren eilf Söhnen wohnten; diese waren aber sehr klein und der älteste von ihnen nicht viel größer als eines Mannes Daum, so

daß man ihn allgemein den baumlangen Hansl nannte. Da die Eltern sehr arm waren und das nöthige Brod nicht mehr auftreiben konnten, so dachten sie daran, sich die Kinder vom Halse zu schaffen. In einer Nacht besprachen sie diese Sache und beschloßen, die Kinder am andern Tage in den Wald zu führen und dort sich selbst zu überlassen. Hansl hatte aber die ganze Berathung der Eltern heimlich gehört und dachte nun auf ein Mittel, wie er mit seinen Brüderchen wohl allein den Weg aus dem Walde nach Hause finden könnte. Zu diesem Zwecke stopfte er sich am andern Tage seine Taschen voll mit kleinen runden Kieselsteinen, und ging dann mit seinen Eltern und Brüdern ganz sorgenfrei in den Wald hinein. Nach einiger Zeit entfernten sich die Eltern von ihnen unter dem Vorwande, als suchten sie Holz, gingen aber schnell auf einen andern Weg nach Hause zurück. Die Brüderchen warteten lange aber vergebens; da machte Hansl, der nicht wußte, warum sie so lange warten sollten, ihnen den Vorschlag, nach Hause zurückzukehren, er werde den Weg schon finden. Wirklich brachte er alle glücklich nach Hause; denn auf dem Weg in den Wald hatte er in einiger Entfernung ein Steinchen nach dem andern fallen lassen; diese Steinchen suchte er nun auf und so gelangte er auch glücklich zu Hause an. Die Eltern erschracken zwar, wie die Kinder ganz wider ihr Hoffen kamen, mußten jedoch Freude heucheln; sie beschloßen aber, die Sache doch noch einmal zu versuchen. Sie führten deßhalb am andern Tage die Kinder in den Wald an einen ganz unbekannten Ort hin. Hansl hatte diesmal kleine Häufchen von Sand gebildet, um so den Rückweg zu finden Die Eltern machten sich wieder davon und

eilten nach Hause; die Kinderchen warteten lange aber vergebens auf ihre Rückkehr, deßhalb wollten sie allein nach Hause gehen. Da hatte sich ein starker Wind erhoben, der die Sandhäufchen des Hansl vernichtete, so daß sie bald den Weg verloren. Eine Zeit lang irrten sie im Walde herum; endlich stieg Hans auf eine hohe Tanne um zu sehen ob nicht in der Nähe ein Haus oder eine Hütte wäre. Da sah er wirklich in nicht gar großer Entfernung aus einer Hütte Rauch aufsteigen. Er stieg eilig herab und ging mit seinen Brüderchen auf die Hütte zu; sie war aber gesperrt.

Hansl klopfte gar leise an. Da öffnete ein altes Weiblein und fragte was sie wollten. „Ach, flehte Hansl, schenkt uns doch ein Stücklein Brot und laßt uns über Nacht bleiben, damit uns nicht die Thiere freßen." Das mitleidige Weiblein gab einem Jeden ein Stücklein Brod und verbarg dann Alle unter dem Ofen; denn der Herr der Hütte war ein Menschenfreßer und konnte von seinem Raubzuge bald zurückkommen. Wirklich kam er auch bald und rief, so wie er in die Stube getreten: „I schmeck, i schmeck a Menschenblut." Er schnoberte in der Stube herum und hatte die Kleinen hinter dem Ofen bald gefunden. „Ihr seid gerade recht für Mitternacht" sagte er und legte sich dann auf die Bank, wo er bald einschlief. Als das Weiblein die Worte des Menschenfressers gehört hatte, so erschrack sie sehr, denn die kleinen Kinder hatte sie gar lieb. Sie befahl ihnen deßhalb, als der Menschenfresser fest schlief, unter dem Ofen hervorzukommen und sie führte sie in eine Kammer. In derselben aber schliefen die eilf Töchter des Menschenfressers und jede hatte eine goldenes Krönlein auf dem Haupte. Die

Krönlein nahm nun das Weiblein heimlich weg und setzte sie dem Hansl und seinen Brüderlein auf, die leinenen Zipfelkäpplein derselben aber den Töchtern des Menschenfressers. —

Um Mitternacht stand dieser auf und hatte bald ausgespürt, daß die fremden Kinderlein in der Kammer seiner Töchter wären. Schon wollte er den Hansl fassen, als er das goldene Krönlein merkte und deßhalb irre geführt wurde. Er griff daher nach den leinenen Zipfelkäpplein und biß so seinen Töchtern die Köpfe ab. Hansl aber machte sich mit seinen Brüderlein aus dem Staube und sie liefen und liefen, bis sie vor Müdigkeit nicht mehr weiter konnten und sich deßhalb in eine Höhle verkrochen, um da sicher zu sein. Mit Tagesanbruch hatte der Menschenfresser seinen Irrthum gemerkt; zornig zog er seine Stiefel an, um dem flüchtigen Kindern nachzueilen. Die Stiefel aber hatten die Eigenschaft, daß sie einen hintrugen, wohin man wollte. Deßhalb hatte er die Kinderlein, die ihm mit den goldenen Krönlein entflohen, auch bald gefunden. Er lachte hellauf vor Freude, als er sie sah und legte sich dann vor die Höhle hin, um ein wenig auszuruhen. Hansl aber kroch heimlich mit seinen Brüdern aus der Höhle hervor und zog dem Schläfer seine Stiefel ab. Diese waren sehr groß, so daß Alle darin Platz hatten. Hansl dachte: ach kämen wir nach Hause Und sieh, kaum hatte er es gedacht, so sprangen die Stiefel neben einander fort und fort, bis sie zu Hause ankamen. Jetzt hatten die Eltern eine große Freude an ihnen; denn aus den goldenen Krönlein lösten sie viel Geld und Hansl verdiente sich auch viel, denn er wurde Bote und zwar der beliebteste und bald auch der reichste,

weil er mit seinen Stiefeln die Geschäfte am schnellsten besorgen konnte. (Mündlich in ganz Deutschtirol.)

Die verwünschte Prinzessin.

Es ist schon lange seitdem her, da hatte einmal ein mächtiger Kaiser eine Heerschau angeordnet. Die Soldaten mußten von nah und fern zusammenkommen, und auf einem weiten Felde in zwei Reihen sich aufstellen. Da ritt nun der Kaiser mit seiner goldenen Krone auf dem Haupte mitten durch und besah sich die Krieger. Unter andern bemerkte er einen sehr alten Veteranen, dessen Haare schon schneeweiß waren. Der Kaiser hielt bei ihm an und fragte ihn: „Wie lange hast du schon gedient?“ — „Vierzig Jahre, Herr Kaiser,“ erwiderte ehrerbietig der Alte. — „Gut,“ sprach der Kaiser, „du hast deine Zeit nun voll und sollst der Mühen nun enthoben sein. Stelle dich morgen um Neunuhr im Audienz-Saale.“ Nach diesen Worten ritt der Kaiser wieder weiter und erblickte einen wunderschönen, noch blutjungen Mann, der muthig dreinschaute. Er hielt bei ihm an und fragte ihn: „Wie viele Dienstjahre zählst du?“ Der Jüngling trat ehrerbietig vor und antwortete etwas verlegen: „Nur zwei, Eure Majestät, habe aber doch auch den letzten Krieg mitgemacht, und mein Muth hat mich nicht verlassen.“ Der Kaiser fand Wohlgefallen an dem schönen, muthigen Burschen und sprach: „Du scheinst ein braver Mann zu sein. Stelle auch du dich morgen um Neunuhr in dem Audienzsaal.“ — Der Kai-

ser ritt wiederum weiter und bemerkte bald einen greisen Veteranen, den er fragte: „Wie lange dienst du bei der Armee?" — Der alte Krieger antwortete: „Achtundvierzig Jahre, Herr Kaiser. Ich habe in dieser Zeit viele Kriege mitgemacht und manche Wunde davon getragen. So hat mir in letzter Schlacht so ein Türkenhund eine Kugel in's Bein gejagt, die mir noch oft Schmerzen macht. Aber der Kerl mußte es theuer bezahlen, denn er wurde gleich darauf von unseren Kugeln zu Boden gestreckt." — Dem Kaiser gefiel der alte Mann, der noch so feurig erzählte. „Stelle dich morgen um Neunuhr im Audienzsaale", sprach der Fürst, ritt weiter und musterte die noch übrigen Soldaten.

Am andern Tage putzten sich die drei beorderten Soldaten aufs beste heraus und stellten sich Schlag Neunuhr im kaiserlichen Audienzsaale. Sie wurden vom Kaiser sehr freundlich empfangen und dann sprach er zu ihnen: „Ihr habt euch wacker gehalten und verdient einen Lohn. Weil ihr eure Pflicht so treu erfüllt habt, enthebe ich euch der fernern Kriegspflicht und will euch würdig beschenken. Zwischen zwei Dingen könnt ihr wählen, entweder könnt ihr hier bleiben und hier eure lebenslängliche Versorgung haben, oder ihr könnt weiter ziehen, und wenn ihr dieses thun wollt, so werde ich jedem von euch ein tausend Gulden zum Abschiede geben." — Als die drei diesen Vorschlag gehört, wurde ihnen die Wahl nicht sauer. Einstimmig baten sie um die tausend Gulden und wollten in die Weite wandern. Der Kaiser ließ, als er dieß sah, alsogleich den Reichskassier holen und befahl ihm, jedem der drei Soldaten ein tausend Gulden auf der Stelle auszubezahlen. Die drei Ab-

schieder empfiengen sogleich ihr Geld und zogen, nachdem sie dem Kaiser mit gerührtem Herzen gedankt hatten, mit einander fort. Sie waren noch nicht weit gewandert, als sie in einen großen, dunkeln Wald kamen, durch den eine Straße führte. Ehe sie noch das Ende des Waldes erreichten, überfiel sie die Nacht und sie mußten unter den Bäumen ihr Lager halten. Am folgenden Tage kamen sie endlich ins Freie und eine wunderschöne Gegend lag vor ihnen ausgebreitet. Am Ausgange des Waldes prangte auf einem Wiesenhügel ein herrliches Schloß, an dessen Fuße ein freundliches Dorf sich hinzog. „Seht da das Schloß! Gehen wir doch hinauf, um es anzusehen," sprach da der junge Soldat. — „Was werden wir da droben thun," entgegneten die zwei Alten, „wir haben Hunger und Durst, und gehen lieber ins Dorf und suchen dort eine Schenke." Gesagt, gethan! Sie lenkten ihre Schritte dem Dorfe zu, während der junge Bursche den Weg zum Schlosse nahm. Bald stand er vor dem großen Thore, das weit geöffnet war. Als er sah, daß kein Wächter da sei und daß keine lebende Seele im Hofe sich zeige, trat er muthig ein und stieg die marmorne Treppe hinauf. Er kam dann auf einen Gang, aber auch da zeigte sich kein lebendes Wesen. Endlich gelangte er in einen herrlichen Saal, in dem eine große Tafel stand, auf der die kostbarsten Speisen dufteten. In der Mitte war aber ein großes leeres Teller. Er sah sich noch einmal um, ob nirgends Jemand sich zeige, und als er sich allein erblickte, setzte er sich nieder und aß von all den Gerichten nach Herzenslust, bis er satt war. Als er noch dasaß und sich gütlich that, klopfte es plötzlich an die Thüre.

„Herein!“ rief der Bursche aus Leibeskräften. Da öffnete sich die Thüre und eine Schlange kroch herein und auf den Tisch hinauf, wo sie im leeren Teller Platz nahm und sich zusammenrollte. Obwohl dem jungen Soldaten die Furcht fremd war, so gruselte es ihn doch ein wenig, als er mit der unheimlichen Schlange ganz allein im weiten Saale war. Sein Staunen und seine Furcht wurden noch größer, als die Schlange zu reden begann. „Fürchte dich nicht,“ sprach sie, „und thue, was ich dir sage. Wenn du meinen Worten folgst, kannst du sehr glücklich werden. Ich bin eine verwünschte Prinzessin. Du kannst mich erlösen, wenn du nur willst, und dann bin ich mit allen meinen Schätzen dein. Sag mir also, ob du alles, woran meine Erlösung geknüpft ist, thun wollest.“ Da besann sich der Soldat nicht lange und sprach: „Potz Hagel und Donnerwetter! ich habe dem Tode so oft in den Rachen geschaut, d'rum werden mich diese Dinge auch nicht erschrecken!“ — Da sprach die Schlange: „Gut, so höre deine Aufgaben. Es werden drei Nächte nacheinander um die zwölfte Stunde viele, viele Soldaten mit ihrem Könige ins Schloß kommen. Sie werden dich an allen Enden und Ecken des Schlosses suchen, bis sie dich finden. Dann wirst du vor den König geführt werden, der alles Mögliche aufbieten wird, um von dir eine Antwort heraus zu kriegen. Du mußt dich aber nicht bewegen lassen, auch nur ein Wort zu sprechen. Fasse nur Muth und bleibe trotz aller Versprechungen und Drohungen stumm, wie ein Fisch; denn wenn du nur eine Silbe sprichst, sind wir beide verloren. Du wirst mißhandelt und gemartert werden, laß dir aber dadurch kein Wort entlocken. Mögen sie dich

auch noch so quälen, am folgenden Morgen wirst du dich besser befinden, als früher, und alle diese Martern werden dir zum Besten gereichen. In der dritten Nacht werden sie dir sogar den Kopf abschlagen, aber am folgenden Morgen wirst du frisch und gesund sein. Wenn du im Schweigen ausharrest, wirst du mich erlösen und uns beide glücklich machen."

Mit diesen Worten war die Schlange verschwunden. Der Soldat dachte über die wunderbare Geschichte nach und faßte, da er sein Herz nicht in den Hosen hatte, alsogleich den Entschluß, die Schlange zu erlösen. Er blieb deßhalb muthig am Tische sitzen, aß und trank und als ihm die Zeit zu lang wurde, zündete er ein Licht an und las in einem Buche, das auf einem Tische lag. So trieb ers, bis es Zwölfuhr schlug. Da hörte er plötzlich im Hofe einen Lärm, daß fast das Schloß darüber zitterte. Rossegetrampel, Waffengeklirre und Geschrei hallten bis zum Saale herauf. Bald kam der Lärm näher, es flog die Thüre auf, und sieben Soldaten stürzten in den Saal und auf den Jüngling los. Sie nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn in ein Zimmer, wo ihr König auf dem Throne saß. Als dieser den eingeführten Soldaten sah, rollte er zornig die Augen und fragte ihn: „Elender Wicht, was thust du hier und störst den Frieden des Schlosses?" Der junge Soldat verlor seinen Muth nicht und blieb stumm, wie ein Stein. Der König fragte zum zweiten und zum dritten Male und sein Gesicht röthete sich immer mehr vor Grimm. Der junge Soldat aber ließ sich nicht schrecken und verlor keine Silbe. Da kam der König fast außer sich vor Wuth, befahl eine Bank zu holen und den halsstärrigen Burschen zu prü-

geln. Es geschah, und doch, wie auch die Hiebe wispelten, der junge Soldat war und blieb stumm. Da schlug es Einuhr und der König zog mit seinen Kriegern ab. Der Soldat blieb aber auf der Bank liegen und schlummerte bald ein. Als er spät am Morgen erwachte, war er frischer und wohlgemuther als je, und ihm kam Alles, was er in der Nacht gesehen und gehört hatte, nur wie ein Traum vor. Er besichtigte sich nun ein wenig das Schloß und dann ging er in den Speisesaal, denn seine Magenuhr zeigte schon auf Mittag. Er fand den Tisch wieder herrlich bestellt, setzte sich nieder und aß nach Herzenslust. Wie er dasaß, klopfte es wieder an die Thüre, und auf das „Herein" des Soldaten kam die Schlange, kroch wieder auf den Tisch und setzte sich in das leere Teller.

Doch diesmal hatte sie schon einen gar schönen Mädchenkopf, der übrige Leib aber war der einer Schlange. Sie lächelte dem Soldaten freundlich zu und sprach: „Du hast dich brav gehalten und die erste Nacht glücklich überstanden. Fahre nur so fort und rede keine Silbe. Folgest du mir, werden wir beide glücklich werden." Der Soldat versprach ihrem Rathe nach zu kommen, und alsogleich war die Schlange wieder verschwunden. Er trieb es nun wieder, wie am ersten Tage, trank und aß und griff dann aus Langeweile zu dem Buche. Darin las er, bis es Zwölfuhr schlug. Da lärmte es wieder im Schloßhofe, wie in der ersten Nacht und Soldaten kamen wieder in den Saal und holten den jungen Abschieder. Dann wurde er wieder vor den zornigen König geführt und befragt, was er hier im Schloße thue. — Er antwortete aber keine Silbe und darob ergrimmte der König so sehr,

daß er ihn von den Soldaten auf's Aergste mißhandeln und peinigen ließ. Der junge Soldat blieb aber bei seinem Vorsatze, sprach keine Silbe und wie es ein Uhr schlug, zog der König mit seinen Soldaten ab. Der Abschieder legte sich wieder auf eine Bank, schlief süß und gut, bis er am späten Morgen frisch und munter erwachte. — Er vertrieb sich die kurze Zeit des Vormittags mit allerlei Dingen und dann ging er wieder in den Speisesaal, um dort sein Mittagsmahl zu nehmen. Er fand wieder den Tisch herrlich gedeckt und die köstlichsten Speisen dampften darauf. Er setzte sich nieder und tafelte, daß es eine Lust war. Da klopfte es wieder an die Thüre und, als er „Herein“ gesagt hatte, kam die Schlange, aber jetzt war sie schon halb Jungfrau. Sie begab sich wieder auf den Tisch und nahm im leeren Teller ihren Platz. Sie war diesmal gar freundlich, lächelte dem Soldaten zu und sprach: „Bisher hast du meine Worte treulich befolgt und ich danke dir dafür. Harre aber muthig aus und bestehe auch die künftige Nacht. Diese wird die letzte und gefährlichste Probezeit sein. Wirst du dieses Mal auch kein Wort reden, dann ist dein Glück gemacht“. — Er versprach es ihr und dann verschwand sie wie die zwei vorigen Male. Der Soldat saß nun wieder allein da, ließ es sich wohl schmecken und wartete auf die letzte Nacht. Es fieng ihn gar nicht an zu gruseln, als dieselbe näher rückte, denn er dachte, die wird mich nicht umbringen. Als es wieder Mitternacht war, fieng es an zu trommeln und zu pfeifen und der König mit seinen Leuten kam. Sieben Mann kamen wieder und holten den jungen Soldaten und führten ihn vor den König. Dieser versuchte wieder auf jede Weise vom Ab-

schieder ein Wort herauszubringen, aber umsonst. Als alle Versuche sich nutzlos erwiesen, erzürnte er so heftig, daß er befahl, ihm den Kopf abzuschlagen. Der Soldat vertraute auf die Worte der Schlange und ließ dies ruhig geschehen. Als der Schlag geführt ward, fiel der Soldat in einen so tiefen Schlaf, daß er erst spät morgens wieder erwachte. Da war das erste, daß er nach dem Kopfe griff, um zu erfahren, ob er ihn noch habe.

Als er fühlte, daß der Kopf noch auf dem alten Flecke sitze, war er herzlich froh und stand auf. Wie staunte er aber, als ganze Schaaren von Bedienten kamen, ihm Wäsche und neue Kleider brachten und ihn ihren Herren nannten. Nachdem er angekleidet war, geleiteten sie ihn zum Frühstücke und dann führten sie ihn durch das Schloß und zeigten ihm all die Pracht und Herrlichkeiten. Da kamen sie unter andern auch an einer Thüre vorbei, die gar zierlich gearbeitet war. Der junge Soldat wollte hinein, um das Gemach zu sehen. Da antworteten aber die Bedienten, ihre Herrin hätte dies verboten. Der Soldat ließ sich aber von seinem Wunsche nicht abwendig machen und sprach endlich: „Jetzt bin ich euer Herr, und ich befehle euch, die Thüre zu öffnen und mich hineinzuführen.“ — Da öffneten sie die Thüre und führten ihn ins Zimmer. Darin war die Jungfrau, die ihn mit zornigen Blicken vom Kopfe bis zu den Füßen maß. Dann sprach sie: „Dein Stolz hat dir geschadet. Weil du so eigensinnig und herrisch bist, so kann ich noch nicht deine Braut werden. Deines Stolzes wegen muß ich dich aus dem Schlosse entlassen. In drei Wochen werde ich dir aber kund thun, ob ich deine Frau werde oder nicht.“

Mit diesen Worten gab sie ihm einen Beutel und entließ ihn.

Dieser Beutel hatte aber eine gar absonderliche Eigenschaft, denn so oft man hineinfuhr, konnte man eine Hand voll Dukaten heraus holen. Der Soldat war darüber froher Dinge, verließ das Schloß und ging ins Dorf hinunter. Dort fand er in einer Kneipe seine zwei Kameraden, die auf ihn gewartet hatten und sich kreuzwohl sein ließen. Als sie ihren Kameraden wieder sahen, hatten sie große Freude, und alle Drei fiengen nun an in die Wette zu zechen. Da erzählten sie sich auch dies und das, und der Jüngste machte aus seinen Erlebnissen auch kein Geheimniß und prahlte mit seinem Glücke. — Seine zwei Genossen wurden ihm darüber neidig und verabredeten sich, als sie zu Bette gegangen und allein waren, wie sie ihn um sein Glück bringen wollten. Endlich ward beschlossen, sie wollten den Wirth bereden, dem Jüngsten an jenem Tage, an dem die Jungfrau kommen sollte, einen Schlaftrunk zu geben. Am folgenden Tage bestachen sie den Wirth und dieser fand sich zur That bereit. Als die drei Wochen vergangen waren und die Prinzeß kommen sollte, mischte der Wirth einen so starken Schlaftrunk unter den Wein, daß der jüngste Soldat sogleich betäubt zu Boden fiel und in einen knietiefen Schlaf versank.

Er war noch nicht lange in diesem Zustande dagelegen, als eine prächtige Kutsche, von zwei Schimmeln gezogen, daherfuhr. In ihr saß die Jungfrau, ganz weiß gekleidet, und ein weißer Schleier bedeckte ihr Haupt. Sie fragte nach dem jüngsten Soldaten. Als sie aber hörte, daß er schlafe, sprach sie, sie werde morgen wieder kom-

men und fuhr von dannen. Am Abende that der Wirth wieder einen Schlaftrunk in den Wein des jungen Soldaten und dieser betäubte sich wieder ganz und gar. Als er noch schlief, kam wieder eine herrliche Kutsche dahergefahren. Sie selbst war roth und zwei stolze braune Pferde zogen sie. Die Prinzeß, die im Wagen saß, war auch ganz roth gekleidet. Als sie hörte, daß der Soldat noch schlafe, gab sie den Bescheid, sie werde morgen wieder kommen, und fuhr von dannen. Gegen Abend erwachte der Soldat wieder und war, als er sah, daß er die Ankunft der Jungfrau verschlafen habe, sehr betrübt. Aus Verdruß darüber fieng er wieder an zu trinken und war bald wieder vom Schlaftrunke betäubt. Bald schnarchte er im tiefsten Schlafe und schlief spät in den folgenden Tag hinein. Zur bestimmten Stunde kam wieder eine schwarze Kutsche, zwei feurige Rappen waren daran gespannt. Im Wagen saß die Jungfrau, auch sie war schwarz gekleidet. Als sie hörte, daß ihr Erlöser wieder schlafe, ging sie in sein Zimmer, zog sein Schwert aus der Scheide, schnitt sich damit in den kleinen Finger und schrieb mit ihrem Blute folgende Worte auf das Schwert: „Wenn du morgen in Residia bist, heirathe ich dich.“ — Dann ging sie leise fort — denn wecken durfte sie ihn nicht — und fuhr von dannen. — Als er aus seinem schweren Schlafe erwachte und die Worte las, wurde er sehr bestürzt und traurig, denn er wußte gar gut, daß dieses nur durch ein Wunder geschehen könnte. Er beschloß aber dennoch sich aufzumachen und gegen Residia zu wandern. Wie er so traurig seinen Weg ging, kam er in einen dunkeln Wald. Er war noch nicht lange gegangen, als ein Bär auf ihn zutrottelte

und ihn fragte, warum er so traurig sei. Da faßte sich der Soldat ein Herz, und schilderte dem Bären seine traurige Lage haarklein. Als er seine Erzählung beendet hatte, sprach der Bär: „Wenn es nur das ist, so ist leicht zu helfen. Setze dich nur auf meinen Rücken, halte dich fest und dann will ich dich noch heute nach Residia bringen." — Der Soldat folgte dem Rathe, setzte sich auf den Braun und dieser flog brummend über Berg und Thal, daß sie in drei Stunden in Residia waren, obwohl diese Stadt von dem Dorfe zehntausend Meilen entfernt war. Da sprach der Bär: „Siehst du, diese Stadt ist Residia!" — Der Soldat sprang nun vom Rücken des Bären herunter, bedankte sich und wollte in die Stadt gehen. Der Bär stellte sich aber vor ihn und bat, er möchte ihm mit seinem Schwerte den Kopf abschlagen. Der Soldat war durch diese Bitte ganz überrascht und rief aus: „Gott bewahre mich davor, daß ich meinen größten Wohlthäter morde!" — Allein der Bär hörte nicht auf zu bitten und sprach: „Die größte Wohlthat, die du mir erweisen kannst, thust du mir, wenn du mir den Kopf abhauest." Als der Soldat sah, daß der Bär nicht aufhöre zu bitten, zog er sein Schwert und hieb ihm den Kopf ab. Dann machte er sich auf die Füsse und ging auf die Stadt zu. Wie er aber noch einmal umblickte, sah er an der Stelle, wo er den Bären geköpft hatte, einen schönen weißen Jüngling stehen, und dieser rief ihm seinen Dank zu. Der Soldat eilte in die Stadt und begegnete dort einigen Soldaten. Er fragte diese: „Wo ist das beste Wirthshaus?" — Die Soldaten glaubten, der Bursche sei nicht bei Sinnen oder er wolle sie foppen, spotteten ihn deßhalb aus und

sagten: „Du Narr, was willst du blutarmer Schlucker in einem Wirthshause? Du hast ja keinen rothen Pfennig, geschweige so viel, um in's vornehmste Gasthaus zu gehen.“ — Er sagte kein Wort darauf, sondern griff in seinen Zaubersäckel und schenkte jedem eine Handvoll Dukaten. Da machten sie große Augen, wurden freundlich und führten ihn zum besten Gasthause. Er ging hinein, setzte sich nieder und ließ sich zu essen und trinken geben. Wie er so dasaß, fragte er den Wirth, was es Neues gebe. Dieser antwortete: „Das Neueste ist dies, daß gestern die Königstochter, die vor vierzig Jahren spurlos verschwunden war, wieder gekommen ist. Morgen wird sie sich auch einen Bräutigam wählen und deßhalb auf der Altane erscheinen und jene mustern, die darunter vorbeifahren. Aus diesen wird sie sich den Bräutigam suchen.“ Als dies der Soldat gehört hatte, bestellte er sich bei dem Wirthe eine weiße Kutsche, mit zwei Schimmeln bespannt, und schaffte sich auf den folgenden Tag ein weißes Kleid an. —

Am folgenden Morgen fuhr er zur bestimmten Stunde, als die Prinzessin auf der Altane stund, in der weißen Kutsche am Ende der übrigen Freier langsam vorbei. Die Prinzessin wählte aber diesmal keinen Bräutigam, sondern ließ durch einen Herold kund thun: Die Bewerber um ihre Hand sollten am folgenden Tage noch einmal vorüberfahren und dann werde sie wählen. —

Da ging der Soldat guten Muthes in das Gasthaus zurück, aß und trank und bestellte sich auf den morgenden Tag eine rothe Kutsche, die mit zwei Füchsen bespannt sein sollte. Zugleich ließ er sich ein rothes Kleid machen. — Am folgenden Tage bestieg er ganz roth ge-

kleidet die rothe, mit zwei braunen Pferden bespannte Kutsche und fuhr vor die Königsburg zur festgesetzten Stunde. Dort schloß er sich dem Zuge der Werber an und fuhr wieder zuletzt und sehr langsam unter der Altane vorbei. —

Die Prinzessin wählte aber diesmal noch keinen Bräutigam, sondern ließ durch einen Herold kund thun: die Freier sollten am folgenden Tage noch einmal kommen und dann wolle sie wählen.

Da kehrte der Soldat wieder in's Gasthaus zurück und trank und aß frohen Muthes. Dann bestellte er sich auf den morgenden Tag eine schwarze Kutsche mit schwarzem Gespann und ließ sich ein schwarzes Kleid machen. — Als am folgenden Tage die von der Prinzessin festgesetzte Stunde anrückte, bestieg er, schwarz gekleidet, den schwarzen Wagen und fuhr auf den Burgplatz. Dort schloß er sich dem Zuge der Freier an und fuhr zuletzt und langsam unter der Altane vorbei. Als die Königstöchter ihn diesmal in schwarzer Kleidung und in schwarzer Kutsche sah, ward es ihr klar, daß dieser Freier ihr Erlöser sein müsse. Sie ließ ihn deßhalb zu sich holen und als sie in ihm ihren Retter wirklich erkannte, fiel sie ihm um den Hals und hieß ihn ihren Bräutigam. Da gab es eine gar große Freude im Schloße und noch am nämlichen Tage wurde die Hochzeit gefeiert. Da war der Himmel voll Geigen und das Brautpaar blieb auch in Zukunft glücklich, wie am ersten Tage.

(Mündlich aus Selrain.)

Sauerkraut und Todtenbeine.

Vor langer Zeit lebte ein armes Bäuerlein, das drei Töchter hatte. Die zwei ältern waren gar schön und gescheidt, die jüngste konnte eben nicht mit ihrer Schönheit prahlen und auch am Verstand schien es ihr zu fehlen. Die zwei stolzen Dinger thaten über die Maßen groß und nobel und mußten immer schöne Kleider haben, um den reichsten Bauerntöchtern nicht nachzustehen. Wenn sie dann so geputzt waren, lachten sie ihre jüngste Schwester aus und thaten nicht anders, als ob sie ihr Stubenmädchen wäre. Dieser Staat, den sie führten, kostete aber viel Geld und das arme Bäuerlein sah, daß er bei dieser Wirthschaft trotz alles Kratzens und sich Abschindens auf die Gant kommen müße. Deßhalb sagte er eines Tages zu seinen Töchtern: „Meine Kinder, der Handel wird mir bald zu arg, wenn ich alle drei länger kleiden und nähren soll. Ihr seid so alt, daß ihr euch selbst das Brod verdienen könnt und deßhalb mein' ich, soll eine von euch auf den Dienst gehen.“ — Damit war die älteste alsogleich einverstanden, denn sie glaubte, sie werde wegen ihrer Schönheit in der Stadt ein gutes Unterkommen finden. Sie packte ihre Kleider und Habseligkeiten zusammen und verließ voll schöner Hoffnungen die väterliche Hütte. Sie schlug den nächsten besten Weg ein und kam bald in einen großen stockfinstern Wald, der sich viele Stunden ausdehnte. Als sie einige Stunden im Forste fortgegangen waren, fühlte sie Müdigkeit in ihren Gliedern und Hunger in ihrem Magen. Sie setzte

sich deßhalb auf einen Stein, der am Wege lag, und zog ein Stück Brod aus ihrem Küttelsacke, um sich zu laben. Kaum hatte sie aber zu essen angefangen, als ein schneeweißer Pudel kam und sich ihr gegenüber setzte. Es war ein gar abgemagertes Thier und der Hunger sah aus seinen Augen. Er winselte und bat um ein Stücklein Brod, aber die Hartherzige dachte sich, Selbstessen macht fett, und kümmerte sich um den Pudel blutwenig. Nachdem sie sich gestärkt hatte und weiter gehen wollte, fieng der Hund plötzlich an zu reden und sprach: „Wenn du weiter in den Wald kommst, wird dir ein graues Männlein begegnen, das dich fragen wird, ob du nicht bei ihm in Dienst treten möchtest. Du wirst bei ihm zwar nur Sauerkraut und Todtenbeine zu essen bekommen, ich rathe dir aber, sein Angebot alsogleich anzunehmen." Nach diesen Worten war der Pudel verschwunden. Darüber verwunderte sich die Dirne nicht wenig, noch mehr aber über das graue Männlein und seine sonderbare Kost. Sie sah gar wohl ein, daß es hier nicht mit gewöhnlichen Dingen zugehe und beschloß den Dienst anzunehmen. Gefaßten Muthes ging sie weiter durch den Wald und wünschte sich nach Hause zurück. Sie war noch nicht weit gegangen, da begegnete ihr wirklich ein kleines Männlein, dem ein eisgrauer Bart bis auf die Füße reichte, und fragte sie, ob sie bei ihm in Dienst treten wolle; zu essen bekäme sie aber nur Sauerkraut und Todtenbeine. Die Dirne sagte ohne Bedenken zu und folgte dem graubärtigen Männlein. Dieses führte sie lange, lange Zeit fort über Stock und Stein, bergauf, bergab, bis sich endlich ein großes, altes Schloß zeigte. In dasselbe führte er die Magd, die gar

müde und schläferig war und alsbald ihr Bett suchte. Am andern Tage zeigte ihr das Männlein die Arbeiten, die sie besorgen sollte, gab ihr Sauerkraut und Todtengebein und verließ dann mit dem weißen Pudel, den sie am vorigen Tage im Walde gesehen hatte, das alte Schloß. Sie ging an ihre Arbeit und hatte dieselbe bald verrichtet, denn ihre Geschäfte waren nicht zahlreich. Dann setzte sie sich zu Tische und aß das Sauerkraut; die Todtenknochen verbarg sie aber im Tischtuche. Nachdem sie ihren Hunger gestillt, vertrieb sie sich durch allerlei Dinge die Zeit, bis der Abend auf's Thal sank. Dann kam wieder das graue Männlein mit dem weißen Pudel nach Hause und fragte alsogleich, ob sie die Todtenbeine gegessen habe. Sie besann sich nicht lange und sagte alsbald ja. Da wandte sich das Männlein an seinen Pudel und sprach: „Weißer, mach deine Künste." Alsogleich machte sich der weiße Pudel auf und schnupperte und witterte lange Zeit in der Stube herum, bis er endlich die Tischlade herauszog, die Todtenknochen in derselben fand und sie dem grauen Männlein vor die Füße legte. Wie das Zwerglein die Gebeine sah, ward es ganz wüthend, lief in die Küche, holte sich dort ein Beil und schlug damit die Magd todt. —

Als nach vielen Wochen die älteste Tochter noch nie zu den Ihrigen zurückkam und keine Kunde von ihr laut wurde, dachte sich die zweite Tochter des Bäuerleins: Meiner ältesten Schwester muß ein rechtes Glück eingeschlagen haben, daß sie uns so ganz und gar vergißt. Dabei stieg ihr der Gedanke auf, auch in die Stadt zu gehen und dort das Glück zu versuchen. Gedacht, gethan. Sie packte ihre Kleider und Habseligkeiten zu-

sammen, nahm einen Laib Brot und ein Stück Käs mit und machte sich, nachdem sie von ihrem Vater Abschied genommen hatte, auf den Weg in die Stadt. Als sie eine Strecke gegangen war, kam sie zum großen, stockfinstern Walde, in dem sie sich auch, als sie müde und hungerig war, niederließ und sich mit Brot und Käse laben wollte. Da kam auch wieder der weiße Pudel und setzte sich ihr gegenüber und blickte so lüstern auf das Brot, als ob er ihr jeden Bissen wegschnappen wollte. — Die Dirne hatte aber ein steinhartes Herz, aß sich selbst satt und warf dem bettelnden Hunde kein Bröslein vor. Dann stand sie auf und wollte ihres Weges weiter gehen. Da fieng der weiße Hund plötzlich zu reden an und sprach: „Wenn du tiefer in den Forst kommst, wird dir ein graues Männlein begegnen. Das wird dich fragen, ob du nicht in seine Dienste treten möchtest. Du wirst bei ihm zwar nur Sauerkraut und Todtenbeine zu essen bekommen und die Kost wird schmal sein. Ich rathe dir aber, sein Angebot alsogleich anzunehmen." — Nach diesen Worten war der Pudel verschwunden. Die Dirne konnte sich über den redenden Pudel und seinen Rath nicht wenig verwundern, verlor jedoch nicht den Muth und dachte sich, da kann ich vielleicht mein Glück finden. Guter Dinge wanderte sie nun weiter in den dichten, dunkeln Forst hinein und hieng ihren Gedanken nach. Als sie ein gutes Stück Weges gegangen war, stand plötzlich das kleine Männlein mit dem langen eisgrauen Barte vor ihr und fragte sie, ob sie nicht bei ihm als Magd dienen wollte; zu essen bekomme sie aber nur Todtenbeine auf Sauerkraut. — Sie ließ sich jedoch durch dieses nicht abschrecken und nahm das Angebot an. Das

graue Männlein führte sie nun über Stock und Stein, bergauf, bergab durch den finstern Wald, bis sie endlich in der schauerlichsten Wildniß das alte Schloß sahen. In dasselbe gingen das Männlein und die Magd, die gar müde und schläfrig war und alsbald ihr Bett suchte.

Am andern Tage wies das Männlein der neuen Magd ihre Geschäfte an, zeigte ihr dies und das und gab ihr die besagte Kost. Dann verließ er mit dem weißen Pudel das Schloß und verschwand im wilden Walde. Die Dirne besorgte ihre Arbeiten und als diese geendet waren, setzte sie sich auf die Küchenbank, nahm das Tellerchen mit ihrer ecklen Kost, suchte die Todtengebeine herab und verbarg sie unter der Asche. Dann nahm sie das Kraut und stillte damit ihren Hunger. Dann schaute sie sich im Schlosse um und schaffte dies und das, bis der Abend herandunkelte. Nun kam auch das graue Männlein mit seinem weißen Pudel heim und fragte alsbald, ob sie Kraut und Todtenbeine gegessen habe. Sie bejahte ohne Zaudern seine Frage. Da kehrte sich das Männlein an seinen Pudel und sprach: „Weißer, mach deine Künste.“ Alsogleich sprang der Pudel auf, schnupperte und stöberte in allen Ecken und Enden der Küche bis er endlich zum Aschenhaufen kam und darin die gesuchten Knochen fand. Wie das Zwerglein die Gebeine sah, schäumte es vor Wuth, griff nach dem Beile und köpfte damit die lügnerische Dirne, wie eine Ente. —

Indessen war auch das arme Bäuerlein gestorben und das verschuldete Anwesen fiel den Gläubigern anheim. Da blieb der jüngsten Tochter auch keine Wahl und sie mußte ihr Brot in der weiten Welt suchen. Sie schnürte

deßhalb ihr Bündel und machte sich auf den nächsten besten Weg, der nach ihrer Meinung in die Stadt führte. Da kam auch sie in den großen Wald, und als sie eine lange Strecke darin gegangen war, fühlte sie Müde an ihren Gliedern und Leere in ihrem Magen. Sie setzte sich deßhalb auf einen alten bemoosten Baumstamm, um ein wenig auszurasten und sich zu stärken. Als sie so dasaß und ihr hartes Brod käute, kam wieder der weiße Pudel und setzte sich ihr gegenüber. Da schaute er so unverwandt und lüstern nach dem Stücklein Brot in ihrer Hand, daß sie alsogleich wußte, was er wolle. Sie hatte nun das größte Mitleid mit ihm und gab ihm all ihr Brod, obwohl sie erst wenig davon gegessen hatte. Da aß der Pudel, daß es eine Freude war, und hernach fieng er zu reden an, und sprach: „Dir wird im Walde ein graues Männlein begegnen und dich fragen, ob du nicht bei ihm dienen möchtest. Zu essen wirst du bei ihm jedoch nichts bekommen, als Sauerkraut und Todtengebeine. Willige aber nur in den Antrag, denn die Knochen kannst du ja in den Garten hinunter werfen und dann werde ich sie schon verscharren." Nach dieser Rede war der Pudel aus ihren Augen verschwunden. Obwohl ihr die Geschichte mit diesem Thiere nicht geheuer vorkam, so fürchtete sie sich doch nicht, nahm ihr Bündel wieder auf und setzte ihren Weg fort. Als sie wieder ein Stück Weges zurückgelegt hatte, bekam ihr das Männlein mit dem eisgrauen Barte und fragte sie, ob sie nicht in seinen Dienst treten möchte. Sie dürfte nicht viel arbeiten, aber zu essen werde sie nur Sauerkraut sammt Todtenbeinen bekommen. Das Mädchen dachte an die Worte des Pudels, sagte alsogleich zu und

folgte dem kleinen Zwerge, der sie lange, lange durch die dichte Waldung führte, bis sie endlich zum alten, großen Schlosse kamen. Da war das Mädchen aber müde und matt, daß ihm die Augen zufielen, und suchte bald sein Bettchen, wo es ruhig und sanft bis zum folgenden Morgen schlief. Als die Sonne hinter den Bergen aufstieg, stand auch die neue Magd auf und ging an ihre Arbeit. Da wies das Männchen ihr das Tagwerk an, gab ihr die eckle Kost und verließ dann mit dem weißen Pudel das Schloß. Das Mädchen that nun gewissenhaft die Arbeit und als es dieselbe geendet hatte, nahm es sein Schüsselchen, stillte mit dem Sauerkraute seinen Hunger und warf die Gebeine in den Garten hinab, wo sie der Pudel vergrub.

Als die Sonne untergegangen war und die Nacht herandunkelte, kam das graue Männlein nach Hause und fragte das Mädchen, ob es Kraut und Knöchlein gegessen habe. Da antwortete die Dirne Ja, obwohl ihr dabei das Herz pochte. Das Männlein wendete sich nun an den Pudel und sprach: „Weißer, mache deine Künste!" Doch dieser machte keine, und die vergrabenen Gebeine kamen nicht an das Licht. Darob schien das Männlein gar froh und munter zu sein und es sprach zur Magd: „Danke Gott und stehe heute um eilf Uhr auf und bete bis zwölf Uhr, dann wird dir nichts geschehen. Fürchte dich nur nicht vor dem Löwen, und den Unthieren, die dich zu verschlingen drohen werden. Wenn du ausharrest, sollst du glücklich werden."

Die Dirne folgte den Worten des Zwergleins genau. Sie ging nach vollendeter Arbeit auf ihre Kammer,

warf sich auf ihre Kniee und betete mit größter Andacht. Kaum begann es aber auf dem Schloßthurme eilf Uhr zu schlagen, so entstand ein so schreckliches Lärmen und Poltern im Schlosse, daß alle Mauern zitterten. Thüren flogen auf und zu, und es schien, als ob die wilde Fahrt los sei. Bald riß es auch die Kammerthüre auf und schreckenerregende Ungethüme kamen hereingesprungen und drohten unter ohrenzerreißendem Geheul, das Mädchen zu verschlingen. Doch dieses ließ sich im Beten nicht irre machen, sondern flehte nur noch inbrünstiger zu Gott, bis es zwölf Uhr schlug. Da wurde es aber wieder mäuschenstille und die müde Magd legte sich in's Bett und schlief bis der Morgen in's Stübchen schaute. Wie war sie aber überrascht, als sie morgens ihre Augen öffnete, denn sie fand sich nicht in ihrer kleinen düstern Kammer, sondern in einem großen, herrlichen Zimmer. Sie ruhte anstatt auf ihrem elenden Strohsacke in einem seidenen Bette und die Wände waren mit den herrlichsten Spiegeln geschmückt. Sie konnte sich an all dieser Pracht und Herrlichkeit nicht satt sehen, stand auf und wollte sich ankleiden. Da waren die schönsten Kleider für sie bereitet und ihr früheres Gewändlein war nicht mehr zu finden. Nachdem sie sich angethan hatte, trat ein wunderschöner Jüngling in das Zimmer und dankte ihr innigst für seine und seines Vaters Rettung. Denn sie beide waren verzaubert gewesen: er in den weißen Pudel und sein Vater in das alte Männlein, und waren nun wieder erlöst. Zum Danke für die Rettung machte er das brave Mädchen zu seiner Frau und hielt noch an demselben Tage seine Hochzeit. Da schmetterten Pauken und Trompeten und die Gläser klangen, als ob Kirchweih wäre.

Sie und der Ritter blieben auch ihr Lebtag so glücklich, wie am Hochzeittage, und erreichten ein gar hohes Alter.

(Mündlich aus Zillerthal.)

Die Schleifersöhne.

Ein Scheerenschleifer, der zwei Söhne hatte, wollte in eine Stadt fahren, wo er immer viele Arbeit fand und sich deshalb jährlich längere Zeit aufzuhalten pflegte. Der Weg dahin führte durch einen Wald. Der Schleifer zog seinen Karren und die zwei Knaben schoben das elende Fahrzeug, wie sie es gewöhnlich thaten. Aber heute wollte die Fahrt nicht vorwärts gehen, denn der Weg war schlecht und der Karren blieb ein über das andere Mal im Kothe stecken. Mit Mühe und Schweiß kamen sie zwar weiter, doch nahmen die Kräfte des alten Schleifers immer mehr und mehr ab, bis er müde und matt zu Boden sank. Da befahl er seinen zwei Knaben, in die Stadt zu rennen und ihm Speise und Trank zu holen. Die Burschen rührten alsogleich hurtig ihre Beine und liefen schnurstracks gegen die Stadt. Als sie an das Ende des Waldes gekommen waren und schon die Stadt sahen, erblickten sie plötzlich im Farenkraute nahe am Wege einen gar seltsamen, wunderschönen Vogel. Da war aber auch der arme Vater vergessen und ihr Sinnen und Trachten ging nur darauf, den schönen Vogel zu bekommen. Allein dieser ließ sich nicht so einsacken und flog weiter und wenn sie oft schon glaubten, ihn unter der Kappe zu haben, war er schon wieder entkommen

und flog eine Strecke weiter, wo er dann wieder stille saß. Die zwei Knaben liefen ihm über Stock und Stein nach und entfernten sich immer mehr vom Wege. Nach langem Laufen und Jagen gelang es ihnen endlich doch, des Vogels habhaft zu werden. Nun liefen die zwei Knaben freudig zu ihrem Vater zurück und zeigten ihm den herrlichen Fang Der Vater war aber voll Zorn und Aerger, daß sie ihm keine Speise brachten, zankte und schmähte seine Kinder aus und wollte den Vogel frei fliegen lassen. Da sah er auf dem Kopfe des Vogels folgende Worte geschrieben: „Wer bratet und ißt meinen Kopf, findet täglich einen Sack voll Gold." Kaum hatte er diese Worte gelesen, so verwahrte er den Vogel ganz sicher, ließ sich dann auf den Karren heben und von seinen Söhnen in die Stadt ziehen. Dort angekommen stellten sie im Wirthshause, in dem der Schleifer gewöhnlich Herberge nahm. Er trug dann den schönen Vogel alsogleich in die Küche und hieß die Köchin denselben bald braten und auf ihn wohl Acht haben, denn er habe ihn um sündtheures Geld gekauft und sein Fleisch solle ihm das Kopfweh vertreiben. Dann stärkte er sich vorläufig mit Brot und Wein und ging einstweilen seinem Geschäfte nach. Die Köchin that nach seinen Worten, rupfte und putzte den Vogel sorgfältig und stellte ihn an's Feuer. Die zwei Knaben sahen ihr zu und standen am Herde. Da mußte die Köchin einmal die Küche verlassen und die zwei Schleiferbuben blieben allein zurück. Das war diesen eine gemähte Wiese, denn sie waren hungerig wie Raben, und der Duft des Bratens kitzelte gar sehr ihre Nasen. Sie mausten nun den Vogel, machten sich damit aus der Küche und theilten ihn dann unter sich,

doch so, daß der Aeltere, der ein schlauer Patron war, dem Jüngern nur den Kopf des Vogels ließ. Dann aßen sie den Braten auf und ließen sich denselben wohl schmecken. Der alte Schleifer blieb aber auch nicht lange aus und verlangte seinen Braten. Die Köchin antwortete ihm, er sei verschwunden und sie wisse nicht wohin. Seine Knaben seien in der Küche gewesen und müßten es wissen, wohin er gekommen sei. Da der Vater dies gehört hatte, ging ihm ein Lichtlein auf, er nahm eine Gerte, suchte die zwei Söhne in der Kammer auf und wichste den Aeltern durch, daß der Staub aufflog. Der Knabe gestand ihm aber kein Sterbenswörtchen. Als der Vater sah, daß an diesem Hopfen und Malz verloren sei, nahm er den Jüngern beim Schopf und gerbte ihn weidlich durch. Da wurde es dem Knaben doch zu arg und er gestand, daß er bloß den Kopf des Vogels gegessen habe, während sein Bruder alles Uebrige davon aufgezehrt habe. Wie der Vater dies hörte, dachte er sich, wenn das so ist, kann mir das Gold doch nicht entgehen und ließ den Knaben laufen. Seine Muthmaßung bestätigte sich auch, denn er fand täglich unter dem Kopfkissen des jüngern Sohnes einen schweren Beutel Goldes. Der Schleifer gab nun sein früheres Gewerbe auf, kaufte sich Hof und Haus, Roß und Wagen und spielte den großen Herrn. Die Leute aber vergaßen nicht, was er früher war und nannten ihn nur den Schleifer, und seine Söhne hießen überall die Schleiferbuben. Dies, und das Betragen des Vaters, der ihnen nie sagte, woher er das viele Geld bekomme, verdroß die Knaben so sehr, daß sie eines Morgens auf und davon gingen und beschlossen bei einem Müller in den Dienst zu treten. Sie waren

schon eine gute Strecke gewandert, als sie zu einer Mühle kamen und dort um einen Dienst sich anfragten. Der Müller hätte wohl einen Knecht angenommen, aber wollte von zwei nichts wissen. Da sich die Brüder nicht trennen wollten, blieb ihnen keine Wahl über, als weiter zu wandern und anderswo ihr Unterkommen zu suchen. Am folgenden Tage kamen sie wieder zu einer Mühle und traten dort in Dienst. Sie arbeiteten fleißig und dienten ihrem Meister treu und redlich. Da sagte einmal die Magd zu ihnen: „Glaubt ihr denn, ich sei eine Diebin, daß ihr jeden Morgen einen Beutel Gold unters Kopfkissen legt, um meine Redlichkeit zu prüfen?“ Mit diesen Worten warf sie ihnen einige Beutel Gold vor die Füße und verließ sie. Die zwei Schleifersöhne schauten darein wie nicht gescheidt, nahmen das Gold und machten sich aus dem Staube, denn sie getrauten sich nicht länger zu bleiben. Als sie schon eine große Strecke gewandert waren und nirgends einen Dienst finden konnten, wo sie beisammen geblieben wären, kamen sie zu einer riesigen Eiche, bei der sich der Weg theilte. Da sprachen sie: „Es geht nicht so, wir müssen uns trennen.“ Dann nahmen sie von einander Abschied, versprachen sich, nach einem Jahre hieher zurückzukehren, um zu erfahren, wie es jedem von ihnen ergangen sei. Nun steckten sie ihre Messer tief in den Stamm der Eiche. Sollte eines davon rostig befunden werden, so sei das ein Zeichen, daß es dem Eigenthümer schlecht ergehe und dann solle der andere sich aufmachen, um den Bruder aus dem Unglücke zu retten. Sie umarmten sich dann und schieden von einander, worauf der Aeltere den Weg zur Rechten, der Jüngere den zur Linken einschlug,

Jeder ging ganz einsam seinen Weg, nur eine Flinte und einen Säbel hatte jeder bei sich.

Der Aeltere, der Hans hieß, kam bald in einen dichten Wald. Er war darin noch gar nicht lange fortgegangen, als er in der Nähe einen großen schönen Fuchs erblickte. Das ist ein schöner Fang, dachte sich Hans, nahm die Flinte von der Schulter und wollte auf das schöne Thier anlegen. Da begann aber der Fuchs plötzlich zu reden und sprach: „Schone meines Lebens und ich will dir in Treue folgen. Vielleicht kann ich dir noch nützlich sein.“ Hans hatte Mitleiden mit dem Thiere und schenkte ihm das Leben. Der Fuchs kam nun ganz nahe heran und folgte dem Schleifersohne, wie ein Hündchen seinem Herrn. Bald darauf kam ein Wolf aus dem Gehölze und wollte über den Weg gehen. Da nahm Hans wieder seine Flinte und wollte das Thier erlegen; aber der Wolf rief: „Laß mich leben und ich will dir immer folgen und dir dankbar sein.“ Hans war des zufrieden und schenkte dem Wolf das Leben. Das Thier schritt nun herzu und begleitete den Schleifersohn. Nach einer Weile trabte ein zottiger Bär aus dem Dickicht hervor, da legte der Hans auf ihn an, aber der Bär brummte: „Laß mich leben und ich werde dir dankbar folgen.“ Der Schleifersohn war damit einverstanden und und ließ den Bär am Leben. Nun hatte der Hans einen Fuchs, einen Wolf und einen Bären zu seinen Begleitern und Dienern und kam bald aus dem dunkeln Walde ins Freie. Von da gingen sie noch einen Tag lang und erreichten dann eine große, schöne Stadt. Darin sah es aber gar trübe und traurig aus, und die Leute waren niedergeschlagen, als ob ihnen ein großes

Unglück geschehen wäre. Da fragte Hans ein altes Mütterchen, das ihm begegnete, was die tiefe Trauer und Todtenstille zu bedeuten habe. Antwortete das Mütterlein: „Weil morgen des Königs einzige Tochter sterben muß," und helle Thränen rollten über die abgemagerten Wangen der Alten. Hans fragte: „Warum soll sie sterben? Ist sie todeskrank?" Sprach das alte Mütterlein: „Na, aber der siebenköpfige Drache, der alljährlich einmal kommt, und dem man eine Jungfrau geben muß, wird heute noch daherfliegen, und dieses Mal hat das Loos die Königstochter getroffen. Morgen wird sie zur Kapelle geführt werden, wo sie der Drache in Empfang nehmen wird." Fragte Hans: „Aber warum tödtet man nicht den Drachen." Sprach das Mütterchen: „Mein Kind, hast leicht reden. Der König hat dem, der das Unthier erlegen würde, die Hand seiner schönen Tochter versprochen, aber Niemand will sein Leben gerne verlieren." Da dachte sich der Schleifersohn, vielleicht kannst du dir die Königstochter erwerben und fragte, wo die Kapelle sei. Das alte Mütterlein beschrieb ihm den Weg zu derselben, und Hans bedankte sich dann und nahm von der Alten Abschied. Er wartete nicht lange und stieg mit seinen drei Thieren auf den Drachenberg, wo die Kapelle stand. Nicht lange, und das Unthier brauste schon durch die Luft daher und schoß auf die Kapelle zu. Dort war aber Hans mit den drei Thieren und hetzte diese auf den Drachen los. Doch dieser spie Feuer aus und wollte ihn mit seinen scharfen Krallen packen. Da waren aber auch die drei Thiere nicht faul, sprangen auf das Höllenthier los und Hans führte so gewaltige Streiche, daß der geflügelte

Wurm einen Kopf nach dem andern verlor. Dann trabte der Bär auf dem Drachen herum und zertrat das Ungethüm. Hans aber schnitt aus den sieben Drachenköpfen die Zungen, wickelte sie in sein Sacktuch und ging in die Kapelle. Er war vom Kampfe so müde und matt geworden, daß er sich kaum aufrecht halten konnte und sehr nach Schlaf begehrte. Dann wollte er in die Stadt gehen, und den Kampfspreis holen. Kaum hatte sich aber der Schleifersohn in der Kapelle niedergesetzt, kam die Königstochter. Sie war ganz schwarz gekleidet und ihr Gesicht war bleich, wie e ne Mauer, denn sie fürchtete den Tod gar sehr. Wie groß war da ihre Freude, als sie den Drachen in seinem Blnte liegen fand. Sie kannte kein Maaß und kein Ende ihres Jubels und ging in die Kapelle, um dort Gott für ihre Rettung zu danken. Darin fand sie aber Hans mit seinen drei Thieren, an dem sie gleich den Drachentödter erkannte. Sie fiel vor ihm auf die Kniee nieder, dankte ihm unter Thränen, und wollte ihn alsogleich zu ihrem Vater in die Stadt führen. Hans war aber so matt, daß er ihren Wunsch nicht erfüllen konnte, wohl aber bald nachzukommen versprach. Sie gab ihm deßhalb ihr goldenes Fingerlein, Halskettlein und seidenes Halstuch zum Andenken und sprach: „Du darfst diese Stücke nur in der Stadt vorzeigen, und man wird dich zum Könige führen, der dich für meine Rettung reich belohnen wird.“ Dann dankte sie noch einmal und eilte freudig und in der Hoffnung, daß ihr Retter bald nachkommen werde, in die Stadt hinab. Hans schlummerte vor Müdigkeit bald ein. Da beschlossen seine drei Thiere ihn zu bewachen und loosten, wer von ihnen wach bleiben und den Herren hüten müsse. Das Loos traf den Fuchs,

und Wolf und Bär legten sich nun auch auf ihre Viere, denn auch sie waren müde und schläfrig, und schnarchten bald mit ihrem Herrn in die Wette. Aber auch der Fuchs hatte den Kampf mitgemacht und ihm fielen die Augen ein über das andere Mal zu, bis der Schlummer ihn vollends übermannte und er trotz alles Widerstrebens einschlief.

Unterdessen hatte der König einen Diener ausgeschickt, um nachzusehen, ob die Prinzeß gerettet worden sei oder nicht. Wie aber der Diener vor das Stadtthor gekommen war, begegnete ihm die Königstochter mit freudestrahlendem Gesichte und erzählte ihm, wie sie gerettet worden sei und daß ihr Retter in der Kapelle droben schlafe. Als der böse Diener dies hörte, faßte er einen schändlichen Plan, setzte der Prinzeß, die vor Schrecken kreidenweiß wurde, einen Dolch auf die Brust und sprach: „Schwöre, daß du mich als deinen Retter überall ausgeben und meine Frau werden wollest, sonst bist du ein Kind des Todes!“ Da hatte die arme Königstocher keine Wahl, sie mußte schwören, mochte sie wollen oder nicht, wenn sie nicht auf der Stelle gemordet sein wollte. Der Diener ging aber hinauf zur Drachenkapelle, wo er Hans noch schlafend fand, und hieb diesem das Haupt ab. Dann nahm er die sieben Köpfe des Drachen und nahm sie mit in die Stadt hinunter, um seine Aussage beweisen zu können. —

Nach einer Weile erwachten allmälig die drei Thiere. Als sie ihren Herrn ermordet sahen, erhoben sie großen Jammer und der Wolf wollte durchaus über den pflichtvergessenen Fuchs herfallen und ihn zerreißen. Doch der Bär mahnte den Wolf von seinem Vorhaben ab und

sagte, er solle den Fuchs leben lassen. Dieser müsse aber ein Kräutlein holen, mit dem man dem Herrn seinen Kopf wieder anheilen könne. Der Fuchs war froh, daß er mit heiler Haut davonkam, und machte sich gleich auf den Weg, um das Kräutlein des Lebens zu suchen. Er lief bergab, bergauf, über Stock und Stein, konnte aber das wunderbare Kräutlein nicht finden. Als er schon die Hoffnung aufgegeben hatte, des Kräutleins jemals habhaftig zu werden, begegnete ihm eine weiße Hirschkuh und diese fragte ihn, was er denn so eifrig suche. Der Fuchs theilte ihr ohne Umschweif sein Anliegen mit. Da sagte die weiße Hirschkuh: „Ich will dir dieses Kräutlein bringen, wenn du dich auf diesen Stein hier setzen und hier warten willst, bis ich kommen werde."

Der Fuchs setzte sich nun auf den Stein und wartete lange, lange Zeil, bis die weiße Hirschkuh wieder kam und ihm das Kräutlein des Lebens brachte. Da war der Fuchs seelenfroh, dankte seiner Wohlthäterin aufs beste und lief über Gras und Gries zur Drachenkapelle zurück, wo er fast athemlos ankam. Der Bär zerdrückte nun dies Kraut, bestrich mit dem Safte den Rumpf des Herrn und setzte den Kopf darauf, der alsogleich festhielt. Das Herz des Schleifersohnes schlug wieder, und er wollte schon erwachen. Da sah aber der Bär zu seinem großen Schrecken, daß er seinem Herrn den Kopf verkehrt aufgesetzt habe, so daß das Gesicht nach rückwärts schaute. Er riß deßhalb den Kopf wieder herab und befahl dem Fuchs, noch einmal das Kräutlein des Lebens zu holen. Dieser lief und lief, bis er wieder die weiße Hirschkuh fand und von derselben das Wunderkräutlein erhielt. Dann lief er über Stock und Stein,

Gras und Gries zurück, bis er zur Drachenkapelle kam. Da nahm ihm der Bär das Kräutlein ab, zerquetschte es und heilte damit dem Herrn das Haupt glücklich an. Nun erwachte Hans aus seinem schweren Schlafe, sah nach, ob er die sieben Drachenzungen und die Geschenke habe und ging dann in die Stadt, um sich dem Könige vorzustellen und seine Belohnung zu verlangen. Die drei Thiere sprangen lustig und munter hinterdrein. So kam er in die Stadt, wo die größte Freude und der lauteste Jubel herrschte. Fragte Hans, was das zu bedeuten habe, und man sagte ihm, daß die Königstochter mit einem Diener, der sie vom Drachen gerettet habe, die Hochzeit feiere. Hans machte zu dieser Nachricht große Augen, faßte sich aber sogleich und ließ von seinem Verdruß Nichts merken. Sobald er sich allein sah, nahm er das Ringlein von seinem Finger, gab es dem Fuchse und sprach: „Lieber Rothpelz, bringe das Fingerlein der Königstochter!“ Der Fuchs ließ sich das nicht zweimal sagen und schlich an den Ecken und durch die Winkel der Gassen zum Königsschloße hin. Dort ging er in ein Gemach, wo die Prinzeß war, und legte ihr das Ringlein vor. Die Königstochter hatte die größte Freude, küßte das Ringlein und gab dem Ueberbringer einen Honigkuchen. Der Fuchs kehrte, mit seinem Botenlohne zufrieden, zu seinem Herrn zurück. Dann gab Hans das goldene Halskettelein dem Wolfe und sprach: „Lieber Wolf, bringe das Kettelein der Königstochter.“ Wolf ließ das nicht zweimal sagen und trug das Kettelein zur Königstochter, die ihm ein großes Stück Fleisch gab. Zufrieden mit diesem Lohne kehrte der Wolf zu seinem Herrn. Hans gab nun dem Bären das seidene Halstuch und sprach: „Lieber

Bär, bringe das Tüchlein der Königstochter." Der Bär trottete alsogleich in das Schloß des Königs und brachte der Prinzeß das seidene Tüchlein. Daran sah nun die Königstochter, daß ihr Retter noch lebe und in der Nähe sei. Sie war deßhalb ganz selig, bediente den Bären mit Zuckerbrot und gab ihm dann ein Brieflein folgenden Inhaltes an seinen Herrn mit: „Komm schnell hieher, wenn ich nicht die Gemahlin eines schändlichen Betrügers werden soll." Als Hans das Brieflein erhalten hatte, ging er auf der Stelle mit seinen drei Begleitern in die Königsburg, wo es gar festlich und freudig zuging. Ueberall machte man ihm aus Furcht vor den drei Thieren Platz und er kam bis zum Saale, wo der König, seine Tochter und ihr vermeintlicher Retter bei der Tafel saßen. Als Hans die Saalthüre öffnete, stürzten die drei Thüre wüthig auf den schändlichen Diener los und zerrissen ihn zu kleinen Fetzen. Die Königstochter eilte aber, als sie den Hans sah, ihrem Retter entgegen, führte ihn zu ihrem Vater und erzählte nun, wie sie durch einen Eid gebunden gewesen sei, den falschen Diener für ihren Retter auszugeben. Der König hatte die größte Freude, gab dem Hans seine Hand und hieß ihn, sich zu seiner Rechten setzen. Hans setzte sich zur Tafel und das Fest wurde zum Hochzeitsfest. Die drei Thiere saßen auch an der Tafel, bekamen Speise ohne Maaß und erzählten jetzt, wie sie ihren Herrn gerettet hätten. Da wurde nun getrunken und gezecht, gesungen und musicirt bis spät in die Nacht. Wie dann Hans mit seiner königlichen Braut sich im Schlafzimmer befand, schaute er, weil der Mond so hell schien, in den Garten hinunter. Da sah er einen großen, schönen Rehbock, der

mitten in den Beeten graste. Sagte Hans zu seiner Braut: „Den muß ich haben,“ griff nach seinem Gewehre und eilte mit seinen Thieren die Stiege hinab und in den Garten. Alles Rufen und Bitten der Prinzeß, er möchte doch bleiben und den Rehbock Rehbock sein lassen, war vergebens.

Hans sprengte über Stock und Stein dem flüchtigen Rehbocke nach und die Thiere folgten ihm. Als er das schöne Wild lange verfolgt hatte, verschwand es plötzlich. Hans sah sich in einer gar unwirthlichen Gegend, und dazu versteckte sich der Mond hinter den Wolken. Endlich erblickte Hans in der Ferne ein kleines Licht. Er ging darauf zu und kam zu einer niedrigen, halbzerfallenen Hütte. In derselben fand er ein kleines altes Mütterchen, das zwischen vielen Steinen saß und sich kämmte. Als sie den stattlichen Jüngling mit den drei Thieren sah, lächelte sie und fragte Hans, ob sie die Thiere nicht streicheln dürfe. „O vom Herzen gerne, sagte Hans, sie sind ganz heimisch und beißen nicht.“ Da langte die Alte nach einem Stäbchen, berührte damit die Thiere — und alsogleich waren sie in Stein verwandelt. Dann verhexte sie auch den Hans, denn es war eine böse Zauberin, die in Gestalt eines schönen Rehbocks viele Thiere und Menschen in ihre Hütte lockte und sie in Stein verwandelte.

Die Königstochter wartete umsonst auf ihren Gemahl und weinte und jammerte, daß es einen Stein hätte rühren mögen. Allein all ihr Klagen und Trauern war vergebens, denn Niemand konnte ihren Gemahl finden. Da zog sie Trauerkleider an und lachte nie mehr.

Unterdessen war das Jahr zu Ende gegangen. Der jüngere Schleifersohn hatte sich auch in der Welt herumgetrieben und war ein leidenschaftlicher Jäger geworden. Auf seinen Jagden hatte er sich auch drei Thiere: einen Fuchs, einen Wolf und einen Bären zu Begleitern erworben, die ihm in allen Gefahren beistanden. Er dachte oft an seinen Bruder und kehrte, als das Jahr um war, zur großen Eiche am Zwiewege zurück. Da fand er nicht den Bruder, wohl aber das Messer, das rostig im Baume stack. Er lenkte deßhalb, ohne sich lange zu besinnen, auf den Weg zur Rechten ein und kam am zweiten Tage in die Stadt, wo sein Bruder die Königstochter befreit hatte.

Als die Einwohner der Stadt ihn und seine drei Thiere sahen, glaubten sie, es sei der vermißte junge König und an allen Ecken und Enden wurde gejubelt: „Der junge König ist wieder da." Alsbald war die Freudenbotschaft auch ins Schloß gedrungen. Da eilten der König und seine Tochter ihm voll Freude entgegen, empfiengen ihn aufs freundlichste und bestürmten ihn mit Fragen, wo er so lange gewesen sei. Der Schleifersohn gab für jetzt ausweichende Antworten und war nur darauf bedacht, auf kluge Weise Nachrichten über seinen Bruder einzuholen. Er ließ sich deßhalb für seinen Bruder ansehen und behandeln und folgte der Königstochter und ihrem Vater auf das Schloß. Dort wurde ein Freudenmahl angestellt und das Wiederfinden des jungen Königs auf festliche Weise gefeiert. Die Tafel dauerte bis spät in die Nacht. Dann ging man erst zu Bette. Als der Schleifersohn mit der Königstochter im Schlafzimmer war, blickte er, weil der Mond so hell schien, in

den Garten. Da sah er einen herrlichen Rehbock in den Beeten grasen. Alsogleich erwachte in ihm die Jagdlust und er sagte zur Königstochter, er müsse diesen Rehbock haben, sonst könnte er nicht schlafen. Da bat ihn die Prinzeß doch zu bleiben, sonst geh' es ihm wie früher und er müßte vielleicht wieder ein ganzes Jahr fort bleiben. Nun wußte der vermeintliche König genug, nahm seine Flinte uud lockte den drei Thieren. Dann schwang er sich aufs Roß und verfolgte durch Dick und Dünn, über Stock und Stein das flüchtige Thier. Wie er endlich nach langem Jagen das Wild auf Schußweite erreicht hatte, war es auch verschwunden und er befand sich in einer gar wüsten, unbekannten Gegend. Da erblickte er auch bald die Hütte, ging auf sie zu und fand darin das alte Mütterchen zwischen den sonderbaren Steinen. Sie lächelte ihm zu, aber ihm wurde ganz unheimlich zu Muthe, als er sie näher betrachtete, und sah, wie sie nach ihrem Stäbchen langte, herumtrippelte und sich den Thieren nähern wollte. Da wurde ihm die Sache klar und er rief der Unholdin mit donnernder Stimme zu: „Wo ist mein Bruder, verfluchte Hexe? Wenn du es mir nicht sagest, hau' ich dir Hände und Füße ab." Sie that aber, als ob sie gar nichts wüßte, stellte sich sehr unschuldig und suchte die Thiere zu berühren. Darob wurde der Jüngling zornig, zog seinen Hirschfänger und hieb der Alten Hände und Füße ab. Jetzt begann sie zu flehen und zu wimmern und gelobte Alles zu gestehen. Sie sagte zum Jäger, er solle aus dem Schranke eine Salbe nehmen und die Steine bestreichen, dann werde sein Wunsch erfüllt werden. Er that, was sie gerathen hatte, nahm vorsichtig die Salbe, bestrich die Steine und bald stand Hans lebend mit den

drei Thieren vor ihm. Er bestrich noch die übrigen Steine, und viele edle Herren wurden da erlöst. Diese fielen nun über die böse Hexe her und tödteten sie vollends. Die zwei Brüder machten sich dann mit ihren Thieren auf den Weg in die Stadt. Auf dem Wege aber entspann sich ein Streit, wer von ihnen die Prinzeß zur Frau haben sollte. Hans glaubte, das meiste Recht habe er, weil er sie von dem Drachen befreit habe. Der Jüngere verlangte sie aber für die Erlösung des Bruders. Während sie so wortwechselten, kamen sie zu einem Fluße, den sie in einem Nachen übersetzen mußten. Da sie aber statt des Ruderns sich zankten und einander in den Haaren lagen, verlor der Nachen das Gleichgewicht und beide Brüder fielen in das Wasser, wo sie jämmerlich ertranken. Die Königstochter wartete diesmal vergebens auf die Rückkehr ihres Gemahles und wenn sie nicht gestorben ist, wartet sie noch jetzt.

(Mündlich im Zillerthale.)

Die verstorbene Gerechtigkeit.

Vor langer Zeit lebte ein gewaltig reicher und mächtiger Graf, dem alles nach seinem Kopfe gehen mußte. Er fragte nicht nach Recht und Billigkeit, sondern schaltete und waltete nur nach Willkür. Da kam er einmal auf einem Spazierritte zu einem großen, schönen Landhause, das ihm gar sehr in die Augen stach. Er besichtigte deßhalb das ganze Gehöfde und ritt dann vor das Haus hin,

wo eben der Bauer, dem das Anwesen gehörte, unter der Hausthüre stand. Der Graf grüßte ihn freundlich, stieg vom Rosse und sprach: „Guter Freund, möchtest du mir nicht deinen Hof zu kaufen geben. Ich würde ihn sehr gut bezahlen." Der Bauer aber bedachte die Frage nicht lange und antwortete: „Euer Gnaden, Nichts für ungut. Aus dem Handel wird Nichts, denn auf diesem Hofe saßen meine Voraltern schon und ich will auch darauf meine alten Tage zubringen. Also Nichts für ungut!" — Da sagte der Graf: „Ich will dir bis morgen Bedenkzeit lassen. Ueberleg es dir gut." Dann stieg er auf sein Pferd und sprengte von dannen. Der Bauer blieb aber bei seinem Vorhaben, schüttelte den Kopf und dachte sich: Daraus wird einmal Nichts.

Am folgenden Tage kam der Graf schon in aller Frühe daher geritten und fragte, ohne abzusteigen, den Bauer, was er jetzt beschlossen habe. Da antwortete der Bauer: „Ich habe, Euer Gnaden, meinen Entschluß nicht aufgegeben. Ich bleib auf meinem Hofe und aus diesem Handel wird Nichts." Da wurde der Graf wild und sprach: „Ich frage dich noch einmal, ob du dein Anwesen gutwillig hergeben willst. Wo nicht, so bekomme ich es doch!" Der Bauer schüttelte jedoch seinen Kopf und erwiderte: „Dabei bleibts, ich verkaufe meinen Hof nicht." Nun wurde der Graf ganz wild vor Zorn und sprengte mit seinem Rosse auf und davon. Er ritt spornstreichs zu einem Advokaten, bestach ihn mit vielem Golde und ließ dem Landmanne einen Prozeß anhängen. Die Richter wußten, daß der Graf ein steinreicher Mann sei und bei dem Handel Geld herausschaue. Deßhalb hielten sie zu dem Grafen und versprachen ihm, das Bäuerlein

mürbe zu machen. Sie ließen nun den Bauer durch den Gerichtsdiener herbeiholen und fragten ihn, ob er seinen Hof verkaufen wolle oder nicht. Als er ein entschiedenes Nein erwiderte, wurde ihm eine Klagschrift vorgelesen und es wurde ihm gesagt, wenn er den Hof behalten wolle, so müsse er mit dem Herrn Grafen einen Prozeß führen. Der einfältige Bauer, der sich nicht zu helfen wußte, ging darauf ein und ließ sich die Sache gefallen. Der Graf hatte einen pfiffigen Advokaten, der Bauer hatte aber keinen, weil er sparen wollte. Da wurde nun hin und her prozessirt und der Bauer so oft in die Stadt gerufen und übertölpelt, bis er ganz verschuldet war. Die Richter entschieden auch gegen ihn so, daß er vom Hofe mußte, und ihm nur mehr hundert Gulden blieben. Er gab sich in die traurige Geschichte, machte aber den Richtern bittere Vorwürfe und sprach: „Wenn auf Erden keine Gerechtigkeit mehr ist, so lebt droben noch ein Richter, der euch finden wird.“ Da lachten die Herren und einer sagte: „Ja, die Gerechtigkeit ist lange gestorben; die kann dir nicht helfen.“ —

Der betrogene Bauer ging dann schweigend aus der Kanzlei hinaus und begab sich gerade Weges zum Kirchenvater. Als dieser den ihm wohlbekannten Bauer kommen sah, rief er ihm freundlich zu: „Grüß dich Gott, Hans. Kommst auch einmal in die Stadt mich heimzusuchen?“

„Ja, antwortete Hans, aber in einer sehr traurigen Lage.“ Dann erzählte er dem Kirchenvater die Geschichte und schloß: „Jetzt hab ich noch hundert Gulden und die geb ich dir. Es ist gerade so viel Geld, als man bei Euch in der Stadt da zahlen muß, wenn man die große

Glocke für einen Verstorbenen läuten läßt. Da hast's Geld und jetzt läute schnell der Gerechtigkeit, weil sie gestorben ist, zur Scheidung. Aber läute recht lang." — Der Kirchenvater nahm das Geld, ging mit seinem Knechte in den Thurm und läutete die große Glocke und zwar länger als gewöhnlich. Da gab's nun in der Stadt ein Gefrage und Gerede, wer gestorben sei, für wen es so lange läute. Doch Niemand wußte Bescheid darauf und die Neugierde ward immer größer. Auch der König, der in derselben Stadt seine Residenz hatte, erkundigte sich, wer gestorben sei, konnte aber keine Auskunft erhalten. Da schickte er einen Läufer zum Kirchenvater und ließ ihn fragen, für wen es so lange Scheidung geläutet habe. Sprach der Kirchenvater: „Für die Gerechtigkeit." Der Läufer eilte mit dieser Antwort zum Könige zurück. Wie der König dies hörte, ward er roth vor Zorn und rief: „Die Gerechtigkeit ist nicht gestorben. Sie schläft nur und ich will ihr neues Leben einhauchen." Dann ließ er den Kirchenvater holen und fragte ihn, wer die große Glocke für die verstorbene Gerechtigkeit habe läuten lassen. Sprach dieser: „Eure Majestät, der Schauferle Hans, der früher Schauferlebauer war." — Wie der König dies erfahren hatte, ließ er alsogleich den Schauferle Hans herbeiholen und fragte ihn, warum er die Glocke habe läuten lassen. Da erzählte Hans, wie er des Grafen wegen von Haus und Hof gekommen sei, weil die Gerechtigkeit nicht mehr lebe. Der König ward über die Richter ganz ergrimmt, machte kurzen Prozeß und gab dem Bauer sein Eigenthum zurück. Dann ließ er den Grafen, den pfiffigen Advokaten und die bestochenen Richter rufen, die Sache untersuchen und verur-

theilte allesammt zum Tode. Sie wurden in Gestalt einer Glocke aufgehängt und in ihrer Mitte zappelte der Graf. Seitdem aber kam die Gerechtigkeit wieder zu Leben und die Richter sprachen Recht, wie es sich geziemt.

(Mündlich bei Reutte.)

Kugerl.

Beim Sandbühl droben hauste vor langer Zeit ein Wichtelein. Es war kaum drei Spannen groß und lief immer nur im Hemde umher, so daß sich die Leute oft darüber ärgerten. Sonst legte aber das Zwerglein den Menschen Nichts in den Weg, sondern that ihnen manchen Dienst. Es hackte ihnen Streu, hütete die Kühe und half bei Arbeiten zu Hause und auf dem Felde. Auch gab er den Kranken heilsame Kräuter und rettete manches Kind vor dem Tode. Einmal wurde eine schöne Bauerndirne von einem Stiere gestossen und sie erhob darob ein großes Geschrei und rief um Hilfe. Da kam alsbald das freundliche Wichtelein herbei, tröstete sie und versprach ihr Hilfe und Rettung, wenn sie seine Braut werden und mit ihm in das Wichtleinreich kommen wolle. Da blieb ihr keine Wahl und sie sagte Ja und auf diese Zusage wurde sie vom Wichtelein gerettet. Sie hätte nun mit dem Zwerglein in den Berg kommen sollen, allein dazu hatte sie gar kleine Lust. Sie bath deßhalb das Wichtelein, es möchte sie doch loslassen und versprach ihm dafür ein schönes rothes Röcklein.

Sprach das Zwerglein: „Rothes Röcklein gerath' ich leicht. Wenn du aber meinen Namen binnen dreier Tage errathest, sollst du deines Versprechens frei und ledig sein.“ Das Mädchen war mit diesem Bescheide zufrieden und ging nach Hause.

Es dachte nun die ganze Nacht auf den Namen des Zwergleins, konnte ihn aber nicht finden. Am folgenden Tage ging die Dirne hinauf zum Sandhügel, wo das Wichtelein sich aufhielt. Da sagte sie allerlei Namen her, allein keiner war der richtige und das Zwerglein sagte: „Geh nun nach Hause und denke besser nach.“ — Die Dirne kehrte heim und dachte Tag und Nacht daran, wie etwa das Männlein heiße. Am folgenden Tage ging sie wieder hinauf zum Sandhügel, wo sie das Zwerglein fand. Dann sagte sie viele, viele Namen daher, doch keiner war der wahre. Sprach das Zwerglein: „Geh nach Hause und denke besser nach, sonst bist du morgen mein Weib.“ Da ließ die Dirne ihr Köpfchen hängen und kehrte gar traurig und trübe heim. Sie hatte die Hoffnung, den Namen des Zwergleins je zu errathen, aufgegeben. Doch wo die Noth am Höchsten, ist die Hilfe am Nächsten. Arbeitete ein Bauernbursche auf dem Felde nahe bei dem Sandhügel und legte sich, als die Mittagstunde da war, hinters Gestäude, um sich auszuruhen. Da kam das Wichtelein, das Niemanden in der Nähe wähnte, aus seinem Erdloche heraus, patschte in die Hände und tanzte im Hemdchen herum. Dabei sang es gar lustig:

„Gott sei Lob und Dank,
Daß meine Braut nicht weiß,
Daß ich Kugerl heiß.“

Dann hüpfte es auf, juchzte und sang von neuem:

„Gott sei Lob und Dank,
Daß meine Braut nicht weiß,
Daß ich Kugerl heiß."

Dem Bauernburschen gefiel dieses Treiben des Zwergleins und als er abends in das Haus der Dirne zum Heimgart kam, erzählte er lachend, was er heute auf der Wiese beim Sandbühl gesehen und gehört habe. Da war die Dirne über die Massen froh und hatte keine Angst und Sorge mehr. Am folgenden Tage ging sie frühmorgens zum Sandhügel hinauf und nahm auch ein rothes Röcklein für das Zwerglein mit, denn sie wollte ihm für ihre Rettung doch Etwas geben. Als das winzige Männlein sie kommen sah, hatte es die größte Freude und fragte: „Jetzt sage mir, wie ich heiße!"

Sprach die Dirne: „Putzli."

Da lachte das Zwerglein und fragte noch einmal.

Sagte die Dirne: „Rudi." —

Da lachte das Wichtlein, daß es zitterte und sprach: „Rathe noch einmal!"

Da erwiderte das Mädchen: „Heißt du etwa Kugerle?" und gab ihm das rothe Röcklein. Da fieng das Zwerglein an zu weinen und zu jammern und gieng mit dem Röcklein in den Wald hinaus. Seit jener Stunde ließ es sich nie mehr sehen und niemand weiß, wohin es gekommen ist.

(Mündlich in Höttingen.)

Die Furchtlerner.

Es war einmal ein Vater, der hatte eine große Kutt Kinder. Im Frühling stiegen die Kinder öfters in die Kirschen, und da ereignete es sich einmal, daß der älteste Bube herabfiel. Der Vater stand unten und schrie: „Holla, itzt bin ich erschrocken." Da stand der Bube sogleich auf und fragte: „Vater, was ist denn erschrecken?" „Was erschrecken ist, antwortete der Vater, das wirst du schon lernen, wenn du in die Welt hinauskommst." Da ließ sich der Sohn nicht mehr aufhalten und sagte, es wundere ihn gar sehr, was das Erschrecken sei, und er müsse schnell in die Welt hinausgehen, um diese Kunst zu studieren. Der Vater ließ ihn gehen, weil er doch noch Kinder genug daheim hatte, und dachte sich: „Das Erschrecken wirst du bald genug lernen, darum habe ich keinen Kummer."

Der Bube ging mutterseelenallein der Landstrasse nach und wenn ihn Jemand anredete und fragte, wo er hingehe, dann sagte er immer nur: „Ich gehe erschrecken lernen." Da lachten ihn denn die Leute aus und ließen ihn wieder allein gehen, denn sie meinten, er wäre ein Halbnarr, mit dem sich nicht viel anfangen lasse.

Eines Abends kam er zu einem Wirthshause, und da es schon spät war, so kehrte er ein, um da über Nacht zu bleiben. Weil er ganz allein und verlassen an einem Tische saß, so erbarmten sich einige Leute über ihn, setzten sich an den nämlichen Tisch und wollten ihm Gesellschaft leisten. Sie kamen mit ihm auf allerlei zu

reden und fragten ihn unter anderm, wo er hingehe? „Erschrecken lernen", gab er zur Antwort. Da lachten sie ihn aus und sagten: „Wenn du nur das willst, so wissen wir einen guten Ort, wo du es lernen kannst." „Und wo ist der Ort?" fragte der Bube. „Siehst du, sagten sie, da drüben hat der Wirth ein Schloß, dahin mußt du gehen und das Erschrecken wirst du bald kennen." Sogleich stand der Bube auf, ging zu dem Wirth und bath ihn, er solle ihm doch sogleich das Schloß aufthun, damit er einmal lerne, was erschrecken sei. „Das kannst du drüben wohl lernen," sagte der Wirth, führte ihn zum Schloße und ließ ihn hinein. Hinter ihm sperrte er die Thür wieder zu, das war aber dem Buben gleich, denn er dachte: „Zuletzt werden sie mich wohl doch wieder hinauslassen."

Er ging nun hinauf in die Küche, suchte das Bischen Holz zusammen, das noch unter dem Heerde lag und machte ein Feuer an. Es ging gegen Mitternacht und das Holz war beinahe schon abgebrannt, so daß er meinte, er müsse bald im Finstern bleiben. Da regte sich auf einmal etwas im Kamin und es fiel ein Stück Todtentruhe herab. „Zur bessern Zeit hättest du nimmer herabfallen können," sagte der Bursche, nahm das Holz und schürte es an. Das Feuer leuchtete ihm nun wieder ein bischen heller und er hoffte, wenn es zu Ende ginge, so werde wohl wieder etwas herabfallen. Auf einmal regte es sich wieder im Kamin und es fiel eine Hand herab. „Ist auch zu brauchen, sagte er, jetzt habe ich drei Hände, geht das Arbeiten leichter." Bald darauf rumpelte es wieder und es kam ein Fuß. „Auch gut, zu drei Händen gehören drei Füße. Wie ist's, kommt

noch etwas nach?“ Es rumpelte wieder und da kam noch eine Hand, und dann rumpelte es noch einmal und wieder ein Fuß fiel herab. „Jetzt ist's gar gut, hab' ich ja vier Händ' und vier Füße. Wenn etwas inzwischen hinein und oben drauf käme, so wäre es ja ein ganzer Mensch.“ Auf einmal rumpelte es viel ärger und es fiel ein Rumpf auf den Heerd. Da ging der Bursche hinzu, legte die Hände und die Füße, wo sie hingehörten, und schau da! alles wuchs so fest zusammen, als ob es gar nie getrennt gewesen wäre. „So, jetzt wärst du ein Kerl, ist Schade, daß du nicht einen Kopf auch noch hast.“ Da rumpelte es wieder und es kugelte ein Kopf herab. Den faßte der Bursche bei den Haaren und legte ihn an seinen Platz. Der Kopf wuchs sogleich an, und der Bursche hatte seine Freude mit dem neugemachten Menschen, der auf dem Heerde lag. „Gut, sagte er, jetzt bist ja ein Kerl, fast stärker als ich.“ Da erhob sich der Neugemachte, sprang vom Heerd herab und rief: „Jetzt will ich dich zerreißen.“ „Was du mich zerreißen, wenn ich dich gerade zusammengemacht habe! Halt's Maul mit solchen Reden, oder ich zeig dir, was zerreißen ist.“ Da wurde der andere ein wenig sanfter und sagte: „Jetzt geh mit mir.“ „Mit dir gehen will ich schon,“ antwortete der Bursche, und ging mit. Sie kamen in einen tiefen Keller hinab und da lagen drei große Haufen Geld. Der Geist hub wieder an zu reden und sprach: „Von diesen drei Häufen gehört Einer dir, Einer den Armen und Einer dem Wirth. Das Schloß gehört auch dir und der Wirth, der es bisher ungerechter Weise besessen, bekommt für die wenigen Ansprüche, die er darauf hat, den Haufen Geld. Ihr werdet jetzt wieder sicher in dem

n können, wenn es nicht mehr einem
sondern dir als rechtmäßigen Besitzer
it verschwand der Geist und der Bursche
allein in dem Keller.

ng er hinauf und schaute, ob der Wirth
icht aufgesperrt habe. Als er kam, war
und die Wirthsleute standen vor dem
sehen, ob es diesem vielleicht doch einmal
mit dem Leben davonzukommen. Als er
d zur Thüre hinauskam, lachten sie und
's, weißt du jetzt, was Erschrecken ist?"
eiß ich noch nicht, aber etwas anderes
agen, wenn ihr mit mir geht." Sie
was das etwa sein werde und gingen
sie in den Keller, zeigte ihnen die drei
te: „Der Geist, der in der Nacht ge-
t mir das Schloß geschenkt und Einen
aufen. Der andere Haufen gehört dem
dritte den Armen." Als die Wirhsleute
ideten sie den Buben und die Armen um
ekommen sollten, und ihr Neid war so
über den armen Kerl herfielen und ihn
n. Da verschwanden aber augenblicklich
und in dem Schloß war es wieder un-
rdem.

(Mündlich bei Meran.)

2.

Es war einmal ein Vater und hatte drei Söhne. Einer von ihnen hieß Hansl und war ein rechter Tölpel. Die andern zwei waren schon in die Fremde gezogen und der Vater wartete immer, ob nicht bald Einer oder der Andere zurückkomme. Da fiel es eines Tages dem Hansl auch ein fortzugehen, denn er sagte, er müsse das Fürchten lernen, damit er sich unter ehrlichen Leuten könnte sehen lassen. Der Vater wollte ihn zurückhalten, allein da half alles nichts, denn was der Hansl einmal im Kopf hatte, das konnte man mit Stock und Prügel nimmer heraustreiben.

Er ging nun eine gute Zeit immer der Nase nach und kam eines Tages in ein Wirthshaus. Da erzählte er, warum er auf dem Wege sei und brummelte auch oft für sich hin: „Wenn ich nur das Fürchten bald lernte, damit ich wieder heimgehen und beim Vater bleiben könnte." Der Wirth ließ ihn nachmittags mit sich in den Stall gehen und zeigte ihm seine Pferde. „Hoi, sagte der Hansl auf einmal, woher hat denn der Herr Wirth diese zwei Rosse?" denn er erkannte, daß dieses diejenigen seien, auf welchen seine Brüder in die Fremde geritten waren. „O, sagte der Wirth, diese zwei haben zwei Fremden gehört, die da in das Schloß hinaufgegangen und nimmer zurückgekehrt sind. Aber, ist wohl wahr, da droben wäre ja für dich der erste Platz, da könntest du das Fürchten gleich vom Grunde aus lernen." Als das der Hansl hörte, war er voll Freude, ging alsogleich in das Schloß und sah sich einmal alles an. Er fand da gar nichts

Besonderes und ging wieder heraus. Da sah er an der Schloßmauer eine Hohlerstaude, machte sich zur Kurzweil darüber her und klaubte Beeren. Als es anfieng, finster zu werden, ging er hinauf in die Küche, schürte ein Feuer an und kochte ein Hohlermannl.*) Er hatte die Pfanne eben über das Feuer gestellt, da kam Einer zur Thüre herein, der gar kein freundliches Ansehen hatte. Der Hansl aber fürchtete sich nicht im Mindesten, blies zuerst besser an und sagte dann zu dem Kameraden: „Ist recht fein, daß du auch kommst, denn so allein wird mir völlig die Zeit lang. Ich habe schon so viel Hohlermannl, daß wir beide genug haben; jetzt mußt du aber ein wenig warten, bis es gekocht ist." Der andre wollte nicht warten und sagte: „Geh du sogleich mit mir!" „Geschwind kann ich nicht gehen, erwiderte der Hansl. Du mußt wissen, daß mir das Hohlermannl anbrennt, wenn ich davonlaufe, und wäre doch Schade um die gute Sache." Der andre ließ sich nicht bereden, und schnarrte: „Wenn du nicht sogleich gehst, dann zerreiß' ich dich." „Du schaust zum Zerreißen her, spottete der Hansl, von Fürchtens wegen geh ich mit dir keinen Schritt weit." Der andre ließ aber nicht nach und zog jetzt zartere Saiten auf, damit der Hansl mitgehen sollte. „Schau, sprach er, deinem Hohlermannl geschieht gewiß nichts, wenn du mit mir gehst. Ich gebe dir mein Wort dafür, daß du es wieder gut antriffst, und wenn es nicht so ist, dann kannst du mir anthun, was du willst, sobald wir zurückkommen." Als der Hansl hörte, daß seinem Hohlermannl nichts geschehe, so ließ er sich endlich bewegen und sagte, er wolle

*) Mehlspeise mit Hollunderbeeren vermengt.

mitgehn. Da fragte aber noch der andere: „Fürchtest du dich denn gar nicht, wenn du mitgehst?" „Ist das eine Frage, sagte der Hansl, ich weiß ja nicht einmal, was fürchten ist, wie soll ich's dann erst zuwege bringen?"

Nun gingen sie über etliche Stiegen hinab und kamen zu einer Thür. „Da thu auf, rief der Geist dem Hansl zu. „Du hast schon gehört, erwiederte der Hansl, daß ich keinen Spaß versteh. Thust du nicht gleich auf, daß wir weiter kommen, so geh' ich hinauf und schaue zu meinem Hohlermannl." Jetzt gab der Geist nach und that auf. Als sie hineinkamen, war da ein ungeheurer Hund, der eine feurige Gosch hinausstellte und die zwei mit großen Augen anglotzte. Der Hansl wurde zornig, als der das Vieh ansichtig wurde und schrie: „Gedacht hab' ich's mir zuvor, du wirst da ein Kunter haben, das mir mein Hohlermannl frißt. Jetzt laufe ich gleich hinauf und laß dich allein gehn." Der Geist besänftigte ihn, indem er ihm wieder versprach, daß dem Hohlermannl gewiß nichts geschehe. Dann fragte er ihn: „Hast du Courage, den Hund hinauszujagen? „Warum soll ich dem Vieh nicht den Weg zeigen?" fragte der Hansl, und rannte dem Hund so derb an den Leib, daß er davonlief wie der Wind und auf allen Seiten die Ganstern *) hinausflogen. Während der Hansl dem Hund nachschaute und lachte, war der Geist ein wenig weiter gegangen. Hansl sah das und schrie: „Halt ein bischen, ich darf mich nicht zu w.it von dir lassen, damit ich dir die Schläge herabmessen kann, wenn etwa das Hohlermannl hin ist." Der Geist wartete und Hansl ging nach.

---

*) Ganstern = Funken.

Bald kamen sie an eine zweite Thür. Der Geist hieß den Hansl aufthun, Hansl aber wurde zornig und fuhr ihn an: „Das Vieh frißt so schon das Hohlermannl oben, wenn du nicht gleich aufthust, so kriege ich gar nichts mehr.“ Der Geist sagte: „Noch ist's ja heiß, so kann er's nicht fressen,“ er that aber dem Hansl seinen Willen und sperrte auf. Als sie hineinkamen, fanden sie abscheuliche Schlangen und der Geist reichte dem Hansl eine Peitsche und sagte: „Da, jage die Vieher hinaus.“ Der Hansl wollte aber nicht recht anpacken, denn es war ihm um das Hohlermannl zu thun und er dachte, die scheußlichen Bestien könnten es ihm fressen. Der Geist aber sprach ihm Muth zu und sagte: „Dem Hohlermann geschieht gewiß nichts, nimm du nur die Peitsche und verjage die Bestien.“ Da nahm der Hansl die Peitsche, wichste den Schlangen ein Paar auf den Rücken, und sie fuhren wie der Wind zur Thüre hinaus.

Die zwei gingen nun weiter und kamen zur dritten Thüre. „Da mache auf,“ sagte der Geist. Der Hansl aber machte nicht auf, sondern begehrte lieber einen Besen, um die Schlangen droben zu flumsen, wenn sie sein Hohlermannl angreifen würden. Da sperrte denn der Geist selber auf und hieß den Hansl mit sich hineingehen. Da standen nun drei Fässer und darin lagen viele Schlangen, und anders abscheuliche Gethier. „He Hansl, rief der Geist, nimm die Krater und wirf sie hinaus!“ „Jetzt ist's gleich, ob ich dir folge oder nicht, sagte der Hansl, denn das Hohlermannl ist doch hin. Sage nur, wo ich anpacken soll.“ „Anpacken kannst du wo du willst,“ antwortete der Geist. „Dann ist's auch recht,“ sagte der Hansl, rannte an ein Faß und warf

alles heraus, ging dann zum zweiten und dritten und machte es ebenso. Die Kunter, als sie aus dem Faße waren, fuhren schleunig zur Thüre hinaus und ließen nichts mehr von sich sehen. Aber in den drei Fässern war jetzt lauter Geld und zwar im ersten Kupfer, im zweiten Silber, und im dritten nichts als Gold. Der Hansl machte große Augen bei den drei Fässern und der Geist sagte: „Jetzt will ich dir auch Weis' und Lehre geben, was du mit den drei Fässern zu thun hast. Das Kupfer theilst du unter die armen Leute aus, das Silber giebst du in arme Klöster und Kirchen, und das Gold behältst du für dich. Jetzt lebe wohl und ich bedanke mich für die Erlösung."

„Oho, schrie der Hansl, ich muß zuvor sehen, ob mein Hohlermannl noch droben ist, sonst kommst du mir ohne Schläge nicht fort." Hiemit packte er den Geist und führte ihn hinauf in die Küche. Das Hohlermannl war ordentlich gekocht, und kein Bischen davon war verbrannt oder fortgefressen. Das gefiel dem Hansl, denn er hatte großen Hunger und es wäre ihm jetzt um nichts mehr Leid gewesen, als um das Hohlermannl. „Iß da, sagte er zum Geist, du schaust nicht aus, als ob du zu viel zu essen bekämest." Der Geist aß nicht und wurde immer blässer und blässer. „Friß da," sagte der Hansl noch einmal und stellte ihm die Pfanne vor. Der Geist aß aber noch nicht und wurde endlich ganz weiß. Da sagte er zum Hansl: „Du hast mich endlich erlöst, nachdem viele ihr Leben daran gesetzt haben und zu Grunde gegangen sind. Hätten sie auch so viel Courage gehabt, so wäre ich lange schon erlöst und hätte nicht erst auf dich

warten müssen. Aber zum Danke sollst du jetzt außer dem Geld auch das Schloß haben."

Am andern Morgen in der Frühe ging der Wirth vor das Haus, schaute zu dem Schloße hinauf und dachte: „Den hat's wohl auch. Jetzt wird er wohl wissen, was Fürchten ist." Da kam gerade der Hansl hinaus, sah den Wirth und rief: „Nur geschwind mit Rossen herauf, wir müssen das Geld hinabführen." Da wunderte sich der Wirth sehr, ging hinauf und fragte, wie es die Nacht zugegangen sei. Der Hansl erzählte alles, beklagte sich aber, daß er noch nicht fürchten gelernt habe. Da redete ihm der Wirth zu und sagte, er solle doch einmal nach Hause gehen und dem Vater von seinem Glücke erzählen, denn das Fürchten sei nicht eine gar so wichtige Sache. „Ja, es wäre leicht heimgehen, wenn ich auch das Geld mitbrächte," sagte Hansl. Da versprach ihm der Wirth ein Fuhrwerk zu leihen und der Hansl fuhr mit einem Haufen Geld zu dem Vater heim.

Da wird er ihm wohl auch erzählt haben von den zwei Brüdern, die im Schlosse zu Grunde gegangen sind. Ob er aber noch einmal ausgezogen ist das Fürchten zu lernen, das kann ein Niemand sagen.

(Mündlich bei Schlanders.)

Griseldele.

Es war einmal ein armes, altes Bäuerlein, das hatte drei Töchter und die jüngste davon hieß Griseldele. Das Griseldele war weit schöner als seine zwei Schwestern und war auch so brav und fleißig, daß sich jeder Mensch darüber erstaunte. Sie mußte immer in den Berg gehen und hüthen, war aber mit dem Hüthen allein nie zufrieden, sondern nahm sich immer noch eine andere Arbeit mit, um ja nie müßig zu sein.

Unten am Berge stand ein Grafenschloß, darin lebte ein junger Graf, der noch unverheirathet war und eben daran dachte, wen er etwa zur Gräfin ausersehen sollte. Er sah das Griseldele alle Tage in den Berg fahren und wunderte sich nicht nur über ihre Schönheit, sondern noch viel mehr über ihren Fleiß und ihre Sittsamkeit. Da kam ihm denn einmal in den Sinn: „Das fleißige, sittsame Mädchen sollst du zur Gemahlin nehmen; denn eine bessere findest du nicht, so weit der Himmel blau ist.“ Dieser Gedanke setzte sich immer mehr in seinem Kopfe fest und er war bald entschlossen, das Griseldele zu seiner Frau zu nehmen. Er ließ alles zur Hochzeit zurecht machen, sagte aber keinem Menschen etwas, wer diejenige sei, die er zur Braut ausersehen habe. Als alles in Ordnung war und zur Hochzeit nichts mehr mangelte, als die Braut, da hieß er seinen Bedienten in den Stall gehen und die Rosse zurecht richten, damit er seine Braut abholen könnte. Als der Wagen zur Abfahrt bereit stand, hieß er alle weg gehen,

denn er wollte nicht, daß Jemand mit ihm fahre und darauf komme, daß die Braut nur von gemeinem Stande sei. Als alle weg waren, trug er schöne Frauenkleider, die er in der Nähe versteckt hatte, in den Wagen, setzte sich auf und fuhr von dannen. Er kam bald in die Gegend, wo das Bäuerlein mit den drei Töchtern wohnte. Das Haus selbst aber stand nicht an dem Weg, sondern ein ziemliches Stück abseits. Da beugte er nun von der Straße ab und fuhr nach dem Hause zu. Das Bäuerlein, welches eben vor dem Hause Holz spaltete, wunderte sich über die Kutsche, die daherkam, und dachte: „Der hat schön den Weg verfehlt, da muß ich doch entgegenlaufen und ihm sagen, daß er umkehrt.“ Augenblicklich legte er die Hacke bei Seite und lief der Kutsche entgegen. Schon von weitem deutete er mit dem Arm, daß der Fuhrmann umkehren sollte, und als er nahe kam und den Herrn sah, sagte er: „Fahren sie nur gleich zurück, sie sind ganz auf dem falschen Weg; da kommen sie ja nirgends hin, als zu meiner Hütte hinüber.“ Der Herr lächelte und sagte kurz: „O nein, Vaterle, ich bin schon auf dem rechten Weg.“ Hiemit gab er den Rossen einen Schmatz und fuhr noch viel lustiger durch, als früher. Das Bäuerlein kehrte auch wieder um und lief der Kutsche nach. Als der Herr beim Hause ankam, wartete er auf das Mannl und fragte es dann, ob es nicht drei Töchter habe. „Drei Töchter habe ich wohl“, antwortete das Mannl. „Nun, so heiße sie herausgehn.“ Das Bäuerlein wunderte sich sehr, warum der Graf die drei Töchter begehre, aber zu fragen getraute er sich nicht und er mußte nun einmal seinen Willen thun, wenn er auch nicht wußte, warum. Er ging hinein

und holte die Töchter. Da kamen die zwei ältern heraus in ihrem griselten Gewand, das sie immer anhatten. Der Graf sah, daß die rechte nicht darunter war und fragte das Bäuerlein: „Hast du nicht noch Eine? Du hast ja gesagt, daß du drei hast? Wo ist denn die dritte, daß sie sich nicht sehen läßt?“ Das Bäuerlein entschuldigte sich und sagte: „Das Griseldele hab ich wohl auch wollen herabgehen machen, es ist mir aber um alles in der Welt nicht gegangen, weil es sich gerade so viel geschämt hat.“ „Heiße sie nur doch herausgehen, sagte der Herr, und sage ihr, ich wolle sie durchaus sehen und möchte sie gekleidet sein so schlecht, als sie wollte.“ Das Bäuerlein ging hinein, um sie zu holen, und endlich kam das Griseldele im griselten Kittel heraus. Sie scheute sich so vor dem fremden Herrn, daß sie brennroth war im ganzen Gesichte, aber dem Grafen gefiel es so weit besser, als wenn sie recht frech und keck vor ihn getreten wäre. Er erkannte sogleich, daß es diejenige sei, die er schon lange gewünscht hatte, und fragte sie, ob sie nicht seine Frau werden möchte Weiß man wohl, daß sie Anfangs meinte, es sei nur Spaß und der gräflich Gnaden habe sie zum besten. Wie er aber zweidreimal dieselbe Frage wiederholte und ihr hoch und theuer versicherte, daß es sein voller Ernst sei und die Leute schon auf die Hochzeit warten, da fieng sie an, es nach und nach zu glauben und stotterte ein geschämiges Ja heraus. Der Graf dankte ihr über und über, gab ihr die schönen Kleider aus dem Wagen und sagte sie sollte jetzt das griselte Kittele wegwerfen und das seidene Gewand dafür anziehen. Da ging das Griseldele in seine Kammer und als es in den seidenen goldgestickten Klei-

dern herauskam, da leuchtete seine Schönheit erst recht und der Graf sah wohl ein daß er nicht nur die bravste, sondern auch die schönste Braut gefunden habe. Er gab nun ihrem Vater und den zwei Schwestern reiche Geschenke, damit sie doch zufrieden seien, weil er sie nicht zur Hochzeit laden wollte. Dann hieß er das Griseldele einsteigen, kehrte um und fuhr lustig in sein Schloß. Als er in den Hof kam, lief alles an den Wagen, um die unbekannte Braut zu sehen. Jedermann wunderte sich über die Schönheit der Jungfrau, aber kein Mensch getraute sich, den Grafen zu fragen, wo er sie geholt habe. Das Griseldele wußte nicht wie ihm war unter den vielen vornehmen Leuten und wenn es nicht den Grafen sogleich lieb gewonnen hätte, so hätte es sich über neunundneunzig Jöcher hinweggewünscht.

Es wurde nun die Hochzeit mit aller erdenklichen Pracht gefeiert, und der Graf und das Griseldele lebten von nun an als Mann und Weib in Friede und Liebe beisammen.

Es dauerte ein Jahr, da schickte ihnen der Herr ein Kindlein zu, und das war ein Mädchen. Kaum war es auf der Welt, so ging der Graf zur Griselde hin, bemühte sich ein finsteres Gesicht zu machen und sagte: „Jetzt gib mir nur sogleich das Kind, kann ich es in den Ziggel werfen, damit die Leute nichts davon erfragen. Ich muß mich ja lange schon schämen, daß ich dich zur Frau genommen habe, wie müßte mir's erst zu schlecht sein, wenn ein Kind aus dieser Ehe mein Erbe werden sollte." Wie weh die Rede und das Verlangen des Grafen dem Griseldele thaten, das kann man sich wohl denken. Sie sagte aber kein Wort, drückte dem Gemahl

zu Lieb ihren Schmerz in sich, bekreuzigte und küßte das Kind und gab es ihm. Er nahm es, setzte sich damit in eine Kutsche und fuhr weit fort zu braven Leuten. Diesen gab er das Kind und trug ihnen auf, es vor allem zu taufen und in der Taufe Maria zu nennen. Dann sollten sie es fleißig ernähren und erziehen, er werde schon alles gut bezahlen und von Zeit zu Zeit nachsehen kommen, wie es seinem Töchterlein ginge. Als er alles in Ordnung hatte, fuhr er wieder heim, ging zu seiner Gemahlin und sagte: „Jetzt wird wohl kein Mensch mehr etwas erfragen davon, weil ich es heimlich in den Ziggel hinabgeworfen habe.“ Der Griselde ging bei diesen Worten wieder ein tiefer Stich durch das Herz und sie hätte bittere Thränen weinen mögen, drückte aber ihren Schmerz gewaltsam in sich und ertrug alles voll Demuth und aus Liebe zu ihrem Herrn.

Nach einem Jahre bekamen sie wieder ein Kind und das war ein Knabe. Kaum war er auf der Welt, so kam der Graf zur Gräfin, machte ein finsteres Gesicht und sagte: „Jetzt gib mir nur sogleich den Buben, damit ich ihn in den Ziggel werfen kann. Ich bin so vor den Leuten nimmer sicher, weil ich dich geheirathet habe, was würden sie erst sagen, wenn ich ein Kind, das dir so gut angehört wie mir, als meinen Erben aufziehen wollte?“ Griselde sagte wieder kein Wort, nahm das Knäblein, bekreuzigte und küßte es und reichte es ihm hin. Er ging damit fort, setzte sich in eine Kutsche und fuhr damit zu den nämlichen Leuten, zu denen er auch das Mädchen gebracht hatte. Diesen übergab er das Kind, trug ihnen auf, ihm in der Taufe den Namen Johann zu geben und es fleißig zu erziehen. Dann fuhr er heim,

ging zur Gräfin und sagte: „Ist gut, daß der Bube jetzt im Ziggel liegt, damit doch die Leute davon nichts erfragen.“ Griselde sagte wieder nichts, so tief ihr auch diese Rede in der Seele weh that.

Der Graf fuhr öfter hin, zu sehen, wie es den Kindern ginge, sagte ihnen auch, als sie es verstehen konnten, daß er ihr Vater sei, und hatte eine große Freude, als er sah, daß sie recht kräftig heranwuchsen und von den fremden Leuten so tugendhaft erzogen wurden, daß er wegen ihres Wohles nicht die geringste Sorge zu haben brauchte. Die Griselde aber erfragte nie etwas von ihren Kindern und dachte oft mit Schmerz daran, wie fein sie es jetzt hätte, wenn die zwei Kinder noch beim Leben wären. Sie ließ aber nie ein Wort der Klage hören, sondern ergab sich geduldig und demüthig in ihr Geschick.

Siebenzehn Jahre nach der Geburt des ersten Kindes kam der Graf einmal zur Griselde und sagte: „Jetzt hilft es nichts mehr, du mußt aus dem Schlosse. Die Leute wundern sich zuvor schon alle, daß ich dich so lange hier leiden mochte, und sind wild über mich, weil ich mein Geschlecht so verunehrte. Geh du wieder heim, lege dein griseltes Kittele an und schicke das gräfliche Gewand zurück.“ Griselde erschrack über diesen Befehl, wurde aber nicht zornig, sondern nahm Abschied von ihrem Gemahl, als ob er ihr immer nur Gutes gethan hätte. Schweigend verließ sie das Grafenschloß und machte sich auf den Weg, der Heimath zu. Da hatte sie wohl allerlei schwere Gedanken und fürchtete sich, der Vater werde vielleicht lange schon todt sein. Und was werden erst

meine Schwestern sagen, dachte sie, wenn ich erzähle, daß mich der Graf verjagt hat. Sie werden mich auslachen und mir mein Unglück gönnen, weil ich mich früher so hoch über sie erheben wollte. Mit solchen Gedanken ging sie der Heimath zu und kam endlich in dem Bauerhäuslein an. Da hatte sie doch Eine Freude, weil sie den Vater noch beim Leben traf und ihm ihr tiefes Herzenleid klagen konnte. Sie bath ihn dann, er möge sie wieder bei sich behalten, sie wolle gern alle Arbeit thun und sich gar nicht ankennen lassen, daß sie einmal etwas anderes gewesen sei, als das arme Griseldele. Der Vater erbarmte sich über sie, sprach ihr Trost zu, hieß sie da bleiben und sagte:

„Leg nur an das griselte Kittele,
Und iß mit mir ein Ueberschüttele.“*)

Griseldele that nun wieder ihr griseltes Kittele an und schickte die kostbaren seidenen Kleider dem Grafen ins Schloß zurück. Sie lebte wieder, wie früher, bei bäurischer Arbeit und ländlicher Kost und wenn sie auch mit Liebe und Sehnsucht an ihren Gemahl zurückdachte, so hoffte sie doch nicht, jemals wieder in das Grafenschloß zurückzukehren.

Da bekam sie einmal von ihrem Gemahl einen Brief, darin es hieß, sie solle alsogleich in das Schloß kommen und alle Böden spülen, denn es müsse im Schlosse alles gesäubert werden, weil er auf's neue Hochzeit halten und sich mit einer Braut vermählen wolle, die so schön sei als die Sonne. Griseldele besann

---

*) Ueberschüttel, eine Art schlechter Suppe..

sich keinen Augenblick, ging in das Schloß, rutschte dort im griselten Kittele auf allen Böden herum und spülte den ganzen Tag wie die gemeinste Bauernmagd. Als sie alle Böden im ganzen Schlosse gespült hatte, kam einmal der Graf zu ihr und sagte: „Ich will jetzt gehn meine Braut holen, du kannst während der Hochzeit in der Küche abspülen, oder sonst thun, was man dich anstellt.“ Griseldele sagte kein unwilliges Wort, wünschte ihm Glück zur Reise und blieb in dem Schloße.

Da fuhr der Graf mit einer schönen Kutsche zu seinen Kindern hin und führte sie in das Schloß. Er verbot ihnen aber so lange ihn Vater zu nennen, bis er wieder die Erlaubniß dazu geben würde. Auch gab er ihnen sonst Weis' und Lehre, wie sie sich zuerst im Schlosse zu benehmen hätten und sagte besonders der Tochter, sie solle gerade so thun, als ob sie seine Braut wäre. Sie kamen nun in das Schloß und Jedermann staunte über die Schönheit der neuen Braut. Der Graf hieß Griselden kommen, stellte ihr die schöne Jungfrau vor und sagte: „Nicht wahr, dießmal habe ich eine schöne und vornehme Braut?“ Griseldele antwortete wenig und dachte bei sich: „Schön und vornehm ist sie wohl, aber ich wünsche ihr Glück zu einer solchen Ehe.“

Nun sollte vor allem der Handschlag gefeiert werden und von nah und fern kamen die geladenen Gäste herbei. Während der Mahlzeit sagte der Graf auf einmal: „Saget zur Griselde, jetzt soll sie einmal auftragen und zwar frisch vom Abspülen weg im schmutzigen Gewand und griselten Kittele. Die Bedienten gingen hinaus und sagten das der Griselde. Sie erschrack über diesen Befehl und ließ

den Grafen bitten, er solle ihr doch das nachsehen. Er aber schickte noch einmal hinaus und befahl ihr, sie solle nur sogleich mit der nächsten Speise hereinkommen. Da gehorchte sie ohne weitere Widerrede und trug in ihrem schmutzigen G'wandl und griselten Kittele ein Gericht herein. Da sah sie nun den Grafen neben der schönen Jungfrau sitzen und auf seiner andern Seite saß ein schöner Jüngling, den sie aber ebenso wenig erkannte, wie die vermeintliche Braut. Als sie wieder hinausgegangen war, sagte der Graf zu seinen Kindern: „Jetzt dürfet ihr mich Vater heißen und diese, die eben aufgetragen hat, sollt ihr beim nächsten Eintreten als eure Mutter begrüßen. Sie hat ihre Probe ausgehalten und lange Zeit gelitten; jetzt aber soll des Leidens ein Ende sein und wir wollen alle zusammen ein freudiges Leben führen.“ Sobald sie das nächstemal hereinkam, hörte sie, wie die Braut und der Jüngling den Grafen ihren Vater nannten, und als sie die Schüssel auf den Tisch gestellt hatte, da sprangen ihr alle drei entgegen, und nannten sie und begrüßten sie als Gemahlin und Mutter. Der Graf hieß sie nun ihre gräflichen Kleider wieder anziehen und sich zu ihnen an den Tisch setzen. Jetzt wurde die Hochzeit mit Ernst gefeiert, und Griselbele hatte von nun an keinen schlimmen Tag mehr, sondern nur frohe und glückliche.

(Von einer Passeirerin in Meran gehört.)

Die zwei Beutelschneider.

Waren einmal zwei Beutelschneider, die beide in ihrer Kunst etwas rechtes verstanden. Der eine von ihnen wohnte in Preußen und der andere in Polen. Die zwei hörten oft von einander und es bekam der jedwedere Begierde, den andern zu sehen. Sie dachten beide: „Wenn der andre seine Kunst so gut versteht, so thun wir uns zusammen, wir richten zu zweien mehr aus, als wenn jeder sein Handwerk allein treibt.“ —

Jeder ging nun aus, den andern zu suchen. Nach einiger Zeit begegneten sie sich, ohne einander zu kennen. Da rief zuerst der polnische: „Woher gut Freund?“ „Aus Preußen; und woher denn du?“ „Ich aus Polen. Was ist denn dein Handwerk?“ „Ich bin Beutelschneider; und was bist denn du?“ „Ich auch Beutelschneider.“ Da merkte der jedwedere, daß er zum rechten gekommen sei, und sie machten aus mitsammen zu gehen und einander auszuhelfen, wo Einer allein nicht ausreichen würde Sie verabredeten vor allem eine Probe, woran jeder erkennen sollte, daß er am andern einen guten Gehilfen habe. Sie machten aus, zu einem Barbier zu gehen und während dieser den Einen von ihnen rasire, solle ihm der Andere die Eisen vom Absatz des Stiefels reißen, ohne daß er es merke, und während er den Andern rasire, solle ihm der Eine die Eisen wieder annageln, auch ohne daß er es merke. Sie versprachen einander, wenn jeder diese Probe vollbringe, so wollten sie bei einander bleiben und einander beistehen im Guten und Schlechten.

Sie gingen also zum Barbier, ließen sich den Bart abnehmen, und richtig, während er den Einen rasirte, stahl ihm der Andre die Eisen von den Stiefeln, und während er den andern rasirte, schlug sie ihm der Eine wieder an. Er merkte aber von allem nichts, und rasirte so sicher, als ob mit seinen Stiefeln gar nichts vorginge. Die Beutelschneider gingen nun hinaus, lobten einander und versprachen, als gute Freunde beisammen zu bleiben. Und zwar ging der preußische mit dem polnischen und blieb bei ihm. Dieser hatte aber eine Schwester, die gab er dem preußischen zur Ehe und sie führten jetzt eine Wirthschaft, so ehrlich als man sie bei Beutelschneidern finden kann. Ihr Gewerb betrieben sie nur, wenn sie nichts mehr zu essen hatten, außerdem ließen sie die Säcke der Leute in Ruhe und genossen, was sie sich früher zusammengetragen hatten.

Nun erfragten sie, daß ein Herr in einem Thurme ganze Haufen Geld habe, daß aber nur eine einzige, eiserne Thür sei, durch welche man hineinkommen könne. Das machte aber den Beutelschneidern nichts, denn sie wußten schon andere Schliche, mit denen sie in den Thurm hineinzukommen gedachten. Sie gingen aus, nahmen Hau und Schaufel mit sich und gruben einen unterirdischen Gang in den Thurm. So kamen sie von unten auf leicht hinein, und beschauten sich einmal die große Cassa. Da lagen die Kornsäcke in ganzer Menge, aber anstatt des Kornes war überall Geld drinnen, und so fest gepackt, daß sich kein Stück bewegte, wenn man den Sack aufhob. Sie nahmen einen schweren Sack, krochen wieder in ihr Loch zurück, machten es oben ein wenig zu und kamen dann glücklich in's Freie. Den Sack trugen sie in der

Nacht heimlich nach Hause und freuten sich, daß ihnen dieser Streich so glücklich von Statten gegangen war.

Da kam eines Tages der Herr in seinen Thurm, zählte die Säcke und fand, daß einer abhanden gekommen sei. Es wunderte ihn, wie das zugegangen sei und er konnte sich nicht erklären, wie Jemand bei verschlossener Thüre in den Thurm hinein-, geschweige denn sammt dem großen Sack hinausgekommen sei. Aber wenn er auch selbst nicht wußte, was er bei der Sache denken sollte, so wußte er dafür einen andern, der sich in solchen Dingen prächtig auskannte und um einen klugen Rath nicht verlegen war. Er hatte nämlich schon früher einmal einen Beutelschneider gefangen, diesem hatte er, anstatt ihn der Obrigkeit zu überliefern, die Augen ausgestochen und ihn bei sich behalten. Er meinte nämlich, ein Beutelschneider, wenn es ein rechter sei, müsse den Kopf am rechten Flecke haben nnd könne auch andern mit seinen Pfiffen zu gelegener Zeit aushelfen. Zu diesem ging er nun hin, erzählte ihm von der Bestehlung seiner Schatzkammer und fragte ihn, wie man etwa den Schelmen auf die Spur kommen könnte. „O die sind gewiß durch den Boden heraufgekommen, sagte der blinde Beutelschneider. Grabe nur ein Bischen hinab und wenn du ein Loch findest, so brauchst du nichts andres zu thun, als ein Schlageisen daraufzustellen, das seine sechs bis sieben Zentner wiegt. Dann werden die Spitzbuben eingehen.“

Der Herr dankte ihm für den klugen Rath, ging hin, ließ ein bischen hinabgraben, und richtig kamen sie alsogleich zn einem Loche, durch welches die Schelme hereingekommen waren. Er war herzlich froh über diese Entdeckung, ging alsogleich zum Schmied und bestellte

ein schweres Schlageisen. Als der Schmied fertig war, ließ er es in den Thurm tragen und auf das Loch legen. „Jetzt, dachte er, brauche ich nicht weiter zu sorgen. Die Spitzbuben kommen gewiß noch einmal und dann gehn sie gewiß ein." Er ging mit seinen Leuten aus dem Thurme, schloß ihn fleißig zu und freute sich schon auf den baldigen Fang.

Als die zwei Beutelschneider eine Zeitlang von dem gestohlenen Gelde gezehrt hatten und voraussahen, daß der Sack mit der Zeit einschrumpfen würde, so sprachen sie zu einander: „Das Loch haben wir schon einmal gemacht, es ist Schade, wenn wir es nicht fleißiger benützen. Wir müssen doch noch einmal hingehen und dem reichen Kerl wieder einen Sack wegtragen.!" Sie machten sich alsbald auf, kamen zu dem Thurme und krochen durch das Loch hinein. Der preußische war voraus, der polnische hinterdrein. Als sie eben meinten, in den Thurm hinaufzugelangen, da that es einen Schlag und der preußische schrie: „O weh, ich bin gefangen." Der polnische erschrack darüber und fragte, was ihm denn wäre. Der preußische sagte: „Ja wohl, wenn ich in ein Schlageisen gerathen bin. Jetzt mache nur schnell und schneide mir den Kopf ab. Loskommen thu ich doch nimmer, und dann ist der Kopf ohnedem hin." Der polnische sagte: „Nein Kamerad, dir den Kopf abzuschneiden, bringe ich nicht übers Herz. Und was würde erst dein Weib dazu sagen, wenn ich ihr die Nachricht brächte, daß ich selber dir den Garaus gemacht habe?" Der preußische hob aber wieder an zu bitten und sagte: „Mache nur nicht lange Umstände. Es soll nicht aufkommen, wer hier eingebrochen ist, du schneidest mir daher den

Kopf ab, und nimmst ihn mit dir. Thust du es nicht, so muß ich schändlich auf dem Galgen sterben, und du selber bist auch noch in Gefahr aufzukommen.“ So redete und bat er noch eine Weile fort, bis der polnische endlich nachgab, hinaufkroch und ihm den Kopf abschnitt. Er nahm den Kopf mit sich, kroch zum Loche hinaus und trug ihn heim. Da hättest du hören sollen, wie das Weib des preußischen lärmte, als sie den Kopf ihres Mannes sah und hörte, wie es ihm gegangen sei.

Nicht lange Zeit, nachdem der preußische eingegangen war, kam der Herr in den Thurm, um nachzusehen, ob das Falleisen noch keinen erwischt habe. Zu seiner großen Freude bemerkte er sogleich, daß es zugefallen sei und ging alsogleich hin, um zu schauen, wer der Spitzbube sei. Wie er aber in die Nähe kam, sah er, daß bloß ein Rumpf da sei ohne Kopf und kam alsogleich auf den Gedanken: „Holla, da muß noch Einer im Spiele sein, sonst hätte der sich nicht selber den Kopf abgeschnitten und ihn fortgetragen.“ Er ging sogleich wieder zu seinem blinden Beutelschneider, erzählte ihm die ganze Sache und verlangte seinen Rath. „Das ist gewiß, daß da noch Einer übrig ist, sagte der Beutelschneider, aber warte nur, den wollen wir schon auch kriegen. Nimm den Rumpf aus dem Thurme, laß ihn an den Galgen hängen und stelle eine zahlreiche Wache dazu. Es ist Beutelschneiders Pflicht, keinen Todten über Nacht hangen zu lassen. Kommt nun der andere, seinen Kameraden abzulösen, so wird ihn die Wache schon fassen und das ganze Spiel hat ein Ende.“

Der Herr dankte für diesen Rath, ging hin, ließ den Rumpf aus dem Thurme tragen und an den Galgen

hängen. Dazu stellte er zwölf Mann Soldaten und trug ihnen auf, denjenigen, der herbeikäme und den Leichnam ablösen wollte, zu fangen und vor ihn zu bringen. Die Soldaten versprachen, das zu thun, und umstanden aufmerksam den Galgen.

Der polnische Beutelschneider ging zufällig in der Nähe des Galgens vorbei, sah den Rumpf droben hangen und unten die Soldaten Wache halten. Er dachte sich: „Den Todten sollte ich eigentlich über Nacht nicht droben lassen, um so mehr, weil er mein Kamerade ist. Aber so auf gradem Wege werde ich ihn nicht kriegen, denn die Soldaten stehen gewiß nicht umsonst dort.“ Er dachte ein bischen nach, wie er es anfangen sollte und es kam ihm bald ein pfiffiger Einfall.

Er ging in die Stadt, kaufte zwei Yhrn vom besten Wein, dazu auch Schnaps und anderes gutes Getränk, schüttete alles untereinander und that auch eine gute Portion Schlafpulver hinein. Dann nahm er ein Rößl und ein Wägele, legte zuerst zwölf Kapuzinerkutten auf, bedeckte sie aber fleißig, daß sie niemand sah, und oben drauf kam dann das Panzele. Jetzt fuhr er unter die Stadt hinaus und kam in die Nähe des Galgens. Da fieng er auf einmal an, zu lamentiren und zu schreien: „Das ist ein schönes Ding, kommt mir denn Niemand zu Hilfe, — der Wein rinnt aller aus, — wie werde ichs kriegen, wenn ich heim komme.“ Solches Zeug schrie er allerlei untereinander, so laut, daß die Soldaten beim Galgen es hörten. Diese schauten hinab und sagten zu einander: „Sehet, da drunten kommt einer mit einem Weinpanzen. Er schreit und lamentirt gar so, es rinnt ihm gewiß der Wein aus. Gehn wir hinab und helfen

ihm, vielleicht gibt er uns dafür ein Maul voll zu trinken, dann halten wir das Wachen auch leichter aus." Hierauf liefen alle zwölfe hinab, um dem Fuhrmann zu helfen. Als sie der Pole herabkommen sah, zog er schnell einen kleinen Bohrer heraus und bohrte mehrere Löchlein in den Panzen. Die Soldaten waren da, hielten zu, wo es herausrann, schnitzten Spinellen, vermachten die Löcher und meinten, es müsse bald aufhören zu rinnen. Während sie aber auf der Einen Seite zumachten, bohrte der Beutelschneider auf der andern, so daß es nie aufhörte und alle Arbeiten umsonst waren. Endlich sagte der Fuhrmann: „Ich sehe schon, den Wein muß ich euch nur lassen. Nehmt den Panzen mit euch und trinkt ihn aus, ich will schnell zurückfahren, damit ich von diesem Wein noch bekomme. Denn brächte ich einen andern nach Hause, so würde ich gleich aus dem Dienste gejagt." Die Soldaten dankten ihm für das Geschenk, faßten den Panzen, trugen ihn zum Galgen hinauf und gingen recht schleunig, damit etwa nicht viel ausrinne. Dann setzten sie sich herum, waren guter Dinge und tranken, so viel die Gurgel nur schlucken wollte. Sie meinten, einen so guten und starken Wein hätten sie ihr Lebtag nicht getrunken, und zogen darum nur desto besser.

Der Beutelschneider fuhr mit seinem Wagen ein bischen zurück, machte dann Halt und schaute zu, was der Wein für Wirkung thue. Er brauchte nicht lang zu warten, da sah er schon, wie die Soldaten anfiengen, die Köpfe sinken zu lassen und dann Einer nach dem andern sich auf das Gras legte. Als sie alle wie todt dalagen, fuhr er hin, nahm die Kapuzinerkutten und legte jedem von ihnen Eine an. Dann nahm er den Leichnam vom

Galgen, packte ihn auf den Wagen und fuhr damit heim. —

Die Soldaten wachten erst auf, als es schon lichter Morgen war, sahen einander an und wußten nicht recht, was sie denken sollten. Anstatt der Soldaten wären lauter Kapuziner herum, neben ihnen wohl gar ein Galgen, aber kein Todter daran, kurzum — das Ding kam ihnen so sonderbar vor, daß sich ihre nebligen Köpfe nicht sogleich auskannten. Als sie aber den Panzen sahen und sich recht auf den gestrigen Abend besannen, so wurde es ihnen wohl klar, daß sie des Trankes wegen das Wachen vergessen hatten, und daß es der Fuhrmann sein müsse, der den Leichnam vom Galgen gestohlen hatte. Es half aber nichts, sie mußten sich endlich doch entschließen heimzugehen, stellten sich vor dem Herrn, erzählten ihm, wie es ihnen ergangen sei und bathen ihm hundertmal ab. Der Herr wurde zornig, schimpfte sie eine Zeitlang aus, dachte aber dann doch wieder: „Ja was will ich ihnen denn machen? Sie sind halt auch hintergangen worden und man kann es den armen Teufeln nicht gar so verargen, wenn sie sich bei einem guten Tropfen Wein nicht lange besannen.“ Er ließ sie laufen, und ging nun wieder zu seinem Rathgeber, dem blinden Beutelschneider. Diesem erzählte er die Sache und bat ihn noch einmal um seinen Rath. Der Beutelschneider machte ein bedenkliches Gesicht und meinte, das ist bald ärger, da kann es gerathen, daß ich mit meiner Kunst nicht mehr auslange. Aber Ein Mittel, sagte er, gibt es noch. Laß einem Hirschen die Hörner übergolden und jage ihn durch die Stadt. Wenn ein Beutelschneider einen Hirsch mit vergoldeten Hörnern sieht, den kann er nicht lassen,

und verlöre lieber sein Leben, als dieses.“ Der Herr dankte für diesen Rath, ließ einen Hirsch bringen und ihm die Hörner vergolden, und jagte ihn hinaus auf die Gassen der Stadt. Die Stadtthore aber wurden gesperrt, daß das Thier nicht fortlaufen könnte. Der polnische schaute eben zum Fenster hinaus und sah den Hirsch mit den goldenen Hörnern. Da kam ihm ein großes Gelüst, ihn zu haben, und er sann sogleich auf Mittel, wie er ihn unvermerkt erwischen könnte. Es fiel ihm ein, daß sein Keller unter den Weg hinausreiche, so daß man von unten herauf den Boden der Straße leicht dünner machen könne. Er ging in den Keller, grub so lange nach oben, bis nur mehr ein ganz dünner Boden übrig blieb, ging dann auf die Straße und streute Salz auf. Dann lief er wieder in den Keller hinab und schaute zum Kellerloche herauf, ob der Hirsch nicht bald käme. Er wartetee nicht lange, da kam das Thier herangerannt, stand aber beim Salze still und fieng an aufzulecken. Da nahm der Beutelschneider einen Tremmel und stieß von unten herauf, so daß der Boden einbrach und der Hirsch drunten lag. Dann machte er den Boden sogleich wieder zu, und das alles geschah, ohne daß jemand etwas merkte.

Der Herr erfragte, daß der Hirsch auf den Gassen nicht mehr zu sehen sei, und ließ Kundschaft einziehen, wer ihn aufgefangen habe. Allein Niemand wußte etwas zu sagen und kein Mensch hatte Jemanden beobachtet, der dem Hirschen nachstellte. Sie sagten alle: „Ja, da und da habe ich den Hirschen zum letzten Male gesehen, er lief allein durch die Gassen aus und ich bemerkte Niemanden, der ihn verfolgte.“ Da sah der Herr wohl, daß das Nachfragen nichts helfe und ging wieder zu seinem blin-

den Rathgeber. Diesem erzählte er die Sache und fragte, was etwa weiter zu thun sei. Der Beutelschneider schnitt ein noch bedenklicheres Gesicht als das vorige Mal, meinte aber, es gebe doch noch ein Mittel, dem Spitzbu en auf die Spur zu kommen. Er sagte: „Ich will morgen von Haus zu Haus gehn Suppe betteln; bekomme ich dann irgendwo eine Hirschsuppe, so rieche ich das gleich, und der Schelm ist ertappt.“ Dem Herrn gefiel diese List und er bath den Beutelschneider, er solle morgen nur fleißig herumgehen und kein Haus auslassen.

Am andern Tage machte sich der Blinde auf den Weg, tappte Straßen auf, Straßen ab, ging überall hinein, wo er eine Hausthüre griff und bettelte bei allen Leuten um Suppe. Er roch allemal fleißig, merkte aber niemals einen Hirschgeruch. Als es gegen Abend ging, kam er auch in das Haus des polnischen Beutelschneiders und bath um Suppe. Der polnische aß gerade einen Hirschbraten und der Duft stieg dem Blinden gleich in die Nase. Der polnische merkte sogleich, daß der Bettler ein Beutelschneider sei, dachte aber: „Du bist ja blind, wie willst du mich übertölpeln. Er ließ ihm Suppe geben, lud ihn dann auch zum Braten ein und erzählte ihm während des Essens die ganze Geschichte von dem Hirschen, den er gefangen und heute gebraten habe. Der Blinde aß mit großem Appetit, und als er genug hatte, dankte er wie jeder ordentliche Lotter.*) Während er hinausging, dachte er: „Ich muß aber doch auch das Haus merken“ und als er zur Thür kam, schrieb er mit einem Röthel drei Striche ober die Hausthür. Der polnische schlich ihm

*) = Bettler.

nach, sah die drei Striche, und wischte sie ab. Dafür ging er, als es ganz finster war, zu dem Hause des Herrn und schrieb dort die drei rothen Striche über die Thüre.

Der Blinde kam nach Hause, und erzählte seinem Herrn mit Freuden, daß er jetzt den Spitzbuben wohl ausfindig gemacht habe. „Aber weißt du wohl auch das Haus noch, wo du das Hirschfleisch gegessen hast?" fragte der Herr. „O ja, das Haus habe ich schon gezeichnet, schicke nur morgen, wenn es Tag wird, herum, und wo über der Thür drei rothe Striche stehn, da wohnt der Schelm." Der Herr meinte jetzt, aller Sorge los zu sein, freute sich sehr und dankte dem Blinden für seine Dienste. Am andern Tage schickte er Leute aus, welche das Haus mit den rothen Strichen auffsuchen sollten. Sie gingen in der ganzen Stadt herum, schauten fleißig ober jede Hausthüre und meinten, jetzt und aber müßten sie die rothen Striche sehen. Sie fanden sie aber nirgends und kehrten unwillig wieder heim. Als sie ins Haus hineingehen wollten, schauten sie ober die Thüre, und erstaunten nicht wenig, als sie da die drei Striche erblickten. Sie gingen zu dem Herrn und meldeten ihm, daß das gesuchte Zeichen sonst nirgends stünde als ober seiner eigenen Hausthüre. Er ging hinaus und sah wirklich die drei Striche. Da merkte er, daß er es hier mit einem ärgern zu thun habe, dem der blinde nicht gewachsen sei. Er ließ daher bekannt machen, derjenige, der den Sack aus dem Thurm gestohlen, den Leichnam vom Galgen genommen und den Hirsch in sein Haus gebracht habe, der solle sich melden, er werde für seine Geschicklichkeit eine große Belohnung empfangen.

Der polnische Beutelschneider hörte diesen Aufruf, stellte sich vor dem Herrn, und sagte, daß er derjenige

sei, der die drei Stücke vollbracht habe. Weil sich kein anderer meldete, so glaubte ihm der Herr und gab ihm eine große Belohnung und fragte ihn, ob er nicht als Rathgeber bei ihm bleiben möchte. Der polnische war sogleich bereit dazu und seitdem ist er statt des Blinden der Rathgeber des reichen Herrn.

(Mündlich auf dem Tscheggelberge.)

Der Wurm.

Es war einmal ein Jäger, der hatte ein Weib und viele Kinder, aber dabei eine sparsame Schüssel. Die Wirthschaft machte ihm gar viele Sorgen und er hätte gern Alles selbst gethan, was es von Männerarbeit in und außer dem Hause zu thun gab; allein er machte es doch nicht recht und mußte bei seinem schmalen Einkommen auch noch einen Knecht halten. Mit der Jägerei ging es ihm, wie es jedem geht; heute bekam er etwas, morgen wieder nichts, und wenn er sich den ganzen Tag müde gelaufen hatte, so konnte er oft Abends mit leerer Tasche heimgehen.

Nicht weit von seinem Hause war ein großmächtiger Berg, und auf diesem jagte er am öftesten und am liebsten, weil er da doch am leichtesten ein Wild zu sehen bekam. Da sah er einmal, als er in diesem Berg jagte, ober dem Fußsteige einen Menschen liegen. Der Hund sprang hinzu, rannte mit lautem Bellen um den Liegenden herum, und that so wild, als ob er ihn zerreißen wollte. Der Jäger hatte genug zu thun, ihn zurückzu-

halten, es kam ihm aber ganz sonderbar vor, daß der Hund, der sonst niemanden etwas zu Leide that, mit solcher Wuth über diesen Menschen herfalle. Während der Hund um ihn herumbellte, erhob sich der Liegende ein wenig und sagte zum Jäger: „Sei doch so gut und gib mir diesen Hund zu kaufen.“ „Nein, sprach der Jäger, diesen Hund brauche ich selbst, und kann ihn dir nicht geben. Ich habe aber noch einen zu Hause, den kannst du bekommen, wenn es dir um einen Hund gerade zu thun ist.“

„Ist schon recht, sagte der Liegende, gib mir nur den andern zu kaufen. Aber morgen gerade um diese Zeit mußt du ihn hieherbringen, dann wollen wir den Handel schließen. Hast du gehört, — gerade um diese Zeit.“

Der Jäger gab sein Wort darauf, ging dann mit seinem Hunde davon und jagte noch eine Weile durch den Berg herum. Weil er aber gar nichts bekam, so ließ er das Herumlaufen gut sein und machte sich auf den Heimweg. Als er nach Hause kam, ging er vor allem sein Weib zu grüßen und erzählte ihr, daß er den Hund, den er doch nie auf die Jagd mitnehme, verschachert habe. Die Jägerin war froh darüber und sagte: „Hättest ihm den andern schon auch lassen können; wir geben unser Brot gescheidter den Kindern zu essen, als daß wir damit die Hunde füttern.“

Am andern Tage, als es gegen die bestimmte Zeit ging, sagte der Jäger: „Ich muß jetzt mit dem Hunde hinausgehen, sonst könnte der Mensch nicht warten und mit dem Handel wäre es nichts.“ Er lockte den Hund, den er dem Menschen versprochen hatte, und wollte

gehen. Da lief sein dreizehnjähriges Töchterlein herbei und schrie: „O Vater, laßt mich auch mitgehen.“ „Aber warum willst du denn gerad heute mitgehen?“ fragte der Jäger. Das Mädchen wußte darauf keine Antwort zu geben, hörte aber nicht auf zu bitten, daß es mitgehen dürfe. Inzwischen kam auch die Jägerin herbei und half dem Mädchen, so daß der Vater endlich einwilligte und es mitgehen ließ.

Sie gingen nun hinaus in den Berg und kamen zu dem Steig, an welchem der Mensch gestern gelegen war. Heut lag aber dort ein unbändiger Wurm, so daß dem Jäger bang wurde und er sich gleich dachte, mit dem Menschen, den gestern der Hund angebellt hatte, sei es nicht richtig gewesen. Er nahm sein Töchterlein an der Hand nud sagte: „Geh, wir wollen umkehren. Mir ist schon gestern bei dem Menschen nichts rechtes vorgegangen und heute liegt gar anstatt seiner ein Wurm da.“ Das Mädchen fürchtete sich auch, reichte ihm gerne die Hand und sie wollten gehen. Da regte sich der Drache, schoß auf das Mädchen los, umschlang es mit dem Schweife und fuhr damit durch den Berg hinein. Der Jäger war völlig starr geworden vor Schreck und schaute dem Ungethüm nach. Jetzt reute es ihn, daß er keine Büchse mitgenommen hatte; denn wäre er bewaffnet gewesen, so hätte er dem Drachen wohl doch was Gesalzenes auf die Haut gebrannt. Das bloße Nachschauen half aber nichts und er mußte sich endlich entschließen, nach Hause zu gehen und die traurige Botschaft zu bringen. Als er heimkam und mit dem verstörten Gesichte seinem Weibe begegnete, fragte diese sogleich: „Wo hast du denn das Mädel gelassen, daß du es nicht mitbringst?“ Da

kamen dem Jäger die Thränen in die Augen und er erzählte weinend, was ihm begegnet sei. Als die Jägerin das hörte, erschrack sie über und über, jammerte Haus ein und Haus aus und sagte gerade in einem fort: „Wir haben das Kind viel zu wenig gesegnet, sonst hätte es ihm so übel nicht gehen können.“ Am andern Tage ging der Jäger wieder hinaus in den Berg, durchstreifte ihn den ganzen Tag der Länge und Höhe nach und meinte, er müsse eine Spur seines Kindes entdecken. Allein er fand nicht einmal ein Stücklein Gewand und mußte Abends unverrichteter Dinge wieder heimgehen. Allein er ließ sich nicht abschrecken, sondern ging noch oft und oft hinaus, suchte alle Winkel und Löcher durch und dachte auch beim Schießen immer an seine Tochter. Aber kein Suchen wollte etwas helfen und es vergingen sieben Jahre, ohne daß er nur die mindeste Spur des Mädchens entdeckt hätte.

Nach sieben Jahren trug es sich zu, daß der Jäger mit seinem Knechte in den Berg jagen ging. Da sahen sie gar ein schönes Wild vorüberrennen, setzten ihm nach und meinten es bald zu bekommen. Das Wild aber war immer gerade so weit von ihnen, daß sie nicht zu Schuß kamen, verlor sich aber nie ganz aus ihren Augen. Sie meinten, das Wild müßten sie heute noch kriegen und möchte es geh'n, wie es wollte. So liefen sie ihm lange Zeit vergebens nach, und merkten nicht, daß es schon anfieng zu dämmern. Erst als es völlig Nacht war, hielten sie nun und es sagte der Jäger zum Knecht: „Jetzt haben wir uns schön verspätet, es ist schon Nacht und wir kommen nimmer heim.“ „Das ist mir eins, sagte der Knecht, es ist ja nicht kalt und wir können auf dem

Boden hier ebenso gut schlafen, wie daheim im Bette.“ „Nein, sprach der Jäger, auf dem Boden hier lieg' ich nicht. Ist es ja gerade heute sieben Jahr, daß der Wurm mein Töchterlein vertragen hat, und wenn wir da auf dem Boden lägen, so könnte es uns wohl auch passiren, daß ein Wurm oder sonst eine Bestie über uns herfiele und uns zerriße.“ „Wart' ein bischen, erwiederte der Knecht, ich will da auf einen Baum hinaufsteigen, und herumschauen, ob gar kein Haus in der Nähe ist.“ Da lachte ihn der Jäger aus und sagte: „Ja wohl ein Haus in der Nähe! Kenn' ich ja den ganzen Berg von oben bis unten und weiß ganz gewiß, daß hier herum kein Haus ist.“ Der Knecht ließ sich aber nicht abhalten, stieg auf den Baum und schaute herum. „Siehst du, rief er auf einmal, gerade ein bischen ober uns sehe ich ein Licht, da oben ist gewiß ein Haus, wo wir über Nacht bleiben können.“ Dem Jäger kam das sonderbar vor, weil er nur gar zu gut wußte, daß in dieser Gegend weitum keine menschliche Seele ihre Wohnung habe. Der Knecht stieg schleunig vom Baume herab und sagte: „Jetzt wollen wir hinaufgehen zu dem Lichte und schauen ob uns die Leute droben ein Obdach geben.“ Der Jäger hatte keine Schneide mitzugehen, weil aber der Knecht nicht nachgab und ihn auslachte, so entschloß er sich endlich und sie stiegen beide den Berg hinauf. Sie waren kurze Zeit gegangen, da funkelte das Licht ganz hell zwischen die Aeste durch und der Jäger sah jetzt wohl, daß der Knecht richtig gesehen habe. Allein es wurde ihm nur desto banger, weil er gewiß wußte, daß hier sonst niemals ein Haus stand und seine Angst wurde noch größer, als sie einige Schritte vorwärtsgegangen waren und ein herr-

liches Schloß vor ihnen stand, aus welchem ihnen das Licht entgegenstrahlte. Der Knecht blieb stehen und sagte: „Jetzt siehst du, wer von uns beiden Recht gehabt hat. Das hab' ich mir gleich gedacht, wenn ein Licht im Berge ist, so ist ein Haus auch dabei. Wir wollen nun hinaufgehen und die Leute um Unterkunft bitten." Der Jäger rieth ihm ab und sprach: „An diesem Platz bin ich oft und vielmal gewesen, aber da ist sein Lebtag nie ein Schloß gestanden. Glaube du mir, das ist nichts Rechtes. Wir wollen lieber umkehren und auf einem Baume übernachten." Der Knecht ließ sich nicht abhalten und sagte, er wolle einmal hineingehen und sei es was es wolle. „Dann muß ich halt auch mitgehen," dachte sich der Jäger und stieg mit dem Knecht zur Thüre hinauf. Sie gingen hinein, der Knecht couragirt voraus, der Jäger verzagt hintennach. Da kam ihnen eine wunderschöne Jungfrau entgegen nnd fragte sie, was sie wollten? Der Knecht nahm das Wort und sagte: „Wir sind im Walde benachtet und kommen nimmer nach Hause. Dürften wir nicht um eine Nachtherberge bitten?" „O ja, erwiederte die Jungfrau, über Nacht bleiben könnt ihr genug, aber nur Eins sage ich euch: Ihr dürft euch weder grausen*), noch fürchten." „Wenn es nichts weiters ist, sagte der Knecht, dann können wir wohl über Nacht bleiben, denn grausen und fürchten thun wir uns gar nicht." Das konnte der Knecht wohl von sich sagen, aber der Jäger hinter ihm dachte ganz anders, obwohl er jetzt das Maul hielt und sich in das Schicksal fügte.

Die Jungfrau führte nun die beiden hinauf in ein Zimmer. Sie hieß sie da niedersetzen, ging dann in die

*) grausen = eckeln.

Küche und brachte ihnen zu essen. Die zwei assen mit gutem Appetit und es kam ihnen gar kein Grausen. Während sie assen, brachte die Jungfrau eine Brent und stellte sie im Zimmer nieder. Dann ging sie um Wasser und trug so lange Wasser herein, bis die Brent voll war. Die zwei wußten nicht was das Ding zu bedeuten habe und der Jäger fürchtete sich noch immer im Stillen. Da kam auf einmal ein abscheulicher Wurm zur Thür' herein und stürzte sich in die Brent, daß das Wasser hoch aufflog. Der Jäger fürchtete sich jetzt noch mehr, denn soviel er ausnehmen konnte, so war das der nämliche Wurm, der ihm vor sieben Jahren die Tochter geraubt hatte. Jetzt ging die Jungfrau zur Brent und fing an, den Wurm fleißig zu waschen. Je länger sie wusch, desto rother wurde das Wasser, und zuletzt war es so roth, als ob lauter Blut in dem Gefäße wäre. Da mußten sich die zwei am Tische stark zusammennehmen, daß ihr Herz nicht anfieng zu flattern, wie ein Lammelschweif.

Als die Jungfrau den Wurm sauber gewaschen hatte, half sie ihm heraus. Da hub er an zu reden und sprach: „Jungfrau, möchtest du mich nicht heirathen?“ „Nein, sagte sie, das kann ich nicht, du bist ja ein Wurm und ich bin ein Mensch.“ Er fragte sie noch einmal: „Jungfrau, thätest du mich nicht heirathen?“ Sie aber sagte wieder: „Nein, das kann ich nicht, du bist ja ein Wurm und ich bin ein Mensch.“ Da fragte er sie zum dritten Male: „Jungfrau, möchtest du mich denn gar nicht heirathen?“ Da konnte sie es ihm nicht mehr abschlagen, sondern erbarmte sich über ihn und sagte: „Weil du nicht nachgiebst, so will ich dich halt nehmen. Ich habe dich sieben Jahre gewaschen, nun werde ich

dich wohl noch eine Weile waschen können.“ Kaum hatte sie das gesagt, so war der Wurm verschwunden, und es stand anstatt seiner ein wunderschöner Jüngling vor ihr, der ihr als Bräutigam die Hand both und sagte: „Du hast mich jetzt erlöst, zum Danke dafür will ich dich wirklich zur Frau nehmen und dir ein angenehmes Leben bereiten. Zeug und Sachen haben wir in dem Schlosse genug und das Schloß selbst wird auch nicht mehr verzaubert sein, wie es bisher war.“ Dann führte er die Jungfrau vor den Jäger und fragte ihn: „Kennst du diese da?“ Der Jäger sagte: „Wie sollte ich sie kennen?“ „Schau sie einmal recht an, sprach der Jüngling, und sage, ob es nicht deine Tochter ist? Sieben Jahre, bevor sie auf die Welt kam, war ich schon verbannt. Dreizehn Jahre mußte ich warten, bis ich sie auf mein Schloß brachte, und sieben Jahre hat sie mich täglich waschen müssen. Jetzt ist der Zauber aus, und ich nehme sie zu meiner Gemahlin. Ihr alle braucht jetzt keine Noth mehr zu leiden, und auch wenn du noch mehr Kinder hättest, als du wirklich hast, würde mein Gut wohl ausreichen, dafür zu sorgen.“ Der Jäger wußte nicht, wie ihm geschah, als er dies alles mit anhörte, er schaute bald die Jungfrau bald den Jüngling an und konnte es völlig nicht glauben, daß die Frau sein Kind, der andere sein künftiger Schwiegersohn sein sollte. Aber wenn er seinen Augen trauen wollte, so mußte er doch glauben, daß seine Tochter wirklich vor ihm stehe, und warum er dem Jüngling nicht glauben sollte, das wußte er auch nicht. Er war völlig außer sich vor Freude, sprang auf, umarmte beide und dankte lange Zeit, daß alles so gut abgelaufen sei.

Am andern Tage gingen sie alle miteinander ins Jägerhaus und stellten sich der Jägerin vor und erzählten ihr die ganze Geschichte. Diese hatte eine Freude, daß es gar nicht zu sagen ist, und beeilte die Anstalten zur Hochzeit zu treffen. Wie alles in Ordnung war, wurde die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert und von nun an hatten die Jägersleute bei dem Gemahl ihrer Tochter das beste Leben und alle miteinander waren fein bis an ihr Ende.

(Gehört in Meran.)

Der Blinde.

War einmal ein reicher, reicher Herr, der hatte aber das Augenlicht verloren und sah höchstens einen matten Schein, wenn das Tageslicht kam oder bei der Nacht ein Licht herbeigetragen wurde. Er hatte zwei Kameraden, die mit ihm herumgingen und ihn in die Wirthshäuser führten, und anstatt seiner mit den andern Gästen spielten. Zahlen that allemal der Blinde und es war ihm gleich, wieviel er Einem blechen mußte, wenn es nur recht lustig herging.

Die zwei meinten es aber nicht redlich mit ihm und redeten eines Tages unter sich ab: „Wie wäre es, wenn wir ihn einmal recht viel Geld mitnehmen hießen, und führten ihn tief in den Wald hinein. Wir nehmen ihm dann das Geld und laufen davon, ihn werden die wilden Thiere auffressen und kein Mensch weiß etwas davon.“ Dieser Plan gefiel beiden über die Massen und sie gingen

alsbald zu ihm hin und sagten: „Da draußen im Wald ist ein neues Wirthshaus, da stellen die Wirthsleute allerlei Lustbarkeiten an, um Gäste hinauszulocken. Weil es gar so lustig hergeht, müssen wir schon auch dabei sein; nimm nur tüchtig Geld mit, und wir wollen uns gut unterhalten." Dem Blinden war diese Nachricht erwünscht, er sagte, sie sollten zur beliebigen Zeit kommen und ihn abholen.

Die Zwei kamen also und holten ihn ab, fragten ihn aber früher, ob er wohl viel Geld bei sich habe? „Ja Geld habe ich genug, sagte er, geht nur und führt mich hinaus.

Da faßten sie ihn unter den Armen, führten ihn hinaus und thaten noch freundlicher damit als andere Male. Als sie aber im Walde waren, führten sie ihn ins dichteste Gestäude, fielen über ihn her, nahmen ihm das Geld und rannten davon.

Jetzt stand der Blinde allein und verzagt im Walde und wußte nicht, was er in seinem Elend anfangen sollte. Er grappelte nach allen Seiten herum, erreichte aber nichts als Fichten und Hecken. Bald verschwand aller lichte Schein vor seinen Augen und er merkte, daß die Nacht herankomme. Da ergriff ihn nun Furcht, und er dachte, wenn er so auf dem Boden bleibe, so werden ihn die wilden Thiere auffressen. Er wünschte darum, auf einen Baum zu kommen, in der Hoffnung, daß nach glücklich überstandener Nacht vielleicht am andern Tage Jemand kommen würde ihn zu retten. Nach kurzem Herumtasten erreichte er einen Baum, faßte ihn und schwang sich hinauf. Er stieg noch ein Stück empor, setzte sich auf einen Ast und hielt sich am Stamm. So wartete er ab, was

kommen würde, und brauchte auch nicht lange zu warten, da erhob sich ein Geräusch und Getöse, als ob die wilde Fahrt daherkäme. Der Lärm kam immer näher, bis an den Baum, worauf der Blinde saß. Am Fuße des Baumes lagerten sich die drei Würmer, die so ungeschlacht dahergepoltert waren, und fiengen nun an miteinander zu reden.

Der Linkwurm sagte zum Rechtwurm: „Rechtwurm, was weißt heute neues?“

Der Rechtwurm antwortete: „Ich weiß, heute Nachts wird ein Thau fallen, wenn die Blinden es wüßten und sich damit waschen würden, so könnten sie alle ihr Augenlicht wieder bekommen.“

Da sagte der Rechtwurm zum Linkwurm: „Linkwurm, was weißt du?“

Der Linkwurm antwortete: „Ich weiß, heute Nachts haben die Hexen dem Bauer da drüben das Vieh alles erkränkt. Aber, wenn es der Bauer wüßte, — ober dem Haus entspringt ein Wasser, gäb' er dem Vieh davon zu trinken, so würde es alles gesund.“

Da sprach der Linkwurm zum Haselwurm: „Haselwurm, was weißt du heute Neues?“

Der Haselwurm antwortete: „Ich weiß nur, in der ganzen Stadt ist das Wasser ausgeblieben, die Leute müssen weithin, wenn sie eins haben wollen, und in der Stadt ist das Wasser theurer als der Wein. Wüßten sie aber, was ich weiß, so wäre ihnen bald geholfen. Mitten durch die Stadt fließt ein Bach, so groß wie ein Mühlbach, und sie brauchten gar nicht tief zu graben, so würden sie dazukommen.“

Diese Reden der Würmer merkte sich der Blinde fleißig, und er erwartete es kaum mehr, bis er herabsteigen und sich mit dem Thau die Augen waschen könnte. Endlich erhob sich am Fuße des Baumes wieder ein Geräusch und die Würmer entfernten sich mit dem gleichen Lärm, wie sie gekommen waren. Bald darauf merkte der Blinde einen matten Schein und er spürte, daß der Tag anzubrechen beginne. Nun grappelte er wieder mit Händen und Füßen in den Aesten herum, und stieg, so schnell als es nur gehen wollte, vom Baume herab. Sobald er drunten war, griff er mit beiden Händen nach dem Boden, um zu erfahren, ob wirklich ein Thau gefallen sei. Er fühlte sogleich, daß Gras und Gesträuche von reichlichem Thau befeuchtet seien, benetzte damit tüchtig die Hände und bestrich sich die Augen. Da wurde es schon heller vor seinen Blicken und er konnte allerlei Gegenstände ausnehmen. Er griff wieder in den Thau, wusch sich noch einmal, und alsbald sah er so gut, als ob er gar nie blind gewesen wäre. Es war gerade ein glasheiterer Morgen und er konnte sich an dem blauen Himmel und der grünen Erde beinahe nicht satt sehen.

Nun besann er sich ein wenig, was er vor allem thun sollte. Er dachte sich: „Meine zwei Kameraden will ich einstweilen in Ruhe lassen. Sie sollen mein Geld nur verprassen, ich will schon anderswo einen vollen Beutel kriegen. Am gescheidtesten geh' ich jetzt zum Bauern, dem die Hexen das Vieh erkränkt haben.“ Wie gedacht, so gethan. Er machte sich auf und ging zu dem Hause des Bauern. Der Bauer begegnete ihm und machte ein mürrisches Gesicht. Er aber grüßte ihn mit einem freundlichen: „Guten Morgen.“

„„Ja wohl guten Morgen, gab ihm der Bauer zurück, woher denn ein guter Morgen, wenn das Vieh alles krank ist?“„

„Dein Vieh ist krank?“ — fragte der Herr, — „o wenn es nichts weiter ist, so kann ich helfen.“

„„Ja, wenn du helfen kannst, so will ich dir zahlen gerade, was du begehrst.““

Der Herr begehrte eine große Summe und versprach noch einmal, das Vieh gesund zu machen. Er ging nun ein Stück ober das Haus hinauf, suchte dort nach und fand wirklich ein sprudelndes Wasser. Davon ließ er in den Stall tragen und dem Vieh zu trinken geben. Kaum hatten die Thiere davon getrunken, so wurden sie gesund und kannte ihnen kein Mensch an, daß ihnen je etwas gefehlt hätte. Der Bauer hatte hierüber eine gewaltige Freude und gab dem Herrn noch viel mehr zum Lohne, als er verlangt hatte. So waren beide zufrieden und der Herr ging seines Weges.

Er dachte noch nicht daran, nach Hause zu gehn, sondern wollte zuerst der Stadt das Wasser verschaffen, und hiedurch seinen Beutel noch fester anfüllen. Er ging in die Stadt und setzte sich in einen Buschen.*) Die Kellnerin kam und fragte ihn, was er wünsche? „Ich hätte gern einen Wein, aber vor allem will ich ein Glas Wasser.“

„„O mein Mensch, sagte die Kellnerin, Wasser kann ich dir keines geben. Das Wasser ist bei uns viel theurer als der Wein, weil in der Stadt selber keines fließt und wir es weit her holen müssen.““

*) Buschen im Etschland = Schenke, weil ein aufgehängtes Gebüsch die Schenke anzeigt.

Der Herr zeigte sich sehr verwundert darüber, trug aber der Kellnerin auf, sie solle den Wirth rufen und ihm sagen, es sei einer hier, welcher der Wassernoth abhelfen könne. Die Kellnerin ging und kam alsbald mit dem Wirthe zuweg. Dieser fragte den Herrn, ob er wirklich im Stande sei, der Stadt Wasser zu verschaffen. „O ja, sagte er, geht nur und sagt den Bürgern, was sie mir geben wollen, wenn ich ihnen so viel Wasser gebe, daß an eine Noth gar nimmer zu denken ist.“ —

Der Wirth ging hin und erzählte der Bürgerschaft von dem Herrn, der in seine Schenke gekommen sei und der Wassernoth abhelfen wolle. Die Bürger waren sehr erfreut darüber, kamen in den Buschen und baten den Fremden, er solle ihnen nur Wasser verschaffen, bezahlen wollten sie ihm, so viel er nur begehre.

Da ging er mit den Bürgern hinaus, ließ die Stadt ausmessen, und suchte dann die Mitte. Hier stellte er Leute an zu graben, und kaum hatten sie eine Weile gegraben, so hatten sie schon einen Bach aufgedeckt, der so groß war, wie ein Mühlbach.

Da hatten die Bürger eine überaus große Freude und als der Herr seinen Lohn begehrte, so zahlten sie ihm noch mehr als er verlangte, weil sie dachten, daß eine solche Wohlthat mit Gold gar nicht zu bezahlen sei.

Er hatte nun die Reden aller drei Würmer benützt und beschloß nach Hause zu gehn. Bevor er in sein Quartier ging, suchte er das Wirthshaus auf, in welches ihn seine Kameraden oft geführt hatten. Er dachte sich: „Hier finde ich sie gewiß, die werden drein schauen, wenn sie mich mit gesunden Augen wieder sehen.“

Er ging in die Stube und fand die zwei Kameraden wirklich beim Spielen. Er schaute ihnen eine Weile zu, ohne daß sie ihn erkannten, und sagte dann plötzlich: „Ach, Kameraden, wie geht's? gewinnt ihr mit meinem Gelde?“

Die Zwei rissen nicht wenig die Augen auf, als sie ihn sahen, wußten aber anfangs doch nicht recht, ob er es wirklich sei. Er lachte sie tüchtig aus, sprach ihnen Muth zu und erzählte alles, was ihm seit ihrer Spitzbüberei begegnet war. Nachdem er mit seiner Erzählung fertig war, ging er weg und nach Hause.

Die zwei hatten sich fleißig gemerkt, was er von den drei Würmern gesagt hatte und sprachen jetzt zu einander: „Wir gehn auch in den Wald und lassen uns von den Würmern so etwas sagen, damit wir ebenso reich und glücklich werden, wie er.“

Sie gingen hinaus an den nämlichen Ort, wo sie ihren blinden Kameraden beraubt hatten, und stiegen dort auf einen Baum. Bei der Nacht erhob sich ein Getöse und es kamen die drei Würmer herbei. Als sie sich unter dem Baume gelagert hatten, huben sie an zu reden und es sprach der Linkwurm zum Rechtwurm: „Rechtwurm, was weißt du heute neues?“

Der Rechtwurm sagte: „Heut weiß ich sonst nichts, als daß wir das vorigemal zu wenig Acht gegeben haben, und da hat's Einer gehört und guten Gebrauch gemacht. Wir sollen also heut besser Acht geben, denn heut sind ihrer zwei droben.“

Da erhoben sich die Würmer und ringelten sich an dem Baum hinauf. Als sie die Zwei mit den Zähnen

erreichten, zerbissen sie dieselben so lange, bis sie herab=fielen. Dann ringelten sie sich wieder herab und brachten sie ganz um das Leben. (Mündlich bei Meran.)

Der Schmiedlerner.

Es war einmal ein Schmied, und der hatte einen Lerner. Der Schmied machte den Lerner oft aus, weil er von den Leuten hörte, der Bube gehe an Sonntagen immer nur zum hintern Kirchen. *) Der Lerner vertheidigte sich so gut er konnte, allein der Meister glaubte ihm nicht und drohte ihm einmal im Ernste: „Wenn es noch einmal geschieht, daß du zum hintern Kirchen gehst, so will ich mit dir nichts mehr zu thun haben und jage dich schnurstracks aus dem Hause.“ Der Lerner merkte sich das und nahm sich fest vor, am Sonntag in die Kirche zu gehen.

Als der Sonntag kam und es zum Kirchen läutete, da war auch der Schmiedlerner schon im ganzen Feiertagskleid und wollte zum Gottesdienst gehen. Da kam aber gerade ein Soldat in das Haus, brachte einen zerbrochenen Degen und wollte denselben sogleich gemacht haben. Der Lerner entgegnete ihm, er könne jetzt den Degen nicht machen, denn es sei Zeit zum Kirchengehen. Der Soldat ließ sich nicht damit abweisen, und sagte, er müsse den Degen gemacht haben, sei es dann, wie es wolle. Der Lerner gab end=lich nach, sperrte schnell die Schmiede auf, ließ den Blas=

---

*) Zum hintern Kirchen gehn, hinter die Kirche gehn = anders=wo hingehn anstatt in die Kirche.

balg tüchtig sausen und fieng an zu schmieden, daß die Funken nach allen Seiten flogen. Alsbald war die Arbeit gethan und er hatte nur noch des Meisters Siegel darauf zu schlagen. Das war auch bald geschehen, und er gab dem Soldaten seinen Degen wieder. Als aber der Soldat den Degen sah, so schauderte er zurück und konnte ihn nicht angreifen. Denn des Meisters Siegel, das der Lerner darauf geschlagen hatte, war ein Kreuz. Da ging es an ein Katzfechten zwischen den beiden Burschen, der Soldat wollte das Kreuz fort haben, der andere aber folgte nicht und sagte: „Der Meister macht immer sein Zeichen auf die Arbeit und ich thue es auch nicht anders; wenn du den Degen so nicht willst, dann kannst du ihn lassen." Der Soldat wollte sich über diesen Bescheid nicht zufrieden geben, der Lerner aber schob ihn zur Schmiede hinaus und machte sich schleunig auf den Weg in die Kirche. Er ging eine kurze Strecke vorwärts, da begegneten ihm schon die Leute, die vom Gottesdienste kamen, und unter den ersten der Schmiedmeister. Als dieser den Lerner sah, ging er auf ihn zu und machte ihn aus wie einen Schinder. Der Bube wollte sich vertheidigen und fieng an die Geschichte von dem Soldaten zu erzählen, aber der Schmied ließ ihn nicht ausreden und sagte: „Ich habe schon genug von dir, du sollst mich nicht noch einmal daran kriegen. Noch allemal haben mir's nur andere Leute gesagt, daß du hinter die Kirche gehst, aber heute habe ich's selbst gesehen und jetzt hilft dir alles nichts mehr." Der Bube sah wohl, daß da nichts ausgerichtet sei, und ging trüben Sinnes nach Hause.

Beim Mittagessen gab der Meister dem Jungen seinen Abschied uud sagte: „Wenn du gegessen hast, so packe

nur gleich zusammen und geh so weit der Pfeffer wächst. Ich kann dich nimmer brauchen." Der Lerner that keine Widerrede mehr, weil er wohl sah, daß damit nichts geholfen sei, und packte nach dem Essen seine sieben Zwetschken zusammen. Als er mit dem Bündel aus dem Hause trat, sah er vor der Werkstätte noch den Degen liegen, den er Vormittag gearbeitet hatte, und dachte sich: „Ich nehme ihn doch gescheidter mit, als ihn unnütz daliegen lassen, ein Degen ist immer gut zu brauchen." Er nahm den Degen mit und wanderte nun hinaus in die weite Welt. Durch manches Dorf führte ihn sein Weg und durch manche Stadt und allenthalben fragte er um Arbeit. Aber all sein Fragen wollte nichts helfen, und so hieß es halt immer weiter gehn, wenn auch mit leerem Beutel und hungrigem Magen.

Als er einmal wieder um Arbeit fragte, da wiesen ihn die Leute in ein Schloß, das in der Nähe lag und erzählten ihm, daß da ein Hütbube mängel sei. „Aber es ist kein gutes Hüthen, bei dem Schloß droben, sagten sie, denn es ist eine verwünschte Alpe auf dem Berg und da hat ein Hirte nicht einen guten Stand." Der Schmiedlerner merkte nicht viel auf die Warnungen, ging zu dem Grafen und meldete sich als Hirte. Der Graf nahm ihn freundlich auf, erzählte ihm aber ebenfalls, daß es in der Alpe unheimlich sei und daß schon mehreren Hirten das Hüthen nicht gut angeschlagen habe. „Wenn du das Hüthen übernimmst, so will ich dich auch ordentlich bezahlen, daß du dich etwa nicht zu beklagen hast. Aber Acht geben mußt du dann schon auch und etwa kein Stück in die verwünschte Alpe hineinlassen, sonst wünsche ich dir Glück."

Der Lerner denkt sich: „Was will ich machen? Arbeit habe ich jetzt keine und in die Alpe werde ich nicht müssen hineinfahren."

„Ist schon recht, sagte er zum Grafen, ich will schon hüthen und recht aufpassen, daß etwa kein Stücklein in die verwünschte Alm gehe."

Sie waren nun handelseins und der Schmiedlerner war jetzt Hirtenbube. Am andern Tage fuhr er das erstemal mit seinem Vieh auf die Weide. Ein Diener des Grafen ging mit ihm und zeigte ihm genau das Mark, wie weit er zu hüten habe und wo die verwünschte Alpe angehe. Der Diener ging dann heim und ließ den Hirten allein bei seiner Heerde. Der hatte aber genug zu thun. Bald lief ein Stück dahin, daß er ihm nachlaufen mußte, bald rannte eins dorthin, und er mußte wieder nachrennen Der Tag ging ihm schnell vorüber, aber als es anfieng Abend zu werden und Zeit war zum heimfahren, so fühlte er auch eine solche Müdigkeit, daß er fast keinen Fuß mehr aufheben konnte.

Am zweiten Tage ging es nicht besser. Das Vieh wollte in der Alpe des Grafen nicht bleiben, weil da nur schlechte Weide war, und versuchte immer hinüberzuspringen in die verbotene, weil dort das Gras so hoch stand, daß es einem bis an die Kniee reichte. Der Hirt hatte in einem fort abzuwehren und wenn er das Vieh an einem Ort zurückgetrieben hatte, so mußte er schon wieder an einen andern hinlaufen und dort mit aller Kraft die Peitsche handhaben. Als endlich der Abend kam, war er müde wie ein gehetzter Hund und konnte kaum noch die Beine rühren. Er dachte sich, „das ist ein schönes Handwerk, das Schmieden gehört auch nicht zum

leichtesten, aber lieber als an einem solchen Platze Hirt sein, will ich Tag und Nacht auf den Ambos klopfen."

Ums Zunachten trieb er müd und unwillig die Heerde heim, und war herzlich froh sein Bett zu erreichen, um den matten Leib ein bischen ausruhn zu lassen.

Am dritten Tage ging es ihm wieder gleich wie am ersten und zweiten. Am vierten Abend endlich, als er sich schon ganz müde gelaufen hatte und das Vieh gar nicht aufhörte ihn herumzusprengen, fieng ihm das Ding an zu verleiden und er dachte bei sich: „Was wird denn in dieser Alm drinn sein? Das Gras ist ja schön, und ich sehe gar Niemanden, der dem Vieh etwas zu Leid thun könnte. Das Passendste ist, ich lasse die hungrigen Dinger einmal hinein, wenn sie genug gefressen haben, werden sie wohl wieder herauskommen." Kaum hatte er die Geisel bei Seite gelegt und sein Laufen eingestellt, so war auch schon die ganze Heerde über die Gränze, und watete mit gefräßigem Eifer in dem hohen Grase herum. Es dauerte nicht lange, so legte sich ein Stück nach dem andern auf den Boden, weil sie auf der fetten Weide bald satt waren.

Der Hirte legte sich auch in die Sonne, gerade dort, wo die Gränze zwischen den beiden Almen gezogen war. Er schaute nicht viel um sich, spielte und schnitzte etwas und hatte doch seine Gedanken immer bei der verbotenen Alpe. Auf einmal klapperten alle Schellen und Glocken, er schaut um und sieht die ganze Heerde im Rudel daherrennen. Hintenher aber fuhr ein scheußlicher Drache mit langem Halse und aufgesperrtem Rachen. Der Hirte weiß sich schnell zu rathen, stellt sich hinter die nächste Föhre und zückt seinen Degen. Da läßt er die ganze Heerde

vorbeilaufen und wie der Drache kommt, führt er einen Schlag und schlägt ihm mit Einem Hiebe den Kopf weg. Augenblicklich fallen Kopf und Drache zur Erde, daß der Boden zittert und der Knabe läßt vor Freude einen hellen Juchezer ab.

Er machte sich nun über den Drachen her und zerschnitt Kopf und Leib in Stücke. Im Kopfe fand er einen eisernen Schlüssel, und diesen versteckte er an einem sichern Ort. Die Stücke des Drachen aber warf er über einen Abgrund hinaus, weil von der ganzen Sache Niemand etwas wissen sollte.

Nun fuhr er mit der Heerde heim, sperrte sie in den Stall und legte sich schlafen, ohne bei Jemand vom Drachen ein Wort zu verlieren.

Am andern Tage trieb er die Heerde wieder hinaus, plagte sich aber wenig mehr mit Bewachung der Gränze. Er ließ das Vieh gehn, wohin es wollte, und legte sich selbst an einen bequemen Ort. Als der Abend kam, und er noch mit allerlei Kurzweil beschäftiget war, hört er auf einmal wieder das Klappern und Klingeln und sah die Heerde im Sturm daherlaufen. Hinterdrein flog wieder ein Drache, der streckte zwei lange Hälse hinaus und sperrte zwei fürchterliche Rachen auf. Der Hirt stellte sich wieder hinter die Föhre, hielt den Degen schlagfertig, läßt Schaf und Ziegen vorbeirennen, und führt, sobald der Drache herankömmt, einen kräftigen Streich. Da fällt das Ungethüm nieder, daß der Boden zittert, und die beiden Köpfe liegen richtig vom Rumpfe abseits. Der Hirte juchzt lustig, macht sich an den Drachen, zerschneidet ihn, und findet in dem Kopfe, der zur rechten Seite stand, einen silbernen Schlüssel. Diesen versteckte

er, den Drachen aber warf er in einen Abgrund. Dann fuhr er mit der Heerde heim und legte sich schlafen.

Am folgenden Tage ging es nicht anders. Der Hirt spielte für sich, die Heerde lief in die verbothene Alpe und als der Abend kam, rannte alles übereinander heraus, daß die Schellen klapperten und die Glocken klingelten. Hintendrein fuhr ein Drache mit drei Köpfen. Der Hirt stellte sich hinter die Föhre, haute mit einem Streich alle drei Köpfe ab, zerschnitt den Drachen und fand im mittleren Kopf einen Schlüssel, der von lauterem Golde war. Diesen versteckte er, den Drachen aber warf er in den Abgrund hinab zu den andern zweien. Dann fuhr er heim mit der Heerde und legte sich schlafen, ohne einem Menschen von den Drachen etwas zu sagen.

Am folgenden Tage fuhr er wieder hinaus und ließ die Heerde grasen, wo sie wollte; allein heute kam kein Drache und die Ziegen und Schafe warteten ruhig, bis der Hirt sie heimtrieb. Ebenso ging es am folgenden und am dritten Tage, der Hirt hatte das leichteste Hüten, und das Vieh wurde so fett, daß sich jeder Mensch darüber wunderte. Der Graf fragte den Hirten öfters, ob ihm das Hüthen nicht sauer werde, hörte aber nie die mindeste Klage. Er schaute die Heerde an, fragte, wie das zuginge, daß alle Stücke so fett seien. Der Hirt sagte aber gar kein Wort, daß die Drachen todt seien und ihre Alm nun von dem Vieh des Grafen abgeweidet werde. So ging es lange Zeit fort und der Hirt hatte die besten Zeiten.

Weil ihm das Hüthen keine Mühe machte, so suchte er sich auf andere Weise die Zeit zu vertreiben und fieng zur Kurzweil allerlei Spiele an. Besonders tändelte er oft im Schatten der Föhre, hinter welcher er seine Helden-

thaten vollbracht hatte. Er grub bald da, bald dort in der Erde ein Loch auf, ohne an etwas anderes zu denken, als an seine Spiele. Da kam er einmal mit Graben an ein Eisenblech und wunderte sich stark, was denn das zu bedeuten habe. Er erweiterte das Loch immer mehr, und sah endlich, daß es eine eiserne Thüre sei, die er entdeckt hatte. Es wunderte ihn sehr, was diese zu bedeuten habe und er dachte nach, wie sie etwa aufgemacht werden könnte. Da fielen ihm die drei Schlüssel ein, er lief sogleich hin und holte sie herbei. Zuerst steckte er den goldenen an, der that aber nicht auf. Dann probirte er den silbernen, auch dieser wollte nicht passen. Endlich versuchte er es mit dem eisernen, und alsogleich ging das Schloß auf. Der Hirt öffnete die Thüre und schaute neugierig hinein. Da sah er nichts als einen großen finstern Gang. Er entschloß sich und ging hinein. Als der Gang zu Ende war, kam er in einen großen, weiten Saal. Er schaute sich nach allen Seiten um und fand, daß alles in dem Saale von Eisen war. Lebendes Wesen sah er keines, außer an einer Krippe stand ein kohlschwarzes Roß, das einen eisernen Harnisch trug, und daneben hing auch ein eiserner Harnisch für einen Ritter.

Am Ende des Saales war eine silberne Thüre. Zu dieser ging er hin, zog den goldenen Schlüssel heraus und wollte aufmachen. Der goldene paßte aber nicht, und er nahm den silbernen. Dieser that ganz leicht auf, und er konnte ungehindert hineintreten. Da war wieder ein großer, weiter Saal, wie außer der Thür, aber in diesem war alles von Silber, und an einer Krippe stand ein rothes Roß mit silbernem Harnisch, und daneben hieng auch ein Silberharnisch für einen Ritter.

Am Ende des Saales war eine goldene Thür, auf diese ging der Hirt los und öffnete sie mit dem goldenen Schlüssel. Drinnen war wieder ein großer Saal, der den zwei ersten ganz ähnlich sah, nur daß hier alles von purem Golde war. Hier stand ein weißes Roß mit goldenem Harnisch, und der Ritterharnisch, der daneben hieng, funkelte auch von lauterem Golde.

Der Junge schaute sich alles fleißig an, ging dann wieder zurück und sperrte die Thüren fleißig zu. Er ging nun öfters in diese Gemächer hinein, weil es ihm drinnen gar wohl gefiel, und ihm das Hüten jetzt nicht viel zu schaffen machte. Er sagte aber keinem Menschen etwas davon und hielt es so geheim, wie die Geschichte von den drei Drachen.

Nun hatte aber der Graf eine wunderschöne Tochter, und täglich kamen Grafen und Ritter in das Schloß, um ihre Hand zu werben. Der Graf wußte nicht, welchem unter den vielen Freiern er seine Tochter geben sollte. Er mochte auch keinen dadurch beleidigen, daß er ihm einen andern vorzöge, und dachte auf ein Mittel, wie er seine Tochter verheirathen könnte, ohne selbst die Wahl vorzunehmen und allerlei Verdruß zu erregen. Er ließ bekannt machen, wer seine Tochter haben wolle, der müsse sie g e w i n n e n, und sagte zugleich den Tag an, an welchem sich die jungen Herren zu dem Wettkampfe versammeln sollten.

Der Hirt hörte von dieser Kundmachung und es fiel ihm sogleich ein, ob er denn nicht auch aus den unterirdischen Sälen ein Pferd und einen Harnisch nehmen und sich beim Wettrennen einfinden könnte. Er meinte: „probie-

ren schadet nichts" und war bald entschlossen, den Spaß mitzumachen.

Als der bestimmte Tag heran kam, wurde es lebendig auf allen Gassen und Strassen, und schmucke Ritter und Grafen auf prachtvollen Pferden ritten dem Grafenschlosse zu. Auch kam einer mit eisernem Harnisch auf einem kohlschwarzen Pferde dahergesprengt. Das war niemand anders, als der Hütbube des Schlosses, aber kein Mensch erkannte ihn und man hielt ihn für einen stattlichen Rittersohn. Zur bestimmten Zeit wurde die Grafentochter herausgeführt und auf eine Säule gestellt. In der Hand hielt sie einen Veilchenstängel empor, und es wurde bekannt gemacht, die Ritter sollen im weiten Kreise herumreiten und wer dann diese Blume zuerst erjage, der solle die Braut nach Hause führen. Die Ritter stellten sich an und begannen den Ritt. Da lief das schwarze Pferd, worauf der Hirte saß, allen andern weit voraus und bald konnte der Ritter sich zur Hand der schönen Jungfrau erheben und ihr den Veilchenstängel abnehmen. Die andern Ritter schauen ihm mißgünstig nach, er selbst aber gibt dem Pferde die Sporen und sprengt wie im Fluge von dannen. Er kam in die Alpe zurück, führte das Pferd wieder an seinen Ort, legte den Harnisch ab und als ob nichts geschehen wäre, fuhr er abends mit seiner Heerde nach Hause. Den Veilchenstängel gab er heimlich der Grafentochter, sagte aber niemandem etwas, wie es zugegangen sei, daß er denselben erlangt habe.

Der Graf wartete wochenlang und meinte, der Sieger müsse immer und immer kommen, um die gewonnene Braut zu begehren. Wer sich aber nicht meldete, das

war der Ritter, welcher den Veilchenstängel gewonnen hatte.

Dem Grafen ging die Geduld aus und er ließ bekannt machen, daß seiner Tochter wegen noch einmal ein Wettreiten gehalten werde.

Am bestimmten Tage kamen wieder zahlreiche Ritter und Grafensöhne, um ihr Glück und Geschick zu probieren. Auch kam einer dahergeritten im silbernen Harnisch und auf rothem Rosse und stellte sich in die Reihe der übrigen. Zur bestimmten Stunde wurde die Grafentochter hervorgeführt mit einem Veilchenstängel in der Einen Hand. Der Ritt begann und vor allen voraus flog der silberne Ritter auf dem rothen Pferde. Er nahm den Veilchenstängel aus der Hand der Jungfrau, und sprengte damit augenblicklich von dannen. Das war wieder der gräfliche Hirt gewesen, der ritt jetzt zur Alpe zurück, that Roß und Harnisch an ihren Ort und fuhr abends mit der Heerde heim. Den Veilchenstängel brachte er wieder der Grafentochter, sagte aber weder ihr noch sonst jemandem, daß er selbst ihn gewonnen habe.

Der Graf wartete wieder lange Zeit auf die Meldung des Siegers. Aber auch diesmal kam der Bräutigam nicht um seine Braut zu holen, und das dritte Wettrennen wurde ausgeschrieben. Dasmal kam der Hirt auf dem weißen Roß und im goldenen Harnisch und stellte sich in die Reihe der Grafen und Ritter. Als die Jungfrau auf der Säule den Veilchenstängel emporhob und das Zeichen zum Ritt gegeben wurde, war er wieder der erste am Ziel und nahm die Blume wieder aus ihrer Hand. Dann flog er von dannen, und kein Mensch wußte, wohin er

gekommen war. Er ritt aber zur Alpe, that Pferd und Harnisch, wohin sie gehörten, und trieb abends die Heerde heim. Den Veilchenstängel brachte er wieder der Grafentochter, sagte ihr aber nichts, woher er ihn bekommen habe. —

Auch diesmal wartete der Graf umsonst auf das Erscheinen des Bräutigams. Er wurde voll Zorn und Aerger, und wußte nicht, was er anfangen sollte. Er erfragte aber, daß seine Tochter den Veilchenstängel immer wieder bekommen habe, ließ sie daher vor sich kommen, und fragte, wer derjenige sei, der die gewonnenen Blumen zurückgebracht habe. Sie erzählte, daß allemal am Abend der Hirtenbube mit dem Veilchenstängel zu ihr gekommen sei. Als der Graf das hörte, ward er sehr neugierig und ließ alsogleich den Hirten vor sich rufen. Er forderte ihn auf, zu bekennen, wer ihm an jedem Abend den gewonnenen Veilchenstängel gegeben habe. Da erzählte der Hirt, daß er sie von keinem andern empfangen habe, sondern daß er selbst der dreimalige Sieger sei. Wie der Graf das hörte, fuhr er ihn an und sagte: „Aber warum hast du dich denn nicht früher gemeldet." Der Hirt antwortete: „„Ich habe mir halt immer gedacht, sie werde mich doch nicht mögen."" Der Graf aber sprach: „Was ich einmal gesagt habe, das muß seine Richtigkeit haben, und du bist daher der Bräutigam meiner Tochter."

Bei diesen Worten war der Schmiedlerner, der jetzt Graf werden sollte, wie vom Himmel gefallen und wußte nicht, wie er die Großmuth seines Herrn genug loben und ihr danken sollte.

Es wurde nun Alles zur Hochzeit bereit gemacht und viele Ritter und Herren wurden eingeladen. Erst beim Hochzeitmahl fragte man den Bräutigam, woher er denn die schönen Waffen und Rosse bekommen habe. Da erzählte er von den drei Drachen, von den in ihren Köpfen gefundenen Schlüsseln und von den unterirdischen Sälen.

Da verwunderte sich Alles und nach der Mahlzeit führte er die andern hinaus zu der Föhre, sperrte die eiserne Thüre auf und führte sie hinein. Als sie in den ersten Saal kamen, wo Alles von Eisen war, da hub das schwarze Roß an zu reden und sagte zu dem alten Grafen: „Ich bin dein Urgroßvater, und habe diese Alpe dem Urgroßvater deines Hirten genommen und bin jetzt verloren."

Als sie in den zweiten Saal kamen, wo Alles von Silber war, da fieng das rothe Roß an zu reden und sagte zum alten Grafen: „Ich bin dein Großvater, und habe um diese Sache nur wenig gewußt, und bin im Fegfeuer."

Dann gingen sie in den dritten Saal, wo Alles von Gold war, und da hub das weiße Roß an zu reden und sagte zum alten Grafen: „Ich bin dein Vater und habe um die Sache gar nichts mehr gewußt und bin nun selig."

Hiemit waren alle drei Rosse verschwunden und die Grafenleute mit den Gästen kehrten in das Schloß zurück. Wie lange sie dort noch geschmaust haben, weiß ich dir nicht zu sagen.

(Mündlich in Hasling.)

Stiefmutter.

Es war einmal ein Vater und eine Mutter, die hatten nur ein einziges Kind und das war ein feines, herziges Büblein. Aber einmal erkrankte die Mutter und wurde immer schwächer und übler, so daß sie in wenigen Tagen von dem Büblein und ihrem Manne Abschied nahm und dann die Augen zuschloß auf immer. Dann kamen die Todtengräber, trugen die Mutter fort und thaten sie in das Loch hinab und dem Knaben kam es jetzt so leer und enterisch*) vor in dem Hause, daß er sich vor lauter Sehnsucht und Langweile oft fast nicht zu helfen wußte.

Aber bald wurde es schon wieder lauter in dem Hause und der Knabe hatte nimmer viel über Langweile zu klagen. Denn der Vater brachte gar bald eine Stiefmutter und sagte zu dem Kinde: „Siehst du, das ist jetzt deine Mutter, dieser mußt du jetzt folgen, wie du deiner ersten Mutter gethan hast, und mußt alles fleißig ausrichten, was sie dir aufträgt." Der Knabe versprach das zu thun, er hatte aber zu dieser neuen Mutter kein solches Zutrauen, wie er zur ersten Mutter gehabt hatte, und wenn er ihr auch fleißig folgte, so that er es doch mehr aus Zwang als aus Liebe und so kam ihm das Folgen immer viel saurer vor, als früher. Die Stiefmutter konnte auch den Buben gar nicht leiden, und wenn er ihr auch alles that was sie wollte, so war sie doch nicht zufrieden und schimpfte und züchtigte ihn, als ob er der böseste Bube von der Welt wäre. Sie that ihm nichts an, kämmte ihn nicht und wusch ihn nicht,

*) unheimlich.

so daß das Büblein, das früher so nett und sauber gewesen war, bald alle Leute grausen machte und bei niemandem mehr gern gelitten wurde. Den ganzen Tag mußte er im Walde draußen eine ganze Kutt Schweine hüthen und dabei bekam er nichts anderes zu essen, als morgens vor dem Ausfahren und abends nach der Heimkehr ein bischen Lauteres.

So hätte er keine Freude gehabt, wenn nicht die Schweine, die er zu hüthen hatte, gut gerathen wären. Diese nahmen aber schon so zu, daß jedermann gemeint hätte, sie wären im Stalle gemästet, nicht aber auf die Weide getrieben worden. Wie das Ding zuging, das verstand der Knabe selbst nicht. So oft er mit seiner Heerde ausfuhr und ein Stück in den Wald hineinkam, fiengen die Schweine auf einmal an zu laufen und liefen so schleunig waldein, daß dem Hirten das Nachlaufen verleidete. Abends kamen sie auch richtig alle wieder zuwege und man konnte es ihnen an ihrer Wampe und am Laufen ansehen, daß sie untertags gute Weide mußten gehabt haben. Den Knaben wunderte es oft, wo denn etwa der gute Platz für die Schweine sei, aber zum Nachlaufen konnte er sich nie entschließen.

Als er einmal so allein im Walde herumstrich und sich auf mancherlei Art die Zeit zu verkürzen suchte, begegnete ihm ein altes Weibele und fragte ihn: „Bübl, was thust denn?“

„„Fack'n hüthen.““

„Weißt du, wo deine Facken allemal hingehen?“

„„Das weiß ich nicht. Sie laufen halt allemal fort, wenn sie ein Stück im Wald sind, und abends kommen sie sattgefressen zurück.““

„So geh doch einmal schauen, wo sie ihre Weide haben. Du brauchst dich nicht zu fürchten, es geschieht dir gewiß nichts.“

Der Knabe versprach ihr, einmal nachzulaufen, und die Alte ging wieder fort.

Am andern Tage fuhr er wieder mit seiner Heerde in den Wald, aber als die Schweine anfiengen zu laufen, so lief er auch mit und lief so stark, daß er fast die Füße verlor. Als er lange Zeit gelaufen war und ihm schon anfieng der Athem auszugehen, da sah er ein Loch im Erdboden und in das liefen die Schweine alle zusammen hinein. Da getraute er sich nimmer nachzulaufen, weil es in dem Loche gar so finster war, daß ihm schon das Hineinschauen völlig unheimlich vorkam. Er strich wieder den ganzen Tag in der Nähe des Loches und schaute, sich die Zeit mit allerlei Kurzweil zu vertreiben. Während er so herumtändelte, stand auf einmal wieder das alte Weibele vor ihm und fragte: „Bist du den Schweinen heut nachgegangen und hast geschaut, wo sie ihre Weide haben?“

„„Ja, ich bin wohl lange Zeit nachgelaufen, aber sie sind dann in ein stockfinsteres Loch hinein, und da habe ich mich nimmer nachgetraut.““

„Warum denn nicht nachgetraut? Geh du nur hinein in das Loch, wirst sehen es geschieht dir nichts.“

Der Knabe versprach, am andern Tage hineinzugehn und die Alte humpelte wieder fort. Als es Abend war, lief das ganze Rudel Schweine wieder zuweg und der Hirte fuhr alsogleich heim.

Am andern Tag in aller Frühe bekam er wieder sein Lauteres und mußte dann wieder die Schweine hinaus-

treiben in den Wald. Als er ein Stück im Gehölze drinnen war, da fiengen die Schweine wieder an zu laufen, und der Hirte lief ihnen nach über Stock und Stein, daß ihm fast der Athem ausging, — und als sie in das Loch hineinschossen, da überwand er alle Furcht und lief ihnen auch nach. Da war es aber so finster wie in einem Sack und er wußte bei keinem Schritt, wo er hintappte, sondern mußte nur aufs Gerathewohl seiner Nase nachlaufen, so wie es die Schweine auch thaten.

Nachdem er eine gute Strecke so gelaufen war, kam es ihm vor, als ob ein leiser Strahl in das Dunkel hereinbräche und während er sich darüber zu freuen anfieng, wurde es schon wieder ein wenig heller und dann noch heller, — und endlich hörte das Loch auf und er kam mit seinen Facken in eine freundliche Lichte. Die Facken rannten noch immer aus Leibeskräften darauf los, der Hirte aber ließ sich jetzt ein bischen Zeit, weil er sich in der freien Weite doch weniger fürchtete, als in dem stockfinstern Loche. Er war noch nicht weit von dem Ausgang der Höhle, da begegneten ihm drei wunderschöne Jungfrauen und fragten ihn: „Bübl wohin?"

„Ich gehe nur schauen, wo meine Facken hin sind. Ich will dann geschwind wieder hinausgehn." So sagte das Büblein, weil es sich halt gar so fürchtete vor den drei fremden Jungfrauen. Diese aber waren freundlich mit ihm, hießen ihn munter sein und sagten: „Wenn du die Facken sehen willst, so mußt du noch weit hinausgehen, dann wirst du sie schon finden."

Das Büblein folgte ihnen, hob rüstig die Füße auf und ging noch eine lange, lange Strecke. Als es sich schon völlig müde gelaufen hatte, sah es endlich seine

Facken, die mit vergnügtem Herzen an drei großmächtigen Häufen wühlten und mit einem solchen Eifer fraßen, daß sie des Hirten gar nicht gewahr wurden. Es wunderte ihn, woran sie denn so gierig fräßen, und er ging deßwegen noch etwas näher hinzu. Da sah er, daß es drei Kornhaufen waren, worin sie ihre Rüssel steckten, und es kam ihm nun nicht mehr sonderbar vor, warum die Thiere in der letzten Zeit so viel Speck gezügelt hatten. Er dachte sich: „da brauche ich nicht viel zu hüthen, fressen thun sie schon selber, und hinausgekommen sind sie auch noch allemal.“ Er kehrte also um und ging wieder den gleichen Weg zurück, auf dem er gekommen war. Da begegneten ihm wieder die drei Jungfrauen und sagten: „Bist du bei den Facken gewesen?“ „„Jetzt hab' ich sie wohl gesehen, sagte das Büblein voll Freude, sie sind da draußen und thun Korn fressen.““

„Siehst du, erwiederten die Jungfrauen, das Korn ist alles für deine Facken. Daran kannst du sie fressen lassen, bis es gar ist, und wenn sie das alles aufgefressen haben, so werden sie schon einen dicken Speck aufhaben.“ Das Büblein dankte dafür und wollte weiter gehn. Die Jungfrauen aber sagten: „Jetzt bleibe du da, bis es Abend wird, und dann fahrst du selbst mit deinen Thieren zum Loch hinaus und der Heimath zu.“ Der Knabe ließ sich die Einladung gerne gefallen und blieb bei den Jungfrauen. Diese gingen sogleich um Kamm und Seife, kämmten und reinigten ihn und brachten ihm dann neue Kleider, die er anlegen mußte. Da schaute das Büblein auf einmal ganz anders aus und es war ihm so wohl in den reinlichen Kleidern, daß

es vor Freude gar nicht wußte, wie ihm geschehen war. Jetzt brachten ihm die Jungfrauen auch zu essen und stellten ihm Schmalznudel und andre gute Sachen vor, die er sein Lebtag nicht gekostet hatte. Das Büblein aß mit großem Appetit und dankte in einem fort unserm Herrn und den Jungfrauen. Diese schauten ihm zu, redeten freundlich mit ihm und munterten ihn von Zeit zn Zeit auf, tapfer drein zu schlagen.

Als er den Löffel fortgelegt und unserm Herrn noch einmal für die gute Speise gedankt hatte, hießen ihn die Jungfrauen noch bleiben und sagten zu ihm: „Jetzt, weil wir deine Facken verköstigen, und du bei uns Kleider und Essen gekriegt hast, so mußt du uns auch etwas versprechen, was du leicht halten kannst. Du darfst keinem Menschen etwas sagen, wohin du deine Facken auf die Weide treibst oder wo du selbst Gewand und Speise bekömmst. Hörst du? Aber wenn du uns das versprichst und dein Versprechen fleißig in Acht nimmst, so darfst du mit deinen Thieren immer zu uns hereinkommen und wirst allzeit so gut aufgenommen werden, wie heute."

Dem Knaben fiel es gar nicht ein sich zu besinnen, und sogleich versprach er ihnen hoch und theuer, keinem Menschen von ihrer verborgenen Wohnung etwas zu sagen.

Als die Sonne anfieng hinter die Berge hinabzukriechen, kamen die Facken des Weges daher und man konnte es ihnen an Gang und Bauch wohl ansehen, daß sie am Fressen keinen Mangel gehabt hatten. Der Knabe nahm dankend Abschied von den drei Jungfrauen, und versprach am andern Tage wieder zu kommen. Dann

hob er seinen Stecken auf, gab den hintersten von den Facken ein lustiges hinauf und fuhr nun so schnell, als es gehen wollte, zum Loche hinaus und der Heimath zu. Als er daheim ankam, that er zuerst die Facken in den Stall, und ging dann in die Küche hinauf zur Stiefmutter. Als diese den saubern Jungen sah, schaute sie ihn zuerst von oben bis unten an, ob es wohl ihr Bube sei, und als sie sich überzeugt hatte, daß es doch kein anderer sei, so wurde sie brennroth vor Zorn, weil sie ihm das hübsche reinliche Aussehen und das saubere neue Kleid nicht vergönnen wollte. Sie raisonirte eine Weile zu, ohne ihn zu Worte kommen zu lassen und erst als sie ihr Maul tüchtig ausgeleert hatte, fragte sie ihn: „Jetzt sag mir aber, wer hat dir das saubere Kleid angelegt?“

„„Das habe ich mir selbst angelegt,““ erwiederte der Knabe. Da ging das Schelten des bösen Weibes von neuem an und sie wollte mit aller Gewalt aus dem Knaben herausbringen, woher es denn komme, daß er heut so schön und sauber sei. Der Knabe aber gab ihr allemal ausweichende Antworten und ließ sie schelten so viel sie wollte, sagte aber von den drei Jungfrauen und ihrem geheimen Aufenthalte kein einziges Wörtchen. Als es Schlafenszeit war, hörte der Lärm endlich auf und der Knabe legte sich vergnügt in sein schlechtes Bettchen. Er dachte und träumte die ganze Nacht von dem glücklichen Aufenthalt, den er gestern angetroffen hatte, und konnte kaum den Morgen erwarten, um mit seiner Heerde wieder dahin zu fahren.

Kaum fieng es an zu dämmern, so sprang er schon aus dem Bette, legte sich vergnügt die saubern Kleider

an, trieb dann die Schweine aus dem Stall und fuhr singend und pfeifend mit der grunzenden Heerde dem Walde zu. Die Schweine brauchte er nicht viel zu treiben, weil sie das gute Futter wußten, und so kam er bald bei dem Loche an. Die Facken rannten ungeheißen auf dasselbe los und, wie der Wind, alle zusammen hinein. Der Knabe lief ihnen nicht nach, weil er wußte wohin sie rannten, sondern er ging allein hinten nach. Als er durch das Loch gegangen war, begegnete er wieder den drei Jungfrauen, die ihn freundlich grüßten und einluden, den Tag über bei ihnen zu bleiben. Er blieb gerne da und hatte wieder so gute Zeiten, wie gestern. Schmalznudel und andre gute Kost bekam er in Hülle und Fülle und hatte sich nichts zu wünschen, als daß er abends nicht wieder zur bösen Stiefmutter heimkehren müßte.

Als aber aber die Sonne heimging, kamen wieder die Facken und er mußte wieder heimgehn und das Schimpfen und Lästern der Mutter mit anhören.

So ging es lange Zeit fort. Der Knabe fuhr alle Tage durch das Loch zu den drei Jungfrauen und hatte dort ein Leben, daß er sich's nicht besser hätte wünschen können. Sie schenkten ihm immer mehr und schönere Sachen und als er zu einem Jüngling heran gewachsen war, konnte er sich mit den schönen Kleidern, die er von den Jungfrauen bekam, vor seinen Altersgenossen herausputzen. Abends aber mußte er immer das Schelten und Fratscheln der Stiefmutter anhören und hatte genug zu thun, um allemal einen Ausweg zu finden, damit er von den Jungfrauen und ihrem Aufenthalte nichts zu sagen brauchte.

Eines Tages, als er wieder mit den drei Jungfrauen herumging und sich von ihnen bewirthen ließ, führten sie ihn zu den drei großen Geldhäufen und sagten: „Schau, Einen von diesen Haufen kannst du dir leicht erwerben, wenn du so fort fährst, wie du bisher gethan hast. Wir alle drei sind verwünscht, und es dauert nur noch zehn Jahre, bis wir erlöst werden können. Bist du diese zehn Jahre hindurch fein still, und sagst keinem Menschen etwas von uns und unserm Aufenthalte, so sind wir erlöst, und von diesen drei Geldhäufen gehört Einer dir, Einen gibst du der Kirche und den dritten vertheilest du unter den Armen."

Der Knabe, weil er sich über seine verwünschten Wohlthäterinen erbarmte, und ihm das Geld auch ein bischen in die Augin stach, gab ihnen sein Wort, er wolle sich hinfüro schon zusammennehmen, wie er es bisher gethan, und keinem Menschen ein Wörtchen von ihnen sagen.

Von nun an gaben ihm die Jungfrauen nicht nur Essen und Kleider, sondern auch Geld, so daß er der Stiefmutter oft mit einem Silberstück aushelfen konnte. Diese aber hatte nur einen neuen Zorn, als sie sah, daß der Bube, den sie nicht leiden konnte, auch Geld in der Tasche habe, und sie schimpfte ihn jetzt nur desto ärger. Sie hielt ihm vor, er habe es gestohlen, und drohte, ihn vor Gericht anzuzeigen, wenn er nicht bekenne, woher er es habe. Der Junge aber wußte sich allemal herauszureden, ohne daß er von den Jungfrauen eine Meldung that.

Die Stiefmutter bekam endlich einen solchen Zorn über ihn, daß sie wirklich bei Gericht angab, ihr Stief-

sohn betreibe das Schelmhandwerk. Da kam der Gerichtsdiener, faßte ihn ab und führte ihn vor Gericht. Da forderte ihn der Richter auf zu bekennen, woher er das viele Geld bekomme, wenn ers nicht stehle. Er brachte allerlei Ausreden vor, der Richter aber war damit nicht zufrieden und sagte, wenn ers nicht bekennen wolle, so werde für ihn schon ein Loch im Thurme oder beim Seiler ein Stricklein zu finden sein. Da wurde er verzagt und erzählte, daß er das Geld von den verwünschten Jungfrauen habe, zu denen er im Walde draußen durch eine Höhle gelangt wäre. Hiemit waren Stiefmutter und Richter zufrieden und er konnte wieder frei seine Wege gehen.

Am andern Tage fuhr er wieder mit seiner Heerde hinaus in den Wald. Die Facken rannten dem Loche zu und er selbst lief ihnen eilig nach. Allein das Loch war verschlossen und weder er noch die Facken konnten hineinkommen. Drinnen hörte er aber oft, wenn er in dieser Gegend hüthete, ein bitteres Seufzen und Weinen. Da kam ihm allemal die Reue, daß er sich hatte abschrecken lassen, die drei Jungfrauen zu erlösen.

(Mündlich bei Meran.)

Die Kröte.

Vor langer Zeit lebte einmal ein armes Bäuerlein, das hatte drei Söhne, zwei gescheidte und einen närrischen, und der närrische hieß Hansl. Der Vater war schon alt und schwach und konnte nimmer recht arbeiten. Da sagte er einmal zum ältesten Sohne: „Wenn

du willst, so will ich dir jetzt das Heimatle lassen und dir noch dreihundert Gulden geben, daß du die Wirthschaft anfangen kannst. Wenn du damit einverstanden bist, so geh nur und schau dich um ein arbeitsames Weib um, die dir hausen hilft.“ Der Sohn hatte nichts einzuwenden und war bald handeleins mit dem Vater.

Der zweite Bruder hörte auch von der Sache, ging alsbald zu dem Vater und sagte: „Vater, ihr wollt meinem Bruder das Heimatle geben und dreihundert Gulden, damit er heirathen könne. Gebt mir nur auch dreihundert, ich will schon ein Weib finden, daß nicht viele ihresgleichen sind.“ Der Vater ließ sich nicht lange bitten, versprach ihm die dreihundert Gulden und ließ ihn auf die Werbschaft gehen.

Da hörte auch der Hansl, daß seine zwei Brüder vom Vater so viel Geld bekommen haben und heirathen wollen. Er ging alsbald zum Vater und sagte: „Vaterle, heirathen kann der Hansl schon auch. Gebt mir nur dreihundert Gulden und ich will mir schon ein Weib finden.“ Der Alte sagte: „Dreihundert Gulden will ich dir wohl geben, aber du mußt sie fleißig aufheben und Acht geben, daß du nichts verlierst.“ Der Hansl sagte: „Acht geben will ich schon,“ und bekam die dreihundert Gulden.

Die drei Brüder gingen nun auf die Werbschaft, aber dem Hansl ging es am schlechtesten. Die andern zwei hatten schon Weibsbilder und wußten gleich, wohin gehen. Aber der Hansl hatte noch nie an's Heirathen gedacht und mußte jetzt nur auf Gerathewohl seinen Weg gehen. Er ging hinaus in den Wald und dachte so darüber nach, daß er jetzt heirathen solle. Es kam ihm doch etwas sonderbar vor, heirathen wollen ohne eine

Braut zu haben, aber er ließ sich darob nicht bang werden und dachte sich: „Jetzt ist's gerad gleich. Was mir begegnet, das heirathe ich, sei es Mensch oder Vieh." Er ging noch eine Weile fort, da hüpfte eine Kröte züweg, und kam fast dem Hans zwischen die Füße. „Möchtest du nicht heirathen? sagte sogleich der Hansl. „„Heirathen möchte ich wohl,"" erwiderte die Kröte. „Möchtest du mich, wenn du mich kriegen könntest?" „„Ja freilich möcht' ich dich."" „Wenn du mich magst, so ist der Handel abgethan; ich geh jetzt heim zu meinen Brüdern und will es ihnen sagen." Die Kröte hatte nichts dagegen, und der Hansl ging heim zn seinen Brüdern.

Die Brüder lachten ihn tüchtig aus und sagten: „A, Hansl, bist du auch da? Du wirst schon etwas sauberes haben von einer Braut. Wo bist du denn hingegangen auf die Werbung?" Der Hansl ließ fragen und spotten und kehrte sich nicht daran.

Nun gingen alle drei Brüder zum Vater und erzählten ihm, daß sie es jetzt in Richtigkeit haben und bald heirathen wollten. Da sagte der Vater: „Ja wenn ihr aber alle drei heirathet, wem soll ich denn das Heimatle geben? Wir werden es halt müßen auf eine Probe ankommen lassen? Wißt ihr was? Ich gebe jedem von euch eine Reist und die Reisten tragt ihr zu euren Bräuten. Die sollen dann die Reisten spinnen und wer von euch seine Reiste am schönsten gesponnen zurückbringt, dem soll das Heimatle gehören." Die Brüder waren mit diesem Antrag zufrieden und bekamen die Reisten. Die andern trugen den Haar alsbald zu ihren Mädlen

und sprachen ihnen lange Zeit zu, sie sollten das Garn recht klug und fein machen.

Der Hansl machte sich auch auf den Weg und ging mit seinem Stren tief hinein in den Wald. Endlich kam die Kröte zuweggepatscht und fragte den Hansl, warum er denn die Reist mit sich bringe.

„Die Reist mußt du mir spinnen, sagte der Hansl, und wenn du schöner spinnen kannst, als die Bräute meiner zwei Brüder, so bekommen wir zu den dreihundert Gulden auch noch das Heimatle, und das ist schon der Mühe werth, daß du dich zusammennimmst.“

„Zusammennehmen will ich mich schon, antwortete die Kröte. Gib mir jetzt die Reist und morgen kannst du das Garn abholen.“ Der Hansl gab ihr die Reist und ging wieder heim.

Am dritten Tage brachten die zwei ältern Brüder das Garn zu dem Vater und sagten, er solle jetzt entscheiden, welcher von ihnen eine bravere Braut habe und welcher die Heimat bekomme. Da war der Vater über die Massen erstaunt wegen des feinen Fadens, den die beiden Bräute gesponnen hatten. Er wußte nicht, welchem Sohne er das Heimatle geben sollte und kratzte sich gerade einmal hinter den Ohren.

Der Hansl war aber auch inzwischen zu seiner Kröte gegangen und hatte das Garn geholt. Er brachte es seinem Vater und sagte: „Da schaut einmal, wie schön meine Braut spinnen kann. Das Heimatle wird wohl mir gehören?“ Der Vater traute kaum seinen Augen, als er das feine Gespinnst betrachtete, und wenn er das Garn der Brüder damit verglich, so kam ihm gerade vor, als wenn er früher nur Rupfen in der Hand gehabt hätte,

und das Flachsene hätte erst der Hansl gebracht. „Freilich gehört dir die Heimat, sagte er zum Hansl, und morgen müßt ihr alle drei eure Bräute bringen, dann wollen wir ein Mal anstellen und lustig sein in Ehren.“

Am andern Tage giengen die zwei ältern Brüder um ihre Mädlen, und auch der Hansl schickte sich an, in den Wald hinein zu gehen. Er dachte sich aber: „Die Kröte erhüpft es doch nicht bis hieher, der Weg ist einmal zu weit.“ Er nahm daher ein Milchkübele mit und wollte die Kröte darin heimtragen.

Als er in den Wald kam und die Kröte ansichtig wurde, sagte er: „Komm Krötl, du sollst heut mit mir heimgehen uud beim Male mithalten. Der Weg ist dir aber gewiß zu weit. Hüpfe ins Milchkübele und ich will dich heimtragen.“

Die Kröte sagte: „Ich laß mich nicht tragen, ich geh schon selbst.“

„„Wenn du gehen willst, so ist's auch recht,““ sagte der Hansl und ging voraus. Die Kröte hüpfte fleißig hintendrein, und bald hatten sie ein gutes Stück Weges zurückgelegt. Da fieng der Wald an stockfinster zu werden und dem Hansl kam Alles ganz unbekannt vor. Er fieng an verzagt zu werden und dachte bei sich selber: „Der rechte Weg kann das nimmermehr sein, aber daß ich mich verfehlt habe, kann ich auch nicht glauben. Bin ich ja oft durch diesen Wald gegangen und habe den Weg noch immer angetroffen.“ Weil er sich gar nimmer auskannte, so klagte er der Kröte seine Noth, und wollte mit ihr berathschlagen, was da zu thun sei. Die Kröte aber sagte: „Geh du nur vorwärts, du wirst schon heimkommen.“ Der Hansl folgte ihr und ging vorwärts.

Sie waren nicht lange Zeit gegangen, da öffnete sich der Wald und es lag vor ihnen ein großer, ebener Platz, der vom frischesten Grün überwachsen war. In der Mitte des Platzes lag ein ungeheurer Steinhaufen und neben dem Steinhaufen stand eine großmächtige Haselhecke. Als sie da im Freien standen, fieng die Kröte wieder an zu reden und sagte: „Hansl, jetzt schneide von der Haselhecke das längste Reis ab und schlage damit so lang auf den Steinhaufen, bis dir nichts mehr in der Hand bleibt."

Der Hansl nimmt sein Messer aus der Tasche, geht zur Haselstaude, schneidet den längsten Zweig ab und fängt an lustig auf den Steinhaufen hineinzuwichsen. Er schlägt, daß die Splitter nach allen Seiten fliegen, und schlägt so lange, bis ihm nichts mehr in der Hand bleibt. Und schau da! Auf einmal ist der Steinhaufen in das allervornehmste Schloß verwandelt, daneben steht anstatt der Haselhecke ein Pferdestall mit den allervornehmsten Rossen und aus der Kröte ist eine wunderschöne Frau geworden, die sich der Hansl nicht genug anschauen kann. Aber der Hansl ist auch nicht der närrische Hansl geblieben, sondern in einen gescheidten verwandelt worden und in einen so gescheidten, daß es auf der ganzen Welt nicht seines Gleichen gibt.

Jetzt that die schöne Frau ihren Mund auf und sagte: „Siehst du, Hansl, das Alles gehört jetzt uns. Als meine Aeltern starben, hätte ich einen vornehmen Herrn heirathen sollen, den habe ich aber nicht gemocht. Dafür bin ich verwünscht worden, daß ich als Kröte herumziehen soll, bis ich etwas anderes zu heirathen kriege. Weil du mich gemocht hast, bin ich erlöst und

jetzt sollen unsere lustigen Tage anfangen. Geh nur gleich in das Schloß, lege dir die schönsten Herrenkleider an, und nimm das schönste Sattelzeug, das du findest. Geh dann in den Stall und sattle die zwei schönsten Pferde, daß wir zu deinem Vater heimreiten können. Ich will auch indeß in das Schloß gehen und mich mit den schönsten Kleidern herausputzen."

Der Hansl that, wie ihm befohlen war, ging in das Schloß, kleidete sich um, nahm dann das schönste Sattelzeug und sattelte die zwei schönsten Pferde. Dann setzten sie sich auf und ritten der Heimath des Hansl zu. — —

Die Brüder und der Vater hatten indeß immerfort auf den Hansl gewartet, und fiengen an, ungeduldig zu werden über sein langes Wegbleiben. Sie schauten in einem fort zum Fenster hinaus und meinten itzt und aber müsse er kommen, aber wer immer nicht kam, das war der Hansl. — Als es schon anfieng, Nacht zu werden, da kam ein vornehmer Herr und eine vornehme Frau des Weges dahergeritten. Die kostbaren Steine, die sie an den Gewändern trugen, sah man schon von weitem glitzern und die Pferde hatten einen so stolzen Gang, als ob sie einen König zu tragen hätten. Da sagten die Brüder des Hansl zu einander: „Was sind etwa das für Herrschaften, die so spät daherreiten?" Sie schauten unausgesetzt auf die zwei Reiter hinaus, und machten große Augen, als dieselben gerade auf das Haus losritten und dort abstiegen. Der Herr führte die Frau in das Zimmer hinein zu den Brüdern und gab sich zu erkennen, daß er der Hansl sei, zeigte ihnen seine Frau und erzählte lange Zeit von seinem Glück und

Reichthum und wie er das Alles erlangt habe. Das vornehme Brautpaar gab dann den zwei Brüdern ein schönes Geschenk, hielt eine lustige Hochzeit und ritt wieder heim in das Schloß.

Und die mir das Geschichtlein erzählt hat, ist auch bei der Hochzeit gewesen, und hat gegessen und getrunken und ein wenig abgespült.

(Gehört von einer Passeierin in Meran.)

Die Wirthin.

Vor langer Zeit war einmal eine Wirthin, die führte einen schlechten Lebenswandel und war weitum verrufen wegen ihrer nichtsnutzigen Sitten.

Da kam einmal ein vornehmer Herr in das Wirthshaus und wollte dort über Nacht bleiben. Als er gegessen und getrunken hatte, sagte er zur Kellnerin: „Sei doch so gut und halte heute Nacht Wache vor meinem Zimmer. Ich zahle dir dafür fünfhundert Gulden.“

Die Kellnerin wollte sich dazu nicht verstehen und sagte: „Bei der Nacht thu ich lieber schlafen, als Wacht stehen.“ Die Wirthin, die vom Begehren des Fremden hörte, ging zu ihm und sagte: „Wache stehn will schon ich auch; ich fürchte mich nicht.“

Als es Nacht war und der Herr sich in sein Zimmer gesperrt hatte, da ging die Wirthin vor die Thüre hinauf und stand Wache.

In der Nacht hörten die Leute seufzen und achen vor der Thüre, aber niemand ging schauen, was es gebe.

Am andern Morgen lag die Haut der Wirthin vor der Thür und dabei die fünfhundert Gulden. Das übrige hatte der Teufel durch.

(Gehört von einer Passeierin in Meran.)

Die drei Soldaten.

Es waren einmal drei Burschen bei der Cavallerie, denen das Soldatenleben gar nicht nach ihrem Sinne war. Sie beschlossen zu dessertiren und bei guter Gelegenheit machten sie sich alle drei aus dem Staub. Sie wanderten lange durch abgelegene Thäler und Wälder und wußten sich nirgends recht sicher. Einmal fanden sie tief in einem Walde ein Schloß und weil sie gerade Hunger hatten, so besannen sie sich nicht lange und gingen hinein. Sie trabten die Stiege hinauf und schauten überall hinein, ob sich denn Niemand sehen ließe, von dem sie eine warme Suppe betteln könnten. Sie wanderten einen Gang nach dem andern aus und schauten in ein Zimmer nach dem andern. Aber sie mochten schauen, wie sie wollten, es ließ sich niemand sehen. Endlich sahen sie in einem Saal den ganzen Tisch voll Speisen, als ob er eben für die Herrschaft gedeckt wäre. Sie schauten einander an und sagten: „Da wirds am besten sein zugreifen, weil niemand herum ist, der uns etwas schenkt. Und das Zeug da drinnen geht so zu Grunde, wenn nicht wir uns dazuhalten.“ Gesagt, gethan. Sie gehen alle drei hinein und essen mit einem solchen Appetit, daß eine Schüssel nach der andern leer ward. Das

Ding gefiel ihnen ganz gut, und sie meinten, da wäre jetzt gerade für sie der rechte Platz.

Als sie endlich die Löffel fortlegten und das Maul abwischten, kam auf einmal eine schöne Frau auf sie zugegangen und wollte sie anreden. Die drei Kameraden aber ließen sie nicht gleich zu Wort kommen und entschuldigten sich, daß sie sich daselbst eingeladen hatten, und dankten lang aneinander für die guten Brocken, die sie bekommen hatten.

Die Frau sagte: „Ihr braucht ja nicht abzubitten. Mir ist es recht, wenn ihr hier bleibt, zu essen und zu trinken werdet ihr haben, so viel ihr wünscht, und ihr könnt da ein Leben führen, wie die Grafen. Aber das müßt ihr mir versprechen, daß ihr drei Jahre dableibt und daß in dieser Zeit jeder von euch tagtäglich drei Stunden bethet. Wollt ihr diesen Handel eingehn, so könnt ihr mir heute abends die Antwort sagen und ihr fangt dann morgen mit euerem Bethen an.“

Die Frau ging fort und die Soldaten hielten Rath, was etwa zu thun sei. Sie kamen darin überein, daß es doch ein wohlfeiler Aufenthalt sei, wenn man nur drei Stunden zu bethen brauche und dann alles im Ueberfluße habe. Und weil sie auch auf ihre Sicherheit denken mußten, so taugte ihnen das Schloß im Walde gar gut, so daß sie alsbald entschlossen waren, den Antrag anzunehmen und die drei Jahre hier zu bleiben.

Als abends die Frau erschien und sie fragte, wie sie sich besonnen hätten, so sagten sie ihr, daß sie entschlossen seien, im Schlosse zu bleiben, und alle Tage die drei Stunden zu bethen.

Die Frau war damit zufrieden und ging wieder ihre Wege.

Da hätten es nun die drei Bursche fein genug gehabt, wenn sie es nur erlitten hätten. So oft sie Hunger hatten, konnten sie sich an den gedeckten Tisch setzen und so oft sie Bewegung haben wollten, konnten sie in dem schönen Lustgarten neben dem Schloße ihren Spaziergang machen. Nebenbei hatten sie den ganzen Tag nichts zu thun, als drei Stunden zu bethen und außerdem brauchten sie für nichts zu sorgen und an nichts zu denken. Aber zweien von ihnen taugte das Leben doch nicht recht, weil es ihnen zu langweilig war, und sie fiengen wieder an ans Desertiren zu denken.

Es dauerte auch nicht lange, da fand sich der dritte mutterseelenallein im ganzen Schloß und suchte umsonst alle Winkel und Schlüfe aus, um seine Kameraden zu finden. Als er so herumsuchte und nebenher ein bischen schalt und brummte, stand auf einmal die schöne Frau wieder vor ihm, und fragte ihn, wo er seine Kameraden habe. „Die müssen durch sein, erwiederte er, ich habe schon das ganze Schloß durchgesucht und keine Spur von ihnen entdeckt.“

„Nun denn, wenn sie aus dem Staube sind, antwortete die Frau, dann ist es euer Glück, daß wenigstens Einer zurückgeblieben ist. Wärest du auch fort, so würde ich euch schon bekommen haben und hätte alle drei in Stücke zerrissen. Jetzt kannst du's anfangen, wie du willst. Entweder bleibst du neun Jahre da und bethest alle Tage drei Stunden, oder du bleibst drei Jahre da und bethest alle Tage neun Stunden. Ist deine Zeit um, so wirst du schon einen Lohn kriegen, daß du gewiß damit zufrieden bist.

Der Soldat kratzte ein Paarmal hinter den Ohren und besann sich ein wenig, war aber alsbald mit sich eins. „Neun Jahre, sagte er, das ist doch eine gar zu lange Zeit, und wenn ichs in drei Jahren abmachen kann, so will ich lieber frisch darüber sein und alle Tage neun Stunden bethen.“

„Ist mir auch recht, antwortete die Frau, und in drei Jahren will ich alsdann wieder kommen und wenn du ausgehalten hast, dir deinen Lohn geben.“ Hiemit ging sie fort und der Soldat stand wieder mutterseelenallein im Schlosse da.

Am andern Tage in aller Frühe kniete er sich hin und fieng an zu bethen und bethete neun Stunden lang, und so machte er's am zweiten Tage wieder und am dritten auch, und so ging es fort alle drei Jahre.

Als die Frist verstrichen war, trat die Frau vor ihn und sagte: „Du hast dein Versprechen treulich gehalten, aber noch ist nicht alles zu Ende und du mußt noch eine Probe aushalten.“ „Und was denn für eine, fragte der Soldat, kann ich sie wohl auch aushalten?“

„Aushalten kannst du sie schon, aber merke genau, was ich dir sage. Fürchten darfst du dich vor gar nichts, denn es mag kommen was da will, ich werde dich allemal retten. Siehst du, da ist ein Kübel, in diesen steige hinein und geh nicht heraus, um alles in der Welt. Du wirst dich darin müssen stossen lassen, aber das macht alles nichts. Es wird nur sein wie ein Traum, und wenn es vorbei ist, werde ich kommen und dich wieder zurecht richten.“

Der Soldat stieg in den Kübel hinein und versprach drinnen zu bleiben, bis sie wieder käme. Sie ging fort,

und kaum war sie von hinnen, so bekam der Soldat schon andere Gesellschaft. Drei abscheuliche Geister schritten zur Thüre herein, stellten sich um den Kübel und riefen: „Heraus da, was darinnen ist.“ Wie da dem Burschen zu Muthe war, das weiß man wohl, aber er regte sich nicht und blieb drinnen. „Geh jetzt gleich heraus, oder wir machen dir den Garaus.“ Der Soldat rührte sich wieder nicht und hockte ruhig im Kübel. Da wurden die drei zornig, hoben ihre Eisenstecken auf und fiengen an auf ihn loszustossen, daß es ein Elend war. Sie stießen so lange zu, bis sie ihn zu kleinem Schmatter gemostet hatten. Hierauf stürzten sie den Kübel um, leerten alles auf den Boden heraus, nahmen dann wieder ihre Eisenstecken und gingen fort.

Kaum waren sie zur Thüre hinaus, so kam die Frau herein, kniete sich hin, that alles, was auf dem Boden lag, fleißig in ihre Schürze zusammen und schüttelte es wieder in den Kübel. Augenblicklich stand der Soldat wieder ganz und unverletzt darinnen und konnte sich selbst nicht genug verwundern über das, was eben mit ihm vorgegangen war. Die Frau lobte ihn, weil er so treulich ausgehalten hatte, und fragte ihn dann, wie ihm alles vorgekommen sei. „Gerade wie ein Traum,“ sagte er.

„Siehst du, ich habe die Wahrheit gesagt, erwiederte die Frau. Aber noch ist's auch nicht zu Ende. Siehst du, da ist ein Fleischstock. Lege dich darauf, und wenn sie wieder kommen und wollen dich weggehn machen, so geh nicht. Sie werden dich zu Brat hacken, aber das macht alles nichts; es wird nur sein wie ein Traum und wenn du brav aushaltest, so werde ich wieder kommen und dich herstellen.

Der Soldat legte sich bereitwillig auf den Fleischstock, versprach ihr in allem zu folgen und sie ging wieder fort. Alsbald schritten die drei Geister zur Thüre herein, jeder hatte ein Fleischbeil unter dem Arm, und machten sich an den Fleischstock: „Herab da, oder wir fangen an zu hacken." Der Soldat that wie ein Todter und blieb liegen. „Jetzt sagen wir's zum letztenmal, geh herab, oder wir hacken." Der Soldat rührte sich wieder nicht und augenblicklich huben die drei an, ihre Beile zu schwingen, und schwangen sie so lustig, daß man dazu hätte tanzen können. Sie hackten den Kerl zum feinsten Brat; als sie ihre Arbeit fertig hatten, gingen sie wieder, woher sie gekommen waren.

Augenblicklich erschien die Frau, trat an den Hackstock, wischte alles in ihre Schürze und trug es zu dem Kübel. Kaum hatte sie das Brat hineingeleert, so stand der Soldat ganz und unversehrt darinnen. Er mußte sich wundern über das, was mit ihm vorgegangen war und es kam ihm gerade vor, als ob er geträumt hätte. Sie lobte ihn, daß er so unerschütterlich ausgehalten habe und redete ihm auf's neue zu: „Noch sind wir nicht ganz fertig. Du mußt noch etwas aushalten und das ist das ärgste. Setze dich da auf den Heerd und gehe nicht fort; mögen sie thun, was sie wollen. Sie werden sagen, du sollst mit ihnen geh'n, aber bleib du nur sitzen und geh ja keinen Schritt. Dann werden sie drohen, dich zu verbrennen und werden dir vorstellen, daß du das nimmermehr aushalten könnest. Geh du aber nicht fort, und laß dich nur verbrennen. Alles wird sein wie ein Traum, und wenn es vorbei ist, will ich wieder kommen und dich herstellen."

Der Soldat stieg aus dem Kübel, setzte sich auf den Heerd und versprach, um alle Welt ja nicht von seinem Platze zu gehn. Die Frau ging fort, und es dauerte nicht lange, so kamen die drei wieder zur Thüre herein. Sie machten sich an den Heerd und redeten dem Burschen zu, er solle die Dummheiten lassen und mit ihnen gehn. Der Soldat that, als ob er nichts hörte. Jetzt fiengen sie an, das Aergere vorzukehren. „Warte nur, wenn du nicht gehst, so wollen wir dich schon auszahlen. Sogleich machen wir ein Feuer an und werfen dich hinein, daß du zu Pulver verbrennst, so lange die Welt steht.“ Der Soldat hörte wieder nichts, und die drei schritten an das Werk. Sie gingen fort und trugen Holz zuweg, und häuften es auf dem Heerde auf. Dann machten sie Feuer an, und als der ganze Haufe lustig empor loderte, faßten sie den Soldaten und hielten ihn in die Flammen hinein. Weil er sich aber noch nicht entschloß, mit ihnen zu gehen, so schmissen sie ihn mitten in das Feuer hinein und ließen ihn braten und brennen, bis er zu lautrer Asche zusammengebrannt war. Dann ließen sie alles liegen und stehn und gingen wieder fort. Sogleich kam die Frau zur Thüre herein, trat an den Heerd, kehrte die Asche fleißig in ihre Schürze und trug sie zu dem Kübel. Kaum hatte sie dieselbe hineingeleert, so stand der Soldat ganz und unversehrt darinnen. Es kam ihm wieder vor, als ob er von einem Traum erwachte, und er athmete recht leicht auf, weil die schwere Probe einmal zu Ende war. Die Frau redete ihn an und sagte: „Du hast nun alles ausgehalten, aber ganz fertig sind wir noch nicht. Du kannst jetzt indessen vorausgehen, ich muß noch ein wenig warten. Geh nur den Weg da hinüber durch den Wald bis du zu

dem kleinen Häuslein kommst. Vor diesem warte auf mich, aber geh ja nicht hinein und nimm nichts ab, mag man dir anbiethen, was man immer will. Auch gib recht acht, daß du nicht einschlafest, denn es könnte sonst nicht gut ausgehen. Ich werde bald nachkommen und dann wollen wir den Weg miteinander fortsetzen."

Der Soldat versprach ihr fleißig zu folgen und schlug den Weg ein, den sie ihm angezeigt hatte. In kurzer Zeit kam er zu dem Häuschen und dachte sich: „Da muß ich jetzt warten." Er setzte sich auf die Bank vor dem Hause und schaute immer gegen das Schloß hinüber, ob denn die Frau nicht bald nachkomme. Während er so verloren dreinschaute, kam ein altes Weib aus dem Hause, trat vor ihn und sagte, ob er vielleicht müde sei und etwas zu trinken möge. „Nein, sagte er, müde bin ich nicht, und mag auch nichts zu trinken, nur auf Jemand warten soll ich da." „O, erwiederte die Alte, ein bischen Milch geht schon doch," und sogleich ging sie in das Haus und brachte eine Schüssel schöne, rahmige Milch. „Da, sagte sie, trinkt einmal. Weiß Gott, wie weit ihr noch gehn müßt und dann seid ihr froh etwas im Magen zu haben." Der Soldat sah die schöne Milch, und weil er einen großen Durst hatte, dachte er sich: „Was wird denn dahinter sein, wenn ich die Milch trinke. Ich brauche es der Frau nicht zu sagen, und wenn ihr gar so daran gelegen wäre, sollte sie einmal herkommen." Er dankte der Alten, nahm die Schüssel und schlürfte die Milch bis auf den letzten Tropfen aus. Kaum hatte er die Schüssel zurückgegeben, so fühlte er eine ungemeine Schläfrigkeit, ließ alsbald den Kopf sinken und schlief ein. Die Alte hatte nämlich Schlafpulver in die Milch gethan uud freute sich jetzt

recht herzlich, als der Bursche anfieng zu schnarchen, daß man es das ganze Haus aus hörte. So schlief er lange Zeit und wußte um nichts, was neben ihm vorging. Als er aufwachte, fiel ihm sogleich ein, warum ihn die Frau mochte gewarnt haben, in diesem Hause etwas zu nehmen. Er bekam eine gewaltige Reue, weil er ihr nicht gefolgt hatte und war über die alte Hexe nicht wenig erzürnt. Länger vor dem Hause warten wollte er nicht, denn er dachte, die Frau ist doch lange schon vorbei und wenn ich länger bleibe, so thut mir die Hexe noch einen Tuck an. Er ging also langsam weiter und dachte unterwegs immer darüber nach, wie thöricht er gewesen sei, daß er der Frau nicht gehorcht habe. Sie hatte ihm ja einen großen Lohn versprochen, jetzt aber war sie fort, und er wußte nicht, wohin er ihr nachfolgen sollte. Während er so in trüben Gedanken dahinschritt, begegnete ihm ein kleines, nettes Hündchen, das hüpfte lustig an ihm hinauf, als ob sie alte Bekannte wären und ließ sich nicht abhalten, mit ihm zu gehen. Er nahm es denn als neuen Kameraden mit sich, und machte allerlei Spaß damit, um sich die Zeit und die Sorgen zu vertreiben. Von ungefähr fuhr er einmal in den Sack, da griff er ein Stück Papier, wunderte sich, was das zu bedeuten habe und zog es heraus. Richtig war etwas darauf geschrieben, und was denn? Es hieß: „Wenn du in die Hauptstadt kommst, so frage, wo der Weg nach Neuholland gehe." Er merkte wohl, daß ihm der Brief während des Schlafes mußte in die Tasche gesteckt worden sein, griff daher sogleich noch einmal hinab, um zu sehen, ob denn der Brief allein hineingerathen sei. Auf den ersten Griff zog er eine Bürste heraus und schaute sie von allen Seiten an,

ob es denn bloß eine gewöhnliche Bürste sei. Er fand nichts besonderes daran, ward aufs neue unwillig und dachte: „Da hast du einen schönen Lohn für dein langes Bethen und Alleinsein.“ Während er so dachte, strich er sie über die Hand, um zu versuchen, ob sie doch fein sei. Aber was machte er da für Augen, als nach den ersten Strichen fünf funkelneue Dukaten der Reihe nach auf der Hand lagen. Da kriegten seine Gedanken auf einmal ein lustigeres Aussehen, er steckte die Dukaten freudig zu sich. Dann strich er noch einmal, und richtig lagen wieder fünf Dukaten da.

Noch einmal und wieder fünf. Wieder einmal und noch fünf. „Jetzt kann's ja nimmer fehlen,“ jauchzte er auf, steckte Geld und Bürste zu sich und ging seinen Weg weiter. Es dauerte nimmer lange, da sah er in nicht gar weiter Ferne Thurmknöpfe und Kuppeldächer glänzen, und er zweifelte keinen Augenblick, daß dies die Hauptstadt sei. Er marschierte jetzt aus Leibeskräften darauf los, denn es war ihm darum zu thun, ein Wirthshaus zu erreichen und von seinen Dukaten Gebrauch zu machen. Das Hündlein bellte lustig voraus und in kurzer Frist waren sie in der Stadt. Da fragte nun der Soldat die ersten, die ihm begegneten, wo denn in dieser Stadt das beste und nobelste Wirthshaus sei. Sie zeigten es ihm und er ging in seinem alten militärischen Rocke hinein. Da schenkten sie ihm nicht viel Aufmerksamkeit, weil sie glaubten, wer einen so schlechten Rock trage, könne auch nicht gut bei Cassa sein. Er schaffte nun für sich und das Hündlein ein vornehmes Essen an und verlangte dann, man solle ihm das schönste Zimmer zurecht richten. Die Kellnerin sagte: „Zu essen

will ich dir bringen, aber das schönste Zimmer brauchen wir für noblere Leute als du bist.“ Er gab aber nicht nach, sie mochte Ausreden bringen oder es ihm geradezu abschlagen. Da ging die Kellnerin zum Wirth und sagte ihm, daß ein zerlumpter Soldat das vornehmste Zimmer wolle, was sie da thun solle. „Sage nur, das Zimmer wollest du ihm schon geben, begehre aber einen tüchtigen Haufen Geld dafür. Weiß Gott, wer er ist, vielleicht zahlt er eben so gut, wie ein anderer.“ Die Kellnerin kam in die Wirthsstube zurück und richtete dem Soldaten aus, daß ihm der Wirth das vornehmste Zimmer schon geben wolle, wenn er bezahlen wolle, so viel als sie begehre.“ „Und wieviel ist das?“ fragte der Soldat. Da begehrte die Kellnerin eine unverschämte Summe, und meinte, jetzt werde der zaggelte Gast schon nachgeben. Er that aber, als ob ihn das gar nicht viel dünke, verlangte aber, sie solle den Wirth holen. Sie that es, und als der Wirth kam, so zog der Soldat seine Bürste heraus, strich sie über die Hand und zählte fünf Dukaten herab. „Da, sagte er, hast du ein bischen Capari, damit du siehst, daß ich ein ordentlicher Zahler sei. Der Wirth war sehr erfreut über diesen Gast und sagte zur Kellnerin: „Siehst du, daß ich recht gehabt habe. Man kann den Leuten nicht immer am Rocke ansehen, wer sie sind. Das nächstemal laß dir das gesagt sein, und besinne dich ein bischen, ehe du einem etwas abschlägst.“ Der Soldat ließ sich nun wohl sein, vergaß aber dabei nicht, was auf seinem Zettel stand. Während er mit dem Wirthe plauderte, ließ er daher auch die Frage fallen, ob er nicht wisse, wo der Weg nach Neuholland gehe? „O ja, sagte der Wirth, den Weg weiß ich

wohl, aber du wirst ihn doch nicht selbst machen wollen.“ „Warum denn nicht?“ fragte der Soldat. „Ja wohl? Es kommt ja doch niemand hinüber über die drei Gewässer, die dazwischen liegen. Denn man muß sich von hier bis zur ersten Insel und von dieser bis zur zweiten und von dort bis zur dritten von drei Riesen führen lassen, die keinen lebendig ans Land bringen, sondern jeden auffressen, der sich ihnen anvertraut.“ Der Soldat nahm das zu Herzen, ließ sich aber doch nicht abschrecken, weiter an die Fahrt zu denken.

Da ging er einmal zu dem Hafen hinaus, schaute hin über das weite Meer und dachte an die Fahrt, die er unternehmen sollte. Da sah er auf einmal nicht weit von sich am Ufer einen Löwen, welcher ruhig da lag und auf jemanden zu warten schien. Eine Tatze streckte er weit hinaus und schaute sie von Zeit zu Zeit mit trauriger Miene an. Der Soldat bemerkte, daß er in der Tatze einen Werchnagel stecken hatte und hatte großes Mitleid mit dem Thiere. Das Hündlein, das der Soldat immer bei sich hatte, lief sogleich hin und beleckte die durchstochene Tatze. Der Löwe ließ es gerne geschehen und bald bekam auch der Soldat mehr Courage und ging näher hinzu. „Wenn du mir nichts zu Leid thätest, wollte ich dir den Nagel gerne herausziehen, sagte er zum Löwen. Allein ich fürchte, du könntest mir den Weltlohn geben und das Mitleid schlecht bezahlen.“ Da reichte der Löwe, als ob er diese Rede verstanden hätte, die verwundete Bratze dem Soldaten dar, und hielt den Kopf ein wenig krumm, gerade so, als ob er ihn bitten wollte. Der Soldat faßte ein Herz, faßte die dargebotene Bratze und zog den Nagel mit großer Leichtigkeit heraus.

Da machte der Löwe auf einmal ein ganz anderes Gesicht, stand auf und verneigte sich dankbar vor seinem Wohlthäter. Der Soldat kehrte um, und wollte wieder in das Wirthshaus gehen. Der Löwe aber folgte ihm nach und ließ sich nicht zurückhalten. Dem Soldaten war seine Begleitung auch gar nicht zuwider und er dachte, Geld hab ich genug, warum soll ich das arme Thier nicht bei mir behalten und seinen Hunger stillen? Weiß Gott, ob es nicht einmal dankbar sein wird." Als er in das Wirthshaus kam und den Löwen mit sich führte, da kriegten die Leute einen gewaltigen Schrecken und wollten das Thier nicht hereinlassen. Da erzählte der Soldat, wie er zu dem Löwen gekommen sei und versprach ordentlich zu zahlen, wenn er ihn in seinem Zimmer behalten dürfe. Der Wirth wollte lange nicht ja sagen und wollte noch immer das Thier zurückscheuchen. Es ließ sich aber nicht abhalten, ging seinem Herrn nach, und Hund und Löwe wohnten nun mit dem Soldaten in Einem Zimmer. Da trug es sich zu, daß Jemand einbrach und dem Soldaten sein Geld rauben wollte. Der Löwe aber verstand keinen Spaß, fiel über den Spitzbuben her und zerriß ihn zu kleinen Fetzen. Die Leute hörten den Lärm und liefen alle in das Zimmer. Da sahen sie nun, was der Löwe für ein treues Thier war, und verlangten nimmermehr, daß man ihn aus dem Haus jagen sollte.

Als drei Tage um waren, so fragte der Soldat um Schuldigkeit und zahlte noch weit mehr, als der Wirth begehrte, obwohl das auch nicht wenig war. Als er gezahlt hatte, sagte er, daß es jetzt sein voller Ernst sei, nach Neuholland zu reisen, der Wirth solle ihm nur

genau ansagen, wie er hinkommen könne. „Ja wenn du halt gerade hin sein willst, sagte der Wirth, dann will ich dir wohl sagen, wie du es anfangen mußt. Ich habe eine Fahne, die man schwingen muß, wenn man will, daß der Riese von der Insel da drüben herkommen und einen überführen solle. Diese Fahne schwingt man auch dann, wenn man den zweiten und dritten Riesen herbeilocken will, daß sie einen abholen. Aber ich denke, wenn dich der erste geholt hat, so ist es genug und du ersparst dir auf den zwei Inseln das Fahnlschwingen." Der Soldat merkte sich alles fleißig, ließ aber die furchtsamen Ermahnungen zum einen Ohr hinein und zum andern heraus.

Am andern Tage lieh er von dem Wirth die Fahne und ging damit hinab zu dem Hafen. Da schwang er sie drei-, viermal hoch in der Luft und alsogleich sah er, daß sich jenseits des Meeres ein Segel regte und gegen ihn herüberfuhr. Inzwischen ging er noch hinauf in das Wirthshaus, nahm eine kleine Wegzehrung und handelte dem Wirth die Fahne ab, damit er auch auf der ersten und zweiten Insel damit Zeichen geben könnte.

Als er zum Hafen zurückkam, war das Schiff schon da und darauf saß ein ungeheurer Riese, der ihn zu sich herankommen hieß. Der Soldat wollte die zwei Thiere vorausgehen machen, der Riese aber sagte: „Den Löwen lasse ich nicht mit, und eher mußt auch du dableiben." Der Soldat bath eine Zeit lang, als aber der Riese nicht nachgab, setzte er sich mit dem Hündchen allein ins Schiff und hieß abfahren. Der Riese nahm eine gewaltige Stange, stemmte sie an den Grund und alsobald flog das Schiff ein gutes Stück hinein in das Meer.

Da konnte es auch der Löwe nimmer aushalten, hüpfte mit einem frischen Satz in das Wasser, schwamm seinem Herrn nach und als er das Schiff erreichte, sprang er lustig hinein. Der Riese konnte nun nichts mehr machen, denn über das Vieh herzufallen getraute er sich doch nicht recht, weil er nicht wußte, wer dabei den Kürzeren ziehen würde. Er fuhr nun rüstig vorwärts und in kurzer Zeit erreichten sie das Ufer der Insel. Vor dem Aussteigen fragte der Soldat den Schiffer um die Schuldigkeit. „O die Schuldigkeit ist klein," bekam er zur Antwort. „Ich zerreiße dich und dann ist alles bezahlt." Kaum hatte er das gesagt, so sprang der Löwe ihm aufs Genick, rannte ihn um und zerriß ihn zu kleinen Fetzen. Der Soldat war froh, den unehren Schiffsmann loszusein, stieg wohlgemuth aus dem Schiffe und durchwanderte mit seinen Thieren die Insel der ganzen Breite nach.

Als er am andern Ufer ankam, schwang er wieder seine Fahne, da regte sich augenblicklich ein Segel jenseits des Meeres und ein Riese kam mit einem geräumigen Schiffe angefahren. „Willst du mich für Geld und gute Worte nicht hinüberführen?" fragte der Soldat. „O ja, antwortete der Riese, aber den Löwen mußt du zurücklassen." Der Soldat weigerte sich nicht lange, und ließ den Löwen zurück und setzte sich mit dem Hündlein ins Schiff. Sie fuhren ab und bald hüpfte der Löwe ins Wasser, schwamm dem Schiffe nach und sprang hinein. Der Riese schien sich jetzt nichts mehr daraus zu machen, ließ den Löwen darin und fuhr weiter. Als sie ans Ufer kamen, fragte der Soldat: „Was Schuldigkeit." „„O Schuldigkeit ganz wenig. Ist schon lange Zeit, daß der andere keinen herübergelassen hat. Komm

nur, ich will dich zerreißen." Das war noch nicht völlig gesagt, da hieng ihm schon der Löwe an dem Rücken, rannte ihn um und zerriß ihn zu kleinen Fetzen.

Nun stieg der Soldat aus, durchwanderte mit seinen Thieren die ganze Insel der Breite nach und kam an das andere Ufer. Hier schwang er wieder seine Fahne und alsogleich regte sich ein Segel jenseits des Meeres. Auf einem geräumigen Schiffe kam ein Riese angefahren, der so wild drein schaute, daß der Soldat etwas wilderes sein Lebtag nicht gesehen hatte. Da waren die andern zwei noch nichts gewesen gegen diesen Kameraden. Er vertraute aber auf seinen Löwen und fragte ruhig: „Wie ists, kann man überfahren?" „Ueberfahrt genug, war die Antwort, aber den Löwen mußt du zurücklassen." Der Soldat widersprach nicht lange, setzte sich mit dem Hunde ein und ließ abfahren. Sie waren ein kleines Stück vom Lande, da hüpfte der Löwe ins Wasser, schwamm dem Schiffe nach und sprang hinein. Der Riese machte nur ein noch wilderes Gesicht, sagte aber nichts mehr und ließ die Bestie mitfahren. Als sie ans Ufer kamen, fragte der Soldat: „Nun, was Schuldigkeit?" „O die Schuldigkeit ist bald. Ich denke es schon fast nimmer, daß mir die andern zwei einen herübergelassen haben. Drum komm nur her, ich will dich zerreißen." Kaum hatte er das gesagt, da sprang der Löwe wüthend auf, packte ihn beim Kragen und riß ihn zu kleinen Fetzen. Der Soldat war über die Massen froh, daß endlich auch der letzte den Garaus gekriegt hatte und es wunderte ihn sehr, wie etwa das Neuholland ausschauen würde. Er stieg darum schnell aus dem Schiffe und ging mit seinen Thieren rüstig landeinwärts.

Er ging einige Tage vorwärts und kam endlich zu einer Schäferhütte. Da war ein Schäfer, der für den König und die benachbarte Stadt viel zu hüten hatte. Der Soldat kehrte ein, redete allerlei mit dem Schäfer und fragte ihn, ob er nicht noch einen Hirten brauche. „Nein, sagte der Schäfer, wo ich beim Hüthen Gehilfen brauchen kann, da habe ich ihrer schon genug und an einem Ort muß ich doch immer selbst sein, weil ich es dort einem Fremden nicht anvertrauen kann. Zudem ist mein eigentliches Handwerk die Schneiderei und das kann ich beim Hüthen neben her treiben, so daß ich nicht einen andern bezahlen muß, damit ich selber zu Hause bleiben könne.“ „Vom Bezahlen ist ja keine Rede, fiel ihm der Soldat ins Wort, ich hüthe ja nur, weil ich eine Freude damit habe, nicht damit ich einen Lohn verdiene. Laß du mich mit der Heerde fahren und ich will dir mein Kostgeld allmonatlich blank ausbezahlen. Schau, da hast du ein Bischen Capari.“ Hiemit fuhr er in den Sack und zog fünf blanke Dukaten heraus. Da bekam der Schneider Respekt und sagte ihm alsogleich, daß er als Hirte dableiben dürfe. „Du mußt dir aber etwas merken und es fleißig befolgen, sonst könnte es uns Beiden nicht gut gehen.“ „Und was das?“ fragte der Soldat. „Passe nur auf. Ober dem Walde, in welchem du hüthen darfst, sind drei Almen übereinander, jede Alm gehört einem Riesen. Die drei Riesen sind aber so wilde Kerle, daß sie alles aufgrasen, was auf ihren Boden kommt, und wenn du ein Stück Vieh hineinlassest in eine solche Alm, so ist es sicher hin. Gib also Acht, damit nichts hineinkomme, sonst könnte ich dich nimmer brauchen.“ Der Soldat versprach fleißig

Acht zu geben und wurde als Hirt angenommen. Er fuhr alle Tage mit seiner Heerde und mit den zwei Thieren, die er mitgebracht hatte, hinaus in den Wald und hatte die besten Zeiten, weil das Hündlein anstatt seiner hüthete und er nur mitzugehn brauchte, damit es besser herauskäme. Das Hündlein machte aber seine Sache so fleißig, daß nie ein Stück verloren ging, und der Soldat, der die andern Hirten gern fort hatte, sagte einstmals zum Schneider: „Du kannst die andern Gehilfen jetzt gehen lassen, ich will alles allein thun, und wenn dabei etwas verloren gehn sollte, so kannst du mich drum hernehmen.“ Der Schneider ließ sich das nicht zweimal sagen, weil er wußte, daß der Soldat Geld genug habe und daher wohl ersetzen könne, was etwa zu Grunde ginge. Er gab den übrigen Hirten ihren Abschied und der Soldat mit seinem Hündlein hüthete jetzt die ganze Heerde allein. Da kam ihm eines Tages die Lust in die verbothenen Almen hinaufzugehn und er stand lange Zeit an der Markung, ohne recht zu wissen, ob er es wagen sollte oder nicht. Der Löwe merkte, was er wollte, und ging voraus hinein. Der Soldat aber getraute sich noch immer nicht nach und dachte sich: Ich will einmal sehen, wie es dir geht. Du erwehrest dich leichter als unser Einer. Während er so dachte, sah er einen ungeheuern Riesen, der auf den Löwen losmarschirte und schon wohlgefällig die großmächtigen Hände rieb, als ob es jetzt an einem guten Schmaus nimmer fehlen könnte. Der Löwe aber schaute ihn fest an, und als der große Kerl schon ganz nahe war, sprang er auf ihn los, packte ihn bei der Kehle und zerriß ihn, daß es ein Grausen war. Da getraute sich auch der

Soldat hinein, schnitt dem Leichnam die Zunge heraus, und steckte sie in seine Hirtentasche. Das Uebrige ließ er liegen und wollte wieder umkehren. Der Löwe aber ging weiter und deutete ihm mit dem Kopfe, er solle auch mitgehen. Er folgte dem braven Thier und ging mit. Da kamen sie zu einem großmächtigen Schloß, darin waren ganze Haufen von Kostbarkeiten und allerlei Zeug, das der Riese zusammengeraubt hatte. Das freute den Soldaten über die Maaßen und er wünschte nur, daß der Löwe mit den andern zwei Riesen einen ebenso kurzen Prozeß mache, wie ihrem Kameraden. Nachdem er alles genug angeschaut hatte, ging er mit dem Löwen wieder zurück, um zu sehen, ob der Heerde indeß nichts widerfahren sei. Als sie in den Wald kamen, und der Soldat die Stücke zusammenzählte, fand er, daß das Hündlein ordentlich geschützt habe und kein einziges Stück fehle. Er fuhr heim, sagte aber weder dem Schneider, noch sonst Jemandem ein Wörtchen von der Erlegung des Riesen und dem Entdecken des Schlosses.

Am andern Tage, als er die Heerde in den Wald getrieben hatte, ließ er wieder das Hündlein Wache halten und ging hinein zu dem Schlosse. Der Löwe aber ging noch weiter und kam ein Stück hinein in die zweite Alm. Der Soldat schaute ihm nach, denn es wunderte ihn, ob nicht auch der zweite Riese Lust bekäme, das Thier aufzufressen. Richtig kam bald ein ungeheuerer Zoch auf den Löwen losmarschirt und rieb wohlgefällig die Hände. Der Löwe aber rannte ihn an, ehe er sich's versah, und zerriß ihn, daß es ein Grausen war. Nun getraute sich auch der Soldat hinzu, schnitt die Zunge aus dem

Leichnam und steckte sie in seine Hirtentasche. Dann führte ihn der Löwe noch weiter und sie kamen zu einem herrlichen Schlosse, in welchem so viele Schätze aufgehäuft lagen, daß man Jahr und Tag Arbeit gehabt hätte, alles genau anzuschauen. Nun gingen sie zurück, und das Hündlein hatte inzwischen fleißig gehüthet, so daß kein Stück fehlte. Nun blies der Soldat die Heerde zusammen und fuhr heim.

Beim Nachtessen sagte er zum Schneider: „Morgen muß ich schon ein wenig früher fahren, denn ich will die Heerde doch einmal ein wenig weiter treiben, als ich bisher gethan habe.“ Dies sagte er zum Schneider, eigentlich aber wollte er deßwegen früher auf dem Wege sein, damit er mit dem Löwen in die dritte Alm gehen und auch dem letzten Riesen den Rest geben könnte. Der Schneider wollte von dem Weitertreiben nicht gerne hören und sagte: „Bleib du nur am alten Ort, du könntest leicht gar zu weit fahren; wenn etwas hin wäre, müßtest du es halt zahlen.“ „Zahlen will ich alles, was hin ist,“ rief der Soldat und ließ sich in seinem Vorhaben nicht irre machen.

Am andern Tage war er schon in aller Frühe auf und fuhr hinaus in die erste Alm. Da ließ er die Heerde mit dem Hündlein zurück und ging mit dem Löwen hinein in die zweite. Bei dem Schlosse blieb er stehen und schaute dem Löwen nach, der über die Grenze in die dritte hinüberging. Es dauerte nicht lange, da kam ein Riese, der hatte schon graue Haare und der Soldat sah es ihm sogleich an, daß er unter allen dreien der älteste sein müsse. „O mein liebes Mannl, dachte er sich, du wärst wohl auch gescheidter in deinem Schlosse

geblieben und hättest die alten Tage besser gespart.“ — Während er so dachte, hatte der Löwe den alten Kerl schon auf den Boden gebracht und zerriß ihn so jämmerlich, daß selbst der Soldat anfieng, Grausen und Mitleid zu spüren. Als aber der Riese gar keinen Zappler mehr that, so ging dieser hinein, schnitt die Zunge aus dem Leichnam und steckte sie zu den zwei andern in die Hirtentasche. Dann folgte er dem Löwen, der ihm weiterzugehen winkte, und sie kamen in ein Schloß, welches noch weit herrlicher war, als die andern zwei, und worin so viele und so schöne Kostbarkeiten aufgehäuft lagen, daß dagegen alles ein Pfifferling war, was der Soldat bisher gesehen hatte. Weiß man wohl, daß der älteste Riese auch mehr wird zusammengebracht haben, als die andern zwei, welche in ihren jungen Jahren in's Gras beißen mußten. Als der Soldat alles ein bischen angeschaut hatte, kehrte er wieder um und kam in die erste Alm. Als er sah, daß das Hündlein fleißig gehüthet hatte und kein Stück mangelte, da blies er die Heerde zusammen und fuhr heim. Von nun an ließ er sein Vieh immer in die Almen, sagte aber keinem Menschen etwas davon. Alle Leute staunten, wie schleunig das Vieh jetzt zunahm und sie hätten gern gewußt, was etwa der neue Hirt für ein Mensch sei. Sie fragten daher den Schneider; der wußte ihnen aber nichts anders zu sagen, als daß er ein landfremder Mensch sei, der immer Geld genug habe und nie ein saures Gesicht mache.

Zwei Jahre hüthete der Soldat bei dem Schneider und war in allen Stücken so brav, daß ihn sein Herr immer gerne bei sich behalten hätte. Da kam eines

Tages die Kunde, daß in der Residenz ein Ringelreiten ausgeschrieben sei und daß derjenige, der im Vorbeireiten das erste Ringlein herabstäche, die erste, und wer das zweite herabstäche, die zweite Tochter des Königs zur Gemahlin bekommen sollte. Der Soldat hörte auch von dem Ringelreiten und weil er das Reiten beim Militär von Grund aus gelernt hatte, bekam er große Lust, als Mitwerber sich einzufinden. Er fragte den Schneider, ob er nicht zu der Feierlichkeit in die Residenz gehen dürfe, denn er habe so etwas sein Lebetag nicht gesehen und möchte doch gern zuschauen. Der Schneider aber schlug es ihm ab und sagte: „Ich will selbst in die Stadt gehen und das Ringelreiten ansehen, daher kann ich dich beim Hüthen nicht ablösen und du mußt dich schon bequemen, an diesem Tage selber auf die Heerde zu schauen." Der Soldat schwieg still, dachte aber: „Hüthen wird schon mein Hündlein, deßwegen kann ich hineingehen. Wenn ich aber nur ein Pferd hätte, damit ich auch mitreiten könnte, das bloße Zuschauen ist doch gar zu langweilig." Mit diesem Gedanken ging er immer herum, wußte sich aber lange nicht zu helfen. Der bestimmte Tag kam heran, und er trieb in aller Frühe seine Heerde hinaus. Als er zu den Almen kam, fiel ihm auf einmal sein Löwe ein, er lockte ihm und fragte:

„Treuer Löwe, könntest beim Ringelreiten nicht du mich tragen?" Auf diese Frage hub der Löwe an zu reden und antwortete: „Du hättest mich nur früher um etwas fragen sollen und ich hätte dir oft guten Rath geben können. Frage nur so oft dir etwas auf dem Herzen liegt, und ich will dir allemal Auskunft geben. Jetzt aber geh in das erste Riesenschloß nnd hole dort

für dich Speer und Harnisch und für mich Zaum und Sattel. Bin ich gezäumt und gesattelt, so werde ich als Pferd vor dir stehen und dich zum Ringelreiten tragen. Du wirst zwar Sieger sein, und kein einziger außer dir wird Einen von den zwei aufgesteckten Ringen bekommen. Aber ich befehle dir, sobald als möglich wieder fortzureiten und dich beileibe nicht als Bräutigam anzubiethen.“ Der Soldat freute sich über diese Antwort, versprach in allem fleißig zu folgen und ging sogleich in das Riesenschloß. Bald kam er mit Speer und Harnisch zurück, trug Zaum und Sattel in der linken Hand und legte es dem Löwen an. Im nämlichen Augenblicke hatte er anstatt des Löwen das allerschönste Roß vor sich, schwang sich auf und ritt, wie der Wind, von dannen. Als er in der Residenz ankam, hieß es, alle Ritter seien schon geritten, aber kein einziger habe ein Ringlein herabgestochen. Da ritt er auf den Kampfplatz und alles schaute auf ihn, weil er der schönste von allen Rittern war. Er spornte das Pferd, kam im Flug an das Ziel, stach ein Ringlein herab und es entstand ein großes Freudengeschrei, als man sah, daß der schönste Ritter ein Ringlein herabstochen habe. Während die Leute jubelten, war aber der Sieger schon wieder auf und davon und kein Mensch wußte, wo er hingekommen sei.

Der Soldat ritt in die Alm zurück, legte wieder seine Kleider an, zog dem Pferde Sattel und Zaum ab, und alsogleich stand der Löwe wieder vor ihm. Abends fuhr er heim, that als ob er gar nichts wüßte und ließ den Schneider, der inzwischen auch zurückgekommen war, vom Ringelreiten erzählen. Der Schneider berichtete ihm alles genau, daß zuerst keiner ein Ringlein herabgebracht habe,

daß aber zuletzt ein wunderschöner Ritter gekommen sei, dieser habe flink ein Ringlein herabgestochen, sei aber schleunig davon geritten und niemand wisse, wohin. In drei Tagen sei wieder ein Ringelreiten und Jedermann sei gespannt, ob der schöne Ritter wieder erscheine. Der Soldat stellte sich über das Alles verwundert, und bat den Schneider, das nächste Mal solle er doch ihn zur Feierlichkeit gehen lassen, damit er auch einmal den schönen Ritter sehe. „Ach was, schnarrte der Schneider, du kannst dich mit deinen schmutzigen Kleidern in der Residenz ja nicht sehen lassen.“ Der Soldat gab sich zufrieden, ging am bestimmten Tage wieder zu seinem Löwen und fragte ihn, wie er es diesmal anfangen müsse. Der Löwe sagte: „Heute nimmst du den Speer, Harnisch, Zaum und Sattelzeug vom zweiten Schlosse, aber alles von Silber. Habe ich Zaum und Sattel an, so werde ich wieder zum Pferde. Du reitest dann auf mir hinein und wirst gewinnen. Aber biethe dich beileibe nicht als Bräutigam an, sondern reite schleunig davon.“ Der Soldat ging in das Schloß, kam bald im silbernen Harnisch und brachte Speer, Zaum und Sattelzeug mit sich. Kaum hatte er den Löwen gezäumt und gesattelt, so hatte er das schönste Roß vor sich stehen, schwang sich auf, und ritt im Fluge hinein. Als er auf dem Kampfplatze ankam, waren alle schon geritten, aber keiner hatte ein Ringlein gewonnen. Da freuten sich die Leute, als sie den schönen Ritter sahen und jauchzten laut auf, als er, wie der Wind, an das Ziel flog und ein Ringlein herabstach. Er wollte nun davonreiten und bemerkte, daß der Kampfplatz mit einer Wand umgeben sei. Aber das erschreckte ihn nicht, er gab dem Rosse die Sporn und es sprang mit ihm in

einem lustigen Satze über die Mauer hinaus. Die Leute schauten ihm nach, aber da war er schon im Walde verschwunden und kein Mensch wußte, wo er etwa zu suchen sei. Als er in die Alm kam, zog er sein Schäferkleid wieder an, nahm dem Rosse Zaum und Sattelzeug ab und der Löwe bekam augenblicklich seine erste Gestalt.

Beim Abendessen ließ er sich wieder vom Schneider alles erzählen, als ob er gar nicht dabei gewesen wäre, und erfragte auch, daß bald wieder ein Ringelreiten sein werde. Am bestimmten Tage, als er mit seiner Heerde hinausgefahren war, fragte er den Löwen, wie er es dieses Mal anstellen müsse. Der Löwe sagte: „Du nimmst jetzt Speer, Harnisch, Zaum und Sattelzeug von dem dritten Schlosse und alles von Gold. Du wirst heute wieder das Ringlein herabstechen, aber mit dem Davonreiten mußt du dich dies Mal in Acht nehmen. Der König hat dießmal den Platz nicht nur eingewändet, sondern Militär aufgestellt, damit es auf dich feuere, wenn du fort willst. Ich will aber schon einen günstigen Augenblick abwarten und ein Zeichen geben.“

Der Soldat ging in das dritte Schloß, kam im goldenen Harnisch zurück und brachte Speer, Zaum und Sattelzeug, alles von Gold. Beim Satteln und Zäumen verwandelte sich der Löwe in ein stattliches Roß, der Soldat schwang sich auf und ritt im Fluge auf den Kampfplatz. Alle Ritter waren schon geritten, aber Keiner hatte ein Ringlein bekommen. Alles freute sich, als der schöne Ritter im goldenen Harnisch erschien und es entstand ein lauter Jubel, als er, wie der Wind, zum Ziele flog und ein Ringlein herabstach. Er gab jetzt nicht auf die Leute Acht, sondern auf das Roß und als

er merkte, daß es gern davonliefe, richtete er sich zum schnellen Ritte zurecht, gab ihm die Sporen und ehe man die Hand umkehrte, trug es ihn mitten durch die Soldaten hinaus. Sie feuerten ihm nach, fehlten aber alles und bis sie wieder geladen hatten, war er schon tief in dem Wald. Kein Mensch wußte, wo er zu suchen sei, und er konnte ungestört wieder seine alten Kleider anziehen und dem Rosse Sattel und Zaum abnehmen. Da hatte er nun wieder seinen alten Löwen vor sich, dankte ihm und fuhr dann wohl bald mit der Heerde heim. —

Beim Abendessen erzählte ihm der Schneider von dem Ritter im goldenen Harnisch und von den aufgestellten Soldaten, die ihm nachfeuerten. Der Soldat that nichts dergleichen, als ob er davon etwas wüßte, und wartete ruhig ab, was da kommen sollte.

Dem König war es über und über zu schlecht, daß er seine Töchter in einem dreimaligen Ringelreiten gar nicht losgebracht hatte und er sann Tag und Nacht darauf, wie etwa der hochgesehene*) Ritter könnte erwischt werden. Er ließ im ganzen Reiche ausschreiben, daß sich alle Ritter bei Hofe stellen sollten, und ebenso alle Fremden, welche bisher ihre Heimath nicht angegeben hätten. Wer diesem Gesetze nicht nachkomme, der müsse es mit dem Tode büssen. Auf diese Weise meinte er den Ritter zu ertappen und so wenigstens für Eine seiner Töchter einen Bräutigam zu kriegen.

Der Schneider hörte auch von diesem Befehle und dachte sich: „Meinen Hirten würde ich halt auch anzeigen

*) hochgesehen, (hoachgsech'n) = übermüthig, stolz.

sollen. Aber was wird es dann wegen dieses Soldaten sein, den wird der König doch nicht sehen wollen.“ So besann er sich lange, aber endlich bekam doch die Furcht das Uebergewicht und er zeigte ihn an. Da kam sogleich vom König der Befehl, der Fremde solle sich in der Residenz einfinden, und möge er auch ein noch so übles Ansehen haben. Der Soldat ging nun der Stadt zu und der Löwe begleitete ihn. Da fragte der Soldat: „Aber wie muß ich es denn heute machen, damit ich davonkomme?“ „Heute wirst du nimmer davon kommen, antwortete der Löwe. Aber ich will mit dir bis vor die Residenz gehen, will dort warten, und wenn du verrathen bist, so komm heraus und frage mich, was du zu thun hast.“ Das merkte sich der Soldat, ging in die Residenz und ließ den Löwen vor dem Thore zurück. Als er hineinkam, wurde er vor allem gefragt, woher er sei. Er gab seine Heimath ordentlich an und erzählte auch, wie er hieher gekommen sei. Als er damit fertig war, wurden die zwei Prinzessinnen hereingeführt und da meinte die ältere sogleich, sie hätte diesen Menschen schon einmal gesehen. Sie besann sich ein wenig und meinte, es müsse derjenige sein, der die drei Jahre im Schlosse gebethet habe. Um der Sache gewiß zu werden, fragte sie ihn, und er gab sich auch als den rechten zu erkennen. Zum Wahrzeichen zeigte er die Bürste und den Zettel vor und die Prinzessin erkannte sogleich ihre eigene Schrift. Als er nun doch einmal erkannt war, erzählte er auch, daß er der Ritter sei, der alle dreimal gesiegt habe und zeigte die Ringe vor. Die Prinzessin hätte nun schon eine rechte Freude gehabt, allein es wunderte sie, warum er alle dreimale davongeritten sei, ohne sich zu melden und

sie fragte um die Ursache. Da mußte nun der Soldat freilich leere Ausreden suchen, aber darum war er eben nicht verlegen und die Prinzessin ließ sich bald wieder besänftigen. Sie fragte ihn nun auch, woher er die kostbaren Waffen habe und er erzählte von den drei Almen, wo er nicht hätte hüten sollen, wo aber gar nichts Furchtbares anzutreffen sei. Als die Prinzessin ihre Neugier befriediget hatte, erzählte sie ihm, daß sie, während er vor dem Hause schlief, mit ihrer Schwester vorbeigegangen sei. „Der Bruder, sagte sie, hat zurückbleiben müssen, weil du meinem Befehle ungehorsam gewesen bist und der Alten einen Trunk abgenommen hast. Denn eben diese Alte war unsere Base, welche uns und das Schloß verzaubert hatte, und weil du ihr etwas abgenommen hast, so blieb ihr noch so viel Gewalt, unsern Bruder zurückzubehalten.“ Nachdem sie ihm das erzählt hatte, forderte sie ihn auf, da zu bleiben und mit ihr Hochzeit zu halten. Er sagte, er sei gern bereit dazu, nur wolle er bis morgen noch Urlaub haben, damit er ein wichtiges Geschäft abthun könne. Die Prinzessin wollte ihn auf so lange Zeit nicht mehr fortlassen und sagte: „Könntest du das Geschäft nicht in kürzerer Zeit abthun und in zwei Stunden wieder kommen.“ „Nun denn, antwortete der Soldat, ich will sehen, daß ich bald fertig werde und heute noch zurückkomme.“ Er nahm nun einstweilen Abschied von der Prinzessin und ging vor die Residenz hinaus zu seinem Löwen. Diesem erzählte er alles, was drinnen vor sich gegangen war, und fragte ihn, was jetzt zu thun sei. Der Löwe antwortete: „Ich habe dir nun nichts mehr zu sagen, du hast Alles recht gemacht.“ Da fragte der Soldat den Löwen weiter: „Aber bevor ich die

Prinzessin heirathe, möchte ich dir doch meinen Dank bezeugen für die vielen Wohlthaten, die du mir erwiesen hast. Denn wenn ich dich nicht gehabt hätte, so wäre ich nicht weit gekommen und die Riesen hätten mich zehnmal aufgefressen."

„Wenn du mir dankbar sein willst, so schlage mir den Kopf ab," antwortete der Löwe. Der Soldat war über diese Antwort nicht wenig erstaunt und sagte: „Das wäre ein schöner Dank, wenn ich meinem größten Wohlthäter den Kopf abschlüge. Für so dumm wirst du mich doch nicht ansehen, begehre nur etwas Anderes." Der Löwe aber beharrte darauf und verlangte wieder, er solle ihm den Kopf abschlagen. Als der Soldat sah, daß es voller Ernst sei, so entschloß er sich endlich und sagte es zu. „Aber ich will dir auch sagen, wo und mit welcher Waffe du es thun sollst, sprach der Löwe. Du mußt mir im königlichen Hofe mit demjenigen Schwerte den Kopf abhacken, welches du bei dem letzten Ringelreiten geführt hast." Der Soldat versprach auch das und sagte: „Du mußt nur hier ein wenig warten, bis ich erst um Urlaub gebeten und dann das Schwert aus dem Riesenschloße geholt habe. Hierauf ging er hinauf zur Prinzessin und sagte, sie solle ihm noch ein bischen Urlaub geben, denn er müsse zuerst in die Alpe gehen ein Schwert holen, um damit dem Löwen, seinem größten Wohlthäter, den Kopf abzuhacken. Die Prinzessin suchte ihn von diesem Vorhaben abzubringen, als sie aber hörte, daß es der Löwe durchaus nicht anders wolle, da gab sie nach und ließ ihn in die Alpe gehen. Er eilte in das dritte Schloß, holte das Schwert, das er das letztemal getragen hatte, ging dann, als er zurückkam, mit dem Löwen in den

Schloßhof, und haute ihm mit Einem Streiche den Kopf ab. Da stand statt des Löwen auf einmal ein schöner Jüngling vor ihm, that seinen Mund auf und sagte: „Ich bin der Bruder deiner Braut, dessen Zauber nicht gelöst wurde, weil du meiner Schwester nicht gefolgt hast. Dadurch, daß du mir den Kopf abgeschlagen hast, ist der Base, welche uns verhext hatte, der Garaus gemacht worden."

Sie gingen nun zusammen hinauf in den königlichen Palast, da wurde der Prinz gleich erkannt und es war eine Freude im ganzen Schlosse, daß man sich's nicht vorstellen kann. Der Soldat heirathete die Prinzessin und blieb bei Hofe, der Prinz aber setzte nach dem Tode seines Vaters die Krone auf.

Du fragst nun, was mit den Riesenzungen und dem Hündlein weiter geschehen ist, aber davon kann ich dir nichts sagen. Ich denke, das Hündlein wird mit der Zeit der Schneider gekriegt haben, und die Riesenzungen werden in der königlichen Schatzkammer hinterlegt worden sein.

(Mündlich bei Meran.)

Die Bauerndirne.

In einem Dorfe lebte einmal eine gar arme, aber brave Bauerndirne. Zu dieser kam oft, wenn sie im Stalle war und melkte, eine Krönlnatter und that gar freundlich. Als die Dirne einmal wieder die Kühe melkte, kam die Natter ganz nahe zu ihr und sprach: „Weil du ein braves Mädchen bist und

bisher keine schwere Sünde begangen hast, kannst du mich erlösen. Ich werde in drei Tagen als abscheuliche Schlange wieder kommen und dir dreimal um den Hals kriechen und zuletzt ein goldenes Schlüßelchen in den Mund legen. Du darfst mich aber nicht wegschütteln, denn dann hätte ich umsonst auf dich gehofft." — Nach diesen Worten verschwand die Natter in's Gemäuer. Am dritten Tage Abends, als die Dirne allein im Stalle war, kam ein abscheulicher Wurm, der trug ein goldenes Schlüßelein im Maule. Er kroch auf die Dirne zu und an ihr hinauf. Dann schlängelte er sich um ihren Hals. Sie ließ das zweimal geschehen und blieb gefaßt. Doch wie er zum dritten Male um ihren Hals sich schlingen wollte, war die Magd von einem großen Grauen befallen und sie schüttelte den Wurm von sich. Da sprach er: „Du hast mich von dir gestossen und deßhalb muß ich noch hundert Jahre als Schlange umgehen und leiden. Hättest du mich an deinem Halse gelassen, wäre ich erlöst und du hättest all das Geld bekommen, das ich während meines Lebens aus Geiz vergraben habe." — Dann verschwand die Schlange und ließ sich viele Jahre nicht mehr sehen.

(Mündlich aus Tannheim.)

Die seltsame Heirath.

Vor langer Zeit hatte einmal ein Bauer drei Söhne, von denen der ältere ein rechter Lapp war. Man mochte ihm auftragen, was man wollte, alles that er verkehrt. Eines Tages war er ganz

betrübt, denn seine Brüder wollten ihm die Hauswirthschaft nicht überlassen, weil er gar so dumm war; er wußte sich vor Aerger und Verdruß gar nicht zu fassen, und ging in den Wald hinaus, um dort seine Brüder nicht mehr zu sehen. Als er so durch den dichten, dunkeln Forst dahinwanderte, hörte er plötzlich in der Nähe seinen Namen rufen. „He, wer ist etwa das?“ dachte er und ging der Gegend zu, aus der die Stimme zu kommen schien. Er war nicht weit gegangen, so gelangte er zu einem schönen, blauen See und erblickte am Gestade eine Kröte, die ihm immer zurief: „Hansl, Hansl!“ „Was willst du denn?“ fragte Hansl, der ganz erstaunt war. „Nichts sonst,“ antwortete sie. „Ich bin so mutterseelenallein und da möchte ich dich zur Gesellschaft haben.“ Der Hansl hatte Mitleid mit dem armen Thiere, setzte sich auf einen Stein und plauderte die längste Zeit mit der Kröte. Endlich wollte es Abend werden und ein kühler Luft strich schon über das Wasser, da dachte sich Hansl, ich muß doch heim gehen und nahm von der Kröte Abschied. Diese sagte aber: „Komm bald wieder in Heimgart, und dann kannst du verlangen, was du willst, ich werde es dir geben.“ Sie gab ihm auch ein Stäbchen und fuhr fort: „Nimm dieses Stäbchen und wenn du damit in den See hineinschlägst, weiß ich schon, daß du da bist.“ — Nach diesen Worten hüpfte sie in's Wasser, daß es einen lauten Patsch that und der Hansl ging freudig mit seinem Stäbchen nach Hause. In der Nacht konnte er nicht schlafen, denn immer dachte er an die Kröte und das Stäbchen und es wunderte ihn gar sehr, ob wohl das, was die Kröte gesagt, wahr sei. In aller Frühe, als die Hennen noch auf einem Fuße stan-

den und schliefen, stand er schon auf, nahm das Stäbchen und wanderte in den dunkeln Wald hinaus und ging, bis er zum See kam. Und wie er dabei war, schlug er mit dem Stäbchen ins Wasser, daß es weite Wellen schlug, und sogleich hörte er die Kröte fragen: „Hansl, was willst du?" er antwortete: „Drei Schneuztüchlein." Kaum hatte er es gesagt, so flogen drei schöne Tücher aus dem Wasser heraus und Hansl ging mit denselben voll Freude nach Hause. Als er dort war, dachte er bei sich, ich habe so schöne Schneuztücher und meine Brüder haben nur schlechte; ich muß ihnen schon auch zwei davon geben. Gedacht, gethan! — Das schönste Tuch behielt er für sich, die beiden andern gab er seinen Brüdern. Am andern Morgen ging Hansl wieder, bevor der Tag graute, in den Wald zum See hinaus und schlug mit dem Stäbchen ins Wasser. Da fragte die Kröte wieder: „Was willst du?" und Hansl antwortete: „Drei schöne Schnupftabakbüchsen." Kaum hatte er es gesagt, kam die Kröte aus dem Wasser herausgewatschelt und sprach: „Lieber Hansl, ich kann dir diese nicht geben, denn ich habe keine vorräthig. Thu aber einen andern Wunsch und ich werde ihn erfüllen." Da besann sich der Lapp nicht lange und sprach: „Das liebste wäre mir, wenn ich heirathen könnte und dürfte!" —

Der Kröte schien dieser Wunsch zu gefallen und sie erwiederte: „Wenn du heirathen willst, so soll dir bald geholfen sein. Du heirathest mich und dann ist alles abgethan." Als Hansl dies hörte, hatte er die größte Freude, denn er hatte jetzt ja auch eine Braut und es konnten jetzt die Dorfmädchen sehen, daß er doch eine gekriegt habe. Er setzte sich nun auf den Stein nieder

und die Kröte kroch auf seinem Knie herauf und sie saßen den ganzen Tag beisammen und besprachen alles, was bei solchen Gelegenheiten besprochen wird. Und als sie noch nicht alles abgeredet hatten, fieng es schon an zu dunkeln, die Kröte nahm von ihrem Hansl Abschied und sprang in den See hinein und Hansl eilte voll Freude nach Hause. Am folgenden Tage, es war gerade ein Samstag, ging er, ohne dem Vater oder den Brüdern etwas davon zu sagen, in den Widum*) und sagte dem Pfarrer, er wolle jetzt heirathen und habe mit seiner Braut alles in Ordnung. Er bat dann, der Herr Pfarrer möchte den Verkündzettel schreiben, und ihn morgen nach der Predigt verkünden.

Der Pfarrer glaubte anfangs, Hansl sei nicht bei Sinnen und wollte ihm nicht willfahren. Als dieser aber auf seinem Vorhaben bestand, gab der Geistliche nach, und schrieb, was Hansl ihm ansagte, staunte aber nicht wenig, als der junge Bauer keine Braut nannte. Sie zu nennen, hatte ihm nämlich die Kröte verboten. Der Pfarrer mochte fragen und thun, was er wollte, Hansl erwiederte immer: „Ich darf meine Braut nicht nennen.“ Am Sonntage wurde Hansl verkündet und alle Zuhörer lachten hell auf, daß der Lappe, ohne eine Braut zu haben, heirathen wollte. Als er aus der Kirche nach Hause kam, waren Vater und Brüder über ihn böse und verlachten ihn. Ihm war jedoch alles gleichgiltig und er kehrte sich nicht daran und ging oft zum See zu seiner Kröte hinaus. Endlich kam der Hochzeitstag und da hättest du die Freude des Hansl sehen sollen! — Wie es noch nicht Ave Maria geläutet hatte, fuhr schon Hansl in einer prächtigen Kutsche

*) = Pfarrhof.

in den Wald hinaus, um seine Braut zu holen. Als er am See ankam, wartete die Kröte schon am Gestade, ward vom Hansl sogleich in die Kutsche gehoben und dann ging es im schnellsten Trab über Stock und Stein, Gras und Gries, der Kirche zu. Vor der Kirchthüre ward sie wieder aus dem Wagen gehoben und patschte an der Seite ihres Bräutigams zum Altare, wo der Geistliche auf das Brautpaar schon harrte.

Dieser machte keine kleinen Augen, als er die garstige Braut sah, nahm aber keinen Anstand, das seltsame Paar zu trauen. Nach dem Gottesdienste watschelte die Kröte wieder zur Kirchthüre, ward von Hansl wieder in den Wagen gehoben und fuhr dann mit ihrem Manne von dannen zum See. Wie sie dort angekommen war, hob sie Hansl wieder aus dem Wagen und sie sprang gar lustig in den See hinein. Da war Hansl gar traurig und wußte nicht, was er thun sollte. Er nahm endlich sein Stäbchen und schlug in das Wasser und siehe da — eine wunderschöne Frau stieg aus dem See und eilte auf den Hansl los und halste und herzte ihn, daß er fast erdrückt wurde. Dann stiegen beide in die Kutsche und fuhren in das Dorf zurück. Da staunte Jung und Alt die Braut an, denn eine so schöne Frau hatte man noch nie gesehen. Es gab nun eine lustige Hochzeit, bei der der Himmel voll Geigen und der Tisch voll Speisen war, und die Braut war gar froh, daß sie erlöst war. Hansl und seine reiche schöne Frau lebten lange, lange Zeit glücklich und zufrieden beisammen und sprachen noch oft im Alter von ihrer seltsamen Heirath.

(Mündlich im Gnadenwalde.)

Der Bär.

Vor Zeiten lebte ein Kaufmann und hatte drei Töchter. Davon war die Aelteste ein herzensgutes, folgsames Kind, die zwei jüngern waren aber stolz und bös und konnten ihre älteste Schwester nicht leiden. Da trug es sich einmal zu, daß ein Wintermarkt in der Nähe war, den der Kaufmann besuchen wollte. Er sprach bei dem Abschied zu seinen Töchtern: „Was soll ich euch vom Markte mitbringen?“ — Da verlangten die zwei Jüngern schöne Kleider und andere Kostbarkeiten. Die Aelteste aber sprach: „Lieber Vater, bring mir eine Rose als Marktkram! Ich habe diese Blumen am liebsten.“ Sie dachte sich aber im Herzen: Meinem Vater geht doch Geld genug auf. Eine Rose kostet ihm aber nichts und mir macht sie doch viele Freude. — Der Kaufmann reiste nun auf den Markt und machte diesmal sehr gute Geschäfte. Er kaufte für seine zwei jüngern Töchter schöne Kleider und andere Kostbarkeiten, allein umsonst forschte er nach einer Rose für sein ältestes Kind. Denn es herrschte kalter Winter und knietiefer Schnee lag auf allen Gärten und Feldern. Das war dem Kaufmann gar unlieb. Nach abgethanenen Geschäften trat er den Heimweg an und fuhr gar schnell über Schnee und Eis dahin. Wie er schon eine gute Strecke zurückgelegt hatte, kam er zu einem herrlichen Schloße, das er früher noch nie gesehen hatte. Das schöne Gebäude war aber von einem stolzen Garten umgeben, in dem die lieblichsten Rosen zahllos blühten. Da dachte sich der Kaufmann: Hier muß ich mir um eine

Rose schauen, denn ich möchte meinem ältesten Kinde doch eine Freude machen. Er stieg deßhalb aus dem Schlitten, ging in den Garten hinein und pflückte eine Rose. Dann wollte er wieder schnurstracks zum Schlitten, und von dannen fahren. Allein dies ging nicht so schnell; denn kaum hatte er die Rose gepflückt, so hörte er sich beim Namen rufen. Erstaunt sah er um und erblickte zu seinem großen Schrecken einen zottigen Bären, der ihn also anbrummte: „Du hast dich unterfangen, in meinen Garten einzubrechen und eine Rose zu stehlen, dafür sollst du büssen. Schickest du mir deine Tochter, für die du diese Rose gepflückt hast, binnen vierzehn Tagen hieher, so ist es recht. Thust du das nicht, so sollst du sehen, wie es dir und den Deinigen gehen wird." —

Der Kaufmann erschrack über diesen unvermutheten Auftritt dergestalt, daß er, ohne eine Antwort zu geben, sich eiligst aus dem Staube machte. Er lief zu seinem Schlitten, schwang sich hinein und fuhr über Eis und Schnee seiner Stadt zu. Da hatten die drei Töchter eine gar große Freude, als sie ihren Vater kommen sahen. Sie sprangen ihm entgegen und bewillkommten ihn aufs freudigste. Sie bemerkten aber bald, daß ihr Vater gar ernst und trübe gestimmt sei, und das verdarb ihnen sogar die Freude an den schönen Geschenken. Sie fragten ihn nun so lange, was ihm fehle, bis er ihnen endlich erzählte, was der schreckliche Bär zu ihm gesprochen hatte. Da machten die zwei jüngern Töchter gar hämische Gesichter und sprachen zur Aeltesten: „Siehst du, wie es dir geht, weil du gerade eine Rose haben mußt. Dir geschieht recht, wenn du eine Bärenbraut wirst. Mit den Leuten kannst du doch nicht umgehen." So schmähten sie, und

hatten die größte Freude über das Unglück, das ihrer guten Schwester drohte. Doch diese blieb gefaßt, denn sie hatte ein reines Gewissen, und dachte sich: gar so bös wird der Bär nicht sein. Sie brachte ihre Sachen in Ordnung und nahm am vierzehnten Tage von ihrem Vater und ihren Schwestern Abschied, und fuhr dann auf der Landstrasse so lange, bis sie zum Schloße des Bären kam. Dieser wartete schon auf sie am Eingange des Gartens und empfieng sie gar freundlich. Dann führte er sie in das stolze Schloß, bot ihr Erfrischungen und wies ihr die schönsten Zimmer zum Aufenthalte an. Da fand sie alles, was sie nur wünschen mochte, vorhanden, und es mangelte ihr an keiner Sache. So lebte sie nun im Schloße und der Bär, der sich gar freundlich zeigte, leistete ihr Gesellschaft. Sie schickte sich bald in ihre Lage und lebte vergnügt und glücklich. Doch nach einiger Zeit ergriff sie eine starke Sehnsucht, ihren Vater wieder zu sehen, so daß sie ihr Anliegen endlich dem Bären mittheilte. Da brummte dieser anfangs und wollte von einem Besuche bei dem Vater nichts wissen. Als aber die Jungfrau von neuem bat, brummte der Bär: „Geh, wohin es dich zieht, aber länger als zwei Tage darfst du nicht bei den Deinen bleiben." Dann nahm er einen Ring aus einem verborgenen Kästchen und gab ihn der Kaufmannstochter mit den Worten: „Wenn du dieses Ringlein am Abende vor deiner Abreise an den Finger steckest, so wirst du dich am folgenden Morgen in deinem Vaterhause befinden. Bleib dann zwei Tage dort. Dann mußt du abends wieder das Ringlein anstecken, auf daß du am dritten Morgen schon wieder hier seist." — Die Kaufmannstochter war darüber hoch erfreut und konnte

den Abend kaum erwarten. — Als es endlich dunkelte, steckte sie das Ringlein an ihren Finger und wollte dann einschlafen. Allein das ging nicht so schnell. Die Freude ließ ihr keine Ruhe und erst gegen Mitternacht fielen ihr die Augen zu. — Als sie am nächsten Morgen erwachte, fand sie sich im Hause ihres Vaters. Sie war von ihren Angehörigen freundlichst bewillkommt und ihr Vater hatte ob dem unerwarteten Wiedersehen seiner Tochter eine maßlose Freude. Da gab es einen recht gemüthlichen, heitern Tag und niemand dachte ans Abschiednehmen. Am nächsten Tage erst sagte die Tochter, die aus der Fremde gekommen war, daß sie am folgenden Morgen wieder beim Bären sein müsse. Da waren alle überrascht und drangen so lange in die Jungfrau, bis sie endlich beschloß, noch einen Tag beim Vater zu verleben. —

Am Abende des dritten Tages steckte sie erst das Ringlein an ihren Finger und schlief unter wehmüthigen Gefühlen ein. Wie sie am folgenden Tage erwachte, war sie im Schloße des Bären. Sie stand nun auf und wollte zu ihrem Herrn gehen, um ihn zu begrüßen. Sie ging deßhalb in sein Zimmer, das war aber leer. Dann suchte sie das Schloß ein und aus, konnte aber den Bären nirgends finden. Da ward sie sehr traurig, denn sie hatte das gute Thier liebgewonnen. Sie beschloß deßhalb noch einmal das ganze Schloß auszugehen, und den Bären zu suchen — und sie that es. Da fand sie ihn endlich unter dem Brunnentroge, wo er, wie halbtodt, lag. Sie zog ihn heraus, streichelte den Braunpelz und fragte ihn, warum er in diesem traurigen Zustande sei. Da antwortete er: „Ich habe schon gemeint, daß du nicht mehr kommen werdest und darob bin ich fast

verzweifelt." — Als die Kaufmannstochter dies hörte, hatte sie noch grösseres Mitleid mit ihm, streichelte ihn und sprach: „Sei nur nicht verzagt! Ich will immer bei dir bleiben und werde dich nie mehr verlassen, denn du bist mein Schatz." — Wie der Bär diese Rede hörte, sprang er hocherfreut auf und brummte: „Wenn ich dein Schatz bin, mußt du mich so lange schlagen, bis mir die Haut vom Leibe fliegt." Dagegen sperrte sich die Jungfrau lange, doch endlich gab sie den Bitten nach und nahm eine Peitsche, die in der Nähe war. Diese schwang sie so kräftig, daß bald Hautfetzen vom Bären davon flogen. Auf die Bitte des Bären schlug sie aber noch immer zu, daß die Hiebe sangen. Als die Haut fast ganz weggepeitscht war, stand plötzlich ein wunderschöner Jüngling vor ihr. Er eilte auf sie zu, umarmte sie und dankte ihr für seine Erlösung. Dann führte er sie in das Schloß zurück und hielt mit ihr eine gar lustige Hochzeit. Dabei diente das alte Gesinde, das zugleich mit dem Herrn vom Zauber erlöst worden war. Die gute Kaufmannstochter war nun eine steinreiche Rittersfrau und hatte mit ihrem Gemahle ein gar herrliches Leben.

(Mündlich aus Tannheim.)

Der Aschentagger.

Dicht an einem Walde lebte einmal ein Bauer, der drei Söhne hatte. Die zwei älteren waren rüstige Buben, die dem Vater an die Hand gingen und tüchtig arbeiteten. Der jüngste aber war ein Lappe und

konnte zu keiner Arbeit angestellt werden. Er trug, obwohl er schon zwanzig Jahre alt, noch einen Kinderrock aus Loden und saß den ganzen Tag auf dem Heerde. Hier machte er sich immer mit der Asche zu schaffen und man nannte ihn deßhalb den Aschentagger. Da ereignete es sich, daß der Bauer todtkrank wurde. Als er sah, daß für ihn kein Kräutlein mehr gewachsen sei, sagte er zu seinen drei Söhnen: „Ich kann euch wenig hinterlassen. Wenn aber ein jeder von euch in den drei ersten Nächten zu meinem Grabe kommt, werde ich euch mit Rath und That helfen.“ — Als er dies gesagt hatte, starb er und wurde bald begraben. Da nahte nun die erste Nacht, in der der Aelteste zum Grab des Vaters gehen sollte. Dieser aber fürchtete sich allein auf den Freithof zu gehen und ging in die Küche, wo der Aschentagger auf dem Heerde saß. Zu diesem sprach er: „Hansl, wenn du anstatt meiner zum Grabe meines Vaters gehest, geb ich dir einen Laib Brot.“ Da lachte Hansl vor Freude hellauf und antwortete: „Um Brot geh' ich dir alle Nacht auf den Freithof.“ — Hansl bekam nun von seinem Bruder einen Laib Brot, aß ihn, und ging, als es Nacht war, zum Grabe seines Vaters. Dort wartete er bis Mitternacht. Als es auf dem Kirchthurme Zwölfuhr schlug, stieg der Vater aus dem Grabe und sprach, als er den Hansl sah: „Sieh, bist du da! Du bist halt der erste und der beste und deßhalb will ich dir etwas Gutes geben. Da hast du einen Roßzaum. Behalte ihn fleißig auf, denn er wird dir einmal großen Nutzen bringen.“ Hansl nahm den Roßzaum und dankte dem Vater, der alsogleich wieder verschwand. Hansl kehrte nun lustig nach Hause zurück, ging dort in den leeren Stall und hängte den

Roßzaum an eine Wand. Dann ging er in seine Kammer und schlief bis der Morgen graute. Als am andern Tage die Brüder ihn fragten, erzählte er ihnen sonst alles, nur vom Roßzaum verlor er kein Wörtchen. Er saß wieder auf dem Heerde und wühlte in der Asche wie gewöhnlich. Da sprach der zweite Bruder zu ihm: „Hansl, du fürchtest dich nicht. Geh du anstatt meiner auf den Freithof. Ich gebe dir dafür einen Laib Brot.“ — Hansl lachte nun hell auf und sprach: „Gib mir nur das Brot und ich werde schon zum Vater gehen.“ Er bekam alsogleich das Brot, aß es und war guter Dinge. Er blieb auf dem Heerde und tändelte in der Asche, bis es dunkle Nacht war. Dann ging er auf den Gottesacker und wartete bei dem Grabe seines Vaters bis Mitternacht. Als es vom Kirchthurme Zwölfuhr schlug, stieg der Vater aus dem Grabe und war ganz verwundert, wie er den Hansl sah. „Hansl, bist du wieder da? Du bist halt der beste und folgsamste,“ sprach er. Dann gab er dem Aschentagger eine Geisel mit den Worten: „Hebe sie fleißig auf, denn sie wird dir von großem Nutzen sein.“ Kaum hatte er dieses gesagt, so war er auch verschwunden. Hansl ging mit der Geisel wohlgemuth nach Hause und steckte sie im Stalle neben dem Roßzaum auf. Dann suchte er sein Lager auf und schlief bis es Morgen wurde. Jetzt zog er seinen Rock an und setzte sich auf den Heerd. Seine Brüder fragten ihn, wie's ihm auf dem Freithofe ergangen sei. Da erzählte er ihnen alles, nur von der Geisel sagte er kein Wörtchen. In der dritten Nacht traf ihn die Reihe und er ging wieder zu dem Grabe. Da stieg der Vater wieder aus der Erde und sprach:

„Sieh, der Hanel ist heute auch da! Du bist der beste und erste und ich will dir auch dafür Etwas geben. Da hast du ein spanisches Stäblein. Behalt es gut auf, denn es wird dir zu großem Nutzen gereichen." Der Vater reichte ihm ein spanisches Stäblein und verschwand. Der Aschentagger ging damit seelenvergnügt nach Hause, steckte seinen Stab zu dem Zaume und der Geisel und ging dann schlafen. Am folgenden Tag erzählte er seinen Brüdern, wie es ihm auf dem Gottesacker gegangen sei, allein von dem spanischen Röhrlein sagte er ihnen kein Wort. Seitdem hockte er wieder auf dem Heerde und spielte mit der Asche. —

Nicht ferne von der Heimath des Aschentaggers war eine gar steile Felswand, auf deren Höhe eine sehr schöne Ebene sich befand. Vorne war der Anstieg so jäh, daß nur geübte Fußgänger hinauf kamen. Von der Rückseite führte aber ein guter Weg zur Anhöhe. Da ließ einmal der König verkünden, wer im Stande sei auf der Vorderseite bis zur Ebene hinaufzureiten, werde die Königstochter zur Frau erhalten. Dazu bestimmte der König einen Tag, an dem die Versuche gemacht werden sollten. Da kamen Ritter und Herrn von weit und breit, um dies Schauspiel zu sehen oder selbst ihr Glück zu versuchen. Als der vom Könige bestimmte Tag angebrochen war, sagten zum Aschentagger seine zwei Brüder: „Hansl, wir gehen die Ritter anschauen, bleib du fein daheim und hüt' das Haus!" — Dann gingen sie zur Wand hinaus. Da dachte sich Hansl: Ich bleib auch nicht daheim, ging in den Stall, nahm dort Zaum und Geisel und humpelte in den Wald hinaus. Dort fand er einen wunderschönen Schimmel, der an

eine Tanne gebunden war, und an einem andern Baum hieng eine prachtvolle silberne Rüstung. Hansl konnte sich an dem schönen Rosse und der funkelnden Wehre nicht satt sehen und dachte hin und her, wem es etwa gehören möchte. Allein umsonst, denn Niemand ließ sich sehen. Da sagte Hansl: „Wenn beides so leer dasteht, will ich es nehmen.“ Er zog seinen Lodenrock aus, schnallte sich die herrliche Rüstung an und stieg auf den muthigen Schimmel. Kaum saß aber Hansl droben, als das Pferd schnell, wie der Wind, davoneilte und ihn zur steilen Felswand trug. Dort machten alle Zuschauer dem unbekannten Ritter Platz und der muthige Schimmel schritt sicher und behende die steile Wand hinauf, bis er auf der Höhe stand. Da war ein Jauchzen und Jubeln unter den Zuschauern und Niemand konnte den guten Reiter genug bewundern. Auf der grünen Ebene droben befand sich die Königstochter. Als diese den schönen muthigen Ritter sah, eilte sie freudig auf ihn zu, wollte ihn umarmen und ihn küssen. Hansl aber verstand nicht, was sie wollte, rannte sie von sich und mochte durchaus keinen Kuß. Er ritt alsogleich wieder davon, wie der Wind, und sprengte über Stock und Stein in den Wald zurück. Dort stieg er vom Pferde, schüttete die Rüstung ab und zog wieder den schmutzigen Lodenrock an. Dann lief er nach Hause, setzte sich auf den Heerd und that, als ob er ihn gar nicht verlassen hätte.

Der Königstochter hatte aber der fremde Ritter so gefallen, daß sie den König bat, er möchte dies Reitspiel noch einmal veranstalten. Vielleicht komme dann der schöne Reiter wieder. Der König willfahrte der

Prinzeß und ließ auf den folgenden Tag alle Ritter zum Spiele einladen. Als am folgenden Morgen das Spiel beginnen sollte, sprachen wieder die zwei Brüder zum Aschentagger: „Hansl bleib du daheim und hüte das Haus, wir gehen zum Spiele hinaus." Da ließ der Hansl sie gehen, dachte aber: Ich bleib auch nicht da. Er ging wieder in den Stall, nahm Zaum und Geisel und trottelte in den Wald hinaus. Dort fand er wieder die wunderschöne Rüstung und den prächtigen Schimmel. Er zog sich nun den Lodenrock aus, that sich die blanke Rüstung an und beschritt dann das Pferd. Hui rannte dieses zur Felswand und trug den unbekannten Reiter glücklich zur Höhe. Da gab es ein Jubeln und Jauchzen und des Staunens war kein Ende. Droben eilte die Königstochter wieder auf ihn zu und wollte ihn küssen. Hansl aber verstand das Ding nicht, rannte die Prinzeß fort und sprengte spornstreichs über die Wand hinunter und wollte in den Wald eilen. Da wurde er aber aufgehalten, denn der König hatte eine Reihe starker Wachen dort aufgestellt und ihnen befohlen, den fremden Ritter um keinen Preis fortzulassen. Der König selbst stand bei den Wächtern. Da ward Hansl bald umrungen und als er dennoch alles aufbot, um durchzukommen und mit der Geisel rechts und links Hiebe vertheilte, da ward er am rechten Fuße verwundet. Als er dies sah, schien er nachgeben zu wollen und rief nach einem Verbande. Da nahm der König sein eigenes Sacktuch und verband damit die Wunde des fremden Ritters. Wie dieser aber bemerkte, daß die Wächter sich etwas zerstreut hatten, gab er dem Rosse die Sporen und war in's Weite. Da blieb dem Könige und seinen

Dienern das Nachschauen, denn Niemand konnte den flüchtigen Reiter mehr einholen. Hansl sprengte über Stock und Stein in den Wald, legte die Rüstung ab und zog seinen Lodenrock an. Dann eilte er heim, trug Zaum und Geisel in den Stall und ging in die Küche, wo er sich auf den Heerd setzte und in der Asche klaubte. Bald kamen seine Brüder vom Spiele zurück und erzählten davon. „Wer ist etwa der dumme Ritter, der immer davonlauft? den möchte ich kennen.“ Dachte sich Hansl: Ich wüßt den schon, und krabbelte in der Asche, als ob er nicht ihre Rede verstanden hätte.

Die Königstochter war über das Entfliehen des schönen Ritters ganz trostlos und bat ihren Vater gar inständig, er solle ihr den Bräutigam nicht so entkommen lassen. Da ernannte der König eine Kommission, die mußte Land aus, Land ein alle Burschen und Männer visitiren und den verwundeten Ritter suchen. Die mit diesem Auftrage betrauten Männer kamen auch in das Haus der drei Brüder und visitirten die zwei älteren. Doch da fanden sie keine Wunde und keine Schmarre. Fragten die Sucher: „Ist noch Jemand hier zu Hause?“ — Da hieß es: „Ja, ein Lappe“ und sie wurden in die Küche geführt, wo Hansl auf dem Heerde saß. Wie die Männer den dummen Burschen sahen, dachten sie sich, der ist's doch nicht, und wollten weiter gehen. Aber es fiel ihnen ein, wie sie den strengsten Befehl hätten, jeden zu untersuchen, und deshalb kehrten sie um und visitirten den Hans. Und siehe! als sie seinen Rock aufhoben, schimmerte ihnen das Sacktuch des Königs entgegen. Wie sie sich vom Staunen erholt hatten, packten sie den rußigen Aschentagger auf und führten

ihn zum Könige und zur Königstochter. Wie aber diese den schmutzigen Hansl erblickte, fieng sie an zu weinen und zu rufen: „Nein, der ist's nicht! nein, den mag ich nicht." Jetzt dachte sich der König: Was ist nun zu thun? Ich ließ den Reiter überall suchen, und sobald er gefunden ist, mag ihn meine Tochter nicht. Wie er so hin und her dachte, fiel ihm ein Ausweg ein. Es hielt sich damals in einem nahen Walde eine furchtbare Schlange auf, die Vieh und Leute auffraß. Deßhalb sagte nun der König zum Aschentagger: „Du mußt noch eine Probe deiner Ritterlichkeit ablegen, wenn du meine Tochter zum ehelichen Weibe haben willst. Geh in den Wald hinaus und erlege die Schlange, die weit und breit alles Land verheert. Ich werde selbst nachkommen und deinem Kampfe zusehen." — Hansl war nicht faul, ging heim und holte sein spanisches Röhrlein aus dem Stalle. Dann trottete er munter in den Wald hinaus und blies auf einer Schwögel, die er einmal als Marktkram bekommen hatte. So wanderte er lange fort. Endlich kam er zur fürchterlichen Viper, die pfeifend auf ihn losstürzte. Hansl wich ihr aus und schlug mit dem Stäbchen auf das giftige Thier. Und sieh, alsogleich lag es maustodt auf der Erde. Als der König dies sah, war er voll Freude, daß er einen so tapfern Schwiegersohn bekomme. Allein die Königstochter weinte und jammerte und wollte vom Hansl nichts wissen. Sprach der König zu ihr: „Dein Bräutigam hat die Spiele gewonnen, du mußt ihn halt haben." Hansl mußte nun nach Hofe gehen und dort wohnen. Allein die Prinzeß weinte Tag und Nacht, so daß der Handel dem Aschentagger zu arg wurde. Da verließ er den Hof

und ging heim, wo er im Stalle Zaum und Geisel holte. Dann ging er in den Welt hinaus und fand dort wieder den schönen Schimmel und die silberne Rüstung. Er zog sich nun den Rock aus, legte sich die glänzende Rüstung und beschritt das Roß. Dann sprengte er spornstreichs nach Hof zurück. Als er in die Königsburg einritt, stand die Prinzeß am Fenster und sah den herrlichen Ritter. Da kam sie vor Freude fast außer sich und rief: „Mein Bräutigam, mein Bräutigam!“ — Sie eilte ihm entgegen und begrüßte ihn huldreich. Da gefiel ihr Hansel so, daß sie ihn alsogleich zum Könige führte und noch am nämlichen Tage Hochzeit hielt. So war nun der Aschentagger eines Königs Schwiegersohn und Erbe geworden.

(Gehört bei Absam.)

Von drei Deserteuren.

Waren einmal vor langer Zeit ein Vater und ein Sohn, die hatten beide Soldat werden müssen. Aber weder dem Vater, der doch durch seine Klugheit Offizier geworden war, noch auch dem Sohne wollte der enge Soldatenrock behagen und es wäre ihnen viel lieber ihr Bauernwams gewesen. Da begab es sich, daß beide bei kalter Winterszeit Wacht stehen mußten, innen in der Wachstube war der Vater, der Sohn aber ging außen auf und ab und stampfte, daß es nachhallte. Endlich nach einer Weile stand er still, dann ging er schnell zum Vater hinein und sagte

ihm: „Sei Soldat wer da will, ich laufe davon!" — „Wenn du davon läufst, antwortete ihm dieser, dann mache ich's auch nicht besser — bin nun schon ein alter Kerl, man wird mir's nicht so übel nehmen, wenn's die jungen Burschen nicht mehr aushalten." Damit war's beschlossen, sie nahmen Säbel und Gewehr mit und ließen Wache Wache sein. —

Am Tage streiften sie in Wäldern umher, schossen Wild und nahmen wo sie Etwas fanden, Abends stiegen sie auf einen Baum, um nicht entdeckt zu werden. Als sie umherschweiften, begegnete ihnen Einer, den sie für einen alten Soldaten ansahen und fragten, woher er sey? Jener, der wohl sah, er habe es mit Seinesgleichen zu thun, lachte und gab ihnen zu verstehen, daß er nicht gerne Wache gehalten habe und nannte sich einen Polen. Sie gingen nun mitsammen weiter und kamen zu einem wohlgebauten Hause. Thore und Thüren fanden sie offen und Küche und Keller auf's Beste bestellt, aber sie hörten und sahen im Hause keinen Menschen und keine Seele. — Das hatte indessen Nichts zu sagen, sie waren froh, wenn nur Niemand kam und ließen sich's gerne gefallen immer zu bleiben. Wirklich kam auch Niemand. —

Tags darauf gingen Vater und Sohn auf die Jagd und der Pole blieb daheim Acht zu geben, daß nicht Feuer auskomme. Während dem er sich sein Mittagmahl herrichtete, kam ein recht schmutziger alter Bettler zu ihm in die Küche, der hatte einen langen schwarzen Bart und bat auf's kläglichste sich auf den Heerd setzen zu dürfen, weil ihm viel zu kalt sei.

„Setz' dich nur hinauf Alter!" brummte der Pole und arbeitete indessen Dieses und Jenes in der Küche. Sobald aber das bärtige Bettelmännlein merkte, daß man auf ihn nicht mehr Acht habe, sprangs vom Heerd und zerkratzte und zerzauste den armen Deserteur auf's jämmerlichste und war schnell wieder fort. —

Abends kamen die Andern nach Hause und als sie ihren Kameraden so übel zugerichtet sahen, fragten sie, wie das zugegangen? „Ja," antwortete er, „da kam heut' eine große Katze, die setzte sich auf den Heerd und als ich nicht aufpaßte, sprang sie mir in's Gesicht — und das Andere seht ihr schon selber." — Die zwei lachten und gingen zu Bette.

„Heut' gehen wir zwei jagen, ich und der Pol'" sagte am andern Tage der Sohn zum Vater „schau fein, daß dich die Katz' in Ruh' lasse." Die Jäger gingen fort und der Vater besorgte zu Hause die Geschäfte. Gegen Mittag klopfte es an der Hausthüre. Der Vater machte auf und draußen stand das alte, bartige Männlein und bat inständig um Einlaß, weil ihm viel zu kalt sei. — Da ging es nun wie am vorigen Tage. Nach einer Viertelstunde war der Schelm fort und der alte Soldat fluchte und wischte sich das Blut vom zerkratzten Gesicht; am Abend aber mußte er gleichwohl auch der Katze die Schuld geben, denn er schämte sich, daß er von dem alten Wichte sich hatte bemeistern lassen. —

Am dritten Tage blieb der Sohn zu Hause. Es dauerte nicht lange, da kam der schmutzige Bettler und bat um die Erlaubniß sich an's Feuer setzen zu dürfen. „Wegen meiner," sagte der Junge mürrisch, und dachte

bei sich: Aha das Männlein schaut noch tückischer d'rein als unser Korporal, wenn er sich einen neuen Prügelstock abschnitt. Vielleicht ist's gar die große Katze, die dem Vater und dem Polen so viel zu schaffen machte. Er stellte sich, als ob er den Bettler ganz unbeachtet lasse, gab aber fleißig auf ihn Acht. —

So bald sich Jener unbemerkt glaubte, sprang er vom Heerd; aber der Junge hatte ihn im nämlichen Augenblicke schon am Barte gefaßt und schleppte ihn lachend unter das Dach hinauf, wo er ihn festband und mit Stricken beim Bart an einen Nagel hängte.

Beim Abendessen fragte der Vater ganz verwundert, ob die Katze nicht gekommen sei, während er auf der Jagd gewesen? „Ja," sagte der Sohn, „geht nur und schaut, unter dem Dach oben hängt sie." Da sprangen Alle vom Tische auf, die Katze anzuschauen, fanden aber nur den langen, schwarzen Bart des Männleins am Stricke hangen und über das Estrich hin bis hinab über die Stiege Nichts als Blutstropfen. Wohin mag nun etwa das Männlein geflohen sein? — Fort war's einmal, wenn auch ohne Bart. Neugierig gingen sie der blutigen Spur nach und kamen bis zu einem großen Steine, wo sie aufhörte. In der festen Ueberzeugung, das Männlein müße da hineingeschlüpft sein, wälzten sie den Stein weg und fanden, daß er über eine große Oeffnung hingeworfen war, die tief unter die Erde führen mußte. Nur allzugerne hätten die Drei gewußt, wie es unten etwa aussehe, und waren ganz einverstanden, als der Sohn sagte, das Männlein dürfe nicht auskommen; aber damit waren sie nicht einverstanden, daß sie hinab sollten, weil ihnen der Aufenthalt des tü-

ckischen Bettlers doch gar zu unheimlich schien. So dachte der Vater und der Pole; der Sohn aber hatte sich ein Herz gefaßt und war ins Haus zurückgelaufen, um Stricke und Seile zu holen.

Bald war er wieder mit Stricken versehen zurückgekommen und verlangte ohne Weiteres, sie sollten oben festhalten, während er am Seile hinabglitsche, und erst dann ihn wieder heraufziehen, wenn er ihnen durch Anziehen des Strickes ein Zeichen geben werde. Die zwei waren's zufrieden, wenn es nur nicht ihnen auf die Haut ginge und hielten aus Leibeskräften. Das Seil war schon fast zu kurz geworden, da kam zum guten Glücke der unerschrockene Jüngling unten an und wußte kaum was er denken sollte, wie er vor sich die schönste, lieblichste Landschaft erblickte. Er dachte gar nicht mehr daran, daß oben seine Genossen ihn erwarteten und ging immer voll Freude auf den sonnigen Feldern vorwärts, denn ihn lockten in der Ferne drei Schlösser, und er gab sich selbst das Versprechen nicht eher zu ruhen, als bis er sie erreicht hätte. Da er immer auf die Schlösser schaute, hätte er bald einen Hirten und eine Heerde am Wege übersehen. Es war das Männchen ohne Bart — doch nach einem flüchtigen Blicke eilte er vorüber immer rascher und schneller, bis er endlich das erste derselben erreichte.

Durch ein großes Thor trat er in den Hof und von dort stieg er über glatte Marmelsteine hinauf, aber das ganze Schloß schien wie ausgestorben. Nur ein Wesen trat ihm endlich nach langem Suchen entgegen, es war die Herin des Palastes. Sie schien dem jungen Wan-

derer die lieblichste Jungfrau auf der ganzen weiten Welt. —

Wie erschrocken wandte sie sich an den staunenden Gast und bat ihn, entweder schnell sich zu entfernen oder in jedem Augenblicke bereit zu sein, einen furchtbaren Kampf mit einem Ungethiere zu bestehen. „Aber," setzte sie noch mit sichtbarer Freude hinzu: „bist du Sieger im Kampfe, dann bist du dadurch auch mein Befreier und nicht bloß der meinige, sondern auch der meiner zwei Schwestern, die in den beiden andern Schlössern verzaubert sind. Zwar mußt du auch für sie noch Vieles wagen, aber es wird dir leichter sein. So wisse, ich und meine Schwestern sind die Kinder eines reichen Königs, die von einem bösen Schwarzkünstler in diese einsamen Schlösser verzaubert wurden, wo uns greuliche Drachen und siebenköpfige Adler und ein furchtbar wüthender Hund bewachen. Merke wohl darauf, daß mein grausiger Wächter, wenn er kommt, nicht so leicht durch das Thor eindringen könne, sonst bist du verloren." So schnell als möglich wurden jetzt alle Thore fest geschlossen und nur ein Thorflügel wurde offen gelassen. Kaum war das geschehen, so wurde es völlig dunkel vor dem Thore, wo der Jüngling sich mit einer gewaltigen Hacke bereithielt, und durch das halbgeöffnete Thor streckte ein ungeheurer Drache seinen Rachen und schnaubte Rauch und giftiges Feuer, da er merkte, daß man ihn nicht einlassen wollte. Aber das Thor war fest und ehe der Schlangenleib zur Hälfte hereinkommen konnte, lagen schon seine sieben Köpfe alle auf dem Boden und augenblicklich wurde es im ganzen Schlosse lebendig, und was da war vom geringsten Diener bis zur

Prinzessin dankte seinem Retter. Die Prinzessin aber war jetzt noch zehnmal schöner als früher, und mit der Bitte sie nicht zu vergessen, wenn auch ihre Schwestern durch ihn befreit wären, gab sie ihm ein goldenes Krönlein und wünschte ihm viel Glück bei der Befreiung der Schwestern.

„Bist doch ein rechtes Glückskind!“ dachte sich unser Held, als er das Schloß verließ, um zu den beiden andern nur ja recht bald zu gelangen. Und als er nach wenigen Stunden mit den lieblichen Königskindern wieder zum Schlosse zurückkam, da dachte er: „Nun bist du noch ein weit seliger's Glückskind.“ Durch seine Unerschrockenheit war es ihm gelungen auch sie zu befreien und von ihnen hatte er einen Ring und ein Kettlein aus hellem Golde bekommen, als Andenken an den Tag der Erlösung. Nun begann die freudige Reise zum alten Könige zurück. Da mußten sie zum ersten Schlosse zurück, wo der junge Retter sich am Stricke herabgelassen hatte. Als sie zum Stricke kamen, der von der Oeffnung, die nach oben führte herabhing, gab der Sohn dem Vater und dem Polen, die wie er wußte oben seiner warteten, das Zeichen durch Anziehen des Strickes und nun wurden zuerst die glücklich Befreiten hinaufgezogen. Jetzt kam die Reihe an den Befreier selbst. Eben wollte er das Seil ergreifen, als es zu seinem Schrecken herabfiel und von der Oeffnung her kam es ihm gerade vor, als ob er den Polen und den Vater lachen hörte.

Da war guter Rath theuer — der Betrogene aber, denn das war er, wußte sich gar nicht zu rathen. Am meisten schmerzte ihn, daß er so ganz und gar allein

war und auch seine Prinzeß nicht mehr sehen konnte. Jetzt fiel ihm das alte Männlein ein, das er früher gesehen hatte, das wollte er nun aufsuchen, um wenigstens eine Ansprache zu haben. Er fand es auch und klagte ihm, weil er sonst Niemanden klagen konnte, seine große Noth. „Sieh," sagte da das Männlein, „wenn du mir schon übel mitgespielt hast, ich will dir helfen, wenn du mir folgst. Ich besitze die Kunst mich zu verwandeln in was ich will, nun verwandle ich mich in einen großen Adler und trage dich hinauf. Aber ich werde sehr matt vom Fluge und da mußt du geschwind ein Lamm schlachten und es in drei Theile zertheilen. So oft ich dann schreien werde, mußt du mir schnell ein Stück geben, sonst fallen wir herab und du bist dann todt." Was das Männlein versprach, erfüllte es auch alsogleich und so packte der Adler mit seinen Klauen den Jüngling, dieser aber trug das Fleisch. Dreimal hatte schon der schnellfliegende Vogel nach Futter geschrien und noch waren sie nicht oben, als er zum viertenmal schrie. Das Lamm war verzehrt — was nun? Schnell schnitt sich der Soldat ein Stück von seiner Wade herunter und gab es dem Adler zu fressen, denn anders wußte er sich nicht mehr zu helfen. Einige Augenblicke noch und sie waren oben. —

Der Adler war nun wieder zum alten Männlein geworden und dankte dem Soldaten herzlich für die Befreiung, die er dadurch erlangte, daß er ihm ein Stück von der Wade zu fressen gab. „Das war das einzige Mittel meiner Rettung," sagte es, auch ich bin verzaubert worden und jenes Haus, in das du und dein Vater zuerst kamen, gehörte mir; nun übergebe ich es dir und will dich

auch zu einem Brünnlein führen, wo deine Wunde an der Wade alsbald heil wird, dann magst du deines Weges weiter gehen.“ Darauf war das Männlein, nachdem es ihm das Heilbrünnlein gezeigt hatte, fort und er sah es nicht wieder.

Der erste Gedanke, den nun der junge Deserteur hatte, war in die Stadt des Königs zu gehen, dessen Töchter er befreit hatte und sei sie auch, wo sie wolle. Die Andern haben mich betrogen, dachte er, vielleicht betrügt mich das Glück nicht. Und richtig das Glück schien ihn zu begleiten, denn eher, als er dachte, gelangte er an's Ziel seiner Reise und befand sich schon nach einigen Tagen in der Königsstadt, wo Alles vom Größten bis zum Kleinsten der Freude sich hingab und ihm jeder, den er fragte: „Warum so lustig, Bruder?“ froh zur Antwort gab: „Ja weil die Königskinder wieder da sind und bald Hochzeit sein wird.“ —

Daß die Königskinder da waren, das war unserm Wanderer freilich lieb und recht, aber die Hochzeit kam ihm ein wenig zu schnell. Allein er konnte unter so vielen fröhlichen Gesichtern doch auch nicht traurig sein und mußte, als er erfuhr der Vater und der Pole hätten sich für die Befreier der Prinzessinen ausgegeben, zum schlechten Spiele gute Miene machen. Nur Eines gab ihm noch Hoffnung, seine drei Andenken: sein Krönlein, das Ringlein und das Kettlein. „Ich will zum König gehen, sagte er zu sich selbst, bei der Hochzeit habe ich auch etwas d'rein zu reden“ und sah dann wieder die hohen Paläste und dies und das an, um sich zu zerstreuen.

Da gewahrte er einen Mann in einer offenen Werkstätte sitzen, und der feilte so emsig an einem goldenen Ding, daß ihn Wunder nahm, was das abgebe. Er ging hinzu und fragte alsogleich: „Was feilt Ihr denn da? Ihr schaut Euch ja völlig die Augen heraus?“ – „Brauchts auch,“ antwortete der Goldschmied ohne aufzusehen „wenn die Prinzeß eine schöne Krone bekommen soll und ich eine schöne Belohnung.“ „Ei willkommen Meister,“ lachte nun der Wanderer, „ich bin ein Goldschmied-Geselle, wollt Ihr mich nicht in Dienst nehmen? ich hoff’ Ihr sollt zufrieden sein.“ Der Meister gab ihm dazu bald sein Jawort, der neue Goldschmiedgeselle verlangte ein Zimmer allein, wo er ganz ungestört arbeiten könnte und schloß sich nun ohne viel sich sehen zu lassen eine ganze Woche lang ein. Dann nahm er sein Krönlein, gab es dem Meister und ging schnell wieder fort zu einem andern Goldarbeiter, denn er hatte erfahren, daß auch ein Brautring und ein Halsgeschmeide für die zwei ältern Königstöchter noch angefertigt werde. Der Goldschmied war aber ganz erstaunt über die kunstvolle Arbeit der neuen Krone und hatte jetzt nichts eiliger zu thun, als diese ausgezeichnete Arbeit dem Könige zu zeigen. — Sobald aber der König und die Prinzessinen das herrliche Krönlein sahen, schrie die Jüngste laut auf und die beiden Aeltern sahen einander freudig an, denn sie wußten wohl wer dies Krönlein einst getragen hatte und waren nun voll froher Hoffnung, ihren wahren Befreier wieder zu finden. Gleich mußte der Goldarbeiter Alles erzählen, wie er zu dem Krönlein gekommen sei und als er nun vom fremden Gesellen sagte, da drängten Alle, ihn schnell holen

zu lassen. Jedoch schien alle Eile vergeblich und selbst als der zweite Goldschmied mit dem goldenen Brautringlein, das ein fremder Geselle gefertigt, sich vor dem Könige meldete, war alles Nachforschen umsonst und der fremde Künstler schon wieder fort. Die Königskinder aber waren theils voll froher Hoffnung, theils traurig. —

Inzwischen war es in der ganzen Stadt laut geworden, die vermeintlichen Befreier der Königstöchter seien böse Betrüger und der eigentliche Befreier sei angekommen und müße sich wahrscheinlich in der Stadt aufhalten. Unser junger Wanderer war bis jetzt schon beim dritten Meister als Lehrjunge im Dienste und sollte, so gut er nur immer könnte, ein goldenes Halskettlein machen, was er auch ganz auf die nämliche Art und Weise wie bei den vorigen Meistern zu thun versprach. Der neue Meister aber war schlauer als die vorigen und sobald er merkte, daß der Geselle sich nur so mit Fleiß stelle als ob er arbeite, indeß er doch in seinem abgeschlossenen Zimmer sich mit anderen Sachen beschäftigte, ging er in der völligen Gewißheit den Vogel gefangen zu haben in den Königspalast und meldete, er könne Auskunft über den fremden Künstler geben, der Krone und Brautringlein gemacht hatte. Gleich wurde zum Goldarbeiter geschickt, die königlichen Boten trafen den langgesuchten Künstler bald und überraschten ihn, wie er eben lächelnd das Halskettlein betrachtete, und führten ihn voll Freude zum Könige. — Das war nun ein schöner Tag für das ganze Königshaus und ein fröhliches Wiedersehen für den Befreier und die Befreiten. Kurz darauf nahm der Glückliche die schönste

und jüngste der Königskinder bei der Hand und führte sie zum Hochzeitstanze. Dem Vater und dem Polen aber vergingen die lustigen Tage, denn sie wurden in's einsame Waldeshaus verbannt zur Strafe für ihren Betrug, und sie fürchteten sich noch oft vor dem alten tückischen Bettelmännlein.

(Mündlich in Hall und zu Fließ in Oberinnthal.)

Der blinde Metzger.

Vor vielen Jahren lebte einmal ein Metzger, Hans mit Namen. Der war aber schon so alt, daß er blind geworden und deßhalb sein Geschäft aufgegeben hatte. Dies hatte er aber auch gar nicht mehr nöthig, denn er hatte sich ein hübsche Sümmchen erspart und lebte nun mit seinem Weibe in Ruhe. — Da hörte er eines Tages, daß in einem nicht fernen Dorfe ein großer Markt sei, und es stieg in ihm die alte Liebe auf, auch auf den Markt zu gehen und ein Bischen zu schachern. Er steckte deßhalb ein hübsches Sümmchen Zwanziger in die Tasche und marschirte, seinen alten Haselstock in der Hand, auf den Markt. Wie die andern Metzger den Hansl zwischen den Kühen und Ochsen herumtappen sahen, wollten sie sich einen Spaß machen und redeten unter einander ab, den Blinden jetzt einmal recht anzuführen. Sie wünschten ihm gar freundlich einen

guten Morgen und fragten, was er denn auf dem Markte eigentlich wolle. Auf seine Antwort, daß er gerne eine große, junge, schöne Kuh kaufen möchte, führten sie ihm eine recht schöne Kuh zu und sie wurden wegen des Preises bald Handel eins. Nachdem er das verlangte Geld auf den Tisch gezählt, nahm er den Strick, woran die Kuh gebunden gewesen, in die Hand, und kehrte langsam nach Hause zurück. Die Metzger aber hatten jetzt statt der Kuh einen Bock an den Strick gebunden, und lachten sich satt, als der Hansl, ohne den Betrug zu merken, mit dem Bock nach Hause fuhr. Dort angekommen, rief er alsogleich sein Weib heraus, um die schöne Kuh anzusehen. „Glaubst du, ich laß mich foppen, daß ich einen Bock für eine Kuh anschauen soll,“ sagte aber diese. — „„Was Teufel! sagte Hans, was sprichst du denn von einem Bock, es ist ja die schönste Kuh, die ich gekauft,““ und griff alsogleich nach dem Rücken derselben; da faßte er aber den Bock bei den Hörnern, der, über diese sonderbare Berührung aufgebracht, den Hansl bald über den Haufen geworfen hätte. Jetzt merkte er wohl, daß er betrogen worden, beschloß aber, sich für diesen Streich an den Metzgern zu rächen, koste es was es wolle. Er steckte eine schöne Rolle Thaler zu sich und ging augenblicklich wieder in das Dorf, wo der Markt gehalten wurde. Er setzte sich aber diesmal ein altes Hütl auf, das mit den sonderbarsten Figuren und Zeichen verziert und ein altes Erbstück seines Vaters war. Im Dorfe angekommen, ging er schnell zu drei Wirthen, und gab einem Jeden ein hübsches Sümmchen Kronenthaler und sagte, er werde mit einigen Metzgern kommen und das Geld verhauen; wenn das Geld verzehrt sei, so solle man

ihn heimlich stossen; er werde dann sein Hütl herumdrehen und fragen, „Was schuldig" und der Wirth dürfe bloß sagen: „Ist schon bezahlt," weiter Nichts. Dies ließen sich die Wirthe nicht zweimal sagen.

Hierauf suchte er die Metzger auf und wie er sie gefunden, fragte er sie, ob sie nicht eine Halbe wollten. Sie erklärten sich alsogleich bereit dazu und gingen mit ihm in's Wirthshaus. Da wurde gegessen und getrunken, als wenn Kirchtag gewesen wäre. Endlich stieß der Wirth ganz heimlich den Hans und bedeutete ihm, daß das Geld zu Ende sei. Da fragte Hansl die Metzger, ob sie nicht aufbrechen wollten; und da sie sich dazu bereit erklärten, so drehte er dreimal sein Hütl herum und fragte: „Herr Wirth, was schuldig?" „Ist Alles bezahlt", war die Antwort. Die Metzger staunten. Wenn das so steht, sagte Hans, so gehen wir in ein anderes Wirthshaus, denn ich hab versprochen, auch eine Halbe zu zahlen. Hier und im dritten Wirthshaus wiederholte sich das Nämliche.

Da wurden die Metzger endlich auf das Hütl aufmerksam und fragten, ob dieses eine solche Kraft besitze. Auf seine Bejahung baten sie ihn, ihnen selbes um 600 fl. zu überlassen; denn er als alter Mann brauche es doch nicht mehr so nöthig.. „Weil ihr meine guten Freunde seid, meinte Hans, ich aber schon alt und blind bin, so will ich euch das Hütl um 600 fl. geben."

Sie zahlten ihm voller Freude die 600 fl. und Hans schlich sich ganz still und eilig nach Hause, wo er mit seinem Weibe über die Betrogenen nach Herzenslust lachte. —

Die Metzger ließen nun ihre Weiber und Kinder kommen, gingen ins Wirthshaus und ließen sich Alles wohl schmecken bis tief in die Nacht hinein. Endlich wollten sie doch nach Hause gehen; deßhalb setzte einer das Hütl auf, drehte es dreimal herum und fragte: „Herr Wirth, was schuldig?“ „Werde gleich zusammenrechnen,“ war die Antwort. Da machten Alle gar große Augen. Es setzte ein zweiter, ein dritter das Hütl auf, sie drehten es bald nach Rechts, bald nach Links, und fragten immer, aber allzeit hieß es, man werde gleich zusammenrechnen, niemals aber, es ist schon bezahlt. Da mußten sie denn siebzig Gulden für die Zeche bezahlen. Jetzt sahen sie wohl, daß diesmal sie die Betrogenen seien, zahlten mit verhaltenem Zorne die Zeche und machten sich dann unter Fluchen und Schelten gegen Morgen auf, um sich an dem blinden Hansl zu rächen.

Dieser saß indessen mit seinem Weibe beim Frühstück. Wie er die Metzger daherkommen sah, befahl er ihr, über ihn ein Leintuch auszubreiten, einige Lichter anzuzünden, sich die Haare zu zerraufen und zu jammern und zu klagen, als wäre er diese Nacht gestorben. Wenn die Metzger kämen, so solle sie dann einen davon bitten, daß er mit einem alten Stocke, der im Kasten war, ganz leicht dreimal auf ihn klopfe, damit er vielleicht noch lebendig würde. Sie that, wie ihr befohlen war. Die Metzger hörten sie von Weitem schon heulen und schreien, wußten aber gar nicht, was das bedeute. Wie sie näher kamen, sahen sie das Weib wie rasend im Hause herumlaufen und fragten sie um die Ursache. Sie sagte zuerst gar Nichts und führte sie bloß in die Stube, wo der Hansl zwischen den brennenden Kerzen unter dem Tuche ganz

mäuschenstill lag; bald aber bat sie einen von den Metzgern, indem sie den alten Stock mit den sonderbaren Figuren aus dem Kasten nahm, er möchte doch mit diesem dreimal ganz gelinde auf den Hansl schlagen, vielleicht könne er noch in's Leben zurückgebracht werden; denn es sei dies ein alter Zauberstab. Da sie so erbärmlich sich gebärdete, daß sich hätte ein Stein darüber erbarmen müßen, so fühlten auch sie Mitleid mit dem armen Weibe, und einer von ihnen ergriff den Stab und schlug dreimal ganz gelinde auf den armen Hansl. Kaum war dies geschehen, so regte sich Hansl unter der Decke, erhob sich langsam von der Bank, rieb sich die Augen, als wäre er aus einem tiefen Schlafe erwacht, und fragte, wo er denn wäre. Allmählig zu sich gebracht, erzählte er den Metzgern gar seltsame Sachen, die er im Jenseits gesehen und gehört hatte.

Die Metzger hatten jetzt all ihren Groll und Zorn verloren und baten ihn, ihnen doch den Stock zu geben. Hansl gab ihnen selben für den wichtigen Dienst, den sie ihm geleistet hätten, und dazu mußten sie noch ihm 800 fl. auszahlen, was sie mit Freuden thaten, denn sie hofften, sich damit bald das zu verdienen. Sie gingen gar nicht mehr nach Hause, sondern geradezu in die Residenzstadt, denn dort meinten sie mit ihrem Zauberstabe Wunder zu wirken und bei den reichen Familien Millionen zu verdienen. Wie sie in der Residenz ankamen, war die ganze Stadt in größter Trauer; denn des Königs einziges, innig geliebtes Töchterlein war gestorben. Da ließen die Metzger dem Könige melden, sie seien im Stande, seine Tochter in's Leben zurückzurufen. Der König ließ sie alsogleich rufen und zum Bette führen, auf dem die

Prinzeß in schneeweißem Kleide lag. Alle Zuschauer wurden nun entfernt und der älteste der Metzger ergriff den Zauberstab.

Er schlug ganz sanft dreimal auf den Leichnam, aber dieser blieb leblos wie zuvor; da ergriff der zweite und nach diesem der dritte den Stock, aber keiner brachte die Prinzeß in's Leben zurück. Jetzt schlug bald der eine, bald der andere, bald stärker, bald schwächer, bis der König merkte, daß sie bloß Betrüger seien, weßhalb er sie in's Gefängniß abführen ließ, wo sie etliche Wochen nachdenken konnten, wie sie sich an dem Hansl für den neuen Betrug rächen wollten. Aus dem Gefängnisse entlassen und vor Rache dürstend überfielen sie heimlich in der Nacht das Haus, nahmen den Hansl gefangen und banden ihn in einen großen Sack, um ihn in einen Fluß zu werfen. Um dem Hansl die Todesängsten recht fühlen zu lassen, ließen sie den Sack, worin er sich befand, auf der Brücke des Flußes stehen und gingen auf einige Zeit in's Wirthshaus, um dort ihre Hitze ein wenig abzukühlen.

Unterdessen schrie Hansl im Sack in Einem fort: „I will nit, i mag nit.“ Wie er so fortschrie, kam ein Sautreiber mit einer großen Schweinheerde über die Brücke daher und fragte: „Was willst du nit?“ „Ja, sagte Hansl, i soll die Königstochter heirathen und das mag i nit.“ „„I möcht schoan,““ meinte der Sautreiber. „Dann mußt du mi auslassen und dich in den Sack einbinden lassen.“ Der Sautreiber war damit einverstanden, öffnete den Sack, ließ den Hansl heraus, schenkte ihm die ganze Schweinheerde, ließ sich in den Sack hineinbinden und schrie in Einem fort: „„I will schoan, i mag schoan,““

während Hansl nichts Eiligeres zu thun hatte, als die Schweine nach Hause zu treiben.

Wie die Metzger aus dem Wirthshause kamen und den im Sacke schreien hörten: „I will schoan, i mag schoan,“ lachten sie hellauf und sagten: „Du magst wollen oder nicht, du mußt,“ hoben den Sack vom Boden auf und warfen ihn über das Geländer in den Fluß, der ihn sogleich davon trug. „Jetzt hat der Kerl seinen Lohn, sagten sie zu einander, jetzt hat er Feiertag mit seinem Foppen.“

Hansl aber hütete unterdessen ganz wohlgemuth seine Schweinheerde.

Als nun nach einigen Tagen wieder ein Metzger an Hansens Hause vorbei ging und im Anger die große Schweinheerde, den Hansl selbst aber vor der Thüre sich sonnen sah, so wußte er gar nicht, wie das zugehe, und fragte deshalb den Hansl, ob er denn nicht im Wasser ertrunken sei?

„Gar nicht, erwiderte der Gefragte, sondern ich wurde lange fortgetragen, bis endlich der Sack aufging und ich mich an einem Orte befand, wo sich sehr viele Schweine fanden, aber keine Menschen, und damit ich den Weg dahin nicht umsonst gemacht hätte, trieb ich einige Schweine mit mir.“ Der Metzger blieb nicht lange bei dem Hansl, sondern eilte zu seinen Genossen und erzählte ihnen, wie sie wider ihren Willen dem Hansl zu einem so großen Glücke geholfen hätten. „Da müssen wir schon auch nach dieser Gegend hin, um Schweine zu holen, und mit diesen einen großen profitablen Handel anfangen,“ meinten sie. —

Gesagt, gethan; sie legten ihre bessere Kleidung an und machten sich alsogleich auf den Weg, schnurgerade

auf den Fluß zu. Auf dem Weg machten sie aus, daß derjenige, der zuerst hinein springen würde, den Andern zurufen solle: „Kummt", wenn nämlich das Wasser nicht gar zu tief wäre. Wie sie auf der Brücke angekommen waren, sprang einer ganz beherzt in's Wasser, so daß ein lautes Plump erhallte. Die Andern glaubten, er rufe „kummt", und sprangen insgesammt nach, schluckten aber zu viel Wasser und ertranken deßhalb. Hansl hatte aber seit dieser Zeit vor ihnen Ruhe und er konnte ganz gemächlich seine Schweinlein verzehren, wovon er gar fett wurde.

(Mündlich in Zillerthal.)

Inhalt.

Seite

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google